This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FA 1553.1

TRANSFERRED TO
FINE ARTS LIBRARY

Harvard College Library

BOUGHT FROM THE BEQUEST OF

CHARLES SUMNER, LL.D.,

OF BOSTON.

(Class of 1830.)

"For Books relating to Politics and Fine Arts."

Geſamtanordnung und Gliederung des »Handbuches der Architektur« (zugleich Verzeichnis der bereits erſchienenen Bände, bezw. Hefte) ſind am Schluſſe des vorliegenden Heftes zu finden.

Jeder Band, bezw. jedes Heft des »Handbuches der Architektur« bildet auch ein für ſich abgeſchloſſenes Buch und iſt einzeln käuflich.

HANDBUCH

DER

ARCHITEKTUR.

Unter Mitwirkung von

Oberbaudirektor
Profeſſor Dr. **Joſef Durm**
in Karlsruhe

und

Geh. Regierungs- u. Baurat
Profeſſor **Hermann Ende**
in Berlin

herausgegeben von

Geheimer Baurat
Profeſſor Dr. **Eduard Schmitt**
in Darmſtadt.

Zweiter Teil:

DIE BAUSTILE.

HISTORISCHE UND TECHNISCHE ENTWICKELUNG.

4. Band:

Die romaniſche und die gotiſche Baukunſt.

3. Heft:

Der Kirchenbau.

ARNOLD BERGSTRÄSSER VERLAGSBUCHHANDLUNG (A. KRÖNER)
STUTTGART 1902.

DIE BAUSTILE.

HISTORISCHE UND TECHNISCHE ENTWICKELUNG.

DES

HANDBUCHES DER ARCHITEKTUR

ZWEITER TEIL.

4. Band:

Die romaniſche und die gotiſche Baukunſt.

3. Heft:

Der Kirchenbau.

Von

Max Haſak,

Regierungs- und Baurat in Grunewald bei Berlin.

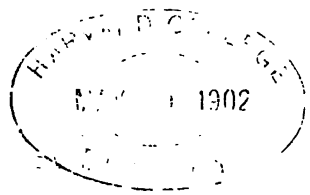
Mit 291 in den Text eingedruckten Abbildungen, ſowie 19 in den Text eingehefteten Tafeln, darunter 1 in Farbendruck.

STUTTGART 1902.

ARNOLD BERGSTRÄSSER VERLAGSBUCHHANDLUNG

A. KRÖNER.

FA 1553.1



Summer fund.
(II. 4. iii)

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen bleibt vorbehalten.

Druck der UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT in Stuttgart.

Handbuch der Architektur.

II. Teil.

BAUSTILE.

Hiſtoriſche und techniſche Entwickelung.

4. Band, Heft 3.

INHALTSVERZEICHNIS.

Die mittelalterliche Baukunſt.

3. Abſchnitt.

Die romaniſche und die gotiſche Baukunſt.

Der Kirchenbau.

		Seite
1. Kap.	Allgemeines	1
2. Kap.	Pfarrkirchen	8
	a) Grundriſs der Pfarrkirchen	8
	b) Querſchnitt der Pfarrkirchen	9
	1) Baſiliken	9
	2) Hallenkirchen	22
	3) Einſchiffige Pfarrkirchen	40
	4) Kirchen mit Emporen	45
	5) Zentralkirchen	56
3. Kap.	Kloſterkirchen	64
	a) Kloſterkirchen der Benediktiner	65
	b) Kloſterkirchen der Ciſtercienſer und Prämonſtratenſer	68
	c) Kloſterkirchen der Franziskaner und der Dominikaner	72
4. Kap.	Stiftskirchen	74
5. Kap.	Domkirchen	77
6. Kap.	Entwickelung der einzelnen Teile der Kirchengebäude	90
	a) Altarraum oder Chor. — Seitenapſiden, Umgänge und Kapellenkränze	90
	b) Krypten	114
	c) Querſchiff	116
	d) Vierung und Vierungsturm	122
	e) Dachreiter	126
	f) Kirchenſchiff	127
	g) Gewölbe	131
	h) Kirchendächer	155
	i) Ausbildung des Weſtendes der Kirchen; Türme	165

Seite

7. Kap. Mittelalterliche Bauzeichnungen 199
8. Kap. Statik der Bauwerke im Mittelalter 219
9. Kap. Baumeiſter des Mittelalters 222
a) Romaniſche Baumeiſter 224
1) Spanien 224
2) Italien 229
3) Deutſchland 238
b) Gotiſche Baumeiſter. — Steinmetzordnungen 248
Alphabetiſches Sachregiſter 270
Verzeichnis der bildlich dargeſtellten Bauwerke, alphabetiſch geordnet nach den Orten, in denen ſie errichtet ſind 275

Verzeichnis

der in den Text eingehefteten Tafeln.

Zu Seite 55: Kathedrale zu Albi. — Längenanſicht, Querſchnitt und Längenſchnitt.
» » 65: Bauriſs des Kloſters St. Gallen ungefähr vom Jahre 820.
» » 95: Dom zu Speier. — Oſtanſicht.
» » 96: Dom zu Bamberg. — Oeſtliche Choranſicht.
» » 121: *Notre-Dame*-Kirche zu Paris. — Nördliches Querſchiff.
» » 147: Chorſtrebewerke des Domes zu Cöln.
» » 160: Dachſtuhl des St. Stephansdomes zu Wien.
» » 178: Dom zu Magdeburg. — Turmanſicht vom Kirchenſchiff aus.
» » 179: Kloſterkirche zu Jerichow. — Weſtanſicht.
» » 187: Münſter zu Freiburg i. B. — Weſtanſicht.
» » 188: Münſter zu Ulm. — Weſtanſicht vor der Wiederherſtellung.
» » 194: *Notre-Dame*-Kirche zu Paris. — Weſtanſicht.
» » 196: Nordweſtturm des Domes zu Bamberg.
» » 197: Kathedrale zu Rheims. — Weſtanſicht.
» » 198: Münſter zu Straſsburg. — Weſtanſicht.
» » 199: Turmhelm der Kirche zu Hafelbach.
» » 207: Dom zu Cöln. — Urſprüngliche Zeichnung der Weſtanſicht.
» » 209: Vom Dom zu Cöln. — Teil des Längenſchnittes und der Längenanſicht mit Hilfslinien.
» » 210: Vom Dom zu Cöln. — Teil des Querſchnittes mit Hilfslinien.

C. Der Kirchenbau.

Von MAX HASAK.

1. Kapitel.

Allgemeines.

1. Kennzeichnung der mittelalterlichen Kirchen.

Der grofse Vorzug mittelalterlicher Baumeifter war es, das Bedürfnis, welches der jeweiligen Aufgabe zu Grunde lag, klar zu erkennen, daher das »Programm« genau feftzuftellen, die zweckmäfsigfte und entfprechendfte Löfung anzuftreben und — zu ihrem Ruhme fei es hervorgehoben — auch zu finden. Und zwar nicht blofs das »Programm« für den Grundrifs und den Querfchnitt; nein, allmählich auch für den Aufrifs, ja, insbefondere für alle Einzelheiten in Fenftern, Thüren, Simfen und Verzierungen.

Die mittelalterlichen Baumeifter liefsen fich nicht verführen, fremden Zeiten und ihren Schöpfungen zuliebe das »Programm« zu beugen und zu beeinträchtigen. Sie empfanden es nicht als eine läftige Feffel, der man fich, wenn irgend möglich, entledigt, um die Aufgabe in ein beliebtes Baufchema fremder Völker, anderer Bedürfniffe und unverftändlicher Zuftände einzuzwängen. Sie ahmten nicht die Bauten der Griechen und Römer nach; nein, das Bedürfnis, wie das Bauprogramm waren für fie der Ausgangspunkt ihres Schaffens, der zauberkräftige Keim einer neuen Kunft, der immer neue Blüten trieb, neue Früchte zeitigte, um endlich jenen Wald von Wunderwerken zu hinterlaffen, der uns nach jahrhundertelangen Verwüftungen noch heute in Erftaunen fetzt und jedweden unwiderftehlich zum Eintritt lockt, um fich an feinen herrlichen Hallen zu erquicken und fich in ihnen wohlig in der Heimat zu fühlen.

Dem gegenüber fteht die Kunft der Renaiffance, fei es diejenige der vergangenen Jahrhunderte oder diejenige der letzten Zeit, welche fich bemüht, die Formen der Griechen und Römer unferen Konftruktionen wie ein Kleid überzuwerfen, ein Kleid, welches zudem meiftens nicht bequem ift, fondern dem Bauwerk recht mit Zwang aufgedrungen wird. Wenn das Kleid auch meifterhaft, wenn feine Einzelteile von hinreifsender Schönheit, fein Gefamtbild ftolz und majeftätifch ift, und wenn auch die gottbegnadetften Künftler daran gewoben haben, man darf fich der Erkenntnis nicht verfchliefsen — es ift Schein; es ift ein Kleid, nicht aus der Konftruktion, nicht aus dem Bedürfnis, nicht aus dem Klima, dem Material oder unferen Gewohnheiten entfproffen; ja es ift nicht einmal Fleifch von unferem Fleifche. Und weil wir nicht die Väter, fondern nur die Nachbeter find, fo erreichen wir nie die Urheber jener Kunft, deren innerftem Wefen fie entfproffen, deren Bedürfniffen fie

entſprachen, deren Himmel und Marmor ſie angepaſst war, deren Herzblut in ihnen kreiſt.

Sollte man einwerfen, die mittelalterliche Kunſt beſitze das anfangs geſchilderte Verdienſt nicht; ſie ſei nicht die zweckerfüllende Löſung; ſie ſei nicht im Ganzen, wie in allen ihren Einzelteilen unſeren Konſtruktionen oder Materialien und Bedürfniſſen entſproſſen; dies ſei ein Ideal, dem leider noch Geſtalt und Leben fehle, ſo wird der Lauf des vorliegenden und des nächſtfolgenden Heftes zeigen, in wie weit hierfür der Beweis zu erbringen iſt oder nicht. Jedenfalls lehrt die mittelalterliche Kunſt, wie man dieſen Weg erfolgreich beſchreiten kann, wie die Jetztzeit nacheifernd ein Gleiches thun und ebenfalls aus dem nimmerverſagenden Born der Zweckmäſsigkeit eine neue Weiſe ſchöpfen kann, die unſerer Zeit eigen iſt und einen »neuen Stil« der Zukunft gebären wird.

Allerdings giebt es noch eine Betrachtungsweiſe der Kunſt, welche *Semper* in ſeinem »Stil« [1]) vertreten hat und wegen deren ſein berühmtes Werk überhaupt entſtanden iſt: daſs nämlich die Baukunſt eine Bekleidungskunſt ſei und nur eine Bekleidungskunſt ſein dürfe, daſs etwas anderes anzuſtreben Handwerksgeiſt und die mittelalterliche Kunſt überhaupt keine Kunſt, nur unzulänglicher Handwerkskram ſei.

Jungdeutſchland wird ihm ſchwerlich beipflichten, und ſo iſt es eigentlich gar nicht notwendig, gegen dieſe *Semper*'ſche Auffaſſung zu ſprechen. Allein die Darlegung des Vorgehens der mittelalterlichen Baumeiſter bei der Schöpfung ihrer Bauten in bis dahin nie geſehenen, ja nie geahnten Formen wird von ſelbſt zu einer Widerlegung jener Kunſtanſchauung und wird zeigen, daſs es nur die eine Möglichkeit giebt, aus dem ſchlimmen Kreislauf einer »ewigen Renaiſſance« herauszukommen, der perennierenden Nachbetung längſt vergangener Formen ein Ende zu machen, einer greiſenhaften Unfruchtbarkeit zu entrinnen, nämlich den Weg einzuſchlagen, welchen das Mittelalter eingeſchlagen hat: den Weg der vernunftgemäſsen Bauweiſe.

Das ängſtliche Nachbeten der Naturwiſſenſchaft des *Plinius* hat das Mittelalter auf dieſem Gebiete zur Unfruchtbarkeit und Kindlichkeit verdammt. Würden wir nicht auch heute noch des Dampfes, der Elektrizität, der Naturwiſſenſchaft und der alles umgeſtaltenden Technik entbehren, wenn die Neuzeit den alten Griechen und Römern weiterhin das »Opfer des eigenen Verſtandes« gebracht hätte? Würden wir die Meiſterwerke der Muſik beſitzen, wenn nicht das Mittelalter ſich des Bannes der antiken, kindlichen Weiſen entledigt hätte? Würden wir uns unſerer angeſtaunten Dichter erfreuen, wenn die Gelehrten weiterhin lateiniſch und die Gebildeten franzöſiſch geſprochen, wenn die Dichter in griechiſchen Versfüſsen geſchaffen hätten? Würden wir die Zauberhallen gotiſcher Dome beſitzen, hätte das Mittelalter nur bei den Alten ſein Heil geſucht?

Man entledige ſich doch endlich auch heute in der Bau- und Bildhauerkunſt wieder der »angelernten und gemachten« Kunſt; man ſchöpfe nur aus dem eigenen Buſen, aus dem eigenen Lande und für unſere eigene Sonne!

Dies bedeutet jedoch für den einzelnen nicht, daſs er ſein Hirn nach phantaſtiſchen, nie geſehenen Ungeheuerlichkeiten und Willkürlichkeiten zu zerquälen habe, noch daſs er Neues, nie Geſehenes plötzlich aus dem Nichts erſchaffen müſſe. Künſtlerphantaſie iſt nicht Phantaſterei; dies iſt eine Verwechſelung, wie ſie

[1]) Semper, G. Der Stil in den techniſchen und tektoniſchen Künſten. München 1860—63.

heutzutage leider gang und gäbe iſt. Neues läſst ſich nirgends aus dem Boden ſtampfen. Organiſch muſs der menſchliche Verſtand das Vorhandene und Ueberlieferte umbilden; ein jeder ſteht auf den Schultern ſeiner Vorgänger; nur ſo wird das bleibende Neue geſchaffen.

Aber zweierlei gehört dazu: ein klares Ziel und ein richtiges Prinzip! Unbewuſst, wie eine Koralle ſchaffend, als geiſtloſes Weſen, aber mit dem »göttlichen Funken« des Genius begabt, ſo ſtellt man ſich den Künſtler leider häufig vor, ſo ſucht man ſeine Erziehung ſogar zu regeln.

Nur keine geiſtige Ausbildung! Dieſe wirkt wie ein Mehltau für die Kunſt, raubt dem jungen Künſtler koſtbare Zeit. Nur der Schulung der Hand und des Auges bedarf es!

Hehre Kunſt, wie hat man dich erniedrigt! Dich meiſtert nicht der Menſch; nein, nur ſein Körper; ſein Koſtbarſtes, der Geiſt, er iſt dein Feind!

Trutz den Herren der Wiſſenſchaft, »die neben dem geträumten Throne — der Kunſt den erſten Sklavenplatz erlaubt«! Wie ſagt doch der Dichter:

»Im Fleiſs kann dich die Biene meiſtern,
In der Geſchicklichkeit ein Wurm dein Lehrer ſein;
Dein Wiſſen teileſt du mit vorgezognen Geiſtern;
Die Kunſt, o Menſch, haſt du allein.«

Weil der Menſch Geiſt und Körper in einem Weſen iſt, im Gegenſatz zu den vorgezogenen Nurgeiſtern und den tieriſchen Körpern, deswegen iſt er allein im ſtande, Kunſtwerke zu ſchaffen; dazu bedarf er der Schulung beider Teile, des Körpers und des Geiſtes. Was man mit der einſeitigen Schulung des Körpers aus Malerei und Bildhauerkunſt »erzogen« hat, liegt klar vor Augen: jedenfalls nicht viel, kaum etwas.

Belauſchen wir alſo nun die mittelalterlichen Künſtler am Werke ihrer Schöpfungen.

Wir werden zuerſt ſehen, wie ſie das Ganze meiſtern, um dann immer eingehender die einzelnen Teile zu zeigen, ihr Entſtehen zu beobachten, das Bedürfnis feſtzuſtellen, welches ſie in das Daſein gerufen hat, und all die Technik und die Gewerbe darzulegen, welche dieſem Bedürfnis zu Form und Geſtalt verholfen haben. Hierbei werden wir auch den Verlauf der organiſchen Umbildung der dem Mittelalter überkommenen Formen und Löſungen der Bauwerke betrachten, den Zeitpunkt feſtlegen, von welchem ab ein klares Ziel allen vor Augen ſchwebt, wo ein Streben alle beſeelt, wo in kaum begreiflicher Einmütigkeit Hunderte von gottbegnadeten Köpfen ihren Verſtand und ihre Phantaſie dem einen groſsen Ziele, der gotiſchen Kathedrale widmen, bis jenes nie geſehene Zauberwerk in ſtolzer Kraft und Schöne ſich in die Wolken türmt und unter ſeinen weiten Hallen die Bevölkerungen ganzer Gaue verſammelt. Dann zehren folgende Geſchlechter an ihren Formen und bilden ſie um und ſchaffen für die engeren und kleineren Verhältniſſe der Einzelgemeinden weiter. Aber ein Mehltau fällt auf die Entwickelung. Zur Kunſt gehört Geld, abermals Geld und wiederum Geld — und ſolches durch viele Geſchlechter.

Ein hundertjähriger Krieg verheerte Frankreich; in Deutſchland herrſchte die kaiſerloſe, die ſchreckliche Zeit; der ſchwarze Tod brachte Elend und Verarmung. Nur der Handwerker blieb übrig, um die nötigſten Nutzbauten herzuſtellen. Einzelne Baumeiſterfamilien überdauern zwar die ſchlimme Zeit, und als im XV. Jahrhundert

neuer Wohlſtand einzieht, treibt auch die Spätgotik ihre Wunderblüten. Es ſind herrliche Dekorationsſtücke; aber der Geiſt iſt erloſchen; die Einzelheiten haben ſich faſt alle in ein Spitzenwerk von Stein mit tauſenderlei nicht wirkenden Stäben und Kehlen aufgelöſt. Das Laubwerk hat die wenig erfreulichen Kohlblattformen angenommen. Kapitelle und Baſen ſind verſchwunden, die Rippen zu trockenen Leiſten zuſammengeſchrumpft. Die Renaiſſance war eine Erlöſung von dieſer Kunſtweiſe!

2. Reihenfolge der verſchiedenen Bauweiſen.

Die mittelalterliche Baukunſt zerfällt in die beiden groſsen Abſchnitte: die romaniſche und die gotiſche Kunſt.

Als romaniſche Kunſt bezeichnet man diejenige, welche in den chriſtlichen Ländern nach dem Jahre 1000 auftritt. Ihre Wurzel iſt die altchriſtliche Kunſt. Dies iſt bekanntlich diejenige Kunſt, welche ſich nach *Konſtantin des Groſsen* Annahme des Chriſtentums und der damit zuſammenhängenden Erklärung des Chriſtentums zur Staatsreligion aus der römiſchen Baukunſt entwickelt; jene Kunſt, die Gegenſtand von Teil II, Band 2, Heft 1 dieſes »Handbuches« war. Die Entwickelung der altchriſtlichen aus der römiſchen Kunſt fällt mit dem Eindringen der deutſchen Stämme in das römiſche Reich zuſammen, und ſo entfaltet ſich die höchſte Blüte dieſer Kunſt in Italien unter der Herrſchaft der Goten. *San Vitale* zu Ravenna wurde 526 im Todesjahr *Theoderich des Groſsen* begonnen. Die *Hagia Sophia* in Konſtantinopel folgt erſt 10 Jahre ſpäter nach. Während man in Italien den Stammbaum von *San Vitale* heute noch vor Augen hat: das Pantheon, der Tempel der Minerva medica und das Grabmal der *Conſtanza* zu Rom, *San Lorenzo* zu Mailand und das Baptiſterium zu Ravenna, iſt in Byzanz für die *Hagia Sophia* ein etwaiger Stammbaum nicht bekannt.

Dieſe altchriſtliche Kunſt kommt zum Stillſtand, da die gewaltigen Kämpfe der Oſtgoten, Byzantiner und Langobarden um die Herrſchaft, ferner Miſswachs, Seuchen, Hungersnot und Ueberſchwemmung die Bevölkerung und den Reichtum vernichten, ſo daſs die Bauten der Langobardenzeit den ſpäteren Jahrhunderten der Erhaltung nicht wert erſchienen und ſich Bauten aus der Zeit zwiſchen 600 und 1000 in Italien nicht erhalten haben.

Auch in Spanien, Gallien, am Rhein und im übrigen Deutſchland nach ſeiner Bekehrung zum Chriſtentum haben die neuen deutſchen Herren viel und prächtig gebaut; aber auch von dieſen Bauten hat ſich faſt nichts erhalten. Nur *Karl des Groſsen* Münſter in Aachen, der Weſtbau des Eſſener Münſters, die Eingangshalle zu Lorſch, wie der Weſtturm zu Werden u. ſ. w. zeigen, wie ſich die altchriſtliche Kunſt im Norden ausgebildet hatte. Erſt vom Jahre 1000 ab haben ſich auch hier die Bauten in gröſserer Zahl erhalten und zeigen jenes Kunſtgepräge, das wir mit romaniſch bezeichnen. Dieſe Kunſtrichtung entwickelt ſich während des XI. Jahrhunderts in den verſchiedenen Ländern zu beſtimmt ausgeſprochenen geſonderten Schulen.

In Italien ſcheidet ſich Oberitalien von der mittelitalieniſchen Schule. Deutſchland bietet bis in das XII. Jahrhundert eine einheitliche Schule, die ſpäter in Sachſen, am Niederrhein und in Süddeutſchland verſchiedene Färbung zeigt und im allgemeinen mit der oberitalieniſch-romaniſchen Kunſt verwandt iſt. Frankreich zerfällt in eine groſse Zahl getrennter Schulen. Da ſind diejenigen Burgunds, der Provence, des Périgord, des Languedoc, der Auvergne, des Poitou, der Ile-de-France, der Champagne, der Normandie und der Picardie.

Während die allermeiſten dieſer romaniſchen Schulen im Laufe des XI. und des XII. Jahrhunderts höchſtens eine Veränderung im Sinne gröſseren Reichtums aufweiſen und ſonſt bei ihren Konſtruktionen verharren, zeigt die Schule um Paris und beſonders in der alten Diöceſe Soiſſons ſeit 1100 Verſuche, die Kirchen durch Kreuzgewölbe auf Rippen zu überwölben und damit das Innere derſelben völlig umzugeſtalten. Die Abteikirche *St.-Denis* bei Paris beſitzt dann in ihrem Chorbau 1144 das erſte, der Zeit nach beſtimmte gotiſche Innere. Während alſo die Umbildung des Inneren um Paris zwiſchen 1100 und 1144 vor ſich gegangen iſt, hat ſich das Aeuſsere noch faſt völlig romaniſch erhalten und bildet ſich erſt bis 1200 zu ausgeſprochen gotiſchen Formen um. Die Bezeichnung »franzöſiſcher Uebergangsſtil« muſs alſo für das Innere und das Aeuſsere getrennt angewendet werden.

Während dieſer Zeit — 1150 bis 1200 — erobert dieſer gotiſche Stil ganz Nordfrankreich bis an die Loire nebſt Burgund, und es entſtehen in der Hauptſache fünf Schulen: die Schule der Ile-de-France, der Normandie, der Champagne, Burgunds und des engliſchen Teiles Frankreichs, alſo des Anjou und des Poitou.

Die Kenntnis dieſer franzöſiſchen Errungenſchaften verbreitet ſich in Deutſchland ſeit rund 1180, und zwar dadurch, daſs deutſche Meiſter erſichtlich nach Frankreich gegangen ſind. Denn die Aufsenanſicht bleibt die deutſch-romaniſche, nur zu gröſserem Reichtum ausgeſtaltet, während ſich im Inneren die frühgotiſchen Rippengewölbe mit allen ihren Einzelheiten heimiſch gemacht haben. Solche Bauten ſind insbeſondere die Dome zu Baſel und zu Worms, der Oſtteil des Speierer und Trierer Domes, das Kreuzſchiff des Münſters zu Freiburg u. ſ. w. Sie ſtellen den richtigen »Uebergangsſtil« für Deutſchland dar. Nach den verheerenden Kämpfen *Philipps von Schwaben* mit *Otto von Sachſen*, alſo nach 1208, werden ferner allerorten die in Flammen aufgegangenen romaniſchen Kirchen mit frühgotiſchen Gewölben ausgeſtattet. In dieſen Gebäuden hat man bisher den eigentlichen Uebergangsſtil erblickt, ſo z. B. *St. Kunibert* und *St. Gereon* zu Cöln, Sinzig, *St. Quirin* zu Neuſs und ähnliche. Werden nunmehr Neubauten errichtet, ſo geſchieht dies ausnahmslos im gotiſchen Stil: 1227 die Liebfrauenkirche zu Trier, 1235 die St. Eliſabethkirche zu Marburg und 1248 der Dom zu Cöln.

In England waren die franzöſiſchen Rippengewölbe vielleicht ſchon ſeit 1160 bekannt. Die Seitenſchiffe von Peterborough zeigen die engliſche Ausbildung derſelben. Mit dem neuen Ausbau von Canterbury nach dem Brande von 1174 durch einen Franzoſen *Wilhelm von Sens*, der genau wie die Baumeiſter in Deutſchland die romaniſche Aufsenhaut beibehält und innen einen frühgotiſchen Gewölbebau, aber in der reichſten Weiſe, hineinſetzt, hält die Gotik ihren Einzug in England. Dieſer gotiſche Stil blüht dann jahrhundertelang in der ganzen chriſtlichen Welt. Das XIII. Jahrhundert deckt ſich ungefähr mit der »Frühgotik«. Dann ſetzt im XIV. Jahrhundert eine nüchterne, ſchematiſche Kunſt ein, die »Hochgotik«, um im XV. Jahrhundert der ſpielenden und phantaſtiſchen »Spätgotik« zu weichen.

In Italien haben die romaniſchen Baumeiſter, wie in den übrigen Ländern, gegen Ende des XII. Jahrhunderts die franzöſiſchen Errungenſchaften im Inneren der Kirchen übernommen. Dies zeigen *San Ambrogio* zu Mailand und *San Micchele* zu Pavia. Die früheſte Burgunder Gotik zieht mit den Klöſtern zu Foſſanova (1208) und Caſamari (1217), alſo unmittelbar nach 1200, ein. Auch die ausgebildete »Frühgotik« ſetzt um dieſelbe Zeit in Italien wie in Deutſchland ein, ſo *St. Andrea* in

Vercelli und *San Francesco* zu Aſſiſi. Sie bildet ſich dann zu einer wenig ſchönen italieniſchen Sonderheit um, wie ſie der Dom zu Florenz darſtellt.

Mit dem Beginn des XV. Jahrhunderts lenken ſich die Augen der Italiener wieder auf die Einzelheiten der alten römiſchen Bauten. Man beginnt, ſie nicht bloſs wie zu romaniſcher Zeit in die beſtehenden Konſtruktionen einzufügen, ſondern man wirft die letzteren völlig über Bord und verſucht die Alten in allem nachzuahmen. Mit dieſer Umbildung iſt in Italien das XV. Jahrhundert angefüllt; es iſt die Zeit der italieniſchen Frührenaiſſance. Deutſchland und Frankreich halten während dieſer Zeit an ihrer alten ſpätgotiſchen Kunſt feſt. In Oeſterreich treten dann kurz vor 1500 und, etwas ſpäter (kurz nach 1500), auch im übrigen Deutſchland, beſonders an Grabplatten, Marktbrunnen und ähnlichen Ziergegenſtänden und Kleinbauten, die erſten Renaiſſanceeinzelheiten auf. Die Biſchofsſtädte Mainz, Halle, Hildesheim, Meiſsen ſtehen allen voran. Bis 1550 überſpinnen dann allerorten die Renaiſſanceeinzelheiten die althergebrachten, gotiſchen Baukörper, um damit auch in Deutſchland der Gotik völlig den Garaus zu machen. —

3. Reihenfolge der Bauformen.

Iſt ſo die zeitliche Reihenfolge der mittelalterlichen Bauweiſen dargelegt, ſo ſei nun die Reihenfolge ihrer Formen kurz geſtreift.

Was die Hauptkennzeichen anbetrifft, welche beide Stile unterſcheiden, ſo zeigt die romaniſche Kunſt den Rundbogen, das Würfelkapitell (ausgenommen in Frankreich), ein phantaſtiſches Rankenornament und zumeiſt Holzdecken. Sind Gewölbe vorhanden, ſo ſind es rippenloſe Kreuzgewölbe oder Tonnen. Die Dächer ſind eher flach als ſteil.

Die gotiſche Kunſt bevorzugt faſt ausſchlieſslich den Spitzbogen, das Kelchkapitell, Naturlaub und heimiſches Getier als Schmuck der Bauten. Gewölbte Decken überſpannen vermittels Kreuzgewölben auf Rippen die Räume. Die Dächer ſteigen ſteil empor.

Woher der Spitzbogen ſtammt, iſt ſchwer zu ſagen. Er tritt um Paris nach 1100 auf, zuſammen mit den Verſuchen, Kreuzgewölbe auf Rippen herzuſtellen. Die mauriſche Kunſt in Spanien als Quelle anzuſehen, iſt wegen der abweichenden Form nicht angängig, und auſserdem ſollte man meinen, daſs dann Spanien und Südfrankreich mit dem Spitzbogen hätten vorangehen müſſen und nicht die ſo entfernten Gegenden um Paris. Viel eher werden dieſen Bogen die Kreuzzüge eingeführt haben, da Baumeiſter natürlich in groſser Menge als Kriegsbaumeiſter mitgenommen werden muſsten. In Aegypten zeigen die Bauten den Spitzbogen anſcheinend viel früher (Moſchee Amru). Die Kunſt Aegyptens wird aber um dieſe Zeit ſicher das Gelobte Land und Syrien zu ihren Jüngern gezählt haben. Auch eine Anzahl Einzelheiten der ausgehenden romaniſchen Kunſt Deutſchlands dürfte durch die Kreuzzüge mitgebracht worden ſein. Wenn man den Chor der Neuwerkskirche zu Goslar in Erinnerung hat und ſieht denjenigen der Kirche des heiligen *Simeon Stylites* (geſt. 459) zu Kalat-Seman in Syrien, ſo iſt man durch die erſtaunliche Aehnlichkeit ebenſo überraſcht, wie um eine andere Erklärung verlegen.

Der Spitzbogen zeigt zu frühgotiſcher Zeit eine ſtumpfere Form als zu hoch- und ſpätgotiſcher Zeit. Die beiden Mittelpunkte teilen die Grundlinie zumeiſt in drei gleiche Teile. Die Hochgotik verlegt dieſe Mittelpunkte in die Kämpfer der Bogen; die Spätgotik ſchiebt ſie noch weiter hinaus. Die letztere Kunſt nimmt auch den Korbbogen und den Rundbogen in ihren Formenkreis auf.

Das frühgotiſche Laub, welches nach der Natur gebildet iſt, wird zu hoch-

gotiſcher Zeit ſchon Schemablättern zuliebe verlaſſen, welche Diſteln und Kohl nachahmen. In ſpätgotiſcher Zeit wachſen aus dieſem Laub Beulen und Buckel.

4. Romaniſche Kunſt.

Bezüglich der Benennung der beiden Hauptabſchnitte der mittelalterlichen Kunſt mit »romaniſch« und »gotiſch« ſchwanken die Anſichten über ihre Entſtehung. Die Bezeichnung »romaniſch« iſt erſt gegen 1840 aufgekommen und verdankt ihren Urſprung anſcheinend der Eigenliebe der Franzoſen. Es iſt ſehr ſchade, daſs ſich die Deutſchen dieſe Benennung haben aufdringen laſſen. Die romaniſche Baukunſt iſt am Rhein, an der Moſel und an der Donau genau ſo gleichzeitig und ſelbſtändig entſtanden, wie in Frankreich, Italien und Spanien. Nur die Engländer haben ihre romaniſche Kunſt aus Frankreich nach dem Einfall der Normannen überkommen und nennen die betreffende Bauweiſe daher »normanniſchen« Stil. Von den vorhergehenden ſächſiſchen Bauten daſelbſt hat ſich faſt nichts erhalten.

Nur unter dem Geſichtspunkt, daſs auch diejenigen Sprachen, welche ſich nach dem Einfall der Deutſchen in das römiſche Reich aus der lateiniſchen Sprache gebildet haben, romaniſche genannt werden, daſs ſich die romaniſche Kunſt ebenfalls erſt nach dem Einfall der Deutſchen in das römiſche Gebiet aus der römiſchen Kunſt gebildet hat und daſs Deutſchland am Rhein, an der Moſel und an der Donau auch vorher römiſch war, bringt man eine allerdings recht ſchwächliche Berechtigung zu dieſer Bezeichnung zu ſtande.

Man könnte die »romaniſche« Baukunſt viel eher eine germaniſche nennen; denn ſie weiſt von Spaniens Südſpitze bis nach den Oſtſeeprovinzen und von Schweden bis Unteritalien ein gemeinſames Gepräge auf. Dies kann aber nur der überall gegenwärtige Deutſche bewirkt haben. Je geringer obendrein ein Landſtrich mit Deutſchen durchſetzt war, deſto römiſcher mutet die »romaniſche« Kunſt an.

5. Gotiſche Kunſt.

Iſt die romaniſche Kunſt durch die Eigenliebe der Romanen und die Schwäche der Deutſchen zu ihrem Namen gekommen, ſo die gotiſche durch den Haſs und die Verachtung der Italiener gegen dieſe »deutſche« Kunſt. Anſcheinend hat *Vaſari* um 1550 in ſeinem Werke »*Le vite de' più eccellenti pittori, ſcultori e architetti. I. Introduzione*« (S. XXIV) als Mundſtück der damaligen Anſchauungen dieſen Namen eingebürgert. Er ſchreibt wie folgt: »Da iſt ferner eine andere Art Arbeiten, welche deutſche heiſsen. Dieſe ſind im Ornament und den Verhältniſſen ſehr verſchieden von den alten und von den heutigen. Die Hervorragenden bedienen ſich ihrer nicht und fliehen ſie als abſcheulich und barbariſch, da ihnen jedwede Ordnung fehlt; man könnte es viel eher Verwirrung und Unordnung nennen. Sie haben in ihren Bauten, deren viele ſind und welche die Welt krank gemacht haben, die Thore mit dünnen Säulchen verziert, gedreht wie Weinreben, die keine Kraft haben können, die Laſt zu tragen, wenn ſie auch noch ſo leicht ſei. Und ſo ſchufen ſie mit allen ihren Geſichten und ihren anderen Ornamenten fluchwürdige Tabernakel, eines über dem anderen, mit ſo viel Pyramiden, Spitzen und Blättern, daſs es nicht nur unmöglich ſcheint, daſs ſie ſtehen können, ſondern daſs ſie ſich nicht halten; und ſie ſehen viel eher nach Pappe als nach Stein und Marmor aus. Und an dieſen Bauten machten ſie ſo viel Vorſprünge, Brüche, Kragſteine, Gabelungen, ſo daſs ſie die Bauten, die ſie machten, verunſtalteten. Und indem ſie ſo Ding über Ding legten, gingen ſie ſo hoch, daſs die Spitze einer Thür ihr Dach berührte. Dieſe Weiſe wurde von den Goten erfunden, welche nach Vernichtung der alten Bauten durch die Kriege und nach dem Tode der Baumeiſter, nach dem, was blieb, die Bauten auf dieſe Art herſtellten. Sie führten die Gewölbe mit Spitzbogen aus

und erfüllten ganz Italien mit dieſem Fluch von Bauten. Um ſie nicht mehr machen zu müſſen, hat man ſich ihrer auf jede Weiſe entledigt. Gott bewahre jedes Land, auf einen ſolchen Gedanken und auf eine ſolche Art von Bauten zu kommen, welche, weil ſie ſo von der Schönheit unſerer Bauten abweichen, verdienen, daſs man nicht mehr anders als ſo von ihnen ſpricht.«

Ebenſowenig die »Gotik« eine barbariſche Kunſt war, höchſtens auf italieniſch miſshandelte Gotik, ebenſowenig waren die Goten Barbaren. Heute ſchwören die Deutſchen nicht mehr auf *Vaſari*'s Verwünſchungen der Gotik, hoffentlich auch bald nicht mehr auf die Verunglimpfungen unſerer Altvorderen, ſei es der Goten, Vandalen oder Langobarden. Nur der Deutſchenhaſs fremder Völker hat ſie zu Barbaren geſtempelt.

6. Grundriſs der Kirchen und Einteilung derſelben.

Betrachten wir die Bauwerke nun ſelbſt. Beginnen wir damit, das groſse Ganze der Bauten zu zergliedern. Da iſt zuvörderſt der Grundriſs.

Bei allen Schöpfungen der Baukunſt hat man zweierlei zu beachten: die Form, welche bis dahin überliefert worden war, und das Bedürfnis, welches dieſe umgeſtaltet. Zum Bedürfnis tritt noch die Art der Materialien, die Eigenart der Gewerbe und die Anlagen der Menſchen, welche die neue Geſtaltung beeinfluſſen und ändern.

Die überlieferte Form der Kirchengrundriſſe ſind die drei- und mehrſchiffigen Baſiliken der altchriſtlichen Zeit und die Rundbauten der Tauf- und Grabkirchen. Die letzteren läſst das Mittelalter faſt auſser Betracht und formt zur Hauptſache nur die Baſilika für ſeine Zwecke um.

Drei Bedürfniſſen hatten die mittelalterlichen Kirchen zur überwiegenden Mehrzahl zu genügen: ſie hatten erſtlich als Pfarrkirchen für die Verſammlung nicht allzu groſser Gemeinden zu dienen, damit dieſe dem ſonn- und wochentäglichen Gottesdienſte beiwohnen und die Sakramente empfangen konnten. Die zweite Art muſste ſich als Kloſterkirchen den Bedürfniſſen der Kloſtergemeinſchaften anpaſſen. Die dritte, bekannteſte und aufwändigſte Art ſind die Kathedralen, Domkirchen, auch Münſter genannt, welche den Biſchöfen und ihren Kapiteln als Kirchen für die biſchöflichen Verrichtungen zu dienen hatten.

Die »Programme« dieſer drei Arten Kirchen ſind zum Teile völlig verſchieden; doch haben die Kathedralen und faſt ſämtliche Kloſterkirchen das mit der Pfarrkirche gemeinſam, daſs auch in ihnen nebenher eine Laiengemeinde zu paſtorieren iſt, daſs alſo ein Teil ihres Gebäudes die Pfarrkirche darſtellen muſs. Dies iſt zumeiſt der weſtliche Teil des Schiffes. Doch durchbricht mitunter ein Bau die ihm geſteckten Grenzen, und ſo verſucht die Hauptpfarrkirche einer ſtolzen Stadt oder die Kloſterkirche einer mächtigen Ordensniederlaſſung die biſchöfliche Kathedrale nachzuahmen, ſie womöglich zu überbieten — natürlich unter Schädigung des Bedürfniſſes.

2. Kapitel.

Pfarrkirchen.

a) Grundriſs der Pfarrkirchen.

7. Abmeſſungen und Zahl der Schiffe.

Betrachten wir die einfachſte und allerhäufigſte Form, die Pfarrkirche zunächſt. Man hat ſie der rieſigen Kathedral- und Kloſterkirchen halber kaum beachtet. Und doch iſt ſie überall vorhanden und muſs vorhanden ſein, wenn eine Gemeinde von

Chriſten ſich zum Dienſte Gottes verſammeln will. Sie muſs Raum für eine nicht allzu groſse Zahl der Gläubigen bieten, damit dieſe dem Opfer beiwohnen, die Predigt hören und die Sakramente empfangen können.

Des Predigenden Stimme zumal iſt nicht weit über 30 m zu vernehmen; 40 m Länge des Kirchenſchiffes iſt daher bei einer gröſseren Pfarrkirche das Uebliche, den Chor abgerechnet. Die Breite des Schiffes wird dagegen nicht bloſs vom Bedürfnis, ſondern auch vom techniſchen Können abhängen.

Sind die Gemeinden klein, ſo genügt natürlich ein Schiff; ſolche Kirchen finden ſich viele zu romaniſcher Zeit, insbeſondere auf den Dörfern. Ihr Grundriſs iſt ſo einfach und ſelbſtverſtändlich, daſs es nicht notwendig erſcheint, Beiſpiele beizubringen.

War die Gemeinde groſs und genügte nicht mehr ein Schiff, dieſelbe unterzubringen, ſo muſste man zur dreiſchiffigen, ſogar zur fünfſchiffigen Kirche greifen. Denn über 10 m Schiffsſpannung wagten die Baumeiſter von Pfarrkirchen ſelten hinauszugehen; nur die Lande nördlich und ſüdlich der Pyrenäen machten hiervon eine rühmliche Ausnahme. Da ſchlug man über Schiffe bis zu 22 m Spannung ein Rieſengewölbe. So zu Gerona bei Barcelona. *Ste.-Cécile* zu Albi hat rund 18 m Spannung, die Kathedrale zu Toulouſe 19 m und *St.-Jean* zu Perpignan 18 m. Während dies einſchiffige Kirchen ſind, iſt das Mittelſchiff von Palma auf Majorca 19 m breit, bei faſt 10 m Spannung der Seitenſchiffe.

b) Querſchnitt der Pfarrkirchen.

1) Baſiliken.

8. Verſchiedenheit der mehrſchiffigen Pfarrkirchen.

Während bei einem Schiff jeder Teilnehmer der andächtigen Verſammlung den Geiſtlichen am Altar, wie auf der Kanzel, welche dann an einer der Langwände angebracht iſt, ſehen und hören kann, wird bei den drei- und mehrſchiffigen Kirchen dieſe Möglichkeit ſehr gefährdet. In den Seitenſchiffen ſieht ein groſser Teil der Andächtigen weder Altar noch Kanzel; dies bedeutet einen weſenhaften Mangel. Sucht der Baumeiſter dieſen Mangel nicht ſo viel als irgend möglich zu beheben, ſo verſtöſst ſein Bau gegen den Hauptzweck des Entwurfes, gegen einen Hauptpunkt des Programms. Denn die Pfarrkirche iſt nicht bloſs dazu da, damit der Gottesdienſt von Geiſtlichen für ſie ſelbſt gefeiert und begangen wird, wie etwa in Kloſter- und Biſchofskirchen, ſondern damit es den einzelnen Gemeindemitgliedern möglich iſt, dem Gottesdienſt beizuwohnen und ihm zu folgen; kurz, daſs es jedem möglich iſt, den Geiſtlichen am Altar zu ſehen und auf der Kanzel zu hören.

Das Mittelalter hat ſich daher bemüht, bei mehrſchiffigen Kirchen dieſem Programm gerecht zu werden, und zwar auf die folgende Weiſe.

Der eine Weg, den der mittelalterliche Baumeiſter eingeſchlagen hat, beſteht darin, daſs er die Seitenſchiffe im Verhältnis zum Mittelſchiffe ziemlich ſchmal anlegte. Auf dieſe Weiſe verhindert er es zunächſt, daſs ein beträchtlicher Teil der Gemeinde ſich in den Seitenſchiffen aufhalten muſs. Andererſeits ſind die Seitenſchiffe dadurch zu Gängen, zu monumentalen Korridoren geworden, eine Einrichtung, die den Erforderniſſen ſehr gut entſpricht. Denn die Andächtigen betreten nicht zu gleicher Zeit das Gotteshaus; ſie verlaſſen auch häufig zu verſchiedener Zeit den Gottesdienſt. Durch ihr Kommen und Gehen darf der Andächtige nicht geſtört werden. In den Seitenſchiffen vollzieht ſich dies ohne Erregung der Aufmerk-

ſamkeit; ſelbſt das läſtige Geräuſch wird ſo viel als möglich unterdrückt. Auſserdem ſind auch allerlei Gegenſtände unterzubringen, wie Beichtſtühle, Nebenaltäre und dergl.; dieſe finden ihren Platz ſehr gut an den Wänden der Seitenſchiffe. Durch dieſe Nebenzwecke und als Gänge iſt auch die geringere Höhe der Seitenſchiffe begründet. Sind die Seitenſchiffe nur als ſtattliche Gänge angeordnet, ſo hat das Programm eine wahrhaft monumentale Löſung erfahren. Aber ſie enthält den Keim zum Miſsbrauch. Wächſt die Gemeinde an Mitgliedern über die Zahl hinaus, welche das Mittelſchiff faſſen kann und die Zeiten ſind nicht für einen neuen, zweiten Bau günſtig, dann wächſt die Gemeinde in die Seitenſchiffe und bleibt dort ohne Ausblick auf Kanzel und Altar.

Ein anderes Mittel, die ſtörenden Pfeiler unſchädlich zu machen, iſt, daſs der Baumeiſter ſie ſo dünn als irgend angängig herſtellt. In der That ſind die romaniſchen Säulenbaſiliken ſo durchſichtig als möglich ausgeführt. Es iſt eine ganz irrige Annahme, daſs man zu romaniſcher Zeit ſtarke oder gar ſehr ſtarke Mauern und Pfeiler aufgeführt habe. Für Deutſchland, wo die Mittelſchiffe mit Holzdecken verſehen waren, beſtand dazu auch gar kein Grund. Man iſt im Gegenteil erſtaunt, wie ſchlank die Säulenſtellungen, wie dünn die Obermauern ſind und wie geſchickt die Bauführung geweſen ſein muſs, um eine ſo ſchwanke Bauanlage glücklich unter Dach zu bringen. In der That lieſt man auch häufig, daſs beim Aufbringen des Daches oder kurz vorher, als die Obermauern gerade fertig waren, dieſelben einſtürzten.

Baſilika zu Limburg a. H.

Eine der früheſten und ſtolzeſten Säulenbaſiliken ſtand zu Limburg an der Haardt (Fig. 1 u. 2[2]). Kann man ſich eine gewagtere Anlage denken, als ſie dieſer Querſchnitt zeigt?

Dieſe Kloſterkirche zu Limburg wurde von *Konrad II.*, dem Salier, auf ſeiner Stammburg gegründet. Er ſoll 1030, am ſelben Tage, an dem er zu Speier den Grundſtein zum Dom legte, am frühen Morgen ebenfalls denjenigen auf der Limburg gelegt haben. Die Kirche iſt heute nur noch in Ruinen vorhanden; ſie gewährt aber auch jetzt noch einen groſsartigen und weiträumigen Eindruck, ſtolzer und ſtattlicher als irgend welche Kirche anderwärts. Sie iſt faſt ſo groſs wie der Dom in Speier. Höchſtens wetteifert das gleichzeitige Hersfeld in Heſſen noch in der Kühnheit der Konſtruktion mit dieſen Kirchen des Saliers.

Wie wenig man übrigens zu jener Zeit nur ein Schema den Bauten zu Grunde legte, zeigt die Vergleichung mit dem Dom zu Speier. Hier zu Limburg eine reine Säulenbaſilika, dort zu Speier eine reine Pfeilerbaſilika. Doch wir kommen noch zum Speierer Dom.

Die Säulen der Limburger Kirche haben mächtige Baſen, ſo groſs wie wir ſie erſt nach 1150 in Sachſen finden, z. B. in *St. Michael* und *St. Godehard* zu Hildesheim. Die Schäfte ſind ſtark verjüngt, und mächtig ausladende Würfelkapitelle trugen die glatten Bogen. Die Fenſterbrüſtungen ſind wagrecht, wie faſt an allen Sandſteinbauten der deutſch-romaniſchen Kunſt. Erſt in ſpäterer Zeit findet ſich die Schräge ein. Der Chor endigt ohne runde Apſis in geradem Abſchluſs — einer der erſten gerade geſchloſſenen Chöre.

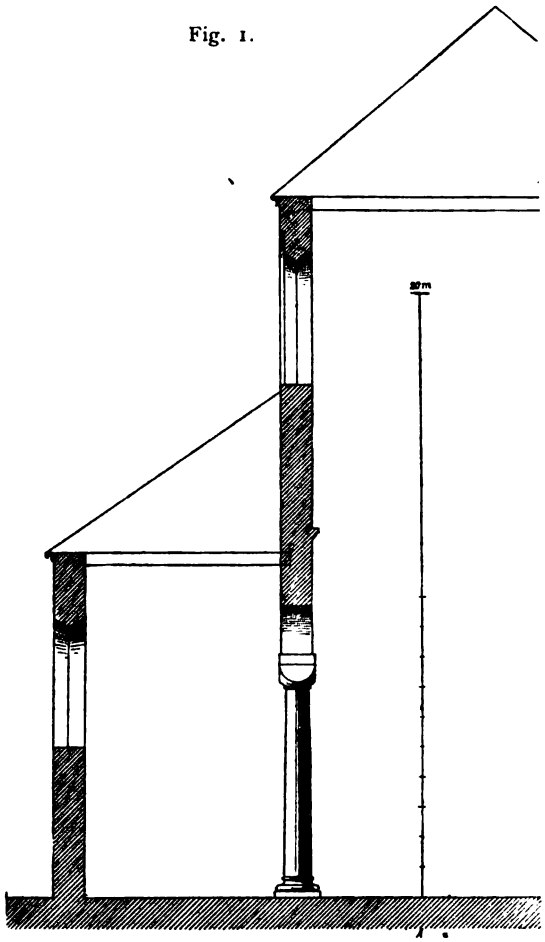
Zu gotiſcher Zeit hat Limburg einen reizvollen zierlichen Glockenturm an der Südweſtecke erhalten, welcher als Beſonderheit die Kirche jener Zeit in kleinem

[2]) Nach: Geier, F. & R. Görz. Denkmale romaniſcher Baukunſt am Rhein. Frankfurt a. M. 1846.

Maſsſtabe hoch oben zeigt. Da auſserdem die Gegend ein wahres Paradies iſt, ſo belohnt ſich ein Ausflug zur Limburg mehr als irgendwo andershin.

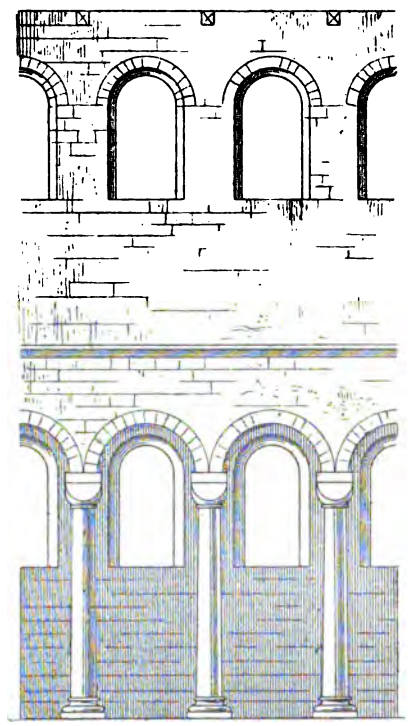
Die Limburger Kirche iſt eine reine Säulenbaſilika mit Holzdecken, dagegen mit einer gewölbten Krypta unter dem Chorquadrat. Dieſe rippenloſen Kreuzgewölbe ſind vorzüglich hergeſtellt. Man konnte in jenen Zeiten gut wölben. Aber wie man die Gewölbe über dem hohen Mittelſchiffe zum Halten bringen ſollte, das war den Deutſchen verſchloſſen; damit haben ſie ſich auch nicht beſchäftigt. Seit

Fig. 1.



Querſchnitt.

Fig. 2.



1/250 w. Gr.

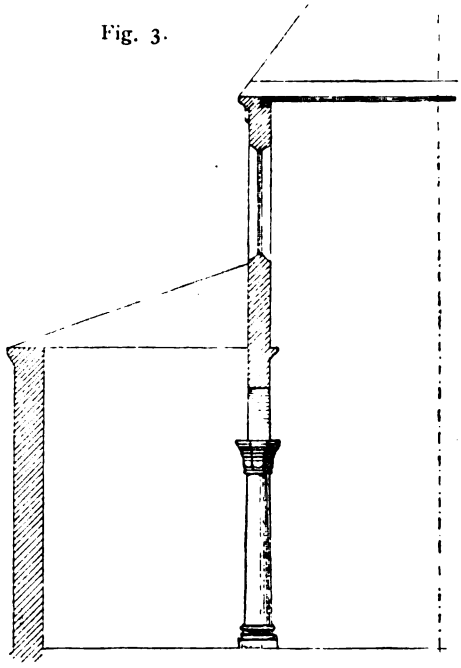
Längenſchnitt.

Baſilika zu Limburg an der Haardt[2]).

Karl dem Groſsen muſsten die deutſchen Lande am Rhein, an der Moſel und der Donau unaufhörlich dem Chriſtentum und damit der Geſittung neue Gebiete erſchlieſsen und beſiedeln. Unzählbare Menſchenſcharen und Mittel ſtrömten aus dieſen Urlanden deutſcher Geſittung nach dem Oſten. Zuerſt nach Sachſen, dann nach Franken, Oeſterreich, Thüringen, Brandenburg bis nach Preuſsen, Eſthland und Livland. Da hieſs es, immer neue Kirchen und Dome ſo ſchnell und ſo billig aufführen als möglich. Hierzu war die holzgedeckte Baſilika vorzüglich geeignet. Für die Löſung der Aufgabe, das Hochſchiff zu überwölben, waren reiche Mittel erforderlich. Dieſe waren auch nicht annähernd wie in Frankreich vorhanden, wo

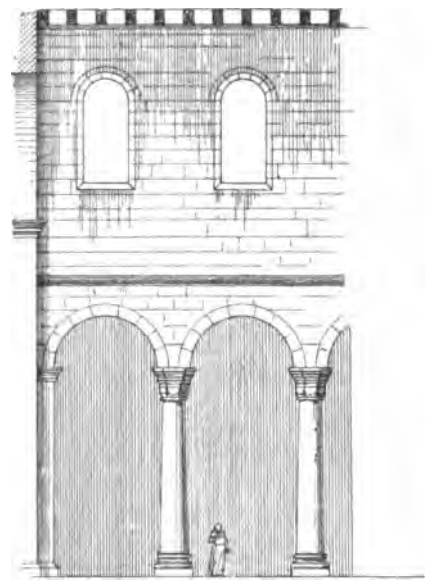
die Bevölkerung nur ſich ſelbſt auszubilden, nur ihre eigenen Kirchen auszubauen hatte und alle ihr von der Natur ſo unerſchöpflich in den Schoſs geworfenen Reichtümer zu immer aufwändigeren Bauten verwenden konnte. Wo die romaniſchen Baumeiſter Deutſchlands Widerlager hatten, wölbten ſie. Daher ſind die Krypten, die Untergeſchoſſe der Türme, die Apſiden und die Vierungen faſt immer gewölbt. Widerlager dagegen an den Hochſchiffen zu ſchaffen, dazu kamen ſie nicht. Daher ſind faſt ſämtliche Hochſchiffe ungewölbt! Erſt gegen Ende der romaniſchen Zeit verlieſsen ſie ihre dünnen, ſchwanken Wände, führten ſtarke und wuchtige Pfeiler auf und ſchlugen nun ohne weiteres ihre Gewölbe gegen die ſchweren Obermauern.

Fig. 3.



Querſchnitt.

Fig. 4.



Längenſchnitt.

Münſter zu Konſtanz[3]).

1/250 w. Gr.

Auch als man dann, um 1200, auf Grund frühgotiſch-franzöſiſcher Schulung daran ging, die Mittel- und Seitenſchiffe der holzgedeckten Kirchen nachträglich feuerſicher zu überwölben, wurden die romaniſchen Mauern und Pfeiler verſtärkt, und aus dieſer Zeit ſtammen die häufig ſehr ſtarken Mauern der romaniſchen Kirchen.

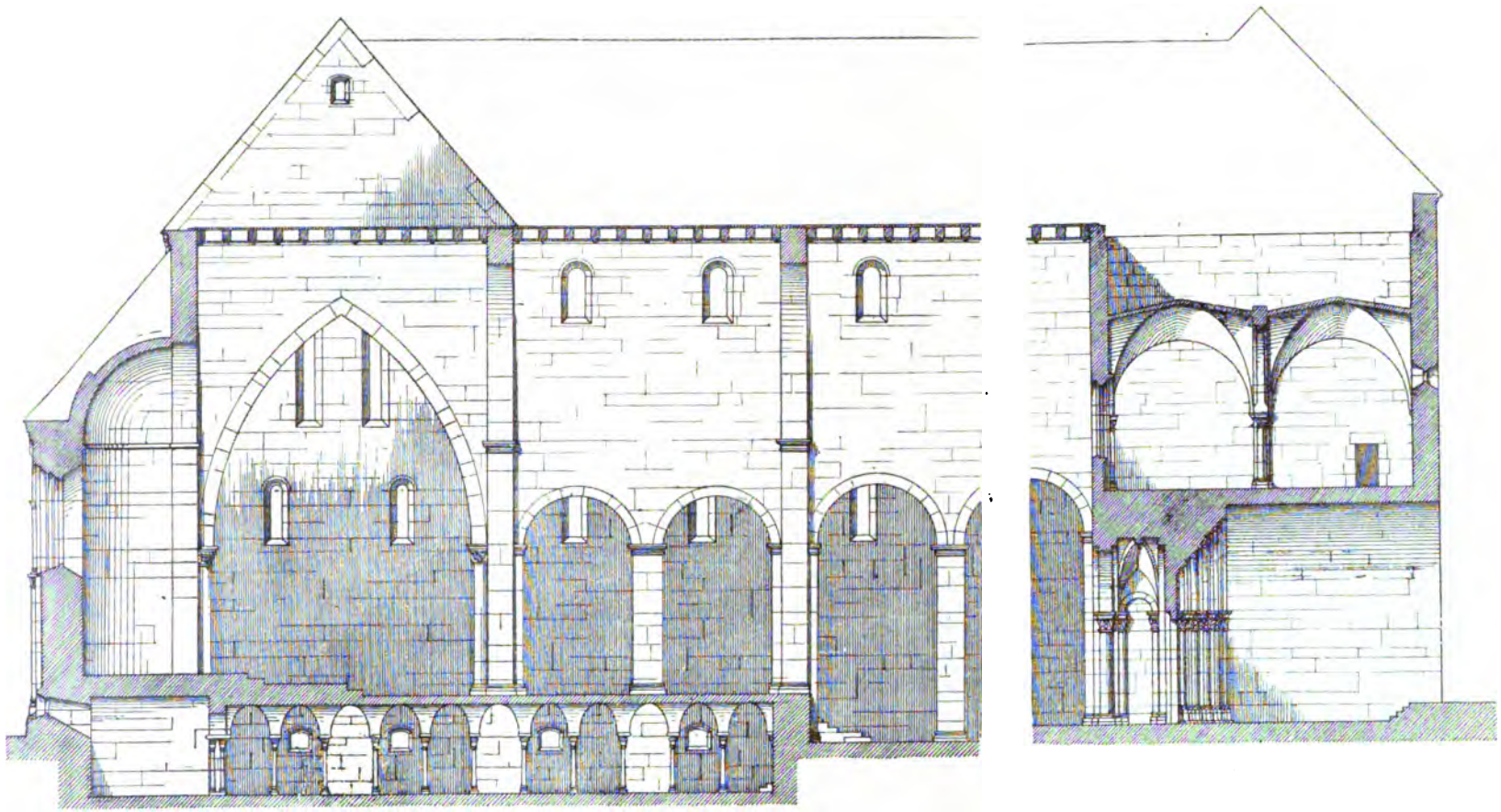
So zeigen es insbeſondere die Bauten des »rheiniſchen Uebergangsſtils« wie *St. Kunibert* zu Cöln, Sinzig, Neuſs und ähnliche. Dieſelben werden irrigerweiſe als aus einem Guſſe entſtanden angeſehen und die Miſchung der romaniſchen mit den frühgotiſchen Formen als »Uebergangsſtil« betrachtet. Jede Beſichtigung an Ort und Stelle widerlegt dieſe Anſicht. Aufserdem beſtätigen die Urkunden die nachträgliche Auswölbung.

Von *St. Gereon* zu Cöln berichten dieſelben, daſs das Gewölbe 1227 geſchloſſen wurde: »*Anno incarnationis dominice MCCXXVII*° *in octave Apoſtolorum Petri et Pauli completa eſt teſtudo monaſterij Sancti Gereonis.*«

Von *St. Apoſteln* ebendaſelbſt hat ſich die Nachricht erhalten, daſs der Laie

[3]) Nach: Heider, G., R. v. Eitelberger & J. Hieser. Mittelalterliche Kunſtdenkmale des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. Stuttgart 1858.

Fig. 5.



Dom zu Gurk.

Längenfchnitt [3]). — 1/250 w. Gr.

Albero die Auswölbung 1219 beſorgte: »*quo tempore haec Eccleſia teſtudinata eſt ab Alberone Laico viro religioſo cum multa ſollicitudine hoc procurante*«.

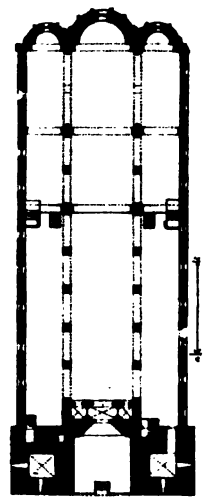
Bei *St. Kunibert* folgen ſich zwei Einweihungen, eine 1226, die andere 1247. Die erſte hat erſichtlich der Kirche, die zweite der ſpäteren Auswölbung gegolten.

Von *Groſs St. Martin* ebendaſelbſt wird zwiſchen 1206 und 1211 berichtet, daſs *Rudengerus* fleiſsig in der Kirche arbeitete: »*Rudengerus in edificio eccleſie noſtre fideliter laborans*«. Durch dieſe nachträglichen Einbauten ſind die ſtarken Mauern und Pfeiler erſt entſtanden.

10. Münſter zu Konſtanz.

Am Bodenſee, in Konſtanz, hat ſich eine andere, noch luftiger angelegte Säulenbaſilika, der dortige Dom (Fig. 3 u. 4[3]), erhalten. Aus welcher Zeit er ſtammt, iſt ſchwer zu beſtimmen. Seine vom Herkommen abweichenden Würfelkapitelle, welche acht ſtatt vier Seiten aufweiſen, erinnern an die gleichen des abgeriſſenen Domes zu Goslar, welchen *Heinrich III.* nach ſeinem Einzuge im Jahre 1045 mit ſeiner jungen Gemahlin *Agnes von Poitiers* aufführen lieſs. Da dieſer Goslarer Dom im Anfang des »kunſtſinnigen« XIX. Jahrhunderts abgeriſſen worden und nur noch in Zeichnungen auf uns gekommen iſt, ſo läſst ſich keine Klarheit gewinnen, ob er noch der Bau *Heinrich III.* oder ein ſpäterer war. In Konſtanz zeigen die Baſen Eckblätter, eine Verzierung, die man ſonſt nicht vor 1100 nachweiſen kann. Auch hat ſich zu Goslar ein Taufſtein mit der Jahreszahl 1111 erhalten, welcher als ein ſolch achteckiges Würfelkapitell hergeſtellt iſt.

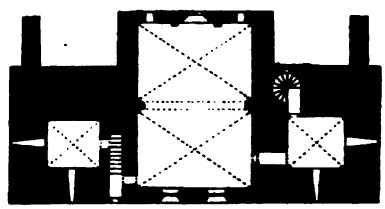
Fig. 6.



Grundriſs des Domes. — $^1/_{1000}$ w. Gr.

Ob daher der Konſtanzer Dom der Zeit von 1052—68, wie man annimmt, entſtammt, iſt die Frage. Seine jetzigen Obermauern dürften allerdings noch jünger ſein; die Bogen paſſen gar nicht auf die Kapitelle und ſind noch ſchwanker und dünner, als dies ſonſt üblich iſt. Auch ſein Chor iſt rechteckig geſchloſſen.

Fig. 7.



Grundriſs des Einganges. — $^1/_{600}$ w. Gr.

Dom zu Gurk[3]).

11. Dom zu Gurk.

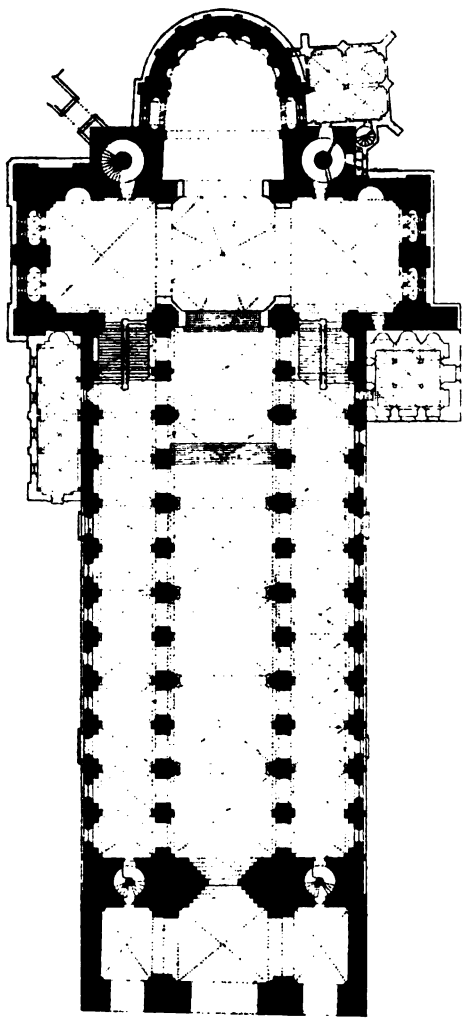
Diejenigen romaniſchen Kirchen, welche ſtatt der Säulen Pfeiler aufweiſen, zeigen ebenfalls das gröſste Beſtreben, dieſelben ſo dünn als möglich herzuſtellen, damit der Raum ſo durchſichtig wie irgend angängig werde. Der Dom zu Gurk (Fig. 5 bis 7[3]) zeigt eine ſolche Pfeilerbaſilika, wie ſie beſonders auch in Cöln üblich waren. (Der groſse Spitzbogen des Kreuzſchiffes iſt nachträglich eingebrochen; die urſprüngliche Anlage hatte kein Kreuzſchiff.) Weit und luftig und mit möglichſt geringem Materialverbrauch iſt dieſe Kirche hergeſtellt. Die Krypta zählt zu den ausgedehnteſten, die bekannt ſind, und iſt völlig überwölbt. Auch über dem Weſteingang iſt eine emporenartige Kapelle mit Kreuzgewölben überdeckt. (Eine ähnliche Anordnung findet ſich in den meiſten Benediktinerkirchen jener Zeit, ſo auch zu Hersfeld in Heſſen.)

12. Dom zu Speier.

Die gewölbten Neubauten dagegen, welche um dieſe Zeit, ungefähr von 1180 an, errichtet worden ſind, wie die Dome zu Worms und teilweiſe jene zu Mainz und Speier, welche die Strebepfeiler noch nicht kennen, wirken dem Gewölbeſchub durch ſehr kräftige Mauern und Pfeiler entgegen.

Dieſe drei Dome haben hinſichtlich ihrer Entſtehungszeit groſse Rätſel aufgegeben. Man hielt ſie, einſchlieſslich ihrer Gewölbe, als dem XI. Jahrhundert entſproſſen. Aber ſchon *v. Quaſt*[4]) hatte dieſe Zeitſchätzung mit guten Gründen beſtritten, ohne jedoch völlig überzeugen zu können. Wenn man aber alle drei Bauten zuſammen betrachtet, dann bietet jeder für ſich Beweiſe, die, zuſammengefaſst, das Alter aller drei ſicher ſtellen.

Fig. 8.



Dom zu Speier.
Grundriſs[5]). — $^1/_{1000}$ w. Gr.

Betrachtet man zuerſt den älteſten Dom, denjenigen zu Speier (Fig. 8 bis 10[5]), ſo ſieht man zuvörderſt, daſs er aus zwei völlig verſchiedenen Zeiten ſtammt. Chor und Kreuzſchiff trennen ſich im Inneren völlig vom Langſchiff. Und zwar ſind Chor und Kreuzſchiff erſichtlich viel entwickelter als das Langſchiff, alſo jünger. Somit ſtammen die Oſtteile ſicher nicht mehr aus der Zeit *Konrad II.*, des Saliers, welcher 1030 den Grundſtein legte.

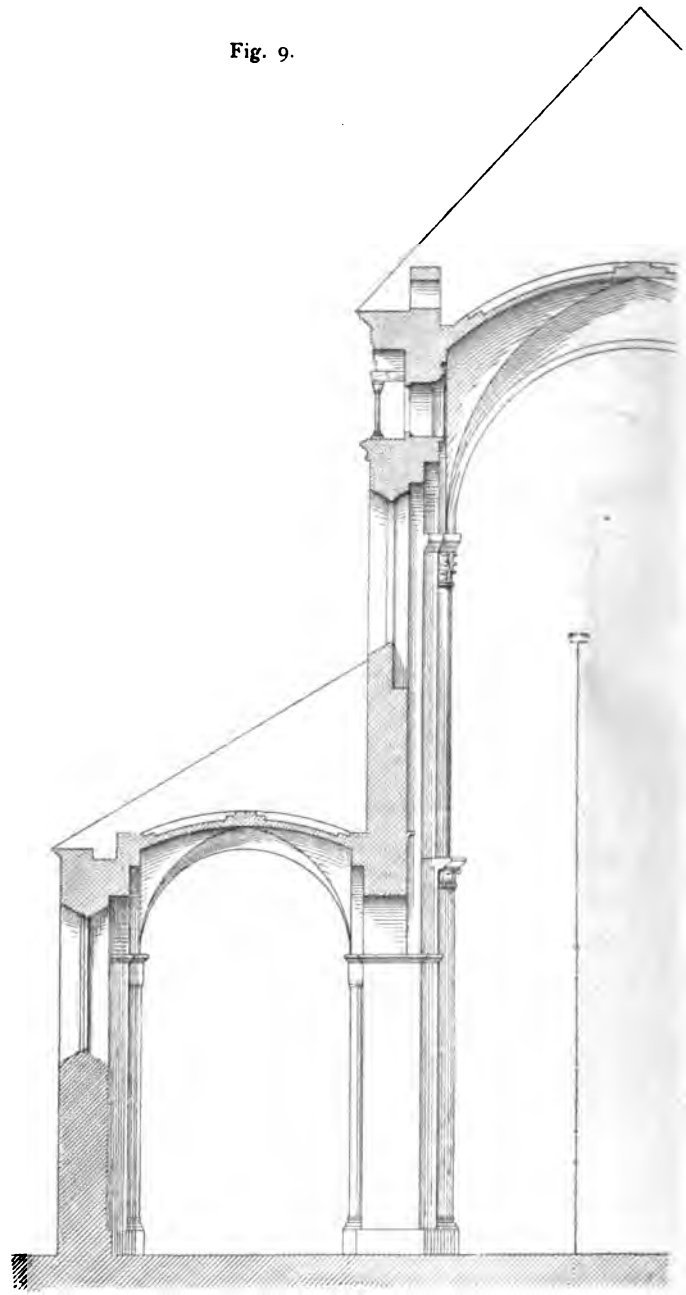
Daſs auch das Langſchiff nicht völlig aus der Zeit *Konrad*'s ſein kann, zeigt die reiche Zwerggalerie des Hochſchiffes, welche derjenigen des Kreuzſchiffes völlig gleicht. Folglich iſt die Zwerggalerie des Hochſchiffes erſt mit dem Oſtende zugleich entſtanden. Da man bei beſtehenden Hochſchiffsgewölben die Zwerggalerie des Langſchiffes nebſt ihrem Laufgang nicht nachträglich einziehen konnte, ſo ſind auch die Gewölbe des Hochſchiffes damals erſt entſtanden, als der Oſtbau aufgeführt wurde.

Iſt man ſo weit in der Erkenntnis gelangt, dann ſieht man, daſs innen die Vorlagen nebſt ihren Säulchen nur der Gewölbe halber da ſind; daſs die Baſilika aus *Konrad*'s Zeit in dem jetzigen Dome noch völlig erhalten ſteckt, wenn man alle Liſenenvorlagen innen nebſt ihren Säulchen fortnimmt, ebenſo die äuſsere Zwerggalerie und die dahinterliegende Innenwand nebſt ihren kleinen Fenſterchen. Der Dom *Konrad*'s war eine holzgedeckte Baſilika mit glatter Oberwand, in der eine durchlaufende Fenſterreihe angebracht war. Daher

[4]) Siehe: Quast, v. Nochmals Mainz, Speier, Worms. Zeitſchr. f. chriſtl. Archäologie u. Kunſt 1856, S. 59 ff.
[5]) Nach: Geier & Görz, a. a. O.

ſitzen dieſe Fenſter jetzt unregelmäſsig in ihren Schildbogen, weil ſie früher vorhanden geweſen ſind als die Gewölbeeinteilung. Der alte Speierer Dom iſt eine Baſilika geweſen, wie diejenige zu Limburg an der Haardt, zu welcher *Konrad* am frühen Morgen den Grundſtein gelegt haben ſoll, am ſelben Tage, als er nach einem ſchnellen Ritt in Speier am Mittag den Grundſtein zum Dome daſelbſt legte.

Fig. 9.



Querſchnitt.

Auch die Seitenſchiffsgewölbe ſind erſichtlich nachträglich eingezogen worden, ebenfalls unter Verſtärkung der alten Mauern nach innen und unter Höherführung derſelben.

Daſs die Auswölbung dieſes Domes nicht heimiſcher Entwickelung entſproſſen iſt, zeigen die antiken Kapitelle in reichſter Ausführung, beſonders im Querſchiff, welche in echt franzöſiſcher Art über der geſchweiften antiken Deckplatte die mittelalterlich-derbe tragen. Der deutſche Meiſter konnte um 1140 dieſe Renaiſſance wie die Auswölbungen in Frankreich überall ſehen; er wird aber der Säulchengalerie halber den Umbau höchſtens nach 1150 vorgenommen haben. Auch im Kreuzſchiff iſt der alte Bau noch in der Krypta vorhanden, welche drei Fenſter zeigt, deren Umfaſſungen der neue Baumeiſter verſtärkt hat, um dann mit nur zwei Achſen ſeinen Aufbau darauf zu ſetzen.

Da von einem groſsen Brande des Domes im Jahre 1159 berichtet wird, ſo wird der beſchriebene Neu- und Umbau nach 1159 entſtanden ſein.

Dom zu

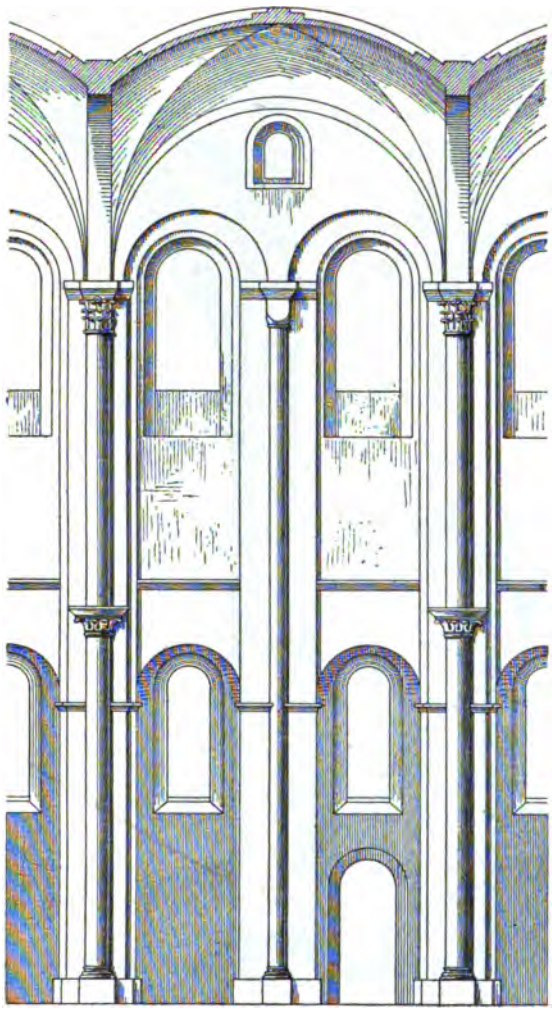
Wenn man nach dieſem Ergebnis ſich noch den Chor des Straſsburger Münſters anſieht, ſo findet man die ſo abſonderlichen Kelchkapitelle, die im Speierer Dom in

halber Höhe derjenigen Säulenſchäfte angebracht ſind, die unter den Gurtbogen ſtehen, in Straſsburg in gemäſsigter und verſtändiger Form als Schaftringe wieder. Auch der Straſsburger Chor wird der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts entſtammen.

13. Dom zu Mainz.

Iſt man in Speier bald klar, daſs die urſprüngliche Kirche keine Liſenen und innen keine verbindenden Bogen gehabt hat, ſondern die übliche glatte Hochwand, ſo zeigt der Mainzer Querſchnitt (Fig. 11 bis 13) die früheren Bauvorgänge nicht ſo deutlich. Hier ſtellen ſich andere Hilfsmittel ein, um zu erweiſen, daſs auch in Mainz kein Gewölbebau des XI. Jahrhunderts vorliegt.

Fig. 10.



1/250 w. Gr.
Längenſchnitt.
Speier [5]).

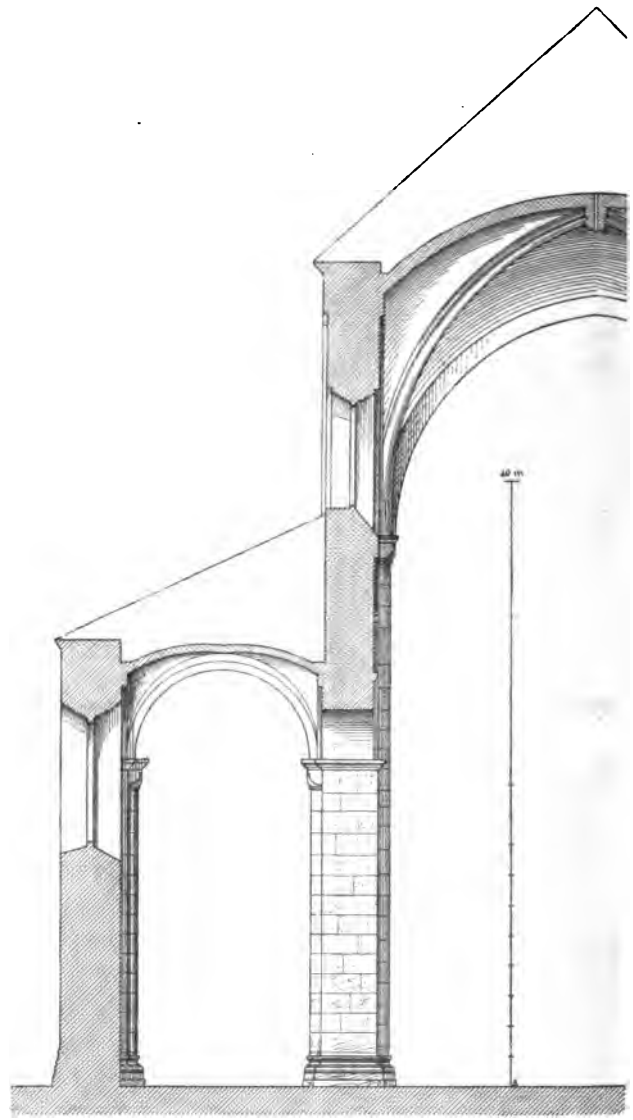
Daſs der Weſtchor nebſt dem Kreuzſchiff, ähnlich wie Chor und Kreuz zu Speier, jüngerer Zeit entſtammt, iſt klar. Dies zeigt beſonders das Aeuſsere. Durchwandert man aber das Innere, ſo ſieht man, daſs das Hochſchiff Rippengewölbe von ſehr entwickelten Formen aufweiſt, ein ganz ſicherer Fingerzeig auf den Ausgang des XII. oder Anfang des XIII. Jahrhunderts.

Sind die Schiffmauern alt, dann ſind dieſe Gewölbe nachträglich eingezogen. Es könnten nun ſchon früher romaniſche Kreuzgewölbe vorhanden geweſen ſein, da die jetzigen an die rundbogigen Schildbogen nicht paſſend anſchneiden. Dieſer Einwand läſst ſich vorab nicht beſeitigen. Betrachtet man die Baſen der Mittelſchiffspfeiler und diejenigen der Aufsenwände, dann findet man, daſs beide völlig verſchieden ſind. Diejenigen des Mittelſchiffes ſind ſehr hoch, jene der Aufsenwände niedrig und gotiſch breit gedrückt. Ebenſo zeigen die Säulen dieſer Aufsenwände ſchon ein oder das andere frühgotiſche Hörnerkapitell. Dieſe Aufsenwände der Seitenſchiffe nebſt ihren Gewölben ſind ſpäter als die Hochſchiffswände und entſtammen der Zeit des Rippengewölbes im Hochſchiff. Folglich müſſen, ſollte der Bau ſchon früher ein Mittelſchiffsgewölbe beſeſſen haben, dieſes wie die Seitenſchiffsgewölbe und die Aufsenmauern zuſammen zu Grunde gegangen ſein. Dies ſind jedoch Erörterungen, die den jetzt

beſtehenden Bau nicht ſehr berühren, da dann nur noch die Unterteile des Hochſchiffes und der Oſtchor alt wären.

Wenn man die überlieferten Jahreszahlen betrachtet, ſo findet die letzte Einweihung im Jahre 1239 unter groſsen Feierlichkeiten und im Beiſein ſämtlicher Suffragane ſtatt. Zum mindeſten hat dieſe dem geſamten Weſtbau gegolten, deſſen Chor mit ſeinen drei Konchen eine ebenſo merkwürdige wie jugendfriſche Erfindung iſt. Auch die Giebel dieſes weſtlichen Querſchiffes paſſen gut zu dieſer Zeit. Wenn ferner vom Jahre 1191 über einen groſsen Brand berichtet wird, daſs viele Bücher und ſonſtige Dinge von Wert nebſt vielen Privilegien von den Flammen verzehrt wurden und daſs bei der Ausräumung viel geſtohlen wurde, ſo kann der Dom damals unmöglich ſeine jetzigen oder ähnliche Schiffsgewölbe gehabt haben. Denn was ſoll am jetzigen Dom auſser dem Dach brennen? Das brennende Dach kann den Gewölben nichts anhaben. Dieſe Gewölbe entſtammen der Zeit nach dem Brande von 1191. Bis dahin hatte der Dom Holzdecken. Seine Gewölbe ſind alſo ſpäter als diejenigen zu Speier und Worms; dies beweiſen auch ihre reichen Rippen und Gurten.

Fig. 11.



Querſchnitt.

Man kann die vielen früheren Brände für das jetzige Domgebäude auſser acht laſſen. Denn ſelbſt der Oſtbau will bei Vergleichung mit anderen ähnlichen Bauten keinen ſo altersgrauen Eindruck mehr machen. Seine beiden runden Türme erinnern in ihrer äuſseren Ausſchmückung ſehr an die Weſttürme des Domes zu Trier. Und dieſe ſind von 1121. Wenn alſo 1081 von einem früheren groſsen Brande berichtet wird, ſo dürfte dieſer Oſtteil höchſtens nach dieſem Brande entſtanden ſein.

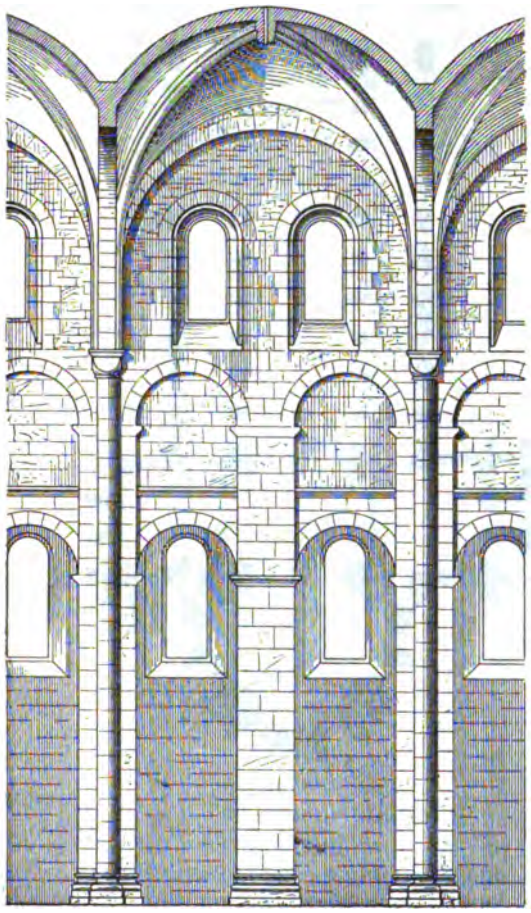
Was den Namen Eſelsturm, den einer dieſer Türme führt, anbetrifft, ſo löſen ſich alle angeſtellten Unterſuchungen und Behauptungen ſehr einfach. Der Aufzug für die Materialien hieſs im Mittelalter

Dom zu

»Esel«, wohl weil er durch Esel betrieben wurde. Kein Esel ging, mit der Last beladen, die engen Wendeltreppen hinauf. So heifst auch der alte Turm am Regensburger Dom der Eselsturm. So hiefsen in den Gold- und Silberbergwerken die Aufzüge »der goldene Esel«. Spätere Zeiten, welchen dieser Ausdruck unbekannt war, haben dann gewöhnlich erzählt, man hätte als Anfang des Bergbaues ein goldenes Eselsfüllen gefunden mit der Inschrift: »Meine Mutter liegt daneben«. Durch das Weitergraben und das Suchen nach seiner goldenen Mutter sei dann das Bergwerk entstanden. So zu Reichenstein in Schlesien und zu Kuttenberg in Böhmen.

Jedenfalls sind die hier entwickelten Entstehungszeiten des Mainzer Domes die einzig möglichen. Auf diese Weise reihen sie sich richtig in diejenigen von Speier und Worms ein. Andererseits hören mit dem Bestehen der Gewölbe auch die Brände auf — eine völlig folgerichtige Erscheinung —, während man bei Annahme eines gewölbten Baues im XI. Jahrhundert schon die unbegreifliche Erscheinung anträfe, dafs trotz der Gewölbe der Dom abbrennt.

Fig. 12.



1/250 w. Gr.
Längenschnitt.
Mainz.

Der Dom zu Worms (Fig. 14) scheint am wenigsten Zweifel über die Zeit und die Art seiner Entstehung zuzulassen. Bischof *Konrad II.* (1171 bis 1192) stellte den Bau, der zusammenzustürzen drohte, mit grofsen Kosten wieder her, und Erzbischof *Arnold* von Trier weihte ihn 1181 feierlichst, zusammen mit *Konrad* und dem Bischof *Ulrich* von Speier, ein. 14. Dom zu Worms.

In der That sieht das Innere des Domes aus, als wenn es aus einem Guss entstanden wäre. Die Gewölbe des Hochschiffes haben Rippen in reichster gotischer Profilierung; nur diejenigen des Ostendes sind in einfacher vierkantiger Gestalt gehalten. Das Ostende dürfte zuerst in Angriff genommen worden sein.

Alle diese Gewölbe scheinen von unten auf vorgesehen. Es liegt nahe, auch hier nachzuforschen, ob nicht etwa, wie bei Speier, alle Säulen und Lisenenvorlagen für die Gewölbe nachträglich mit den letzteren erst eingezogen worden seien, besonders, da die Schiffsachse völlig wie in Speier ausgebildet erscheint. Nur die Zwerggalerie und die kleinen Fenster in ihrer Rückwand fehlen. Aber die Simsbildung ist von oben bis unten die gleiche, so dafs sich nirgendwo zweierlei Hände erkennen lassen. Der Dom zu Worms ist als Neubau eine bewufste Nachahmung des soeben erst fertig gewordenen Umbaues des Speierer Domes, dessen Hochschiffswand dasselbe System durch die Zwangslage, in welche sich der

Baumeiſter durch die vorhandene Hochſchiffsmauer des alten Baues verſetzt ſah, erhalten hat.

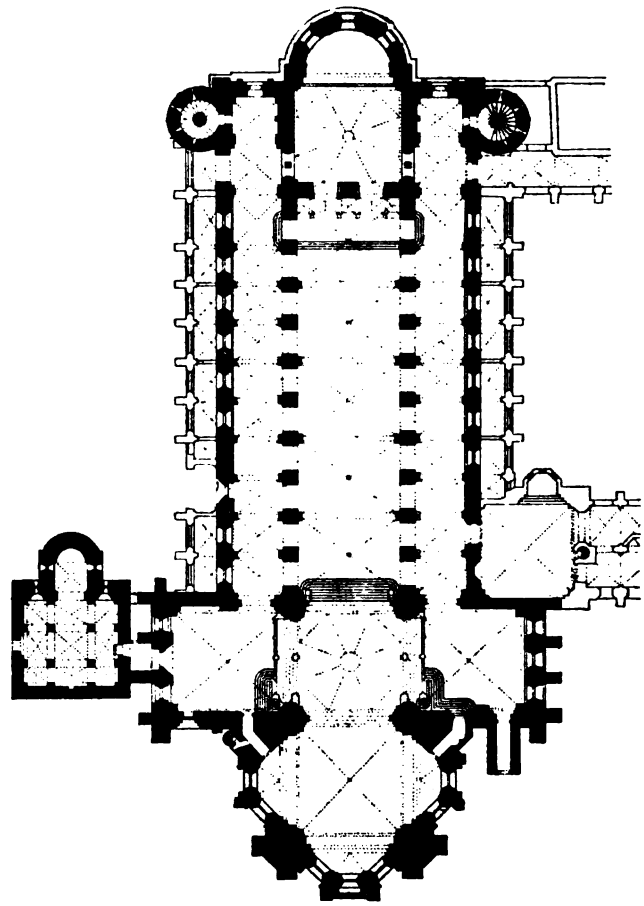
Daſs in den Auſsenmauern der Seitenſchiffe, wie in den weſtlichen Treppentürmen noch alte Mauern ſtecken können, iſt nicht in Abrede zu ſtellen. Im übrigen bezeugen ſeine Zwerggalerien ebenfalls die Entſtehungszeit nach 1150 — alſo zur Einweihung von 1181. Im Aeuſseren iſt der Wormſer Dom ein Meiſterwerk allererſten Ranges, deſſen herrlicher, turmreicher Umriſs durch nichts erreicht wird.

15. Dom zu Bamberg.

Der letzte Ausläufer dieſer drei Dome am Mittelrhein iſt der Bamberger Dom (Fig. 15), und in Heſſen findet ſich ein völliger Sprößling des Wormſer Domes: die Stiftskirche zu Fritzlar.

Der Dom zu Bamberg verdankt ſeine Gründung *Heinrich dem Heiligen* und ſeiner Frau, der heiligen *Kunigunde*, im Jahre 1007; 1012 wurde er geweiht. Von dieſem Bau iſt nichts mehr zu ſehen; er brannte 1081 nieder. Gegen 1127 unter dem Apoſtel der Pommern, dem heiligen Biſchof *Otto*, wurde der Dom auf das reichſte ausgebaut und mit Kupfer eingedeckt. In dieſer Geſtalt hat er bis 1185 beſtanden, in welchem Jahr er wiederum abbrannte.

Fig. 13.

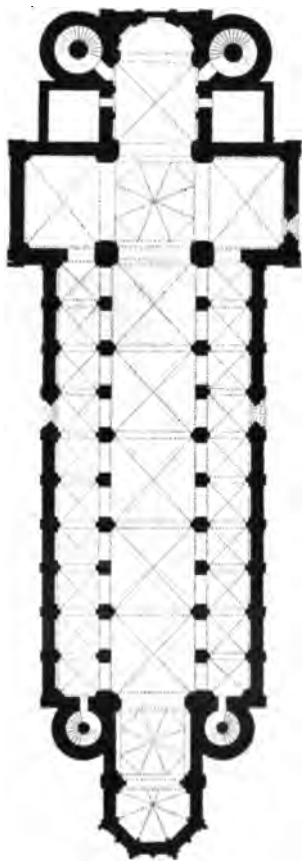


Dom zu Mainz.
Grundriſs. — 1/1000 w. Gr.

Um dieſe Zeit ließs ihn Biſchof *Thiemo* wahrſcheinlich abreiſsen und begann, den jetzt beſtehenden Dom (Fig. 16 u. 17) aufzuführen. Dieſer war zunächſt nicht auf Gewölbe vorgeſehen, da die Hochſchiffsgewölbe unmittelbar vor zugemauerten Fenſtern ſitzen, wie auch die Vorlagen für die Gewölbegurten und Rippen nachträglich angefügt ſind. Trotz alledem zeigen dieſe Hochſchiffsmauern nebſt ihren Bogen und Pfeilerreihen ſchon Spitzbogen und frühgotiſche Kapitelle. Man hat den Entwurf während des Baues geändert. Der Oſtchor entſpricht ganz demjenigen zu Straſsburg und wird um dieſe Zeit ebenfalls entſtanden ſein. Für ſeine beiden Begleittürme ſchreibt der Biſchof ſchon 1201 Steuern aus. Der Weſtchor entſtammt dann der Zeit vor 1237, in welchem Jahre der ganze Dom eingeweiht wurde. Aus dieſer Zeit rühren auch die vorzüglichſten Meiſterwerke der Bildhauerkunſt her, die in Deutſchland zu finden ſind: *Maria* und *Eliſabeth* innen am Oſtchor und die

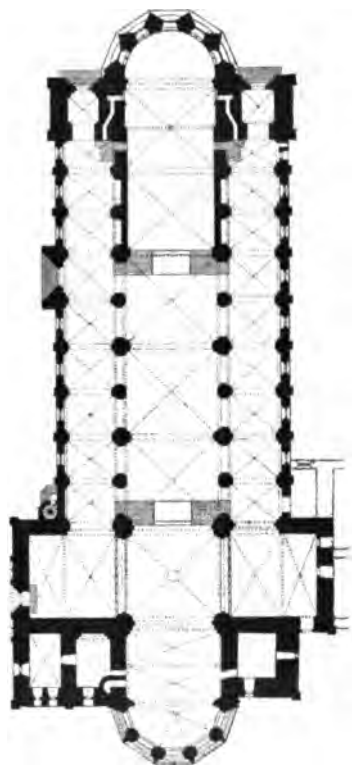
»Kirche« und »Synagoge« aufsen am Fürſtenthor. Auch aus der Bauzeit nach 1187 zeigen die Schranken des öſtlichen Chors, wie das dazu gehörige Thor ſchon beachtenswerte Bildwerke. Die Weſttürme gleichen denjenigen der Kathedrale zu Laon; der Baumeiſter hat dort erſichtlich ſeine Kunſt gelernt; ſelbſt die Kühe von Laon ſind in Bamberg vorhanden.

Fig. 14.



Dom zu Worms.
Grundriſs.

Fig. 15.



Dom zu Bamberg.
Grundriſs.

$^1/_{1000}$ w. Gr.

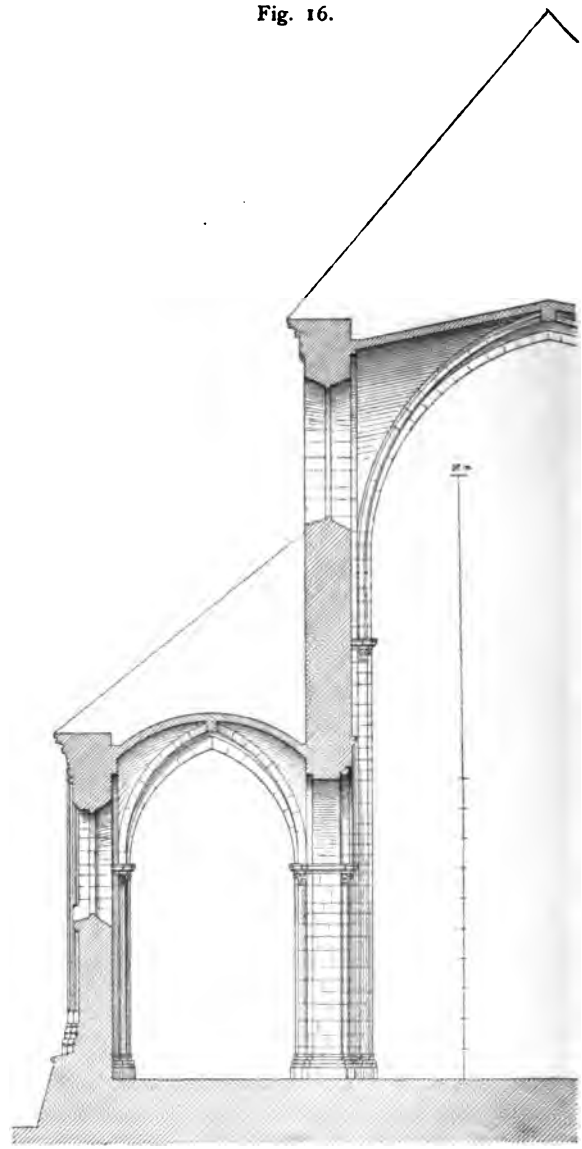
16. Fehlen der Strebepfeiler und Strebebogen an deutſchen Bauwerken.

Alle dieſe Kirchen haben keine Strebepfeiler und keine Strebebogen; ſie wirken dem Schub der Gewölbe nur durch ſtarke Mauern entgegen. Durch dieſe Gruppe von Bauten, wie durch die nachträglich ausgewölbten romaniſchen Baſiliken, welche den »Uebergangsſtil« darſtellen ſollten, ſind die deutſchen Baumeiſter daran gewöhnt worden, ſehr häufig ohne Strebebogen zu arbeiten. Eines der bekannteſten ſpäteren Beiſpiele bietet der Magdeburger Dom. Dieſes Vorgehen bedingt aber innen zwiſchen Hochſchiff und Seitenſchiffen immer ſehr ſtarke Pfeiler, welche den Ausblick aus den Seitenſchiffen verhindern; die Seitenſchiffe können dann nur als monumentale Gänge benutzt werden.

Die hier an den Domen geſchilderten Umwandelungen der Stützenreihen unter den Hochſchiffswänden gehen gleicherweiſe an denjenigen der Pfarr- und Kloſterkirchen vor ſich, da ſie konſtruktiven Gründen ihren Urſprung verdanken.

Die Pfarrkirchen jener Zeiten ſind ſehr ſelten auf uns gekommen; die erſten Anlagen ſind zumeiſt aus Holz aufgeführt worden; nur die reichen Domſtifte und Klöſter konnten baldigſt Steinbauten errichten. Andererſeits waren ſie klein, ſo daſs die aufblühenden Städte ihre alten Pfarrkirchen eher niederriſſen, um gröſsere neue aufzuführen, als ſie erſt mühſam nachträglich zu überwölben. Hin und wieder aber ſind ſolche holzgedeckte frühromaniſche Pfarrkirchen erhalten geblieben und auf das reizvollſte und verſchwenderiſchſte ausgewölbt worden. Dadurch ſind reine Edelſteine der Kunſt entſtanden, wie zu Sinzig und Linz am Rhein. Auch dort werden die Seitenſchiffe zu bloſsen Gängen; aber ſie ſind ſo klein, daſs ſie ebenfalls zweckentſprechend geworden ſind. Sie bieten für die ein- und ausſtrömenden Andächtigen bequeme und ſtattliche Gänge.

Fig. 16.



Querſchnitt.

Dom zu

2) Hallenkirchen.

17. Hallenkirchen.

Als man in hoch- und ſpätgotiſcher Zeit der Gewölbe und ihres Schubes völlig Herr geworden war, formte man die Pfeiler im Inneren wieder ſo dünn als möglich, und betroffen gleitet der Blick des Baumeiſters über jene an Eiſen mahnenden, ſchwanken Stützen der Hallenkirchen, welche die luftigen Gewölbe tragen, und den Blick der Gemeinde auf Altar und Kanzel kaum noch beeinträchtigen.

Dieſe Kirchen haben denn auch, im Grundriſs wie in ihrem Querſchnitt, eine völlige Umwandelung erfahren und zeigen, wie die mittelalterlichen Baumeiſter die Aufgabe, Unterkunft für groſse Menſchenmaſſen zu ſchaffen, durch getreue Berückſichtigung des Programms zu einer neuen und höchſt charakteriſtiſchen Löſung geführt haben.

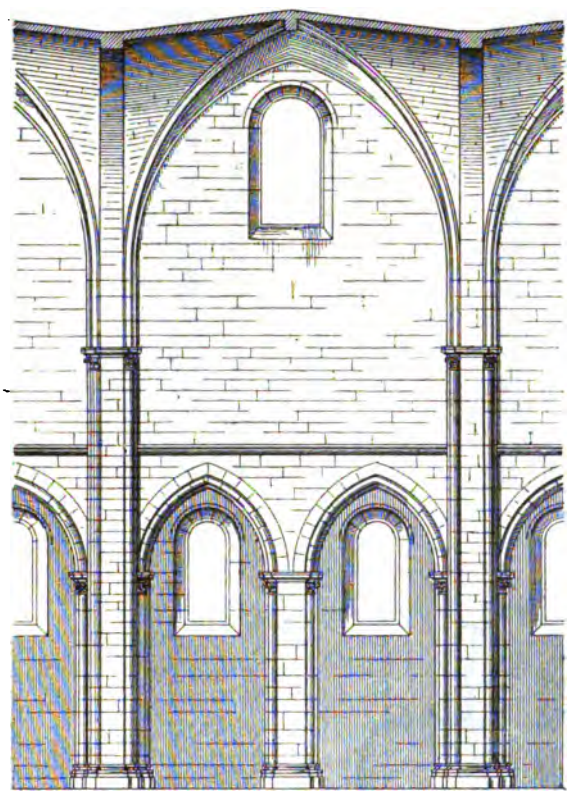
Der Querſchnitt dieſer Kirchen zeigt vor allem eine groſse Umwälzung. Derſelbe iſt bei der weit überwiegenden Zahl der Pfarrkirchen nicht mehr baſilikal; das Mittelſchiff iſt nicht mehr höher als die Seitenſchiffe; alle drei Schiffe haben dieſelbe Höhe. Dieſe Pfarrkirchen ſind »Hallenkirchen« geworden.

18. Elisabethkirche zu Marburg.

Die Form der Hallenkirchen ist allerdings keine Erfindung der Hoch- oder Spätgotik; schon die Frühgotik weist in Deutschland eine stattliche Anzahl Hallenkirchen auf. So vor allem die berühmte Kirche der *heiligen Elisabeth* zu Marburg (Fig. 18 bis 21 [6]), deren Grundstein am 14. August 1235 gelegt wurde.

Sie ist über dem Grabe der heiligen Landgräfin errichtet worden, welches im Nordkreuz steht. Da aber dieses völlig unregelmäfsig gegen die Hauptachsen der Kirche gerichtet ist, so ist das ursprüngliche Grab ersichtlich in dem kleinen Franziskanerklösterchen, in welchem sie begraben worden war, durch die neue Kirche überbaut worden. Das Säulenbündel über dem Grabmal fängt auch nicht, wie alle übrigen, auf dem Fufsboden an, sondern erst oben auf einem Kragstein. Trotz der grofsen Verehrung der Bevölkerung und trotzdem der Schwager und frühere Bedränger *Elisabeth*'s den Kirchenbau in die Hand genommen hatte, wurde der Bau sehr langsam gefördert. Denn noch 100 Jahre später, bei der Anwesenheit *Karl IV.* in Marburg, wird dieser angegangen, die Türme vollenden zu lassen.

Fig. 17.



1/250 w. Gr.
Längenschnitt.

Trotz alledem macht die Kirche einen völlig einheitlichen Eindruck. Die Baumeister haben den ursprünglichen Plan getreulichst beibehalten. Im Aeufseren fällt vor allem auf, dafs die Kirche zweigeschossig aufgeführt ist, während im Inneren die Emporen fehlen. Die Zweigeschossigkeit des Aeufseren war damals in vielen Kirchen Nordfrankreichs und Brabants Mode: als Ueberbleibsel der Emporenanlagen. Ersichtlich getraute man sich noch nicht, ein einziges Fenster durchzubrechen. Aufsen führen unter den beiden Fensterreihen zwei Umgänge um die gesamte Kirche, eine für die Instandhaltung vorzüglich geeignete Einrichtung.

Bamberg.

Aehnliche Zweigeschossigkeit im Aeufseren zeigt die Liebfrauenkirche zu Trier und *St.-Yved* zu Braisne bei Soissons. Im Inneren bietet die Elisabethkirche noch nichts von der Luftigkeit der Hallenkirchen; enge Achsen und derbe Pfeiler verstellen den Raum. Auch ist das Mittelschiff um bedeutendes breiter als die Seitenschiffe, so dafs der Schub des mittleren Gewölbes die Säulenpfeiler ungünstig beansprucht.

Im übrigen birgt die St. Elisabethkirche eine grofse Anzahl von Meisterwerken

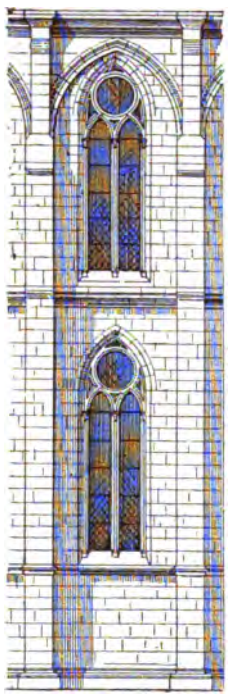
[6]) Nach: Moller, G. Denkmähler der deutschen Baukunst. Fortgesetzt von E. Gladbach. Darmstadt 1815—45.

Fig. 19.

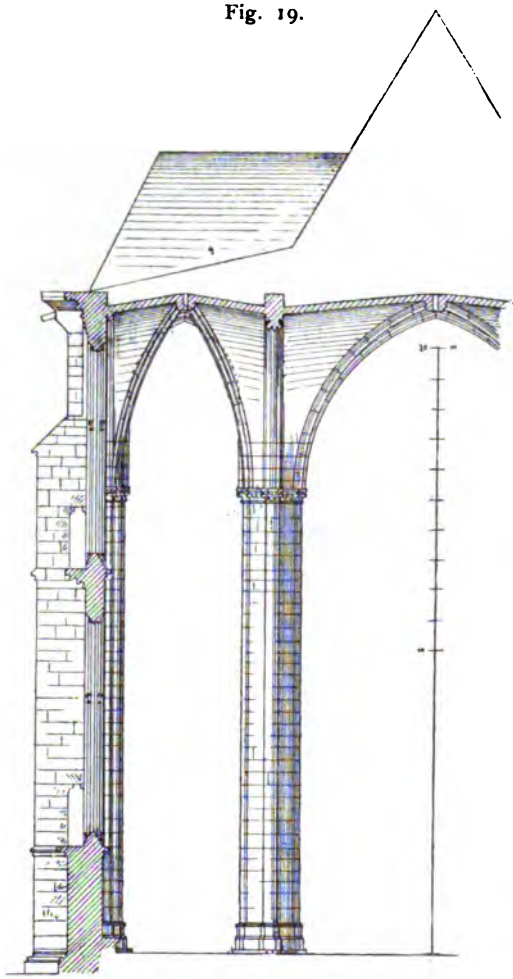
1/250 w. Gr.

1/250 w. Gr.

Fig. 18.



Längenanſicht.

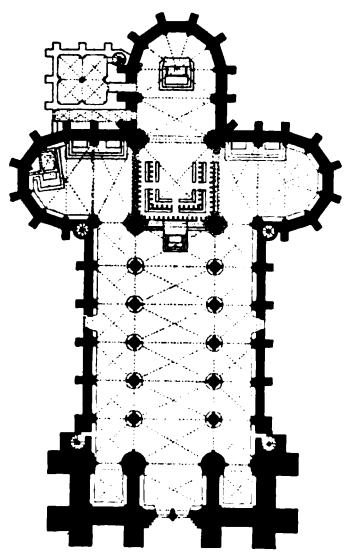


Querſchnitt.

Fig. 20.

Längenſchnitt.

Fig. 21.



Grundriſs.

1/1000 w. Gr.

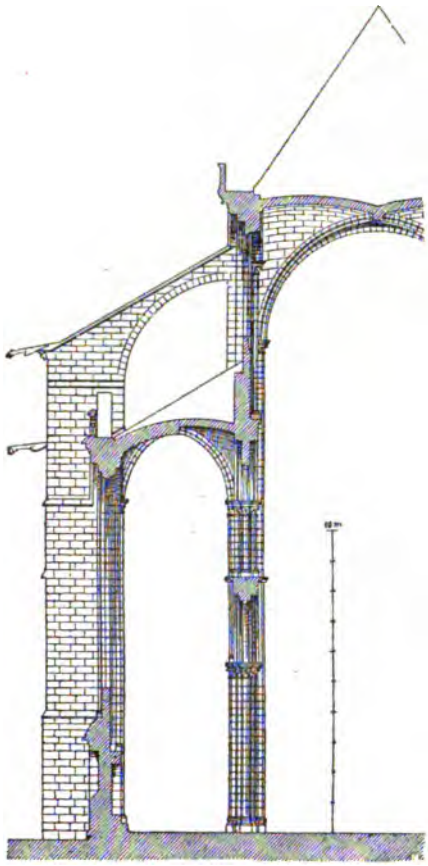
Eliſabethkirche zu Marburg [6]).

in alten Glasfenſtern und Bildwerken. Auch der gotiſche Lettner nebſt den Chorſchranken hat ſich erhalten.

19. Kathedrale zu Eu.

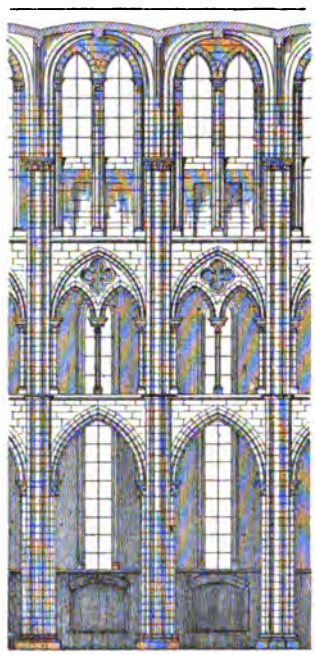
Die Kathedrale von Eu (Fig. 22 u. 23 [7]) zeigt hinſichtlich der Zweigeſchoſſigkeit die umgekehrte Erſcheinung. Bei *St. Eliſabeth* ſieht die Kirche von auſsen zweigeſchoſſig aus, die Kathedrale von Eu von innen. Während dies bei der erſten,

Fig. 22.



Querſchnitt.

Fig. 23.



1/250 w. Gr.
Längenſchnitt.

Kathedrale zu Eu [7]).

wie ſchon geſagt, ein Nachklang, eine Mode war, dürfte es hier eine Veränderung des Entwurfes während der Ausführung geweſen ſein.

Auch die Kathedrale von Rouen zeigt dasſelbe Verlaſſen der Emporenanlage nach Fertigſtellung der Pfeilerreihe.

20. Altneuſchule zu Prag.

Die Prager Synagoge, die Altneuſchule (Fig. 24 [8]), welche zweiſchiffig iſt, bietet in ihrem Längenſchnitt einen Hallenquerſchnitt mit drei gleichen Schiffen. Die Zeit ihrer Entſtehung iſt nicht überliefert; doch läſst ſie ſich den Formen nach gegen Anfang des XIII. Jahrhunderts anſetzen. Die Innenpfeiler ſind glatt achteckig; die Rippen und Gurte fangen auf Kragſteinen an, ein ſehr geſchickter Innenraum. Die Auſsenwände zeigen auf jeder Achſe zwei Fenſter mit einem

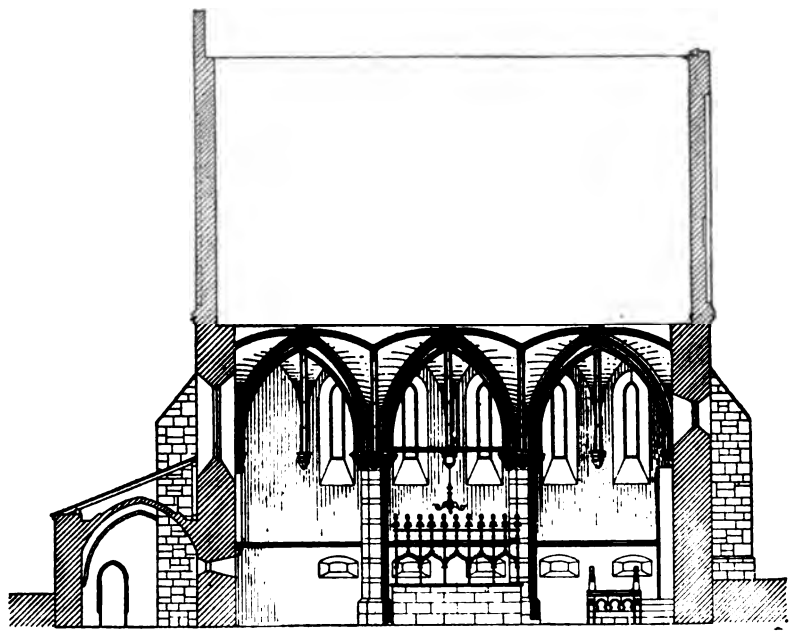
7) Nach: *Archives de la commiſſion des monuments hiſtoriques.* Paris.
8) Nach: Publicationen des Vereins Wiener Bauhütte etc. Wien.

Mittelpfeiler, gegen welchen eine Zwiſchenrippe des Gewölbes anläuft. Dieſer Ausbildung der Seitenſchiffe begegnen wir ſpäter häufig: ſo am Dom in Magdeburg und in der Sandkirche zu Breslau; dadurch entſtehen fünfteilige Kreuzgewölbe.

21. Weitere Hallenkirchen in Deutſchland.

Weitere frühgotiſche Hallenkirchen finden ſich zu: Bozen, die Stadtpfarrkirche; Eſſen, die Münſterkirche; Friedberg (Heſſen), die Marienkirche; Hameln, die Pfarrkirche, iſt aus einer romaniſchen Baſilika zur frühgotiſchen Hallenkirche umgewandelt worden; Kaſſel, *St. Martin* um 1320; Kolin, die Stadtpfarrkirche (Schiff); Lippſtadt, die Stiftskirche; Meiſsen, der Dom (derſelbe war als Baſilika begonnen); Methler bei Dortmund; Minden, der Dom; Nienburg (Anhalt); Ober-Marsberg, die Stiftskirche und *St. Nikolaus*; Osnabrück, die St. Johanniskirche; Paderborn, der Dom; Roſtock, *St. Nikolaus*; Soeſt, *St. Marien zur Höhe*; Wetter in Heſſen und Wetzlar.

Fig. 24.



Altneuſchule zu Prag.
Längenſchnitt[8]). — $^1/_{350}$ w. Gr.

22. Franzöſiſche Hallenkirchen.

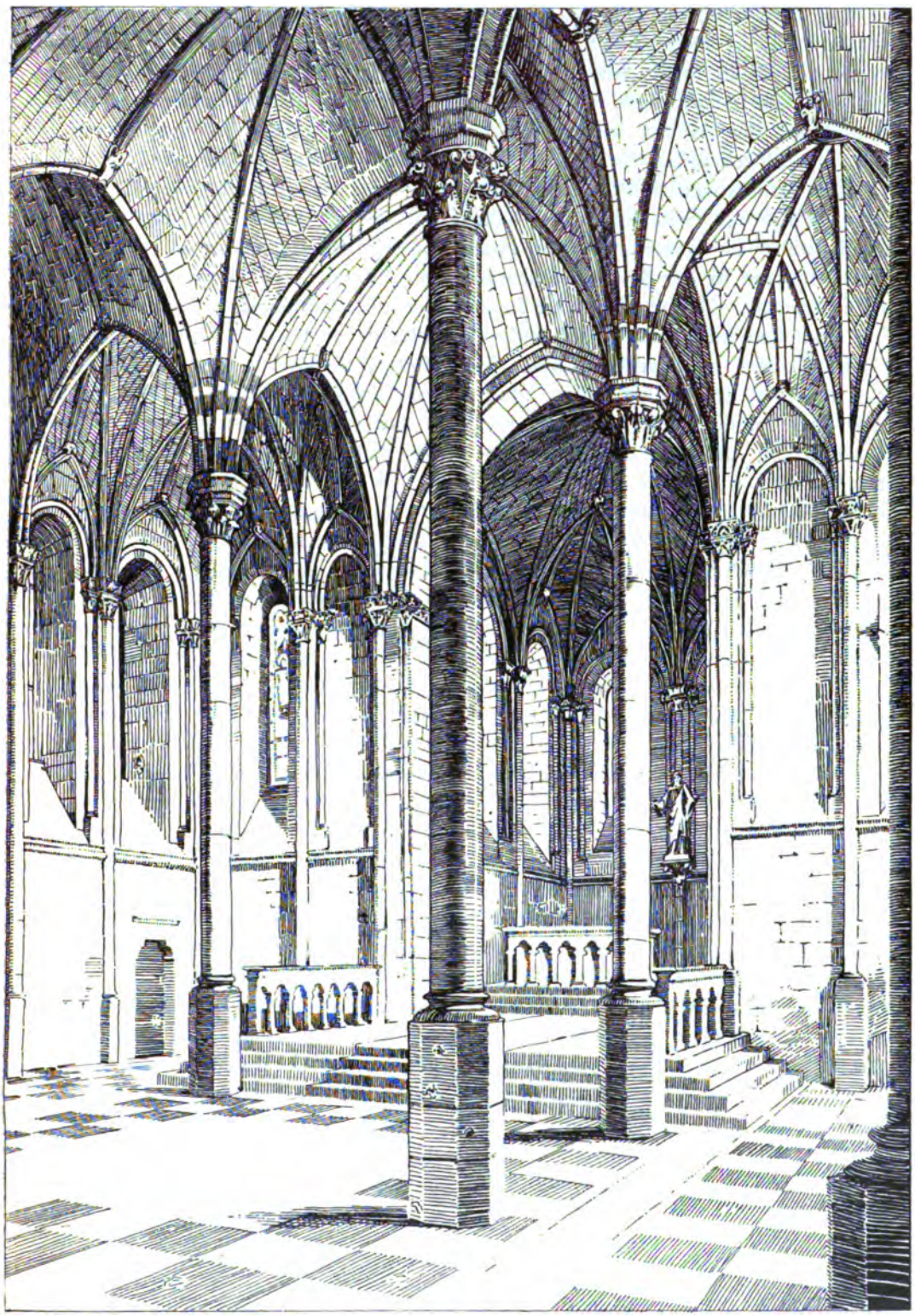
In Frankreich iſt die Kathedrale zu Poitiers (in der Hauptſache zwiſchen 1162 und 1204) mit gutem Beiſpiel vorangegangen. Doch ſind in Frankreich wie in den übrigen auſserdeutſchen Ländern die Hallenkirchen ſehr ſpärlich vertreten; man kann ſie als eine deutſche Beſonderheit bezeichnen.

Sind ſie auch in Deutſchland entſtanden? Dies läſst ſich ſchwer erweiſen. Zu romaniſcher Zeit ſind nur wenige Kirchen aufzufinden; ſo die Kirche zu Melverode bei Braunſchweig und die St. Bartholomäuskapelle zu Paderborn.

Eigentlich ſind ja auch die meiſten Krypten Hallenkirchen. Jedenfalls macht das Anjou und das Poitou dieſe Erfindung Deutſchland mit Recht ſtreitig. Einen der reizvollſten Innenblicke ſolcher Hallenkirchen gewährt *St.-Serges* zu Angers (Fig. 25[9]).

[9]) Aus: Dehio, G. & G. v. Bezold. Die kirchliche Baukunſt des Abendlandes etc. Stuttgart 1884 ff.

Fig. 25.



Kirche *St.-Serges* zu Angers.

Inneres [9]).

23. Vorzüge der Hallenkirchen: Inneres.

Die Hallenkirchen löſen das Programm der Pfarrkirche bei weitem richtiger als die Baſiliken. Denn wenn man die Seitenſchiffe nicht bloſs als Gänge auffaſst und nicht bloſs als ſolche benutzt, wenn man dieſe Seitenſchiffe ebenfalls als Aufenthalt für die Andächtigen vorſieht, dann giebt man dieſen Andächtigen in den Seitenſchiffen der Baſilika weniger Luftraum als den meiſtens wohlhabenderen Inhabern der Mittelſchiffsplätze. Gleiches Recht und gleiche Luft für alle!

Der Baſilikaquerſchnitt ſchlieſst aber nicht bloſs ein Unrecht gegen diejenigen, welche ſich in den Seitenſchiffen aufhalten, in ſich; er wirkt auch lange nicht ſo ſtattlich, weder im Inneren, noch im Aeuſseren, wie die Hallenkirchen.

Im Inneren iſt der Baſilikakirchenraum natürlich viel kleiner und zerriſſener als der Hallenraum. Müſſen doch die Innenpfeiler die Hochſchiffsmauern tragen und daher ſtark und kräftig ſein, während die Hallenpfeiler nur die Laſt der Gewölbe und des Daches auszuhalten haben. Hell, luftig, weiträumig und fröhlich wirkt der Innenraum der Hallenkirche. Man hat ihn in Deutſchland mit Begeiſterung immer und immer wieder gebaut. Ja, man hat viele romaniſche Baſiliken noch nachträglich in ſpätgotiſche Hallenkirchen umgeſchaffen. Dieſen Umbau der romaniſchen Baſiliken in gotiſche Hallenkirchen kann man am beſten in Goslar und Braunſchweig ſtudieren. — Selbſt wenn nur der Chor zu ſpätgotiſcher Zeit an eine romaniſche Baſilika angebaut wurde, wie an der Pfarrkirche in Lippſtadt, verlieſs man das baſilikale Schema und wählte die Hallenform.

Man hat jedoch nicht bloſs dreiſchiffige Hallenkirchen; man hat häufig auch fünfſchiffige errichtet. So die Marienkirche zu Herford und die Severikirche zu Erfurt. Beſonders die letztere überraſcht durch die Schlankheit ihrer Innenpfeiler.

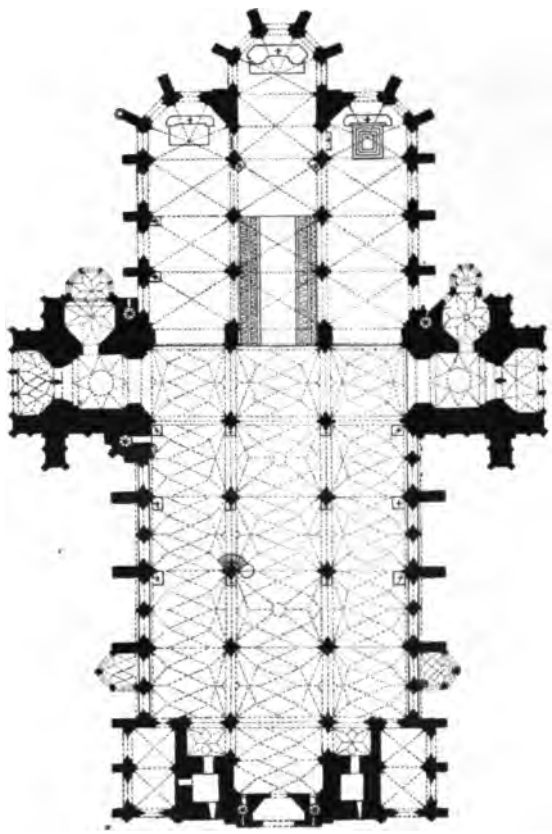
Das ſpätere deutſche Mittelalter hatte die Baſilika erſichtlich ſatt; zum mindeſten bevorzugte das XV. Jahrhundert die Hallenkirche faſt ausſchlieſslich. Erſt der Neuzeit blieb es vorbehalten, in der Baſilika entweder die allein gotiſche Bauform zu erblicken oder dieſelbe als die einzig empfehlenswerte Kirchengeſtaltung, beſonders für katholiſche Kirchen, zu betrachten. Beides iſt irrig; beiden Auffaſſungsweiſen mangelt die Berückſichtigung der geſamten mittelalterlichen Baukunſt. Iſt das erſtere nur ein Irrtum in den Büchern, der kein beſonderes Unheil anſtiftet, ſo hat die faſt ausſchlieſsliche Verwendung der Baſilika für neuzeitliche katholiſche Kirchenbauten dieſe nicht über archäologiſche Wiederbelebungsverſuche hinauskommen laſſen, denen faſt alles fehlt, was man zu fordern berechtigt iſt. Ein groſser Teil der Gläubigen hat keinerlei Ausblick auf den Altar und die Kanzel, und der Geiſtliche ſieht ein Drittel der Anweſenden nie. Dem Ganzen fehlt die Zweckmäſsigkeit als erzeugende Urſache. Damit fehlt der Keim zu Neugeſtaltungen, zu einem Fortſchritt in der Kunſt. Da aufserdem die neuzeitlichen Bauten zumeiſt im Maſsſtab verfehlt ſind, indem man alle möglichen Kathedraleinzelheiten und -Anordnungen auf die kleinlichen Maſse der Pfarrkirchen übertragen hat, ſo ſind die zwecklos übernommenen Einzelteile mittelalterlicher Bauten noch gar nicht einmal ſchön wiedergegeben; ſie ſind verzwergt. Und wie der Zwerg dadurch abſtoſsend wirkt, daſs er in ſeiner Kleinheit dieſelben Verhältniſſe aufweiſt wie der ausgewachſene Menſch, während das Kind völlig andere Verhältniſſe als der Erwachſene zeigt, ſo wirken auch dieſe Zwergkathedralen zumeiſt nicht einmal ſchön. Die verzwergten Einzelheiten haben nicht einmal den Grund der Renaiſſanceeinzelheiten, nämlich die Schönheit, für ſich und gleichen dieſen nur darin, daſs ſie ohne und wider Erfordernis Verwendung finden. Mittelalterlich iſt dieſes Vorgehen nicht; aber es entſpricht dem Ideal:

»*Ars sine scientia*«. Daſs jedoch Kunſt ohne Wiſſenſchaft nicht zu ſchaffen iſt, zeigen dieſe neuzeitlichen Bauten.

24. Aeuſseres.

Wie der Innenraum der Hallenkirchen demjenigen der Baſiliken an Gröſse, Durchſichtigkeit und gleicher Gerechtigkeit bei weitem überlegen iſt, ſo hat auch im Aeuſseren die Hallenkirche ihre nicht hoch genug zu ſchätzenden Vorzüge. Auch ihr Aeuſseres wirkt um das vielfache mächtiger, ſtolzer und ehrwürdiger als der verhältnismäſsig kleine und kleinliche Anblick einer Baſilika. Sieht die Baſilika im Dorf, in der kleinen Stadt oder als Kloſterkirche in der freien Landſchaft maleriſch, zierlich und hingehörig aus, ſo nimmt ſie ſich inmitten der hochaufgetürmten Häuſer groſser Städte — auch der des Mittelalters — zumeiſt klein, verkümmert und wenig ehrwürdig aus. Dazu kommt, daſs die Strebebogen für unſer Klima nicht zu empfehlen ſind. Häufige Ausbeſſerungen werden erforderlich. Ihre Berechnung, ihre Geſtalt und richtige Lage ſind ſchwer zu beſtimmen. Sie bereiten den Nachkommen nichts als Sorge.

Fig. 26.



St. Stephanskirche zu Wien.
Grundriſs. — $^1/_{1000}$ w. Gr.

Alles dieſes fällt bei der Hallenkirche fort. Sind die Schiffe gleich breit, ſo iſt der Schub der Mittelgewölbe aufgehoben und nur das halbe äuſsere Gewölbe ſchiebt noch auf die Strebepfeiler. Die Strebepfeiler ſind daher leicht zu beſtimmen und verhältnismäſsig ſehr wenig ausladend. Alles liegt geſchützt unter dem groſsen Dach, und ſtolz, mächtig und ehrwürdig überragt bei der gleichen Höhe des Mittelſchiffes einer Baſilika dieſe Hallenkirche alle bürgerlichen Wohnungen, und für die Entfernung thront ſie hoch über der ganzen Stadt.

Wenn man in Erinnerung an die Baſilika das Mittelſchiff jedoch breiter als die Seitenſchiffe anlegt, dann ladet man ſich alle ſchlimmen Folgen einer Nachgiebigkeit am falſchen Flecke auf. Das Mittelgewölbe ſchiebt die hohen Pfeiler um und zerdrückt die Seitenſchiffsgewölbe. Man bedarf dann aller möglichen Kunſtſtücke und ſehr ſtarker Strebepfeiler. Auch die Beleuchtung des Mittelgewölbes wird wenig günſtig.

25. Koſten der Hallenkirchen.

Iſt die Hallenkirche dabei teuerer, als die Baſilika über demſelben Grundriſs und bei derſelben Höhe? Keineswegs, ſie iſt im Gegenteil billiger. Ein Vergleich der Mauermaſſen ergiebt dies klärlich.

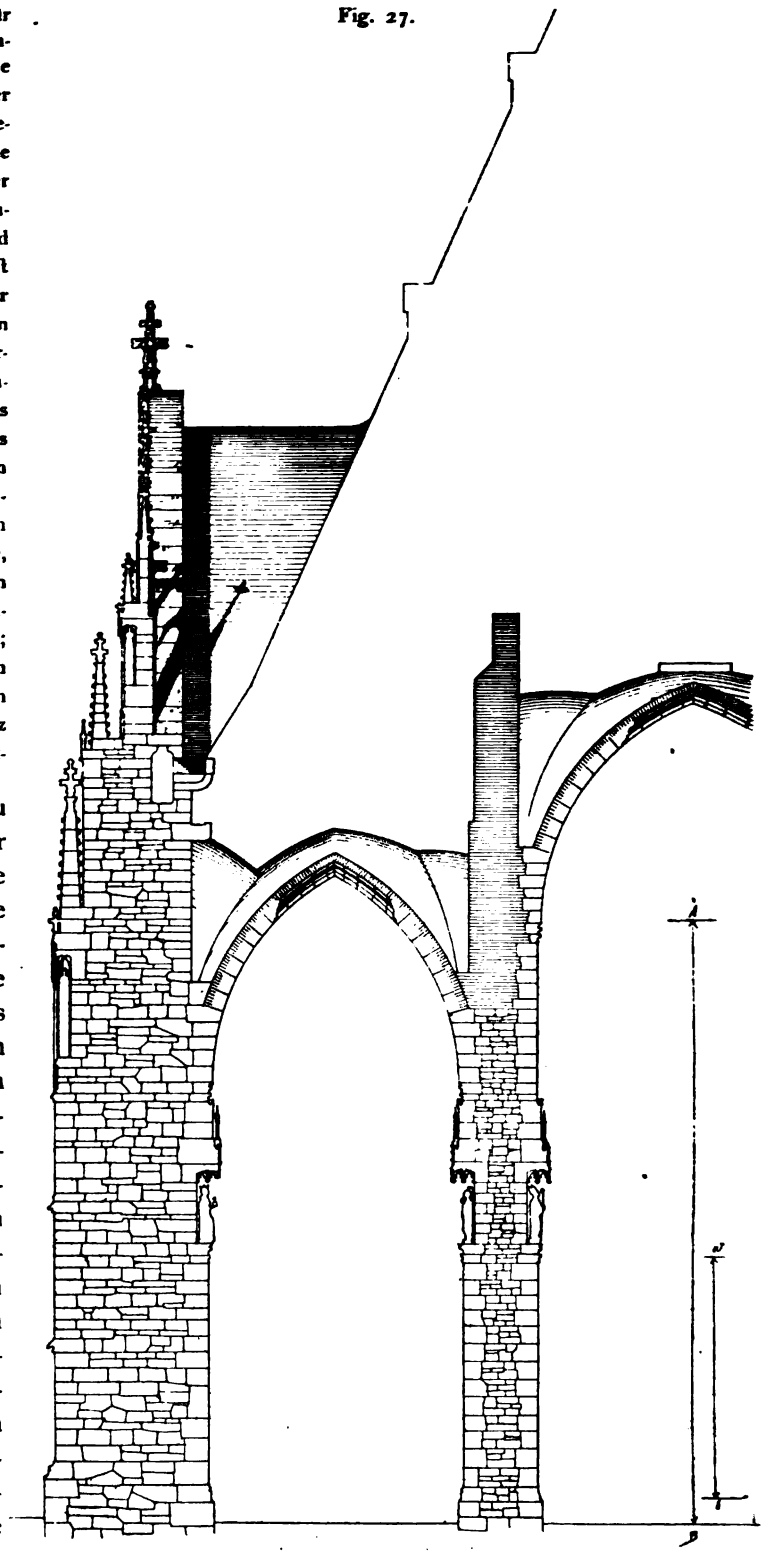
Wenn man natürlich den Flächeninhalt eines baſilikalen Querſchnittes mit demjenigen eines Hallenquerſchnittes über demſelben Grundriſs und mit derſelben Mittelſchiffshöhe vergleicht und daraus den Rauminhalt der Kirchen ermittelt, dann hat die Hallenkirche einen bedeutend gröſseren Rauminhalt als

die Baſilika. Würde man für beide Räume denſelben Einheitspreis anſetzen, ſo iſt die Hallenkirche ſehr viel teuerer als die Baſilika. Dies iſt jedoch irrig. Die Hallenkirche iſt, wie geſagt, eher billiger als eine Baſilika über demſelben Grundriſs. Dies wird bei Wettbewerben zumeiſt nicht beachtet. Noch irriger verfährt man, wenn man einen einſchiffigen Raum über derſelben Grundfläche mit demſelben Einheitspreis für das Kub.-Meter umbauten Raumes wie einen baſilikalen Raum in Rechnung ſetzt. Die einſchiffigen Räume ſind an ſich billiger als die Hallenräume, da die Koſten für die beiden Reihen Stützen mit allem Zubehör in Wegfall kommen; gegenüber den kleinlichen Baſiliken ſind ſie jedoch um beträchtliches billiger, trotz ihres viel gröſseren Luftraumes.

26. Aeuſsere Ausbildung.

Doch zurück zu den Hallenkirchen. Der wunde Punkt iſt ihre äuſsere Ausbildung. Die Kirchen ſind im Vergleich zu ihrer Breite kurz. Der Turm muſs ſehr groſse Abmeſſungen erhalten, ſoll er ſich neben dem hohen Gebäude und dem Rieſendach behaupten können. Dies iſt an ſich kein Fehler; im Gegenteil, unſere heutigen dünnen Türme können mit den Rieſen des Mittelalters auch nicht annähernd den Vergleich aushalten; aber die Baumittel erlauben es häufig nicht. Die ſchönſte Dachlöſung hatte gleich der erſte Baumeiſter

Fig. 27.



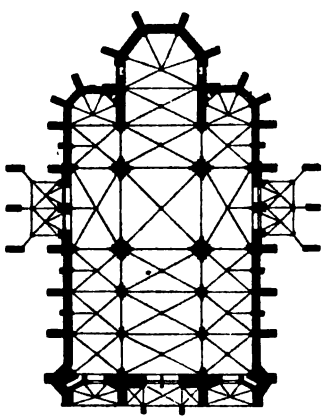
St. Stephanskirche zu Wien.
Querſchnitt. — 1/250 w. Gr.

einer deutſchen Hallenkirche gefunden. Auf der St. Eliſabethkirche zu Marburg iſt nur über dem Mittelſchiff ein Längsdach angelegt; über je zwei Jochen der Seitenſchiffe dagegen iſt ein beſonderes, winkelrecht zum Hauptdach gerichtetes, kleines Dach aufgeſetzt. (Die jetzt den unteren Achſen nicht entſprechende Dacheinteilung entſtammt ſpäterer, unverſtändiger Zeit.) Noch prunkender hat man dieſe Art Dächer ſpäter dadurch geſtaltet, daſs man über jeder Achſe vor den Seitenſchiffsdächern einen Giebel aufgeführt hat. So beſonders in Braunſchweig, Breslau und Wien.

27. St. Stephanskirche zu Wien.

Eine der groſsartigſten Hallenkirchen iſt *St. Stephan* zu Wien (Fig. 26 u. 27). Das Oſtende dieſer Kirche iſt eine der erſten richtig angelegten Hallenkirchen in Deutſchland, indem alle drei Schiffe gleich breit ſind. Ihre Innenpfeiler und Strebepfeiler ſind daher verhältnismäſsig ſehr ſchmächtig, wenn auch die ſpäteren böhmiſchen und thüringiſchen Hallenkirchen ſie hierin übertreffen. Der Baumeiſter des Schiffes — der Grundſtein wurde ſchon 1359 gelegt — ſuchte das Innere noch freier zu geſtalten, indem er die Achſen bis auf annähernd 10 m vergröſserte. Da er aber das Mittelgewölbe höher als die Seitengewölbe rückte, ſo iſt dasſelbe dunkel, und ſeine unbewältigten Schildmauern ſehen nicht gut aus.

Fig 28.



Kirche *St.-Urbain* zu Troyes. Grundriſs. — 1/1000 w. Gr.

Auch das überaus hohe Dach wirkt auſsen nicht zum beſten. Trotzdem über jedem Seitenſchiffsjoch ein Giebel errichtet und hinter dieſem ein beſonderes Dach angeordnet iſt, reicht das Längsdach anſtatt nur über das Mittelſchiff über alle drei Schiffe zugleich. Die Türme wurden 1400 begonnen, und 1433 wurde der Südturm vollendet. Für eine Biſchofskirche bietet der Grundriſs allerdings nichts Charakteriſtiſches; weder kommt das lange Chorgeſtühl zu ſeinem Rechte, noch die vielen Seitenaltäre zur Geltung.

Der dreichorige Grundriſs von *St. Stephan* iſt deswegen von Intereſſe, weil er früher als die ähnlich geſtalteten Grundriſſe zu Prag (Emmaus- und Teinkirche [ſiehe den Grundriſs bei der »Ausbildung der Altarniſchen«]) und zu Glatz iſt, ſo daſs trotz des Kaiſerſitzes in Prag das letztere ſchon damals in der Kunſt von Wien abhängig war. Die Tſchechen ſcheinen merkwürdigerweiſe für die Baukunſt nicht begabt geweſen zu ſein, da ja die beiden Dombaumeiſter *Matthias von Arras* und *Peter Parler* ebenfalls keine Tſchechen waren, ferner der ſpätere, bekannte böhmiſche Baumeiſter *Beneſch von Laun* auch ein Deutſcher, *Benedikt Ried* aus Piſting (in Oeſterreich), war.

28. *St.-Urbain* zu Troyes.

Der Vorgänger von *St. Stephan* könnte der Regensburger Dom ſein, deſſen ſüdliches Seitenſchiff wohl ſchon 1250 im Bau begriffen war.

Gewöhnlich führt man den Regensburger Dom wieder auf *St.-Urbain* zu Troyes (Fig. 28) zurück, da die Grundriſſe beider Kirchen einander faſt völlig gleichen. Papſt *Urban IV.* war der Sohn eines Flickſchuſters in Troyes und gründete auf der Stelle ſeines väterlichen Hauſes 1262 eine Kirche, die der Baumeiſter *Johannes Anglicus* ausgeführt hat.

St.-Urbain zu Troyes iſt alſo ſpäter als der Regensburger Dom. Denn, daſs man die lebhaftere Bauthätigkeit am neuen Dom nach dem Brande des alten Domes

im Jahre 1273 nicht erſt als den Baubeginn des Neubaues rechnen darf, lehren die Urkunden, vor allem aber die Bauformen ſelbſt. Auſserdem findet ſich der dreichorige Schluſs ſchon in *St. Jakob*, der romaniſchen Schottenkirche, zu Regensburg. Und in der romaniſchen Kunſt Oeſterreichs war er ebenfalls zu Hauſe, wie der Dom zu Gurk (ſiehe Fig. 6, S. 14) zeigte.

Gurk beſaſs auch inſofern den ſpäter in Oeſterreich ſo beſonders beliebten Grundriſs noch in gröſster Reinheit, als es früher kein Kreuzſchiff hatte und nur ein einfacher Längsbau war, wie alle ähnlichen ſpäteren Kirchen in Prag, Breslau, Glatz u. ſ. w.

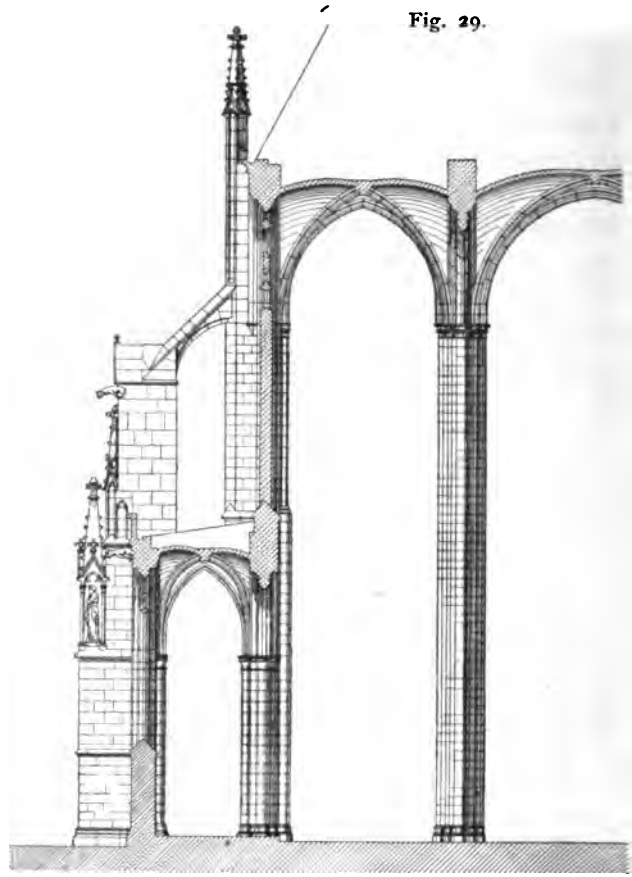
29. Ciſtercienſerkirche zu Zwettl.

Doch betrachten wir die Hallenkirchen weiter.

Der Neubau des Chors der Ciſtercienſerkirche zu Zwettl (Fig. 29 u. 30[10]) iſt 1343 begonnen und 1348 geweiht worden. Dieſer Chor zeigt den Grundriſs von Pontigny, welcher ebenfalls das übliche Kathedralhaupt in vereinfachter Form wiedergiebt. Statt der vieleckigen Kapellen ſind gerade geſchloſſene angeordnet, ſo daſs auſsen eine gemeinſame Schluſswand entſteht. Doch kann man den Baumeiſter dieſes Chors — *Johannes* — nicht als einen Vorgänger *Peter Parler*'s zu Prag betrachten; denn er verwendet das überkommene Chorſchema, ohne es folgerecht umzuarbeiten. Zum mindeſten ſind die Strebebogen überflüſſig, da die Mauern zwiſchen den Kapellen völlig genügende Strebepfeiler darſtellen. (In dem in Fig. 29 gegebenen Schnitt ge-

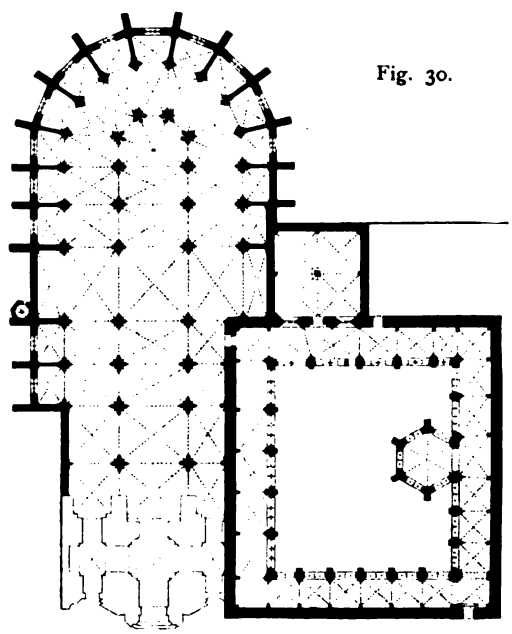
[10]) Nach: Wiener Bauhütte etc.

Fig. 29.



Querſchnitt. — 1/350 w. Gr.

Fig. 30.



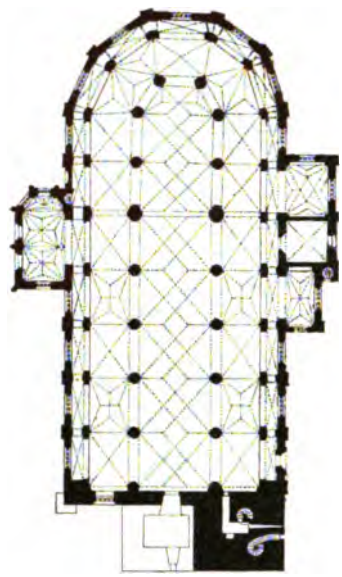
Grundriſs. — 1/1000 w. Gr.

Ciſtercienſerkirche zu Zwettl [10]).

winnt man irrigerweiſe den Eindruck, als ſeien dieſe Zwiſchenwände durchbrochen.) Im Gegenteil, das zielbewuſste Vorgehen *Peter Parler*'s, das wir an den Chören von Kolin und von *St. Barbara* in Kuttenberg ſehen werden, gewinnt auf dieſem Hintergrunde erſt volle Würdigung. Dagegen kann ſich der Baumeiſter *Johannes* eines anderen Baugedankens rühmen.

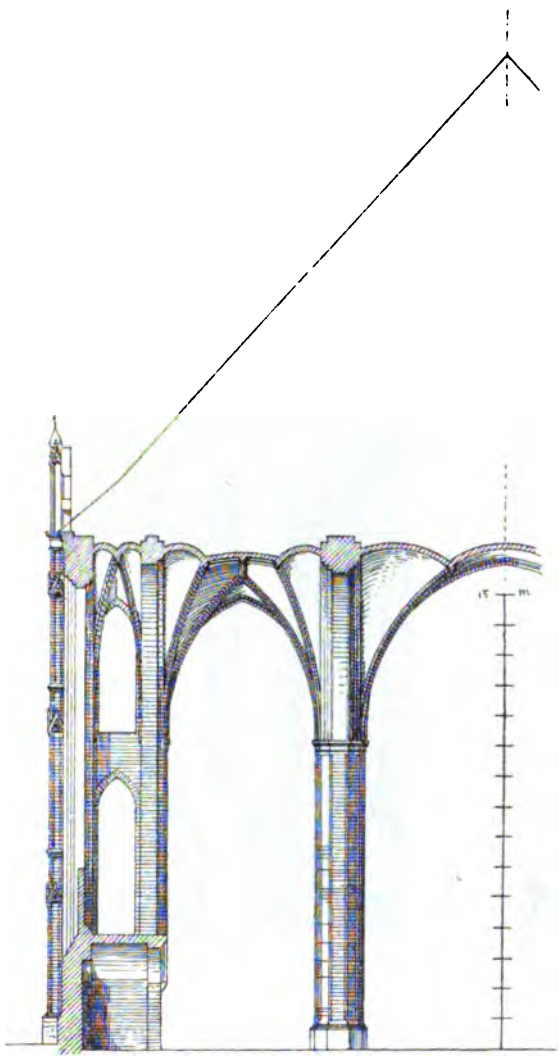
Hier iſt zum erſtenmale der Umgang als Halle ausgebildet. Dadurch werden auch die den Chor umgebenden Bogenſtellungen ſo hoch wie das Hochſchiff. Zu dieſem Zweck müſſen ſie annähernd ſo breit wie die Schiffsachſen ſein; ſonſt entſtänden zwiſchen den zu dicht ſtehenden Pfeilern nur ganz ſchmale, ſchlitz-

Fig. 32.



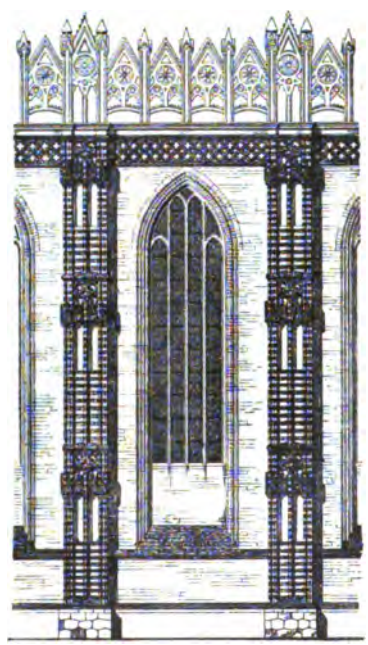
Grundriſs. — $^1/_{1000}$ w. Gr.

Fig. 31.



Querſchnitt.

Fig. 33.



Längenanſicht.

Katharinenkirche zu Brandenburg [11]).

11) Nach: Adler, F. Mittelalterliche Backſteinbauwerke des Preuſsiſchen Staates. Berlin 1860—69.

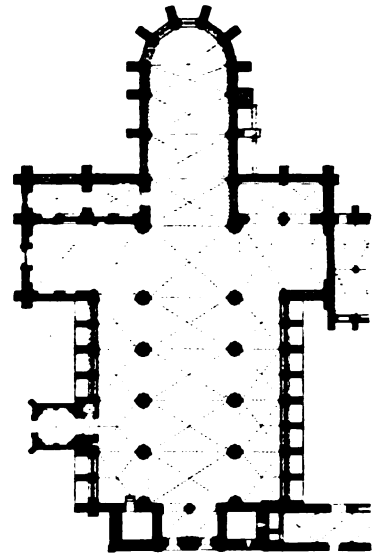
artige Oeffnungen. Bei Hallenkirchen können daher höchſtens drei Bogen, wie hier, oder meiſtens nur zwei den Chor umſtellen.

Der Meiſter *Johannes* iſt ein gewandter Künſtler, welcher einen ſtolzen Innenraum geſchaffen hat.

St. Katharinenkirche zu Brandenburg.

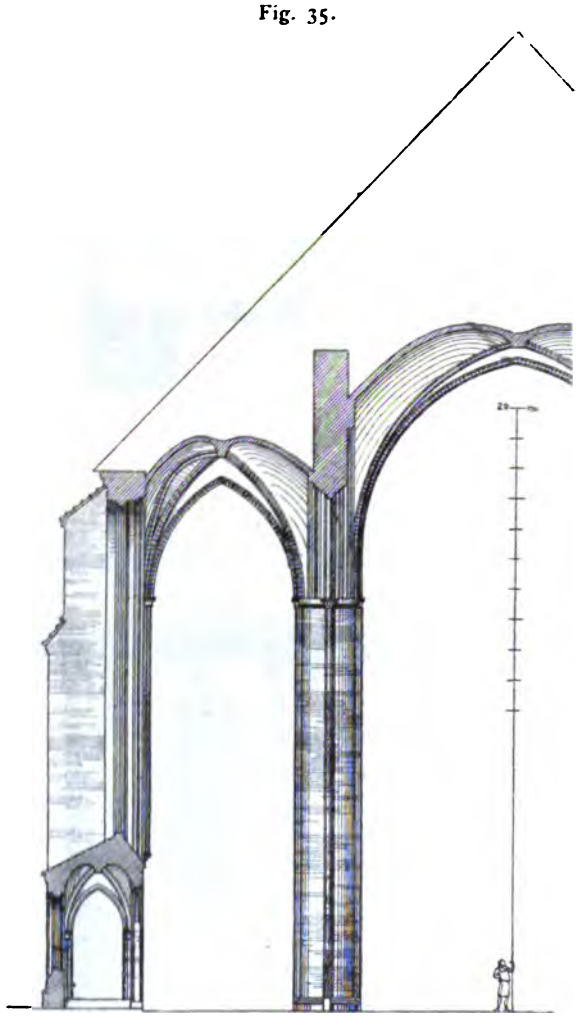
Den Chor mit der »Halle« zu umziehen, hat man beſonders in der Mark Brandenburg und in den angrenzenden Backſteinländern mit groſser Vorliebe gethan. Solche ſtolze Chorlöſungen trifft

Fig. 34.



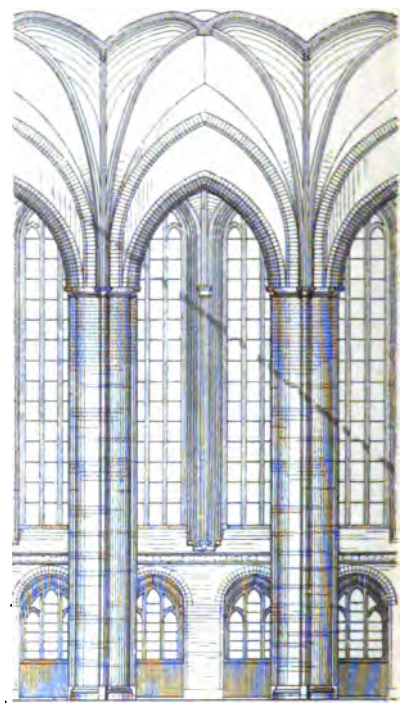
Grundriſs. — 1/1000 w. Gr.

Fig. 35.



Querſchnitt.

Fig. 36.



Längenſchnitt.

Dom zu Stendal [12]).

man dort allerwärts. Da iſt z. B. die berühmte Katharinenkirche zu Brandenburg (Fig. 31 bis 33[11]), zwiſchen 1395 und 1401 entſtanden; ſie iſt das richtige Beiſpiel einer aufwändigen Stadtpfarrkirche jener Zeiten. Der Chor umfaſst die letzten zwei

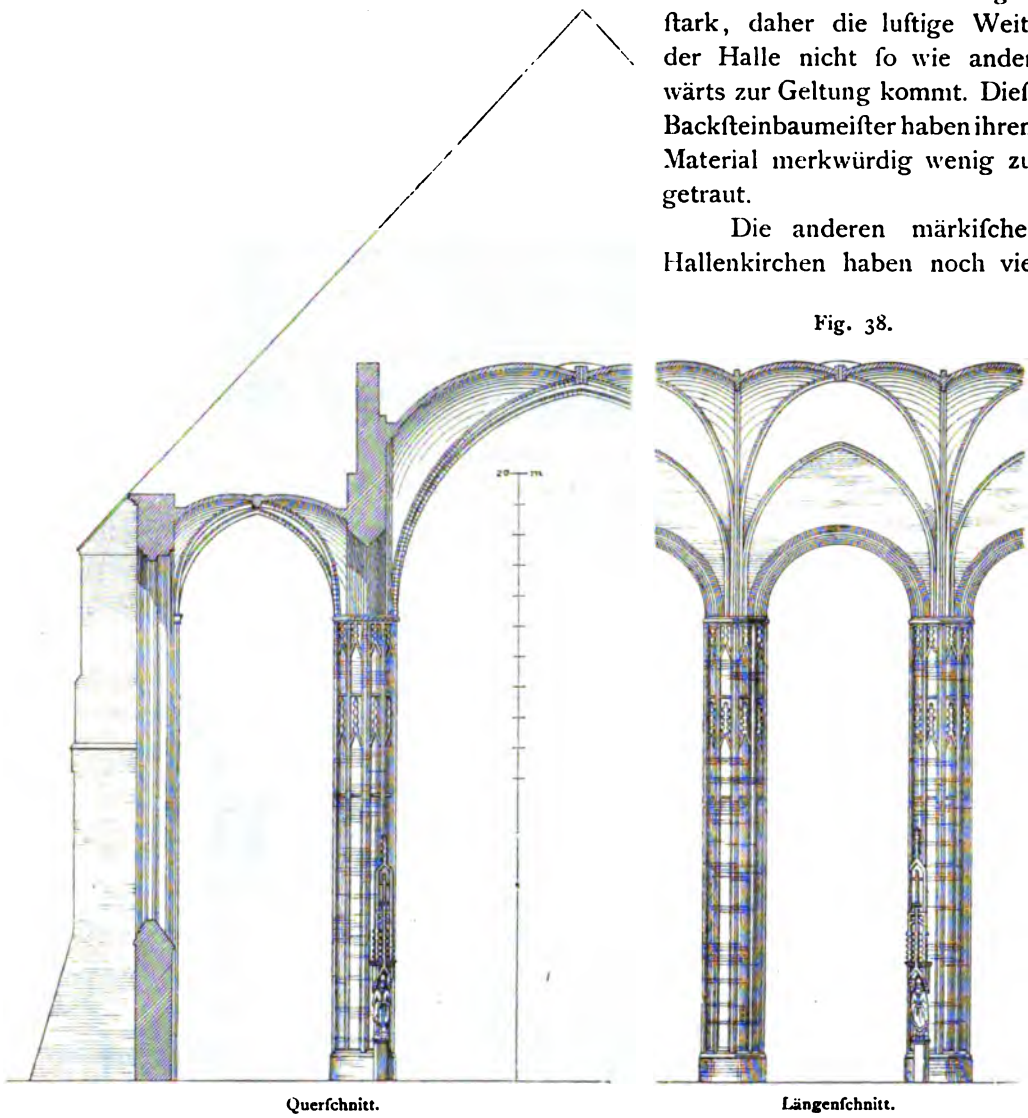
[12]) Nach: Adler, a. a. O.

Schiffsjoche und iſt einige Stufen erhöht; das verbleibende Schiff, rund 40 m lang, bietet richtige Abmeſſungen für den Predigenden. Die Strebepfeiler ſind hier, im Gegenſatz zu Zwettl, nach innen gezogen, wie ſolches *Peter Parler* zuerſt gezeichnet hat, und auſserdem durchbrochen. Die Pfeiler zwiſchen den Schiffen ſind gegenüber den Sandſteinländern, insbeſondere Böhmen und Thüringen, ſtark, daher die luftige Weite der Halle nicht ſo wie anderwärts zur Geltung kommt. Dieſe Backſteinbaumeiſter haben ihrem Material merkwürdig wenig zugetraut.

Fig. 37.

Die anderen märkiſchen Hallenkirchen haben noch viel

Fig. 38.



Querſchnitt. Längenſchnitt.

Wallfahrtskirche Heiliges Blut zu Wilsnack [13]).

derbere Pfeiler, durchaus nicht zum Vorteil des Ganzen. Der Baumeiſter der Katharinenkirche war *Heinrich Brunsbergh.* Das Aeuſsere zeigt zum erſtenmale jene phantaſievollen Ziergiebel und Maſswerkblenden aus glaſierten Ziegeln, welche ein beſonderes Kennzeichen des märkiſchen Ziegelbaues und ein Triumph für denſelben geworden ſind.

Die märkiſchen Baumeiſter haben in vernunftgemäſser Weiſe die Eigenſchaften des Materials, welches ihnen die Gegend bot, nämlich den Ziegel, zum Ausgangspunkt ihres künſtleriſchen Schaffens

[13]) Nach ebendaſ.

genommen. Sie haben die ihnen überkommenen Formen für dieſes Material zweckgemäſs umgearbeitet, und ſo hat ſich hier wiederum die vernunftgemäſse Bauweiſe als der nimmer verſiegende Born neuen Kunſtſchaffens erwieſen.

Daſs man ſich in Backſtein die luftigen Zieraten viel eher und ſicherer geſtatten kann als in Werkſtein, zeigen dieſe Bauten. Wer nicht gerade über den ehernen Stein des Straſsburger Münſters verfügt, ſieht das Spitzenwerk in Sandſtein unaufhaltſam verwittern, während der Ziegel unberührt die Jahrhunderte überdauert. Der Feind dieſer Ziegelphantaſien iſt ungenügender Mörtel, insbeſondere der Zement, dieſes für den neuzeitlichen Hochbauer gefährlichſte und zumeiſt durchaus verwerfliche Material.

31. Dom zu Stendal.

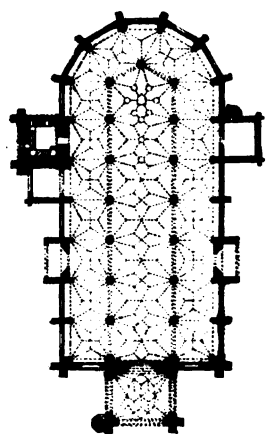
Ein anderer, mächtiger Hallenbau der Mark iſt der Dom zu Stendal (Fig. 34 bis 36[12]). Er war 1424 noch im Bau, wie eine Ablaſsbulle bezeugt. Als Beſonderheit für jene Zeit zeigt dieſer Dom auf jeder Schiffsachſe zwei Fenſter. Anſcheinend hat der Magdeburger Dom hierfür das Vorbild geliefert. Auch in Breslau finden wir an der Sandkirche und in Regensburg im ſüdlichen Seitenſchiff die gleiche Zweiteilung.

Die Ziegelbaumeiſter jener Zeit ſind ein merkwürdiges Geſchlecht. Das Gefühl für ſchöne Simſe und Ornamente iſt ihnen gänzlich abhanden gekommen, als hätten ſie nie etwas derartiges geſehen. Die ſchwellenden Baſen und die weit ausladenden, meiſterhaft modellierten Kapitelle romaniſcher und frühgotiſcher Kunſt ſind in wenige, recht unſchön verkümmerte Profilſteinſchichten vertrocknet. Die Rippen ſind dünn wie Leiſten und ſtehen noch ungeſchickter zurückgeſetzt auf den derben Pfeilern. Trotzdem zeigen die Räume an ſich eine ſelbſtbewuſste Groſsartigkeit und ſehr häufig eine meiſterhafte Geſamtgeſtaltung, daſs es ſchwer fällt, beides zu einem Künſtlerbilde zu vereinen. Wenn auch das Material in etwas Schuld an den ſchwächlichen Einzelheiten tragen mag, ſo erklärt dies doch nicht die faſt durchgängige Häſslichkeit derſelben.

32. Wallfahrtskirche Heiliges Blut zu Wilsnack.

Die Wallfahrtskirche Heiliges Blut zu Wilsnack (Fig. 37 u. 38[13]), um 1450 vollendet, zeigt die zierlichen Blenden auch auf die Kirchenpfeiler übertragen. Ihr Mittelſchiff iſt, wie zu *St. Stephan* in Wien, etwas höher gezogen als die Seitenſchiffe.

Fig. 39.



Heilige Geiſtkirche zu Landshut.
Grundriſs. — 1/1000 w. Gr.

33. Bayeriſche Backſteinkirchen.

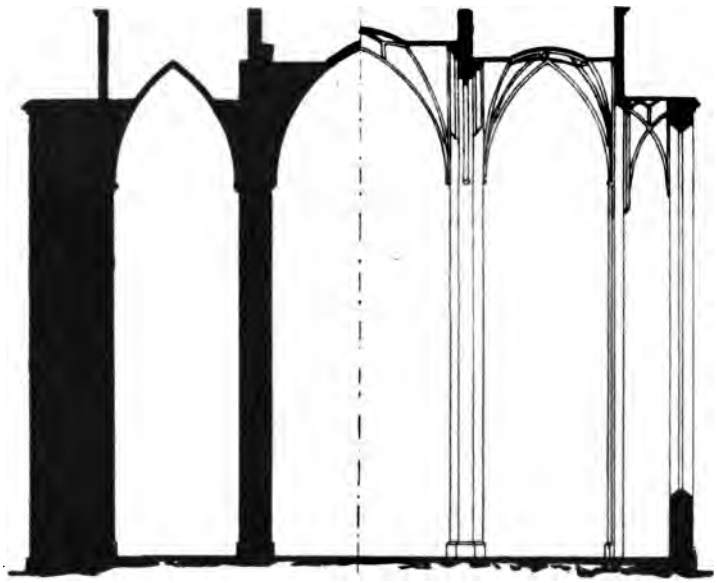
In Bayern hat ein zweites Backſteingebiet ebenfalls viele und groſsartige Bauten geſchaffen; aber es hat, wie Schleſien, dem beſonderen Material eine charakteriſtiſche Kunſt nicht abgewinnen können.

Die Heilige Geiſt- oder Spitalkirche zu Landshut (Fig. 39) zeigt einen ebenſo luftigen wie ſtattlichen Hallenbau, deſſen Chor ebenfalls mit einem Hallenumgang ausgeſtattet iſt. Nur ein Pfeiler ſchlieſst das Mittelſchiff ab, um die Schiffsbogen auch um den Chor herumführen zu können. Sie iſt 1407 von *Hans Stethaimer* von Burghauſen, »Steinmetz und Werkmeiſter des Baues zu *St. Martin* in Landshut«, aufgeführt worden und beſitzt reizvoll gezeichnete Sterngewölbe.

Die beiden rieſigſten Schöpfungen des bayeriſchen Backſteinbaues ſind die ebengenannte St. Martinskirche zu Landshut und die Frauenkirche zu München (Fig. 40[14]), beides ebenfalls Hallenkirchen. Die Schiffshöhen ſind bei ziemlich engen Pfeilerſtellungen ganz aufserordentliche; die Frauenkirche hat rund 36 m lichte

[14]) Aus: Dehio & v. Bezold, a. a. O.

Fig. 40.



Frauenkirche zu München.
Querſchnitt. — 1/200 w. Gr.

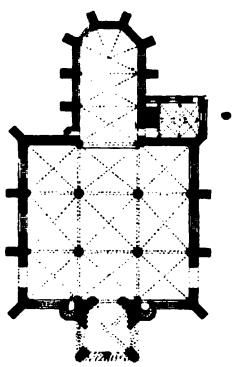
Höhe. Ihr Baumeiſter war *Jörg Gangkofer* von Halspach oder Polling. 1468 legte der Herzog *Sigismund* den Grundſtein zu ihrem Neubau.

34. Pfarrkirchen mit quadratiſchem Grundriſs.

Da für die Verſammlung einer Gemeinde zum Pfarrgottesdienſt ein allzu langgeſtreckter Raum gar nicht erwünſcht iſt, ſo hat man beinahe quadratiſche Grundriſſe geſchaffen. Dieſe ſind dann auf das äuſserſte praktiſch. Der Hochaltar und die Kanzel ſind überall ſichtbar. Iſt letztere an einem Innenpfeiler angebracht, ſo kann ſich das Volk in ganz gleicher Entfernung und möglichſt nahe um den Predigenden ſcharen. Auch die beiden vorſchriftsgemäſsen Seitenaltäre, welche in jeder Pfarrkirche aufzuſtellen ſind, können von allen Plätzen aus geſehen werden. Der quadratiſche Grundriſs iſt eine ideale Löſung des Programms der Pfarrkirche.

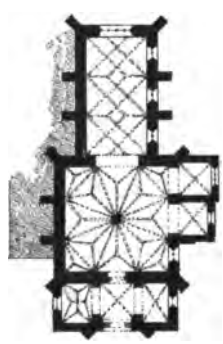
Solche Kirchen ſind z. B. *St. Marien zur Wieſe* in Soeſt und die Frauenkirche zu Nürnberg (Fig 41). Die letztere iſt auf Veranlaſſung *Karl IV.* an Stelle

Fig. 41.



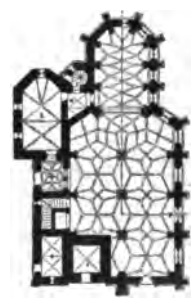
Frauenkirche zu Nürnberg.
Grundriſs.

Fig. 42.



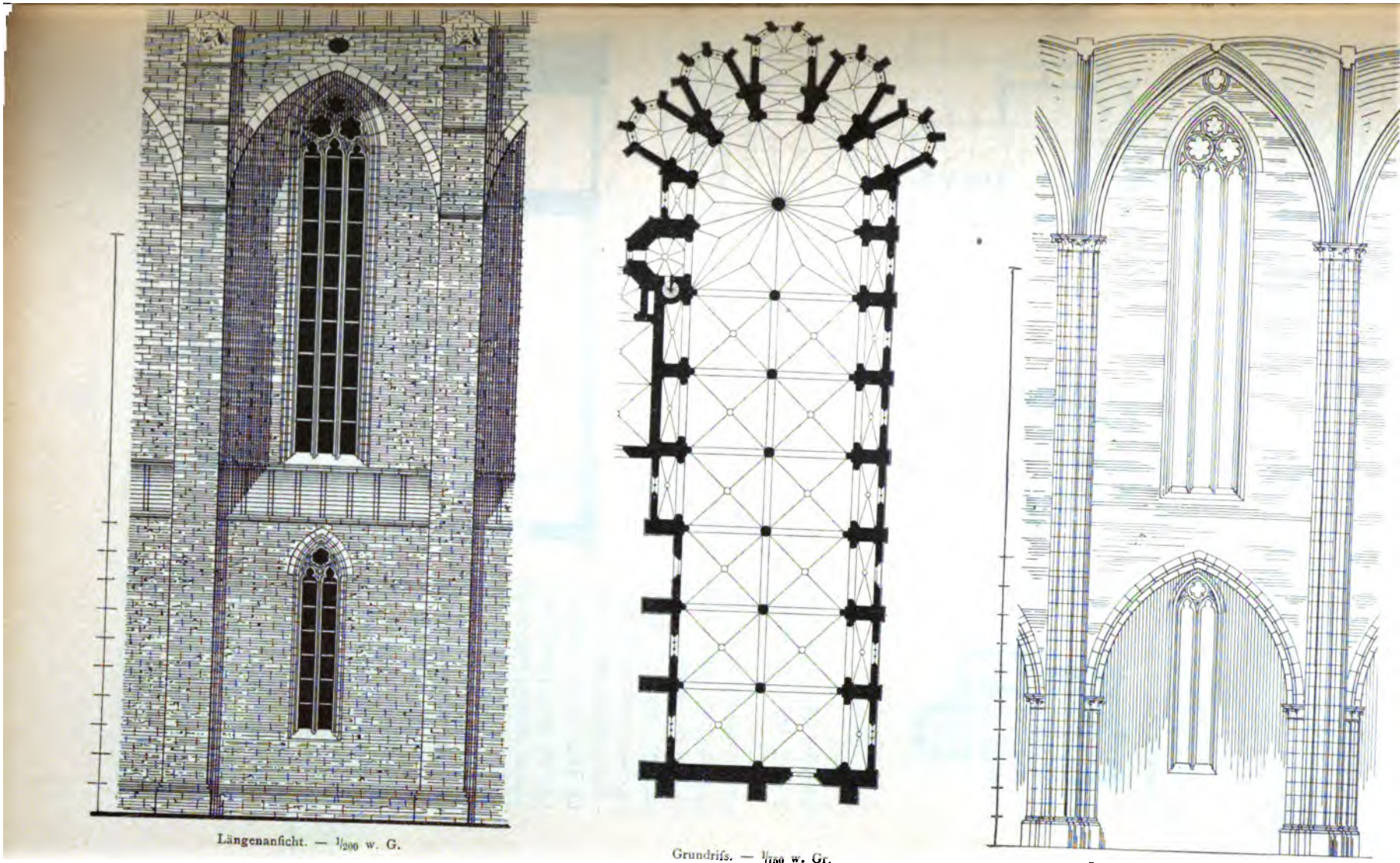
Heilig Kreuzkirche zu Krakau.
Grundriſs.
1/1000 w. Gr.

Fig. 43.



Kirche St. Marein in Steiermark.
Grundriſs.

der Synagoge errichtet worden. Als Baumeiſter werden zwiſchen 1355 und 1361 *Georg* und *Fritz Rupprecht* genannt. Geweiht wurde zuerſt die Kirche mit zwei Altären 1358, der Frauenaltar mit dem Chore 1360. Wir kommen in Kap. 6 (bei der Beſprechung der »Ausbildung des Weſtendes«) auf dieſe Kirche zurück.



Längenanficht. — 1/200 w. G.

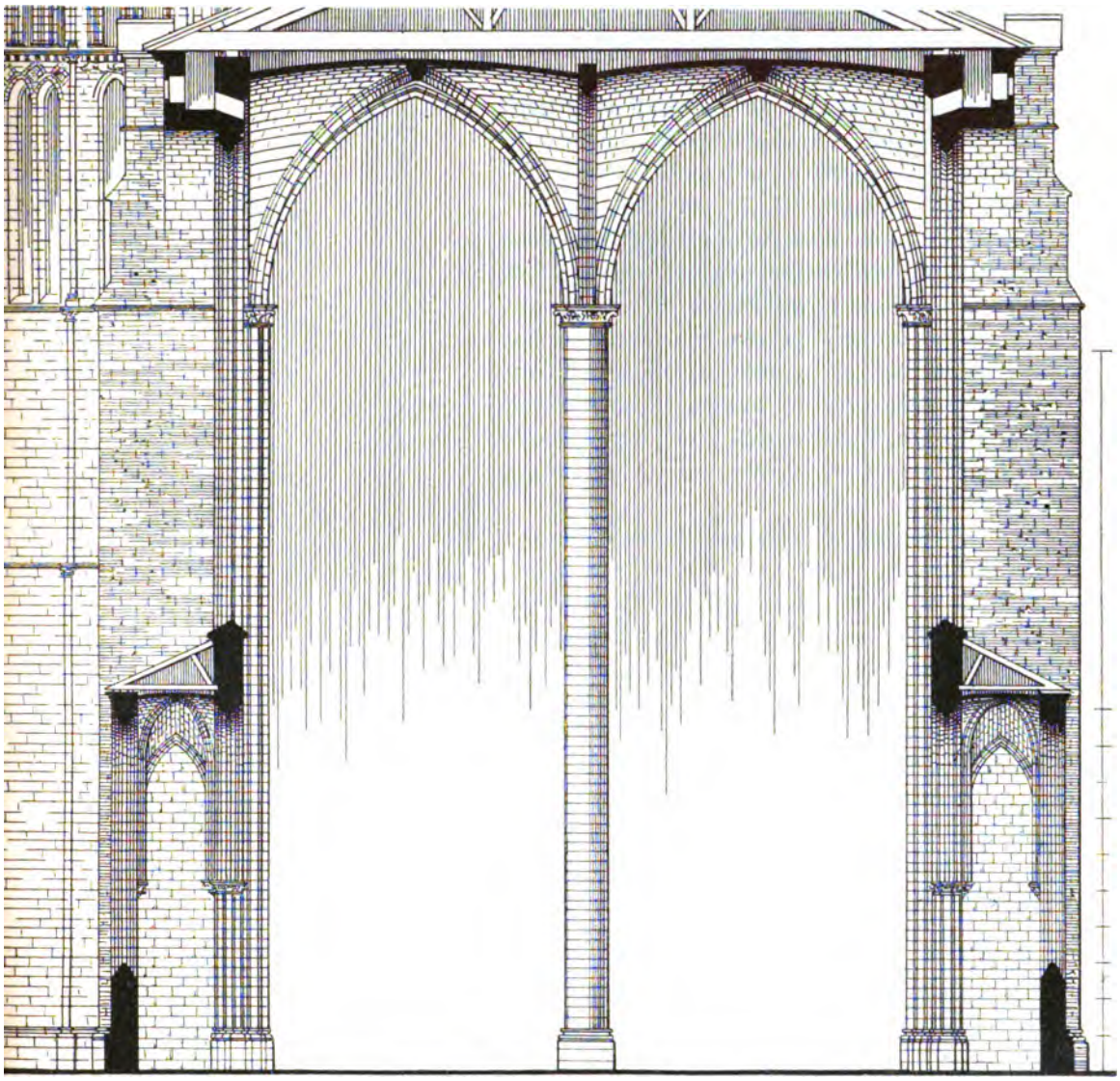
Grundriſs. — 1/750 w. Gr.

Längenſchnitt. — 1/200 w. Gr.

Dominikanerkirche zu Toulouſe [15]).

Noch zuſammengedrängter iſt Heilig Kreuz in Krakau (Fig. 42). Eine einzige Säule ſtützt das Gewölbe, eine höchſt reizvolle Löſung. Sie iſt gegen 1500 entſtanden.

Fig. 47.



Dominikanerkirche zu Toulouſe.
Querſchnitt [15]). — 1/200 w. Gr.

35. Zweiſchiffige Kirchen.

In manchen Gegenden ſind zweiſchiffige Kirchen beliebt. Sie bieten ebenſo überſichtliche wie maleriſche Innenräume. Die Reihe Säulen in der Mitte ſtört die Andächtigen wenig oder gar nicht, da in der Mitte doch zumeiſt ein Gang frei bleibt. Ein zierliches Beiſpiel iſt *St. Marein* in Steiermark (Fig. 43). Beſonders häufig findet man dieſen Grundriſs in Heſſen.

Die rieſigſte Anlage dieſer Art iſt die Dominikanerkirche zu Toulouſe (Fig. 44 bis 47 [15]). Ihre Säulenreihe hat eine Höhe von 21 m und jedes der beiden Schiffe 9 m Spannung. Sie iſt ein Ziegelbau in ſauberſter Ausführung.

[15]) Aus: Dehio & Bezold, a. a. O.

3) Einſchiffige Pfarrkirchen.

36. Einfache einſchiffige Pfarrkirchen.

Die dritte Löſung des Pfarrkirchenprogramms iſt die einſchiffige Kirche. Sie iſt die uranfänglichſte Löſung und die einfachſte. Sie ſetzt jedoch bei gröſserer Ausdehnung kühne Gewölbeſpannungen voraus, und vor dieſen iſt man anſcheinend im Mittelalter allermeiſt zurückgeſchreckt, auſser in den Ländern nördlich und ſüdlich der Pyrenäen. Heutzutage jedoch, da man die Gewölbe mit ihren Widerlagern verhältnismäſsig einfach und ſicher beſtimmen kann, empfehlen ſich dieſe Anlagen auf das beſte.

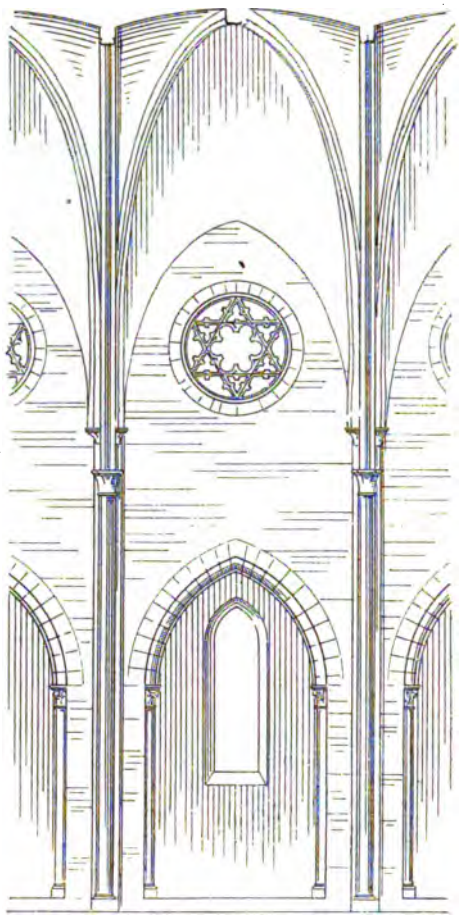
Sie wetteifern mit den Hallenkirchen um die Palme bezüglich eines glücklich gelöſten Pfarrkirchengrundriſſes und tragen hinſichtlich der äuſseren Erſcheinung, wie der Zweckmäſsigkeit und der Koſten ſicher den Sieg davon.

Im Grundriſs bieten ſie natürlich keinerlei Hindernis, Altar und Kanzel von allen Plätzen, auch den abgelegenſten Stehplätzen aus, zu ſehen. Sie ſind in dieſer Beziehung den Hallenkirchen ſogar überlegen. Da das Schiff breit werden muſs — 15 bis 20 m — um die Gemeinde zu faſſen, ſo iſt am Oſtende für alle drei Altäre genügend Raum vorhanden. Drei Altäre — der Hochaltar und zwei Nebenaltäre — ſind von alters her im Gebrauch und ſeit dem Trienter Konzil für die katholiſche Kirche Vorſchrift.

Eine der reizvollſten und gelungenſten Löſungen eines ſolchen Oſtendes mit drei Altären zeigt *St. Saturnin* in Pamplona, das der Mitte des XIV. Jahrhunderts entſtammt. *St.-Vincent* zu Carcaſſonne (Fig. 48 bis 50[16]) löſt die Aufgabe in einer anderen, aber ebenſo geſchickten Art.

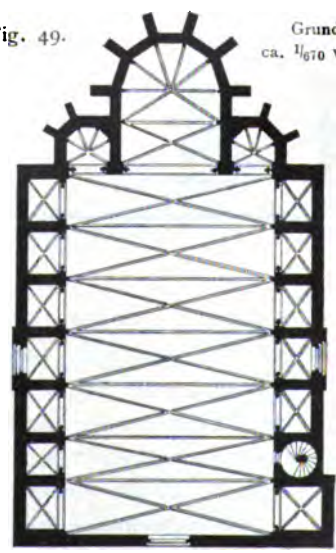
Da dieſe groſsen Gewölbe ſtarke Strebepfeiler erfordern, ſo entſtehen zwiſchen letzteren ganz von ſelbſt Kapellen für Altäre und andere kirchliche Erforderniſſe, wie Beichtſtühle u. ſ. w. Ja man kann die Strebepfeiler durchbrechen, einen Gang durch dieſelben hindurch führen und ſich durch untergeſtellte

Fig. 48.



Längenſchnitt. — 1/200 w. Gr.

Fig. 49. Grundriſs. ca. 1/670 w. Gr.



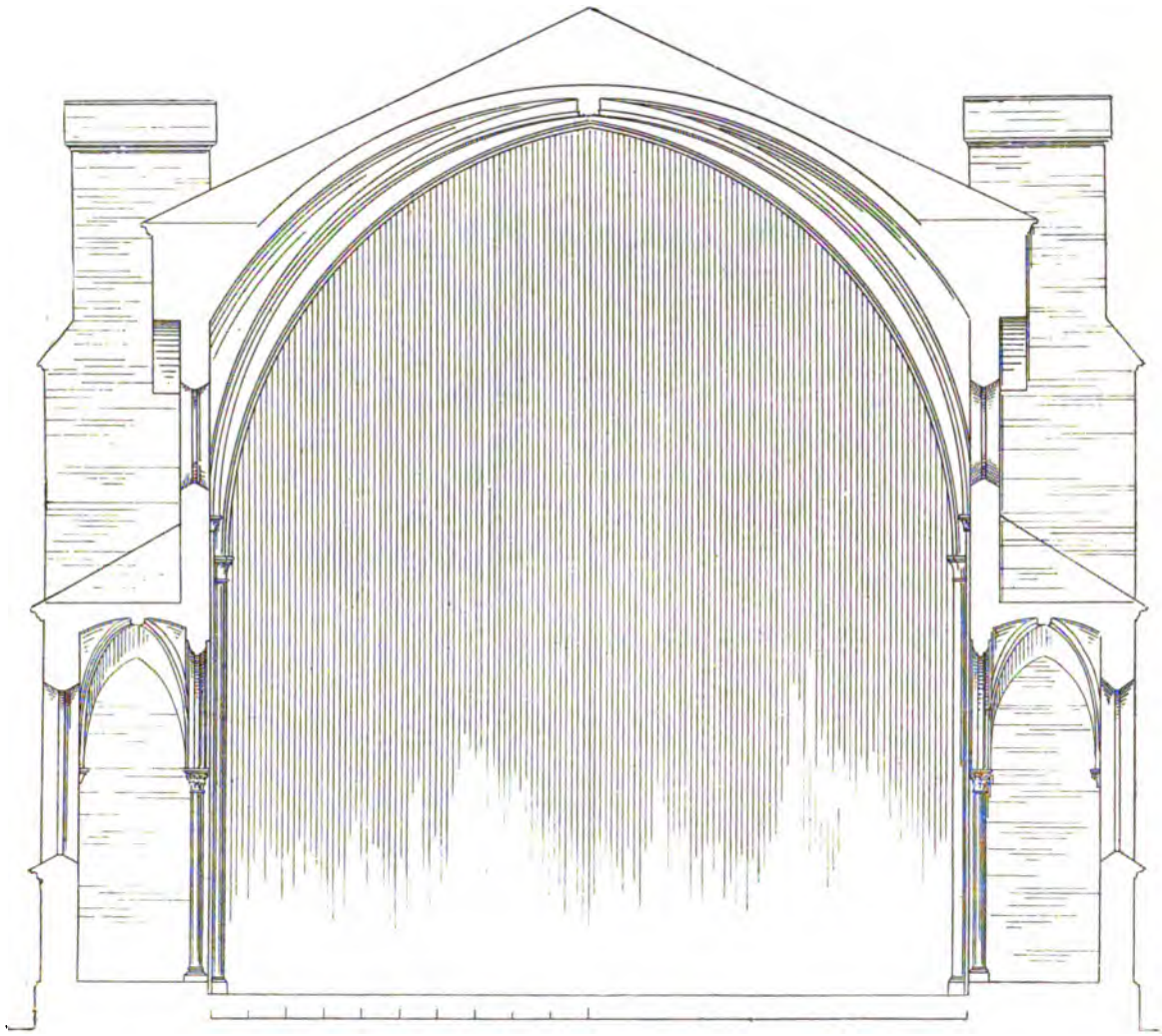
Kirche *St.-Vincent* zu Carcaſſonne[16]).

[16]) Aus: Dehio & Bezold, a. a. O.

Säulen einen ähnlich maleriſchen Anblick verſchaffen, wie ihn die dreiſchiffige Baſilika bietet. Dieſe Anlage hat beſonders der neuzeitliche evangeliſche Kirchenbau ausgebildet.

In ſchönſter Art zeigt dieſen Grundriſs die Kirche zu Manreſa in Spanien (Fig. 51 bis 53[17]), welche 1328 begonnen worden iſt. Den ſtrengſten einſchiffigen Grundriſs mit völliger Ausnutzung der Räume zwiſchen den Strebepfeilern als

Fig. 50.



Kirche *St.-Vincent* zu Carcaſſonne.
Querſchnitt[16]).

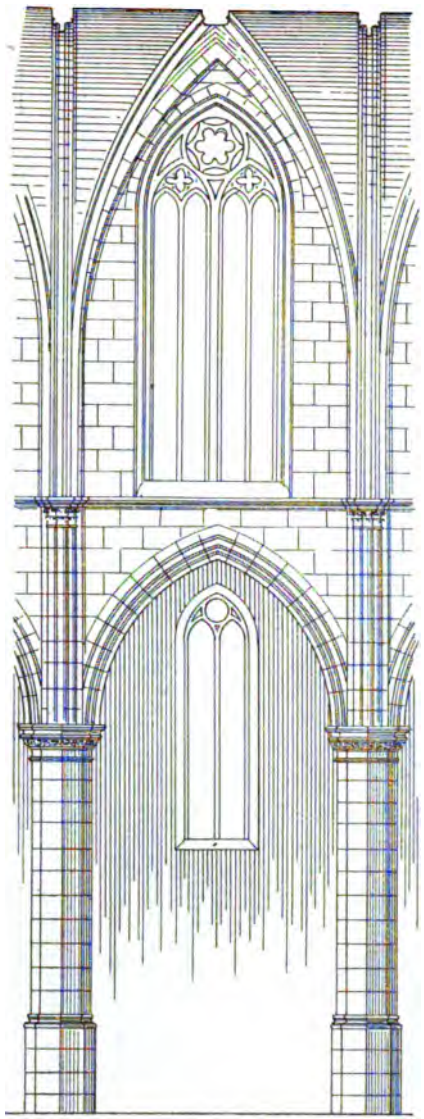
Kapellen zeigt *San Juſto y Paſtor* zu Barcelona (Fig. 54[18]), um 1345 begonnen. Ihr ſonſt gleich iſt die berühmte Kirche *Santa Maria del Pino* in derſelben Stadt; die erſtere hat 14 m Spannung, die letztere über 16 m. Noch weiter geſpannt iſt die Kirche auf dem Monſerrat (Fig. 55[18]).

Eine der frühen Vorgängerinnen der einſchiffigen Kirchen Südfrankreichs aus

[17]) Aus ebendaſ.

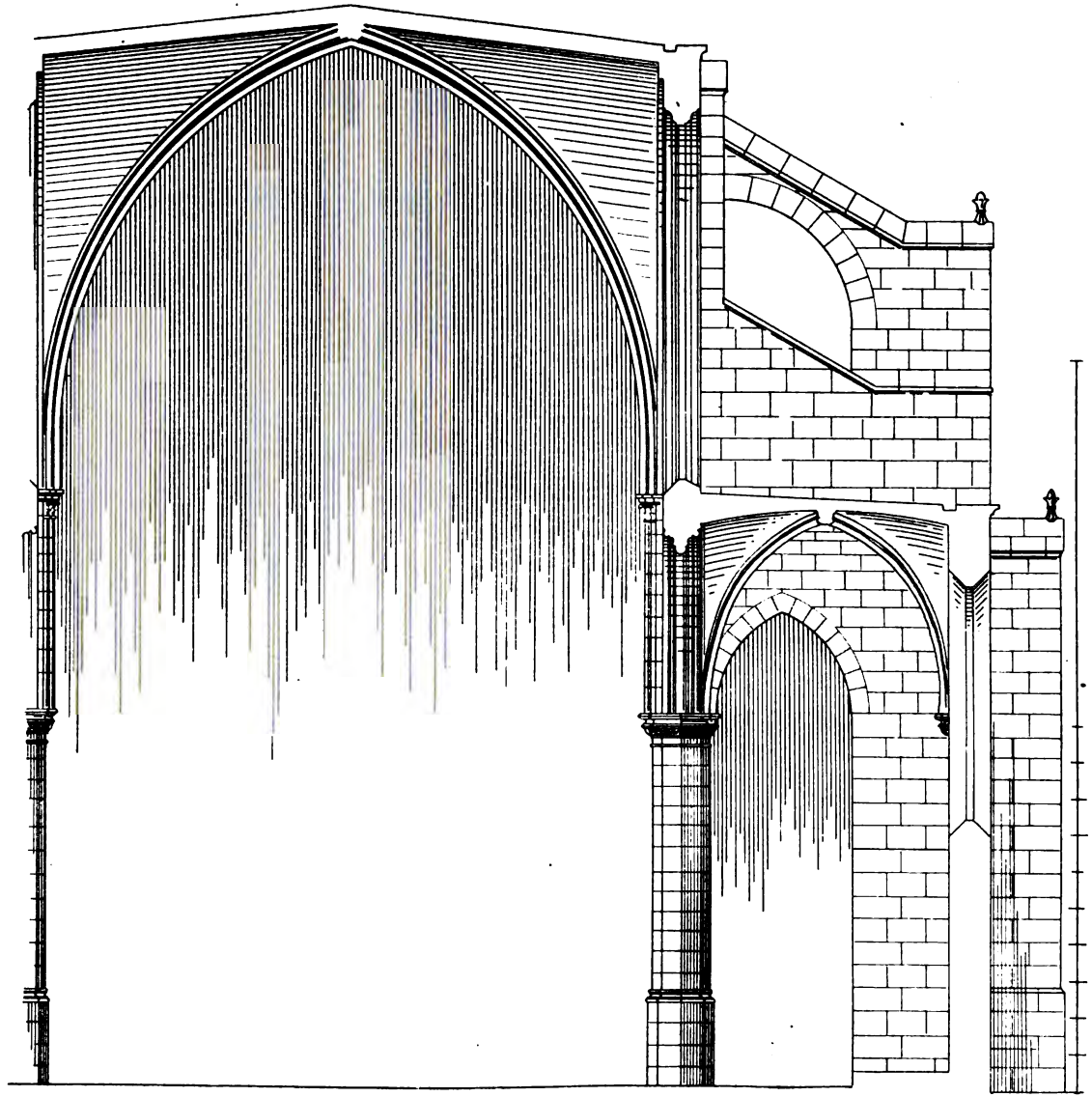
[18]) Nach: Graus. Eine Rundreiſe in Spanien. Wörl's Reiſebibliothek. Würzburg u. Wien o. J.

Fig. 51.



Längenſchnitt.

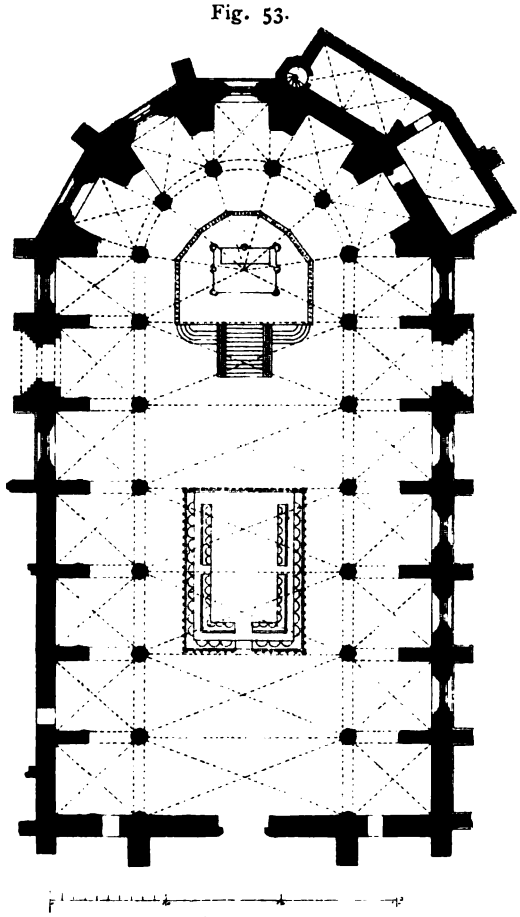
Fig. 52.



Querſchnitt.

Kirche zu Manreſa [17]).

Fig. 53.



Kirche zu Manreſa.
Grundriſs [17]).

dem XII. Jahrhundert iſt *Saintes-Maries* im Departement Bouches-du-Rhône (Fig. 56). Sie iſt mit einer etwas ſpitzbogigen Tonne überdeckt, welche mit Gurten verſtärkt iſt.

Beſonders die franzöſiſchen »*Saintes-Chapelles*« ſind glanzvolle Beiſpiele einſchiffiger Kirchen. Sie zeigen, daſs Trockenheit und Nüchternheit durchaus kein weſentlicher Beſtandteil einſchiffiger Kirchen ſind und daſs die nordfranzöſiſche Gotik gerade in ihrer jugendkräftigſten und ſchönſten Entwickelungszeit in ihnen die lieblichſten Beiſpiele und Vorbilder für einſchiffige Kirchen geſchaffen hat.

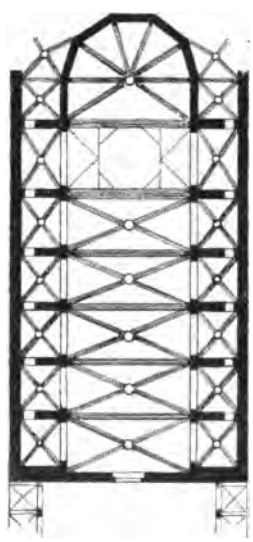
Die bekannteſte und glanzvollſte *Sainte-Chapelle* iſt diejenige des *Palais de juſtice* in Paris (Fig. 57 bis 59 [19]), 1242 oder 1245 begonnen und 1247 vollendet, die unter dem *heil. Ludwig* zur Aufnahme eines Stückes der Dornenkrone durch den Baumeiſter *Peter von Montereau* aufgeführt wurde.

Ihre Nachfolgerin, kurz nach 1250, iſt die Kapelle, welche an die romaniſche Kirche von St.-Germer (Fig. 60 [20]) angebaut iſt und zu den vorzüglichſten Schöpfungen der Gotik gehört.

Eine zweite Schöpfung *Peter's von Montereau* war die Kapelle von St.-Germain des Prés zu Paris, welche zu Beginn des »erleuchteten« XIX. Jahrhunderts abgeriſſen worden iſt. Erhalten iſt noch die etwas früher entſtandene *Ste.-Chapelle* im Schloſs von St.-Germain en Laye (Fig. 61 bis 63 [21]). Alle dieſe Kapellen haben unge-

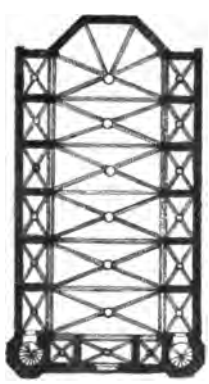
Fig. 55.

1/1000 w. Gr.



Kirche
auf dem Monſerrat.
Grundriſs [18]).

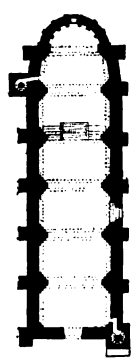
Fig. 54.



Kirche *San Juſto y Paſtor*
zu Barcelona.
Grundriſs [18]).

1/1000 w. Gr.

Fig. 56.



Kirche *Saintes-Maries*
im Departement
Bouches-du-Rhône.
Grundriſs.

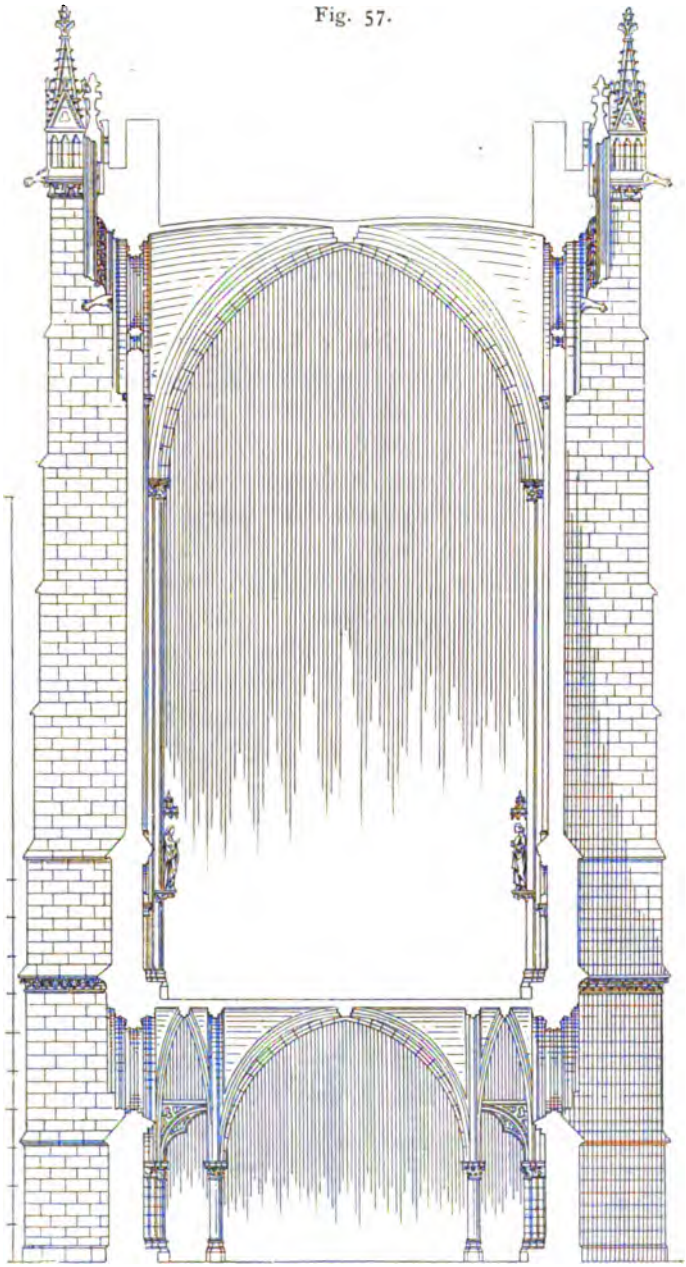
[19]) Aus: Dehio & v. Bezold, a. a. O.

[20]) Nach: *Archives de la commiſſion etc.*

[21]) Aus: Dehio & v. Bezold, a. a. O.

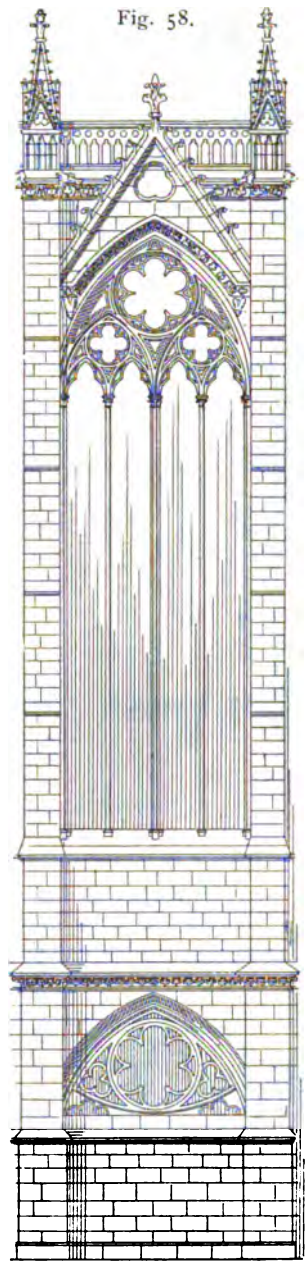
fähr 9 bis 10 m lichte Weite. Die älteſte derſelben dürfte diejenige im erzbiſchöflichen Palaſt zu Rheims ſein. Dieſelbe iſt vielleicht 1240 beendet. Eine der jüngſten Kapellen iſt jene zu Vincennes. Alle bilden meiſterhafte Vorbilder einſchiffiger Kirchen.

Fig. 57.



Querſchnitt.

Fig. 58.



Längenanſicht.

1/200 w. Gr.

Sainte Chapelle im *Palais de juſtice*

Ein kleines reizvolles Beiſpiel einer einſchiffigen Kirche bietet die Spitalkirche zu Braunau in Oeſterreich (Fig. 64 u. 65 [22]). Der Baumeiſter hat es ſogar fertig gebracht, mit Hilfe der Emporenpfeiler einen ſechseckigen Zentralbau hineinzuklügeln.

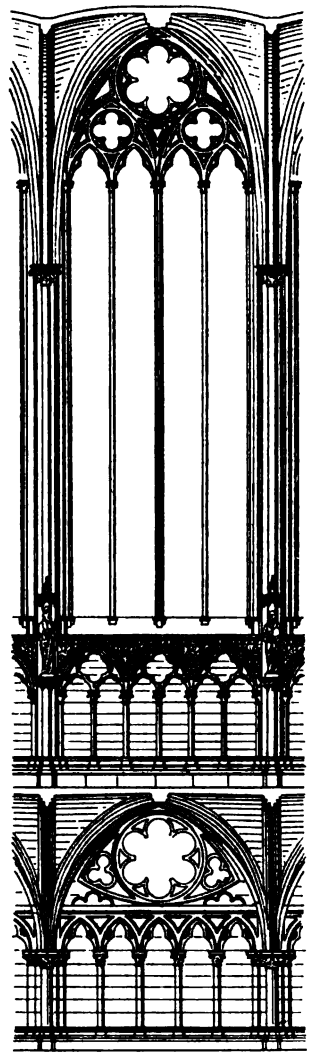
[22]) Nach: Wiener Bauhütte etc.

Die St. Johanniskapelle an der Pfarrkirche zu Imbach (Fig. 66[23]) zeigt, wie reizvoll und vollendet das Innere ſolcher einſchiffiger Kirchen wirkt. Sie entſtammt dem XIV. Jahrhundert.

37. Einſchiffige Pfarrkirchen mit Kreuzſchiff.

Wird noch ein Kreuzſchiff angeordnet, ſo entſteht ein ſo mächtiger, einheitlicher und packender Raum, daſs der Eintretende wider Willen gefaſst wird und ſich über das kleinliche Irdiſche emporgehoben fühlt. Man kann mit dem Raum auf den Menſchen gerade ſo einwirken wie mit der Muſik. Man kann ihn ernſt oder fröhlich ſtimmen, ihm einen feſtlichen oder öden Eindruck hervorrufen, ihn zur Andacht oder zur Geſchäftsmäſsigkeit mahnen. Der Menſch wird ſich, wenn unbefangen, niemals dem geheimnisvollen Zauber des Raumes entziehen können.

Fig. 59.



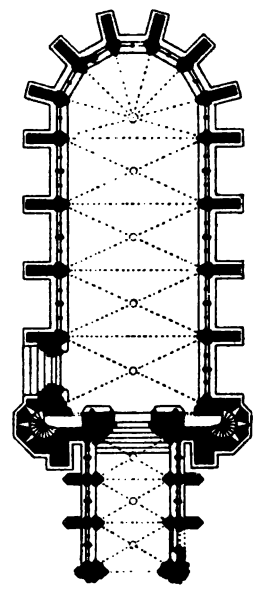
Längenſchnitt.

zu Paris[19]).

1/200 w. Gr.

Auch hierfür bietet Spanien ſchönſte Beiſpiele. *San Pablo* zu Valladolid (Fig. 67[24]) zeigt einen ſolchen Grundriſs von der ausgeklügeltſten Regelmäſsigkeit. Dieſe Kirche wurde vom Kardinal *Don Juan Torquemada* begonnen und 1463 vollendet. *Johann* und *Simon* von Cöln ſollen die Baumeiſter ſein.

Fig. 60.



Kirche zu St.-Germer.
Grundriſs[20]). — 1/1000 w. Gr.

Die Kloſterkirche *El Parral* zu Segovia (Fig. 68[24]) zeigt den Kölner Vierungsbau mit drei Chören (Groſs *St. Martin* und *St. Apoſteln*). Die Gewölbe ſind 1485 geſchloſſen worden.

Eine dritte Löſung ſolcher Kreuzkirchen zeigt *San Geronimo* zu Granada (Fig. 69[24]).

Einen der ſpäteſten Ausläufer dieſer Kunſt ſehen wir in der hochberühmten Kirche *San Juan de los Reyes* zu Toledo (Fig. 70[24]), welche *Ferdinand* und *Iſabella* 1476 zu errichten befahlen, um ihren Sieg über den König von Portugal bei Toro zu verewigen. Bei allen dieſen Kirchen ſind die Strebepfeiler nach innen gezogen wie in der Mark Brandenburg. Sie ſind die Vorbilder der Barockkirchen.

38. Anderthalbſchiffige Kirchen.

Schlieſslich giebt es noch anderthalbſchiffige Kirchen, d. h. ſolche, welche ein Hochſchiff und nur ein Seitenſchiff beſitzen. Dieſe Anlage findet ſich öfters bei den ſpäteren Kloſterkirchen, ſo z. B. an der Auguſtinerkirche zu Brünn (Fig. 71).

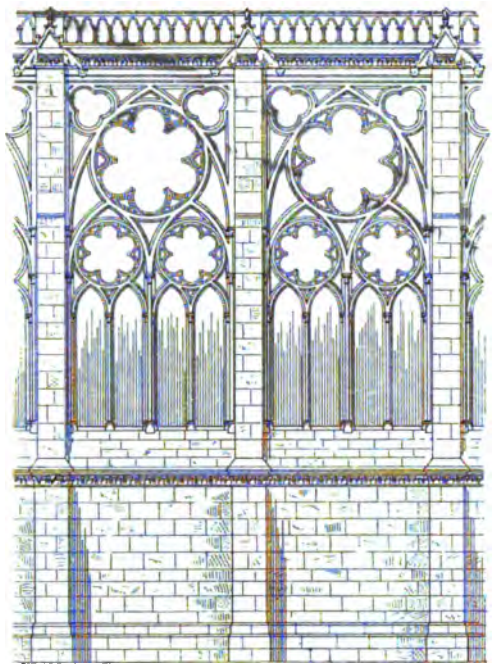
4) Kirchen mit Emporen.

39. Emporen.

Eine vierte Art, eine gröſsere Anzahl Andächtiger auf möglichſt geringen Raum zuſammenzuſcharen, iſt die

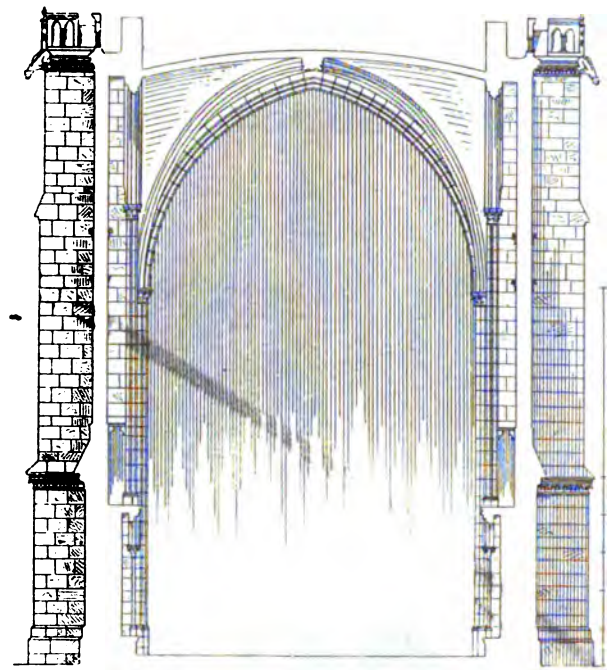
[23]) Nach ebendaſ.
[24]) Nach: Grauß, a. a. O.

Fig. 61.



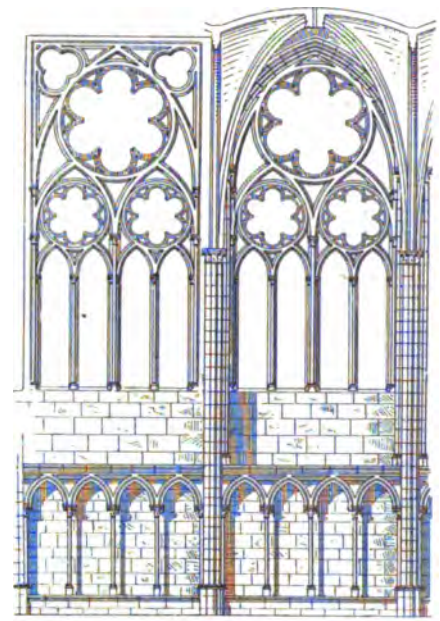
Längenanſicht.

Fig. 62.



Querſchnitt.

Fig. 63.



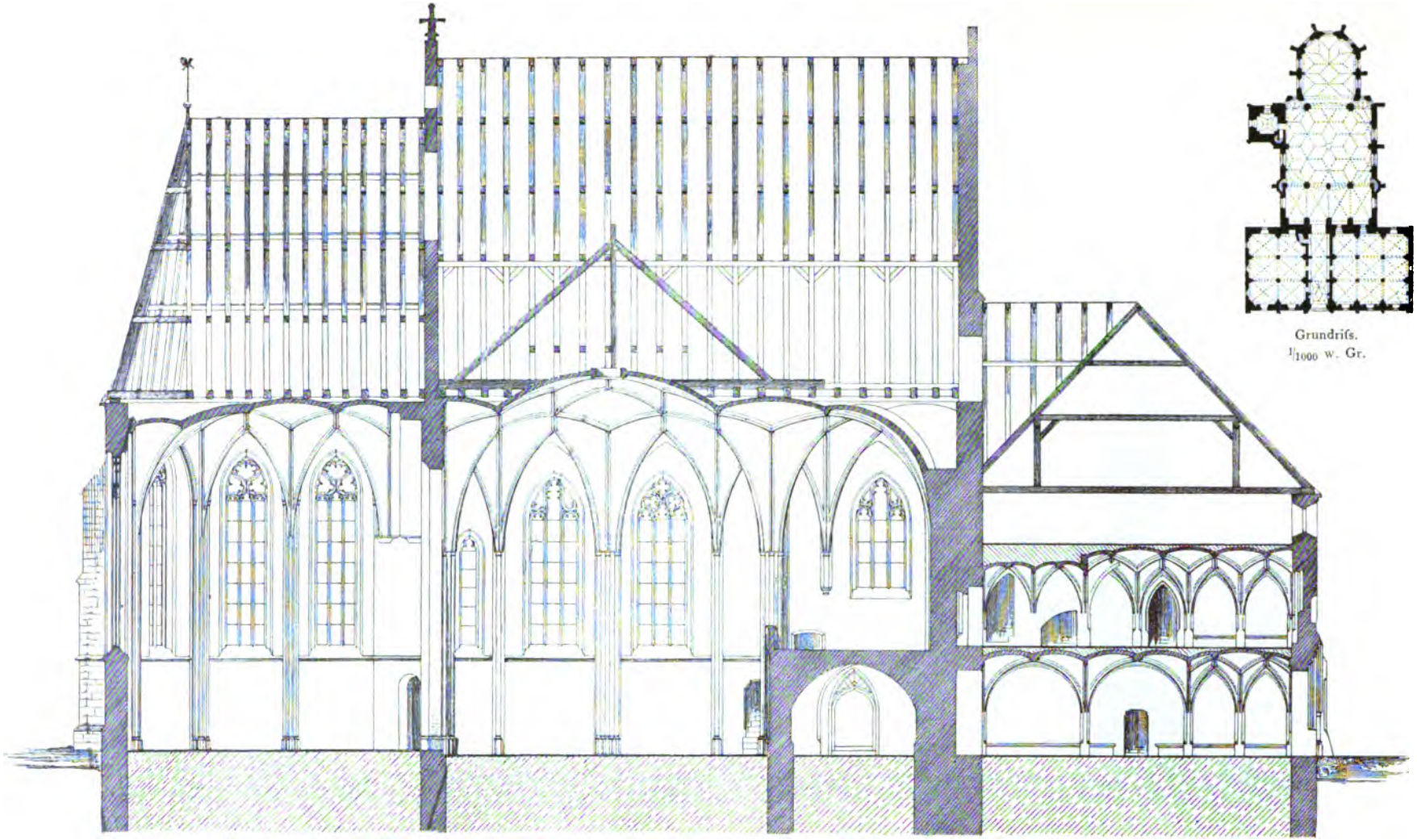
Längenſchnitt.

Sainte-Chapelle im Schloſs zu St.-Germain en Laye [21]).

1/200 w. Gr.

Fig. 64.

Fig. 65.

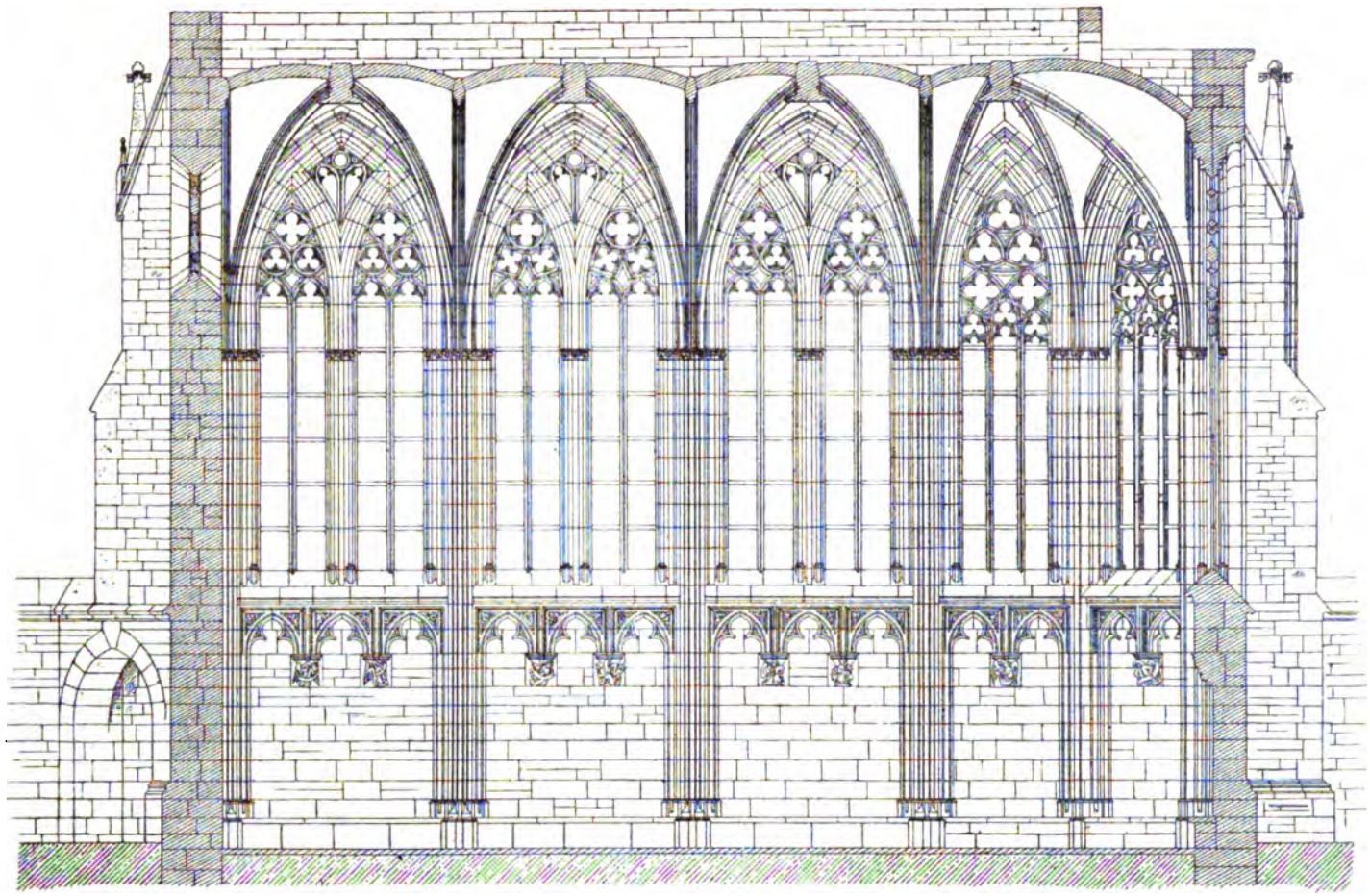


Grundriſs.
1/1000 w. Gr.

Längenſchnitt. — 1/250 w. Gr.

Spitalkirche zu Braunau [22]).

Fig. 66.

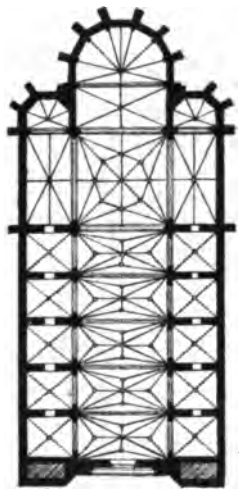


Johanneskapelle an der Pfarrkirche zu Imbach.

Längenſchnitt [23]). — $^1/_{100}$ w. Gr.

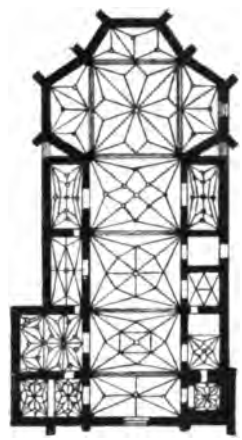
Kirche mit Emporen. Und zwar kann die Baſilika, wie die Hallenkirche, wie auch die einſchiffige Kirche damit ausgeſtattet werden. Zu romaniſcher Zeit kommt die Baſilika mit Emporen ſehr häufig vor. Wahrſcheinlich hat ſich die Anwendung der Empore aus der römiſchen Kunſt, welche die forenſiſchen Baſiliken ſchon mit Emporen ausgeſtattet hatte, durch die altchriſtliche Kunſt der fränkiſchen mitgeteilt.

Fig. 67.



Kirche *San Pablo* zu Valladolid. Grundriſs [24]).

Fig. 68.



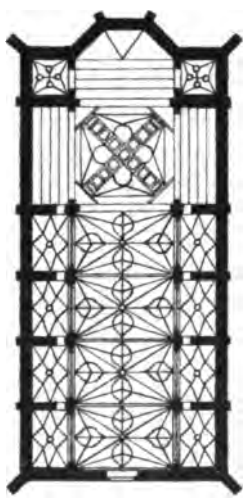
Kloſterkirche *El Parral* zu Segovia. Grundriſs [24]).

Von altchriſtlichen Emporenkirchen ſind nur wenige erhalten: *San Vitale* zu Ravenna in Italien und die *Hagia Sophia* in Konſtantinopel, ſowie *Hagios Demetrius* in Salonichi zeigen die verſchiedenſten Löſungen ſolcher Kirchen.

Aus der fränkiſchen Zeit iſt nur das Aachener Münſter ein Beiſpiel; doch ergeben die ſchriftſtelleriſchen Ueberlieferungen, daſs die Emporen ſchon damals beliebt waren.

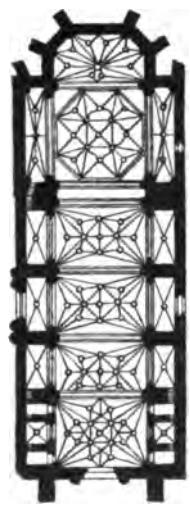
Die bekannteſten romaniſchen Emporenkirchen ſind: *St. Urſula* zu Cöln, *St. Patroclus* zu Soeſt, der Dom von Tournay (Doornik) und *St.-Remi* zu Rheims.

Fig. 69.



Kirche *San Geronimo* zu Granada. Grundriſs [24]).

Fig. 70.



Kirche *San Juan de los Reyes* zu Toledo. Grundriſs [24]).

$^1/_{1000}$ w. Gr.

40. Dom zu Limburg.

Von den frühgotiſchen Emporenkirchen iſt eine der herrlichſten in Deutſchland der Dom zu Limburg an der Lahn (Fig. 72 bis 75[25]). Er war früher eine Stiftskirche und iſt 1235 geweiht worden. Dies iſt das einzige, was bezüglich des jetzigen Gebäudes an Jahreszahlen überliefert worden iſt.

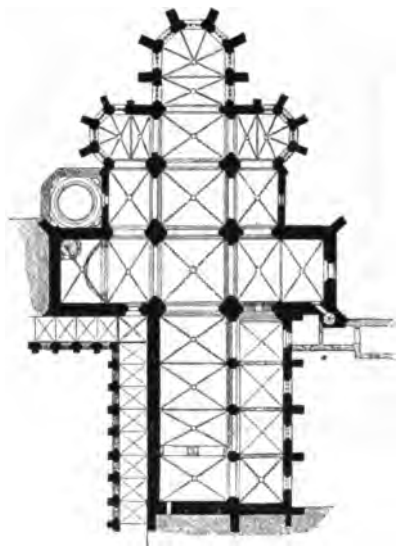
Der Limburger Dom zeigt ein richtiges Bild desjenigen franzöſiſchen Uebergangsſtils, welcher im Inneren der Kirchen das gotiſche Schema ſchon völlig ausgebildet hatte, jedoch im Aeuſseren erſt beginnt, die alte romaniſche Hülle umzuarbeiten. Der Limburger Baumeiſter war ein Deutſcher; denn die Aufsenhaut iſt nicht im franzöſiſch-romaniſchen, ſondern im deutſch-romaniſchen Gewande ausgeführt. So viel Verführeriſches die neuen gotiſchen Erfindungen für jeden der hinübergewanderten deutſchen Baumeiſter auch hatten und wie ſehr ſie ſich auch ſofort dieſen Formen hingaben, die alte franzöſiſch-romaniſche Kunſt bot für ſie gar nichts Verlockendes. Franzöſiſch-romaniſche Formen haben dieſe Baumeiſter nie mit zurück-

[25]) Nach: MOLLER, a. a. O.

gebracht. Erſichtlich fühlten ſie ſich mit ihrer deutſch-romaniſchen Kunſt der franzöſiſchen zum mindeſten ebenbürtig, wenn nicht überlegen.

Aber die Franzoſen hatten die Ueberwölbung der Kirchen erfunden, deren Fehlen die beſtändigen Brände den Deutſchen ſo empfindlich fühlbar machten, und mit der Ueberwölbung waren der Spitzbogen, die Rippen und alle ſtützenden Säulchen für dieſe Gurten, Diagonalen und Schildbogen entſtanden. Dies war eine ſo erwünſchte und logiſche Erfindung, daſs ſich gegen ſie kein Deutſcher ablehnend verhalten konnte.

Fig. 71.

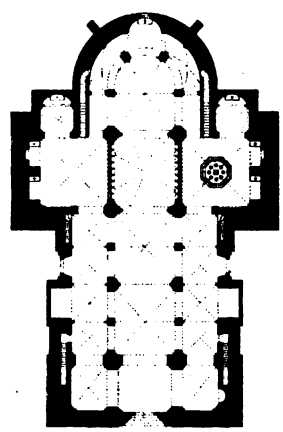


Auguſtinerkirche zu Brünn.
Grundriſs.
1/1000 w. Gr.

Dieſen franzöſiſchen Uebergangsſtil oder früheſt-gotiſchen Stil hat der Limburger Baumeiſter auf das groſsartigſte mit der deutſchen Auſsenhülle verſchmolzen. Auſserdem aber hat er vom alten romaniſchen Bau erſichtlich die Seitenſchiffsmauern, wohl auch teilweiſe die Turmunterbauten, den Chor und die Kreuzſchiffe beibehalten, und ſo ſind alle Unregelmäſsigkeiten entſtanden, die man bei näherer Betrachtung gewahr wird.

Das Innere wird leider durch die vermeintliche Wiederherſtellung der alten Ausmalung verdorben. Die unter der Kalktünche verkommenen Farben wollen mit Künſtleraugen erraten und wiedergegeben werden. Es hat auch natürlich im Mittelalter Nichtkönner gegeben, und nicht bloſs das Werk der Künſtler hat ſich erhalten; aber ſelbſt den Werken der Künſtler wird mit der heutigen Auffaſſung, daſs das Mittelalter rauh, wenn nicht gar roh geweſen ſei, bitter unrecht gethan. Wer dieſes herrliche Aeuſsere geſchaffen, wer dieſes Innere eines Schmuckkäſtchens erdacht hat, der hat es nicht mit dieſer ſchlimmen Tünche ungenieſsbar gemacht!

Fig. 72.



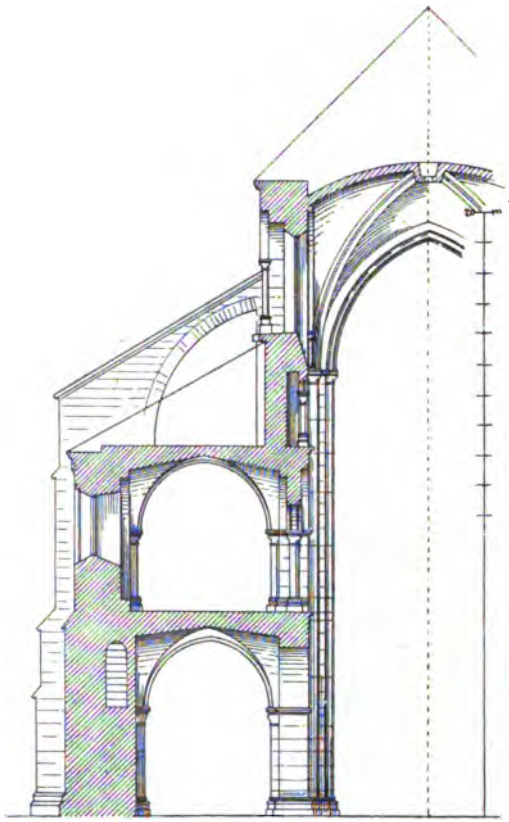
Dom zu Limburg a. d. Lahn.
Grundriſs [35]).
1/1000 w. Gr.

Im Aeuſseren iſt der Limburger Dom aus Bruchſtein mit Werkſteinarchitektur hergeſtellt. Die Bruchſteinfüllungen waren geputzt. Bei der Wiederherſtellung im XIX. Jahrhundert hat man den Putz der Weſtanſicht abgeſchlagen und das Bruchſteinmauerwerk gezeigt. Dies iſt auf Grund der irrigen Anſicht geſchehen, im Mittelalter ſeien die Flächen nicht geputzt geweſen; erſt ſpäterer Zeit entſtamme dieſer Putz. Man war überhaupt bei Wiederaufnahme der Gotik der Anſicht, daſs man, um mittelalterlich echt zu bauen, nie putzen, immer nur in »echtem« Material bauen dürfe. Hat ſich ſpäter dieſer Irrtum behoben, ſo iſt ein merkwürdiger Ueberreſt davon als beſonders »echt« hängen geblieben.

41. Auſsenputz im Mittelalter.

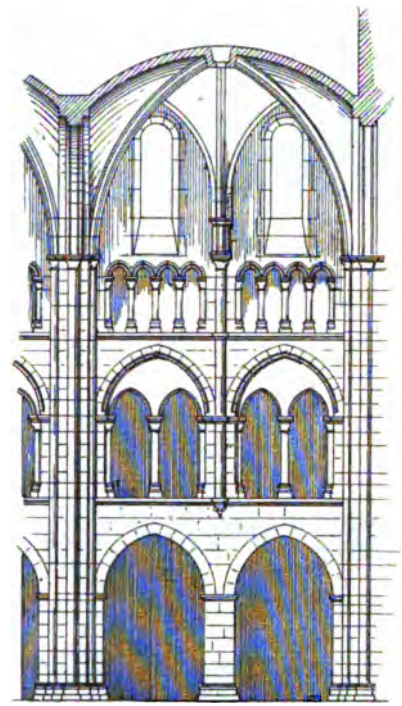
Im Mittelalter war der rohe Stein koſtbarer als heutzutage, da die Verfrachtung beſchwerlicher war. Man ſparte ſonach damit, wo und wie es nur immer angängig war. So lieſs man die unregelmäſsigen Kanten und Flügel der einzelnen

Fig. 73.



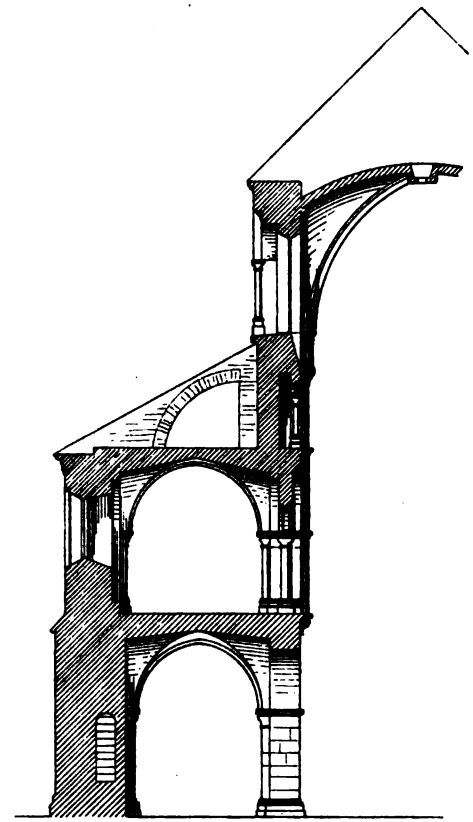
Querfchnitt.

Fig. 74.



Längenfchnitt. — $^1/_{250}$ w. Gr.

Fig. 75.



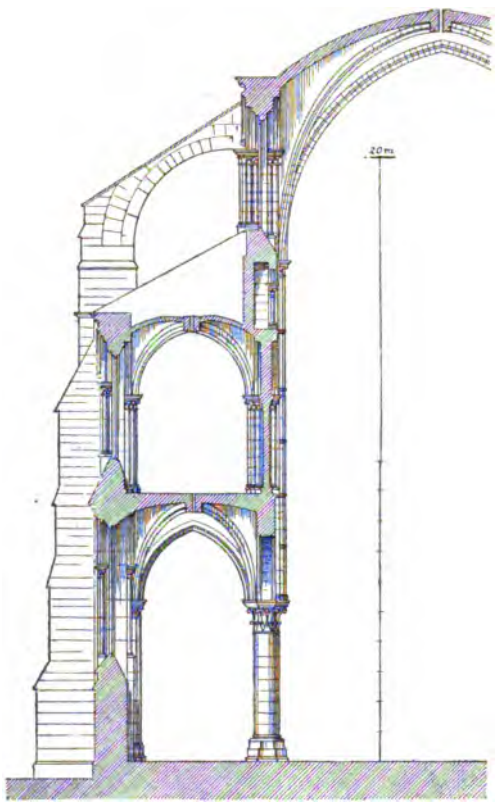
Querfchnitt.

Dom zu Limburg an der Lahn [25]).

Fenſtergewände, Liſenenſtücke u. dergl. in die Bruchſteinflächen hineinragen; ſie verſchwanden doch hinterher unter dem Putz. Dieſer mittelalterliche Putz lief nicht bloſs gegen eine Werkſteinkante an, ſo daſs ſeine Oberfläche in der Flucht der Werkſteinoberfläche lag; er lag ebenſo häufig oder noch häufiger auf der Werkſteinfläche auf und wurde rings um die Fenſter mit gerader, ſauberer Kante abgeſchnitten. Um die Bogen geſchah dies natürlich in Bogenform.

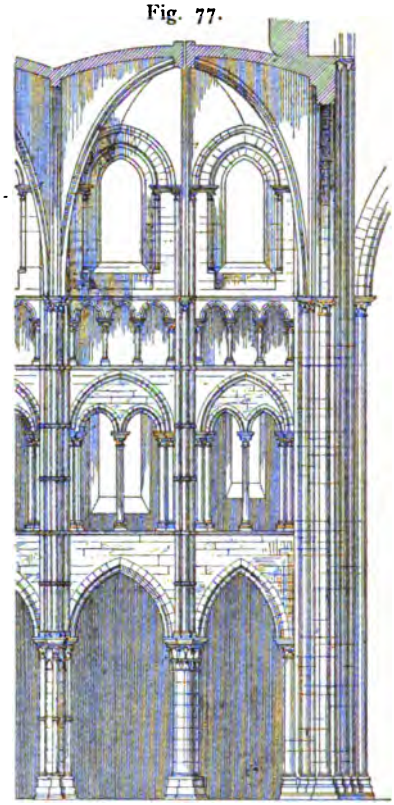
Dadurch wurden alle unregelmäſsig einbindenden Steine verdeckt. Das Mittelalter gedachte nicht, all ſolche mehr oder minder roh wirkenden Unregelmäſsigkeiten zu zeigen. Man mag in Goslar die Neuwerkskirche oder das Rathaus, in Limburg

Fig. 76.



Querſchnitt.

Fig. 77.



Längenſchnitt.

Dom zu Laon[26]).

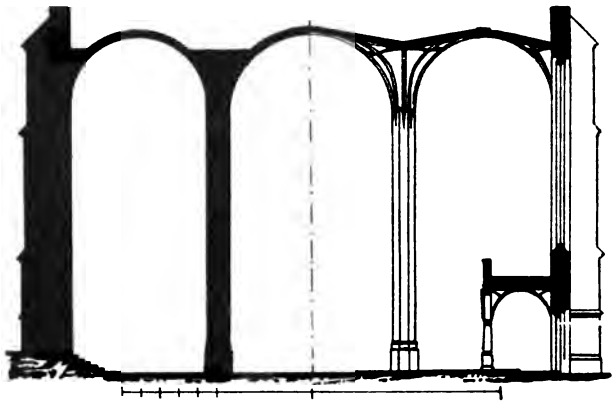
oder in Braunſchweig den Dom unterſuchen, überall wird man finden, daſs dieſe einbindenden Stücke von Putz überdeckt geweſen ſind und zu dieſem Zwecke, ſoweit ſie verputzt waren, mit der Spitzaxt aufgehauen geweſen ſind.

Waren an völligen Werkſteinbauten, wie z. B. am Freiburger Münſter, ebenfalls dieſe Kanten der rohen Steine weiterhin beibehalten, ſo ſind dieſe Werkſteinflächen für den Anſtrich beſtimmt geweſen — innen wie auſsen.

Was iſt nicht alles für echt mittelalterlich und was nicht alles für echt griechiſch gehalten worden!

Man kann darüber ſtreiten, was ſchöner ausſieht, die geputzte Fläche oder das Bruchſteinmauerwerk; aber es iſt ſicherlich unſchön, die breiten Mörtelfugen zwiſchen den Bruchſteinen mit kleinen Steinen auszudrücken, wie Mandeln auf dem Lebkuchen.

Fig. 78.



Pfarrkirche zu Pirna.
Querſchnitt[27]).

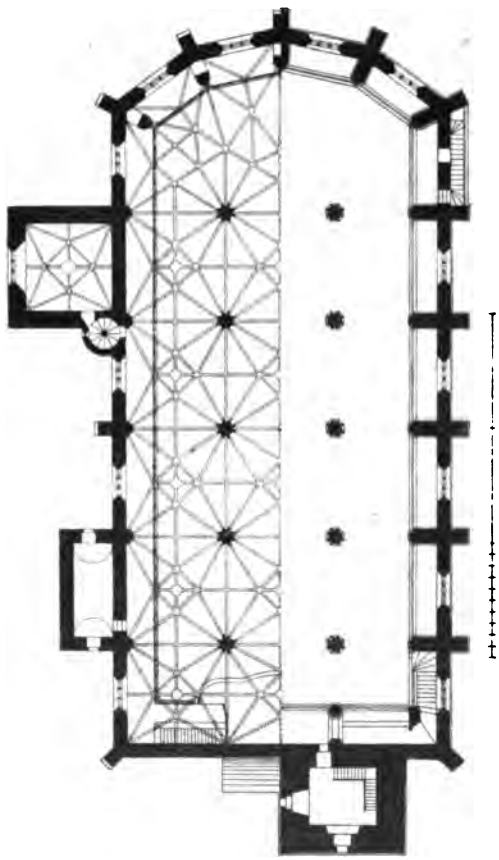
Das Allerverwerflichſte aber iſt es, dieſe Fugen mit Zement »auszuſchmieren«, da ſich die Zementfalze in den Bruchſtein wie in den Werkſtein ziehen, dieſen beſchmutzen und unanſehnlich machen und ihn zum ſchnellen Verwittern bringen.

Das Wort »Liſene« ſchreibt ſich erſichtlich von den glatten Werkſteinſtreifen zwiſchen dem rauhen Bruchſteinmauerwerk her, da *liſſe* im Franzöſiſchen glatt bedeutet und *liſciare* im Italieniſchen glätten heifst, ſo daſs »Liſſene« ſogar richtiger ſein dürfte als »Liſene«.

Im Querſchnitt wie im Syſtem des Längsſchnittes erinnert Limburg ſehr an Laon (Fig. 76 u. 77[26]). Auch die ſiebentürmige Anlage deutet auf jenen Dom. Laon

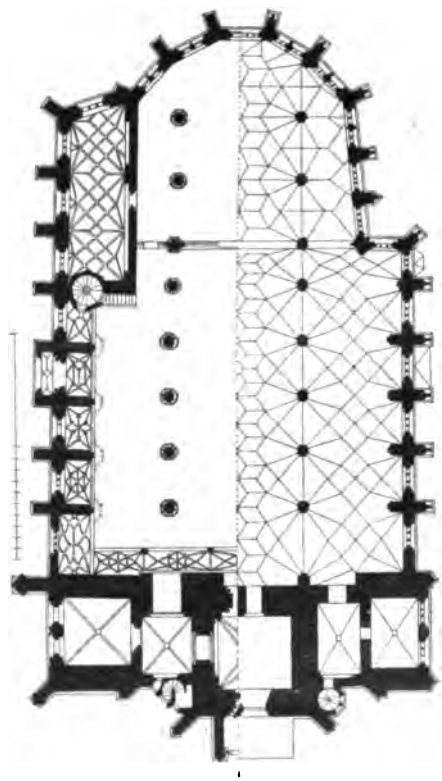
42. Dom zu Laon.

Fig. 79.



Pfarrkirche zu Schneeberg.
Grundrifs[27]).

Fig. 80.



Marienkirche zu Zwickau.
Grundrifs[27]).

[26]) Nach: *Archives de la commiſſion etc.*
[27]) Aus: Dehio & v. Bezold, a. a. O.

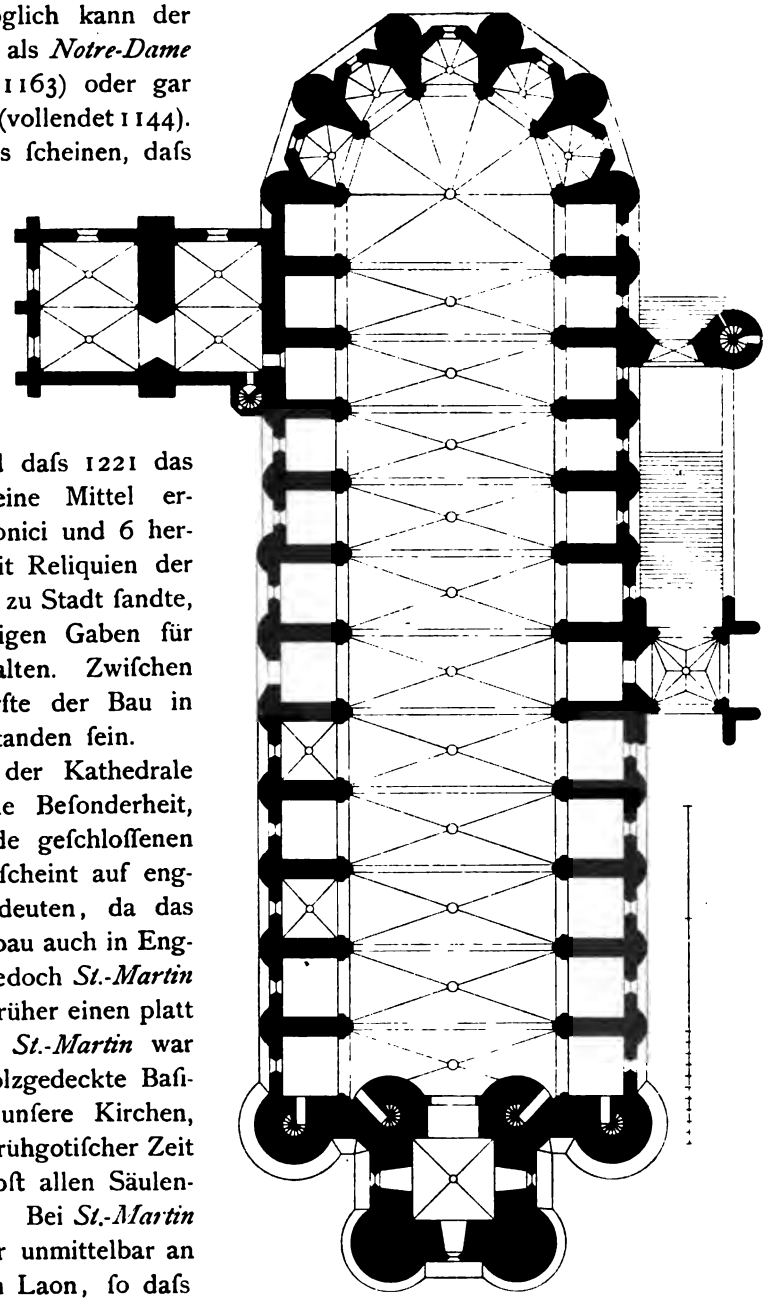
mufs damals einen grofsen Reiz auf die Deutfchen ausgeübt haben; fehen wir doch feine Türme auch in Bamberg und Naumburg nachgebildet.

Ueber die Entftehungszeit des Domes von Laon ift nichts Gewiffes zu ermitteln. Wohl wird von einem Brande im Jahre 1112 berichtet, der bei einem Kampfe der Bürger gegen ihren Oberherrn, den Bifchof, die ganze Kathedrale einäfcherte; aber unmöglich kann der jetzige Bau älter fein als *Notre-Dame* zu Paris (begonnen 1163) oder gar als *St.-Denis* bei Paris (vollendet 1144).

Viel eher will es fcheinen, dafs der Dom zu Laon jünger als beide ift und dafs man daher die anderen Jahresangaben herbeiziehen darf, nach denen der Bifchof *Walter* 1173 zwei Kapellen ftiftete und dafs 1221 das Kapitel, welches feine Mittel erfchöpft fand, 7 Canonici und 6 hervorragende Laien mit Reliquien der Kathedrale von Stadt zu Stadt fandte, um von den Gläubigen Gaben für den Neubau zu erhalten. Zwifchen 1173 und 1221 dürfte der Bau in der Hauptfache entftanden fein.

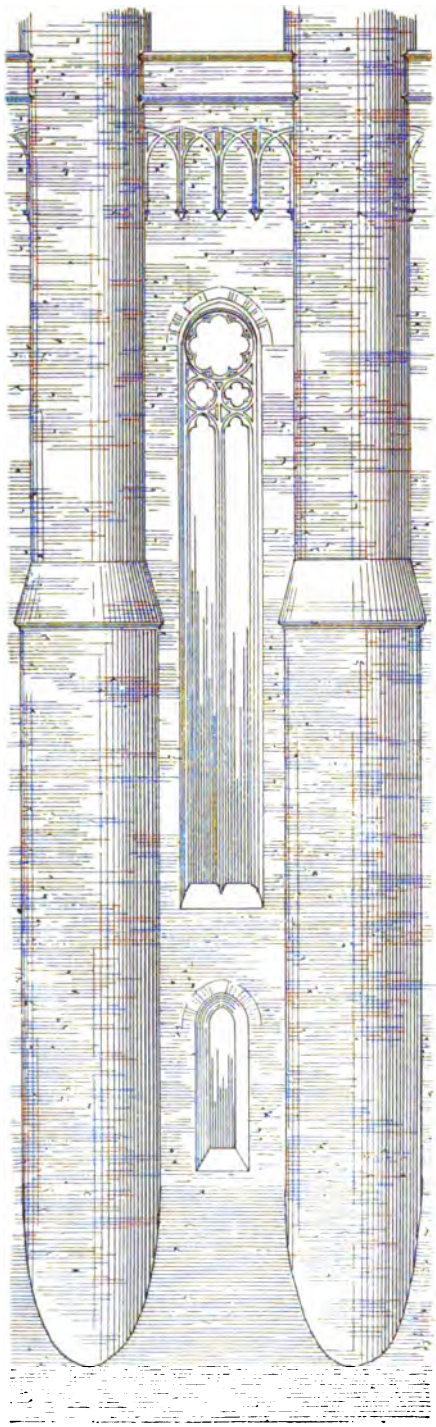
Der Grundrifs der Kathedrale von Laon bietet die Befonderheit, dafs er einen gerade gefchloffenen Chor befitzt. Dies fcheint auf englifchen Einfluls zu deuten, da das Kapitel für den Neubau auch in England fammeln liefs. Jedoch *St.-Martin* zu Laon hat fchon früher einen platt gefchloffenen Chor. *St.-Martin* war eine romanifche, holzgedeckte Bafilika, welche, wie unfere Kirchen, erft nachträglich zu frühgotifcher Zeit ihre Auswölbung nebft allen Säulenbündeln erhalten hat. Bei *St.-Martin* ftöfst der platte Chor unmittelbar an die Hauptftrafse von Laon, fo dafs man da den Eindruck empfängt, als fei diefe Löfung durch die Oertlich-

Fig. 81.

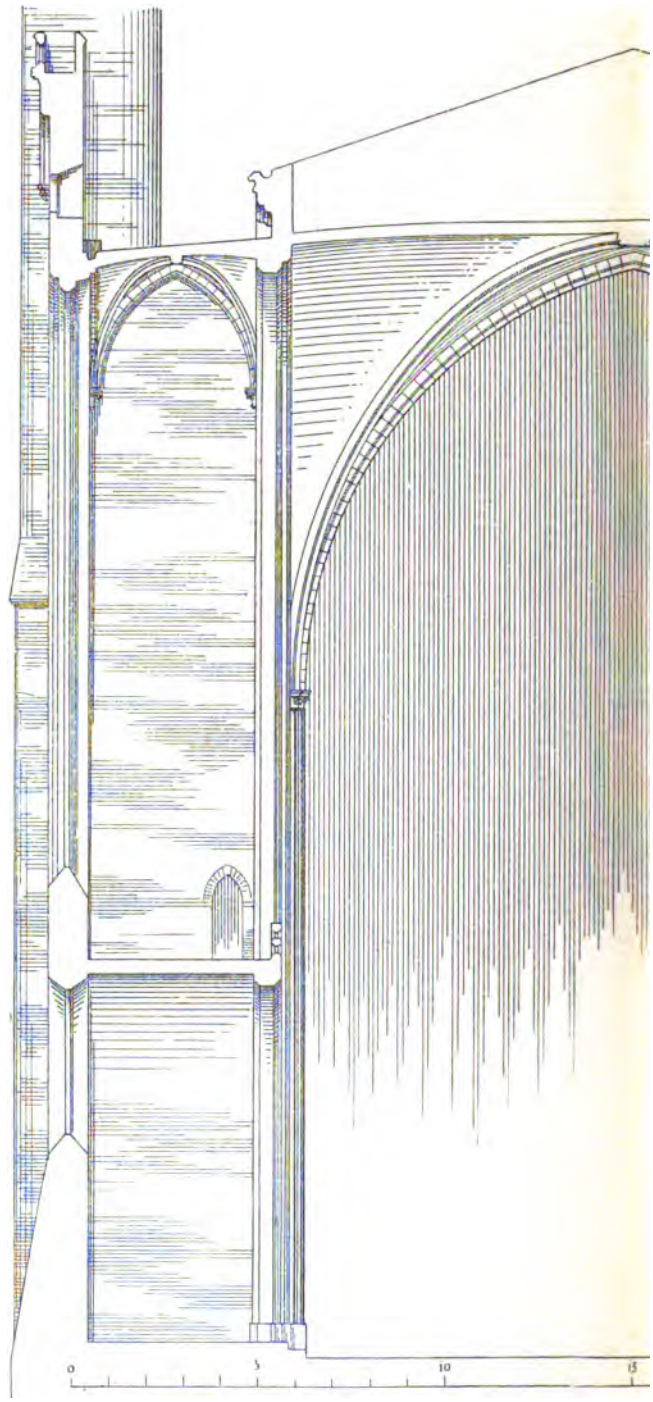


Kathedrale zu Albi.
Grundrifs[28]).

[28]) Aus: Dehio & v. Bezold, a. a. O.

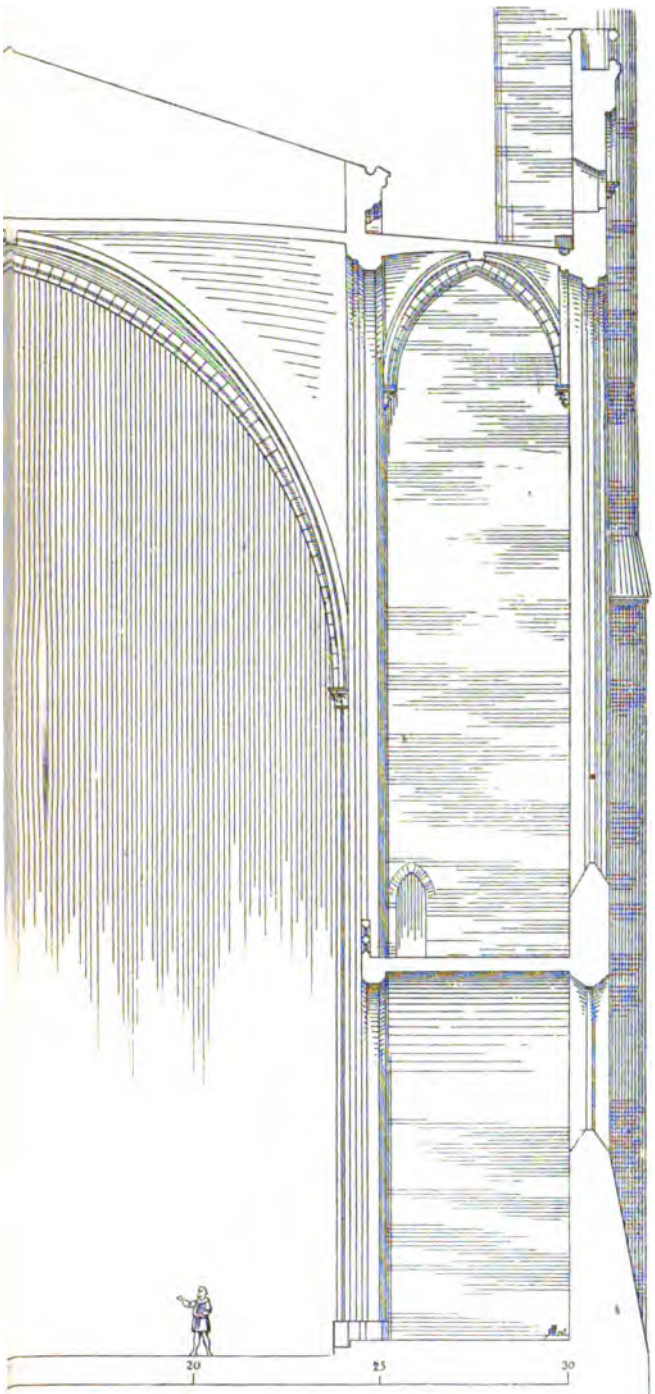


Längenanſicht.

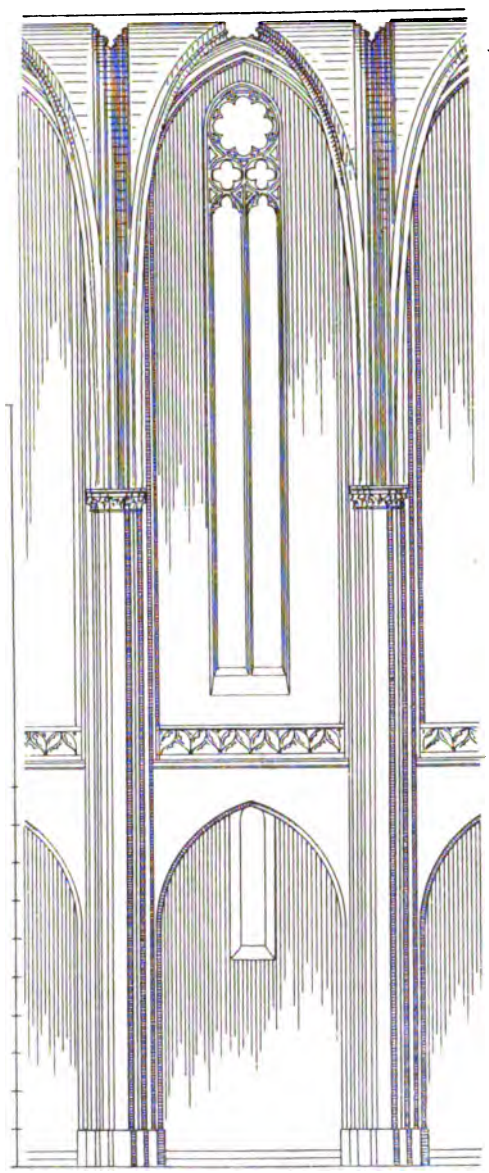


Querſch

Kathedrale



nitt.



Längenſchnitt.

zu Albi.

Aus: Dehio, G. & G. v. Bezold. Die kirchliche Baukunſt des Abendlandes etc. Stuttgart 1884 ff.

keit aufgedrungen worden. Dafs fie nicht in Laon erfunden ift, zeigen unfere romanifchen Kirchen, wie z. B. jene zu Limburg an der Haardt von 1030. Ob Laon feinerfeits England beeinflufst hat, will fich weniger von der Hand weifen laffen.

Uebrigens war diefer gerade Chorfchlufs für die Kathedrale urfprünglich nicht beabfichtigt, wie der Anfang der Rundung im Chorinneren es heute noch bezeugt und die Ausgrabungen unter *Böswillwald* es beftätigt haben.

Das Aeufsere von Laon zeigt eine künftlerifche Urfprünglichkeit, welche unter den franzöfifchen Kathedralen faft ohnegleichen dafteht. Die Turmlöfung ift von befonderem Reiz und daher fehr oft wiederholt worden. Wir bringen die Abbildung derfelben in Kap. 6 (bei der Befprechung der Weftanfichten). Die Emporenanlage ift eine der grofsartigften und ausgedehnteften nach der der *Notre-Dame* zu Paris. Laon mufs damals eine überaus zahlreiche Bevölkerung befeffen haben.

Noch etwas früher, gegen 1150, ift die Kathedrale von Noyon fchon als grofse Emporenkirche aufgeführt worden, und nicht viel fpäter diejenige von Mantes.

43. Emporenkirchen in England.

Befonders beliebt war die Form der Bafilika mit Emporen in England zur Zeit des Ueberganges aus der romanifchen Kunft in die gotifche. Eine der mächtigften Anlagen ift diejenige zu Peterborough. Ihre Vorgänger waren anfcheinend die normannifchen Kirchen zur Zeit *Wilhelm des Eroberers: St. Stephan* und Heilige Dreieinigkeit zu Caen, welche das Königspaar zum Dank für die Eroberung Englands aufführen liefs; beide wurden im Jahre 1066 begonnen.

44. Zweck der Emporen.

Dafs diefe Emporen zur Verfteifung der Mittelfchiffe dienen und insbefondere, wenn diefelben gewölbt waren und bei grofsen Höhenentwickelungen, wie in *Notre-Dame* zu Paris, die vortrefflichften Dienfte leifteten, ift klar. Dafs man aber die Emporen deswegen baute, und nicht weil ihre Grundflächen für die riefigen Menfchenmaffen erforderlich waren, ift natürlich irrig. Die Emporen find ein Beweis dafür, dafs man fie zur Verfammlung der zahlreichen Gläubigen, die man nicht anders auf einmal unterbringen konnte, nötig hatte. Hatten doch auch die mit Holzdecken verfehenen romanifchen Bafiliken Emporen.

45. Hallenkirchen mit Emporen.

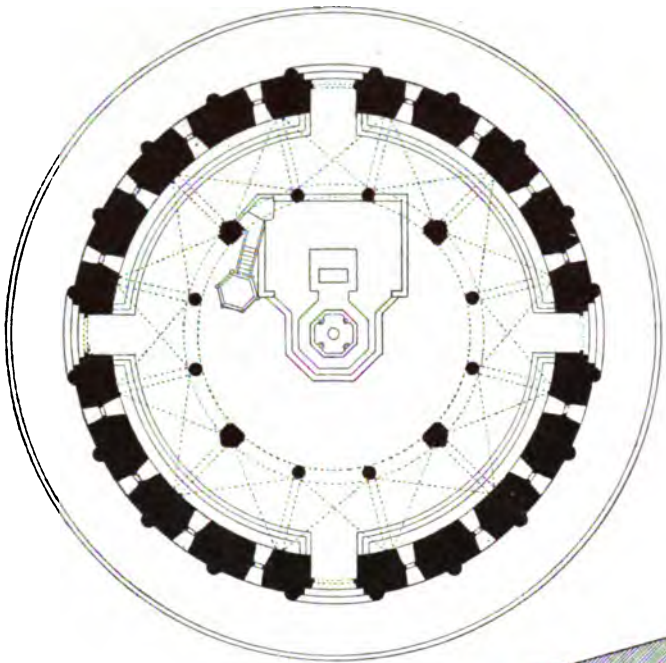
Zu fpätgotifcher Zeit zeigen die meiftens längsentwickelten Hallenkirchen an den Langwänden ganz fchmale Emporenanlagen, welche jedoch mehr den Laufgängen ähneln, wie fie fchon in den frühgotifchen Kirchen innen und aufsen üblich find, um an die Fenfter und Dächer herankommen und bei Feuersgefahr überall löfchen zu können, als richtigen Emporen zur Unterbringung von Andächtigen. Solche Anlagen waren befonders im Sächfifchen, fo z. B. in Pirna (Fig. 78[27]), Schneeberg (Fig. 79[27]), Halle, Zwickau (Fig. 80[27]), beliebt.

46. Einfchiffige Kirchen mit Emporen: Kathedrale zu Albi.

Die gleichen Emporenumgänge finden fich in den einfchiffigen Kirchen Südfrankreichs, fo in der Kathedrale von Albi (fiehe die nebenftehende Tafel und Fig. 81[28]). Ihr Grundftein wurde 1282 gelegt und 1382 unter dem Erzbifchof *Guillaume de la Voulte* das letzte Gewölbe vollendet.

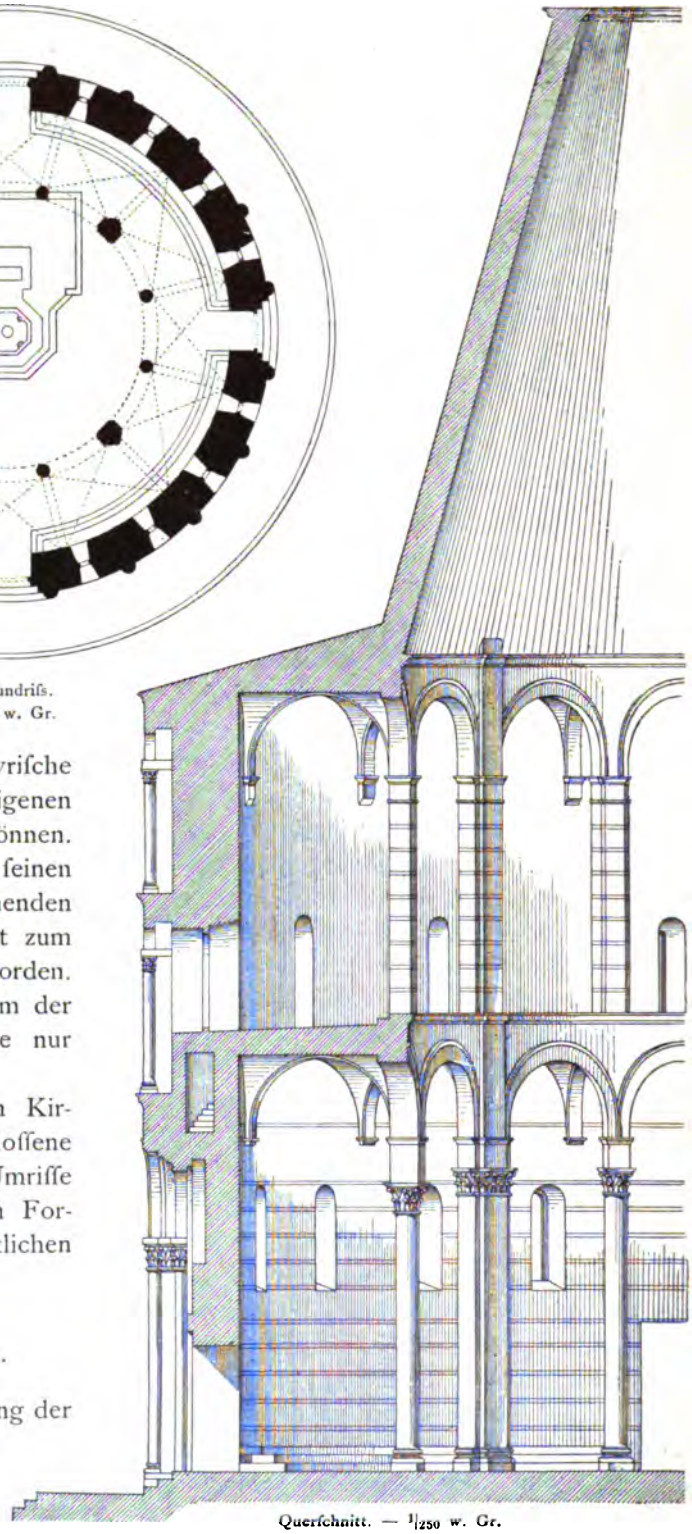
Auf riefigem Unterbau erhebt fich eine völlige Feftung. Jeder Strebepfeiler ift zu einem runden Türmchen geworden. Ein Wehrgang krönt das Ganze. Der Zugang führt durch die ebenfalls befeftigten Sakriftei en. Ein einziges, riefiges Gewölbe überdeckt das 18 m breite Schiff, deffen Länge 90 m mifst. Es ift eine Kathedrale von hervorragendfter Bedeutung, deren Chorgeftühl mit reichen, fpätgotifchen Schranken frei hineingeftellt ift. Sie ift bis auf Mafswerke und fonftige Architektureinzelheiten in Ziegeln hergeftellt. Auch diefes Ziegelgebiet hat fich

Fig. 82.



Grundriſs.
1/500 w. Gr.

Fig. 83.



Querſchnitt. — 1/250 w. Gr.
Taufkirche zu Piſa.

ebenſowenig, wie das bayriſche und ſchleſiſche, zu einer eigenen Ziegelkunſt aufſchwingen können. Das beſondere Material mit ſeinen vom Werkſtein ſo abweichenden Eigenſchaften iſt ihm nicht zum Quell neuer Formen geworden. Dadurch erglänzt der Ruhm der nordoſtdeutſchen Tieflande nur deſto heller!

Alle mittelalterlichen Kirchen zeigen ziemlich geſchloſſene Grundriſſe mit ruhigem Umriſſe und nicht jene ſtacheligen Formen, welche den neuzeitlichen Kirchen anhaften.

5) Zentralkirchen.

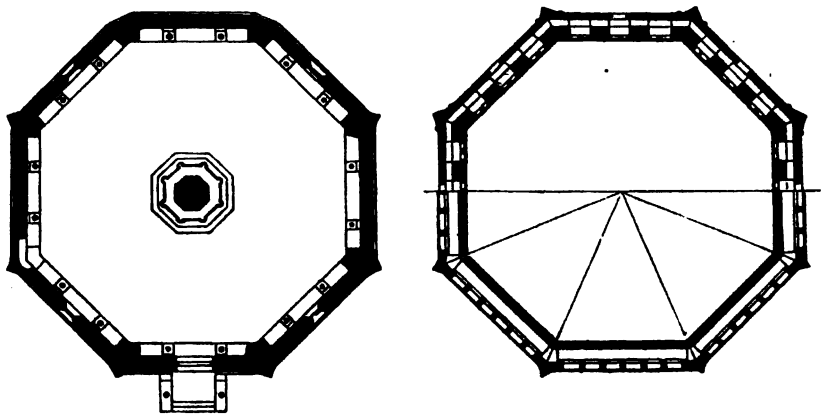
47. Geringe Verbreitung.

Die zentrale Geſtaltung der Pfarrkirchen iſt im Mittelalter wenig verſucht worden, jedoch immer noch öfter zu romaniſcher Zeit

als zu gotiſcher. Sie eignet ſich jedoch vorzüglich für das Bedürfnis ſolcher Kirchen.

Im Grunde genommen iſt es auffällig, daſs das Mittelalter die Zentralanlagen ſo wenig bevorzugt hat, da ein groſses Vorbild vorhanden war, welches leicht einen mächtigen Einfluſs hätte ausüben können: die Kirche des heiligen Grabes zu Jeruſalem. Wir ſehen an den verſchiedenſten Punkten des Abendlandes das Bemühen aufflackern, zu Ehren und in Erinnerung des heiligen Grabes Rundkirchen aufzuführen. Aber es bleibt bei dieſen einzelnen Funken; für dieſe Form will ſich kein allgemeines Feuer der Begeiſterung entzünden. Dieſer Grundriſs ſcheint für die mittelalterlichen Meiſter unüberwindliche Schwierigkeiten geborgen zu haben, wenn

Fig. 84. Fig. 85.



Taufkirche zu Cremona.
Grundriſſe[29]). — $^1/_{500}$ w. Gr.

gröſsere Menſchenmaſſen untergebracht werden ſollten. Für eine kleinere Zahl lieſs er ſich ſchon leichter ausführen, und ſo ſehen wir ihn in einzelnen Ländern als Grundriſs für Taufkirchen ſich einbürgern.

48. Taufkirchen zu Piſa und Cremona.

So haben ſich in Italien eine groſse Anzahl ſolcher Baptiſterien erhalten. Ihre Vorbilder bot die altchriſtliche Kunſt z. B. in Ravenna; ſo das Baptiſterium *San Giovann' in Fonte* daſelbſt und *San Vitale*.

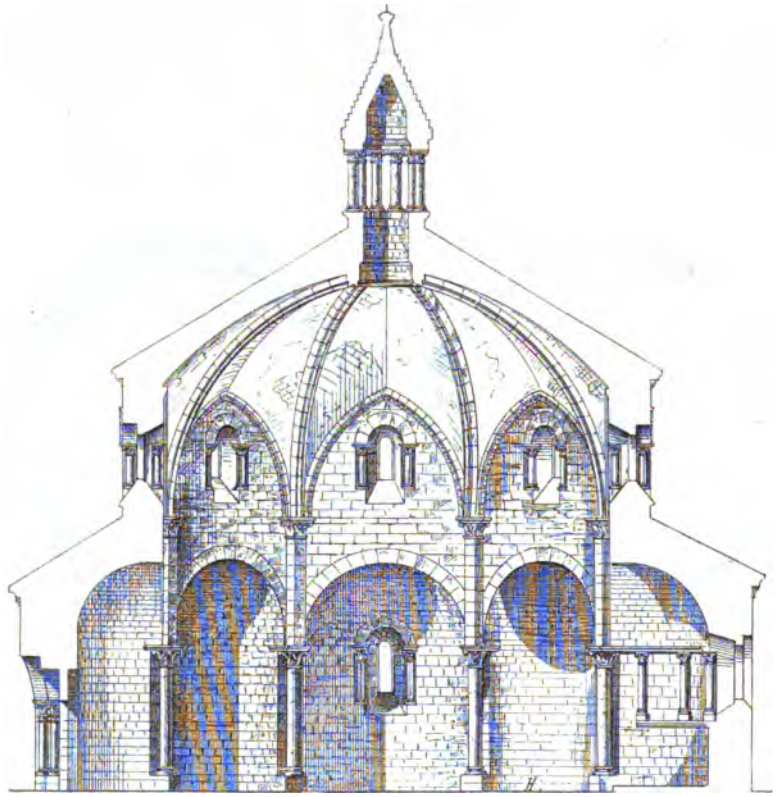
Eine der bekannteſten und aufwändigſten italieniſchen Taufkirchen iſt diejenige neben dem Dom zu Piſa (Fig. 82 u. 83). Dieſelbe iſt mit einem ringsum laufenden Seitenſchiff und einer Empore darüber ausgeſtattet, welche beide mit Kreuzgewölben überdeckt ſind. Ueber dem Mittelraum erhebt ſich ein mächtiger Kegel, deſſen obere Spitze abgeſtumpft iſt, um ein Dachlicht zu ermöglichen. Dies iſt eine etwas abſonderliche Ueberdeckung und wohl der heiligen Grabeskirche zu Jeruſalem nachgebildet. Im Aeuſseren iſt die Taufkirche zu Piſa verſchwenderiſch mit den von den damaligen Italienern ſo über alles Maſs geliebten Säulchengalerien ausgeſtattet, welche zu gotiſcher Zeit noch eine beſondere Zierde durch Wimperge erhalten haben. Nach einer Inſchrift iſt *Diotiſalvi* der Baumeiſter, und der Bau wurde 1153 begonnen.

Das Baptiſterium zu Cremona (Fig. 84 u. 85[29]) iſt 1153 angefangen worden und in völlig romaniſchen Formen ausgeführt. Die Konſtruktion iſt ſehr geſchickt;

[29]) Nach: Osten, F., Die Bauwerke in der Lombardei vom 7.—14. Jahrhundert etc. Frankfurt 1846—54.

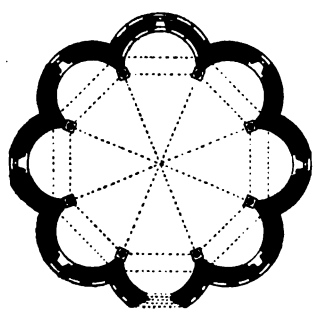
denn das Ganze wird durch eine grofse achtfeitige Walmkuppel überdeckt; dabei ſind die Umfaſſungen ſehr ſchwach. Dieſe Kuppel ähnelt völlig der *Brunelleſchi*ſchen Domkuppel zu Florenz. Daſs die letztere den Beginn der Renaiſſance dar-

Fig. 86.



Querſchnitt[30]). — $^1/_{200}$ w. Gr.

Fig. 87.



Grundriſs[31]).
$^1/_{1000}$ w. Gr.

Kirche *St.-Michel d'Entraigues* (Charente).

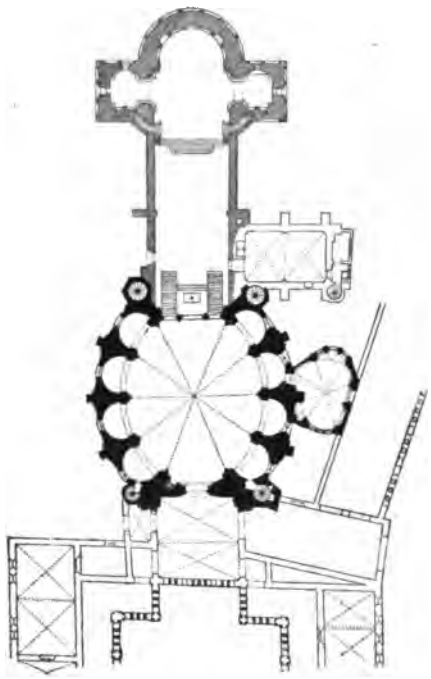
ſtellen ſoll, iſt eine der »Fabeln, über die man übereingekommen iſt«. Nicht einmal die Einzelformen ſind Renaiſſance, geſchweige denn die Konſtruktion.

49. *St.-Michel d'Entraigues.* *St.-Michel d'Entraigues* im franzöſiſchen Departement *Charente* (Fig. 86 u. 87[30 u. 31]) ſtammt aus dem XIII. Jahrhundert und giebt mit *St. Gereon* in Cöln

30) Nach: Dehio & v. Bezold, a. a. O.
31) Nach: *Archives de la commiſſion* etc.

zuſammen ganz vorzügliche und eigenartige Vorbilder für Pfarrkirchen, die, äuſserſt billig, höchſt zweckentſprechend, groſsartig in der Wirkung innen und auſsen, uns lehren, wie man die ausgetretenen Pfade der Baſilika verlaſſen kann.

Fig. 88.



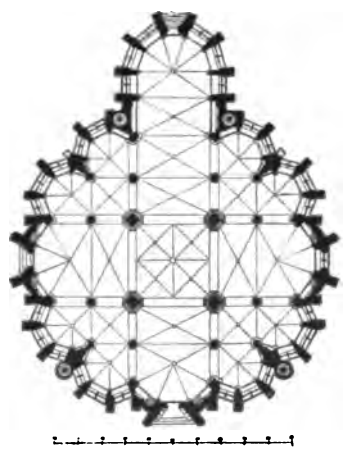
St. Gereonskirche zu Cöln.
Grundriſs. — $^1/_{1000}$ w. Gr.

50. Münſter zu Aachen.

In Deutſchland iſt der älteſte und bekannteſte Zentralbau wohl *Karl des Groſsen* Marienkirche: das Münſter zu Aachen. Sein Baumeiſter war *Odo von Metz*. Nach einer Handſchrift des X. Jahrhunderts in der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien lautete die Inſchrift, welche unten in der Kapelle geſchrieben ſtand: »Dieſe durch Würde hervorragende Halle errichtete der groſse Kaiſer *Karl*. Der berühmte Meiſter *Odo* brachte ſie zu ſtande; da er in Metz gelebt hat, ruht er in dieſer Stadt.«

Die Kunſt *Odo*'s war kein fremdes, eingeführtes Können, ſondern die Blüte jener Kunſt, die ſich unter den Merowingern auf Grund der nie vernichteten römiſchen Kultur weiter entwickelt hatte. In der That iſt die Art, wie das Mittelgewölbe, ein achteckiges Walmgewölbe, abgeſtützt iſt, eine ebenſo überlegte wie geglückte. Der Tambour weiſt an den Ecken Strebepfeiler auf, ſo daſs der Schub der Walmkuppel aufgehoben iſt. Gegen den unteren Teil des Tambours lehnen ſich die ſchräg anſteigenden Kappen des oberen Umganges. Die ganze Anlage iſt zwiſchen 781 und 791 ſchon im Bau begriffen, da der Papſt *Hadrian Karl dem Groſsen* in einem Brief aus dieſem Jahre geſtattet, für den Neubau Marmor und Moſaiken von Ravenna zu entnehmen. 804 wurde ſie bei Gelegenheit der Anweſenheit des Papſtes *Leo III.* feierlich eingeweiht.

Fig. 89.



Liebfrauenkirche zu Trier.
Grundriſs.

51. *St. Gereon* zu Cöln.

St. Gereon zu Cöln (Fig. 88) entſtammt mit ſeinem Zehneck dem Grundriſs nach allerdings nicht aus der romaniſchen oder gotiſchen Zeit. Da, wo auſsen an der Nordſeite das Kapellenmauerwerk ſichtbar iſt, ſieht es römiſch aus, und in der That berichtet die Ueberlieferung, daſs die heilige *Helena* dieſe Kirche über dem Brunnen errichtet habe, in welchen die Leiber derjenigen Kohorte der thebäiſchen Legion geworfen worden waren, welche *Rictiovar* in Cöln ermordet hatte. Da jedoch der Aufbau ſein jetziges Ausſehen zum groſsen Teile der frühen Gotik ver-

dankt, ſo dient auch *St. Gereon* als gutes Beiſpiel dafür, welch reizvolle Löſungen ſich in mittelalterlicher Kunſt auſserhalb der totgehetzten Baſilika finden laſſen.

Schon Erzbiſchof *Anno* lieſs 1067—69 die eine Seite des Zehneckes durchbrechen, um einen gröſseren Chor mit Krypta anzulegen. Dabei muſs er den Aufbau auf dem Zehneck zur Höhe dieſes Choranbaues gebracht und die Vorhalle aufgeführt haben. Später, 1190 und 1191, wurde der Chor verlängert und die jetzige prächtige Apſis nebſt ihren beiden Begleittürmen in ſpätromaniſchen Formen errichtet und der Zehnecksbau mit einer Zwerggalerie bekrönt.

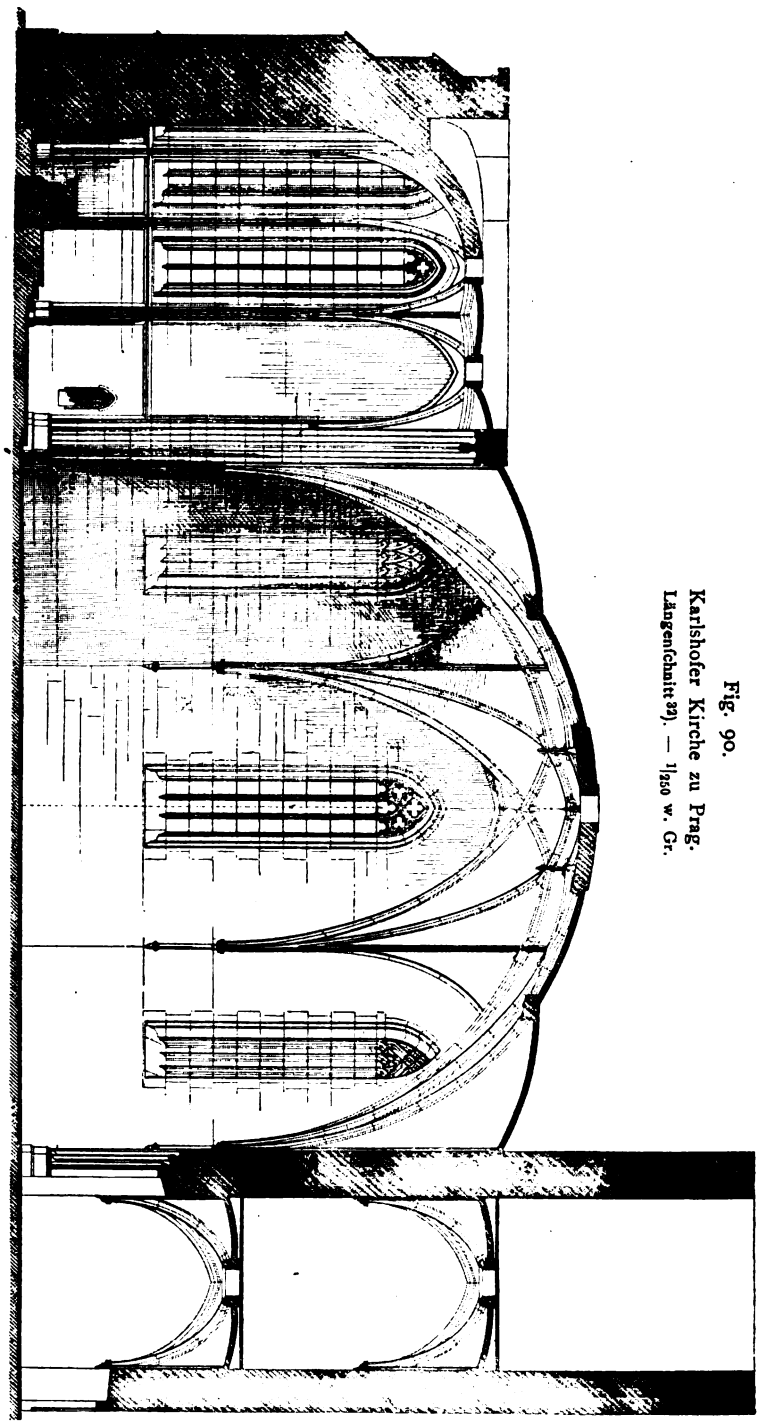


Fig. 90.
Karlshofer Kirche zu Prag.
Längenſchnitt[32]). — $^1/_{250}$ w. Gr.

Den eigentlichen Ausbau des Zehneckes zu dem jetzigen herrlichen Innenraum hat jedoch erſt der Anfang des XIII. Jahrhunderts in frühgotiſchen Formen ausgeführt. Von 1219 liegt ein Kapitelbeſchluſs vor, die Kirche, welche einzuſtürzen drohte, neu zu bauen. Sämtliche Mitglieder des Stiftes legen ſich für den Neubau während dreier Jahre beſtimmte Abgaben auf. 1227 wurde dann das groſse Mittelgewölbe geſchloſſen.

Welch herrlicher Innenraum durch die ſaftſtrotzenden Säulenbündel mit den

[32]) Nach: Mitteilungen der k. k. Central-Commiſſion für Erforſchung und Erhaltung der Kunſt- und hiſtoriſchen Denkmale. Wien.

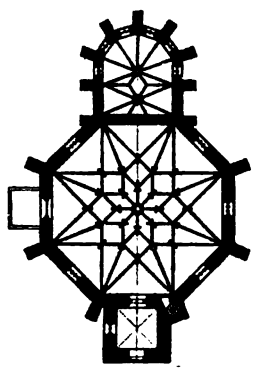
Emporen dazwiſchen und dem reichen Gewölbe, deſſen Rippen ſich in einem mächtigen, hängenden Schluſsſtein zuſammenſchlieſsen, geſchaffen iſt, zeigt ſich jedem Beſucher. Wie maleriſch und reich das Aeuſsere wirken würde, wenn nicht das jetzige unſchöne Dach das Ganze benachteiligte, ſondern ein reicher Faltenhelm mit Giebeln den richtigen Abſchluſs im Sinne jener Zeiten bildete, läſst ſich bemeſſen. Die Roheit, die man dem Mittelalter ſo gern zuſchiebt, gehört nicht dieſem an.

52. Liebfrauenkirche zu Trier.

Der glanzvollſte Zentralbau des Mittelalters iſt die Liebfrauenkirche zu Trier, die Pfarrkirche des Domes (Fig. 89).

Sie iſt ganz in ausgereifter Frühgotik hergeſtellt. Eine Inſchrift an einem Innenpfeiler beſagt: »Der Bau dieſer Kirche ward angefangen im Jahr 1227 und geendigt im Jahr 1243.« Wenn dieſe Nachricht auch erſt ſpäteren Jahrhunderten entſtammt, ſo iſt ſie glaubwürdig, da ſich ein Schreiben des Cölner Erzbiſchofes *Konrad von Hochſtaden* vom Jahr 1243 erhalten hat, in welchem er ſeiner geſamten Geiſtlichkeit anbefiehlt, die Abgeſandten der Trierer Liebfrauenkirche mit ihren Reliquien feierlich bei ſich aufzunehmen und dem Volke zu empfehlen, ſie durch Almoſen zu unterſtützen, weil die Kirche »wegen allzu groſsen Alters zuſammenfiel und anfing, ſich von neuem in ſchmuckreicher und feſtlicher Bauart zu erheben, und da zu ihrer Erhaltung ihr eigenes Vermögen nicht hinreicht«.

Fig. 91.



Karlshofer Kirche zu Prag.
Grundriſs [82]). — $^1/_{1000}$ w. Gr.

Die Grundriſslöſung iſt nach mehr als einer Beziehung höchſt intereſſant. Sie zeigt als Ausgangspunkt nicht das übliche Chorhaupt der Kathedralen mit Umgang und Kapellenkranz — eine Löſung, die ſehr nahe liegt —, ſondern die Verdoppelung des Chorhauptes von *St.-Yved* zu Braisne bei Soiſſons, bei welchem die Kapellen neben dem Hochchor über einer Diagonale angeordnet ſind. *St. Martin* zu Ypern, die Stiftskirche zu Xanten, *St. Katharina* zu Oppenheim und ſpäter die Kirche zu Arweiler zeigen dieſelbe Chorlöſung.

Im Inneren giebt dieſer Grundriſs dem Baumeiſter Gelegenheit zu den meiſterhafteſten Abwechſelungen in den Stützenformen. Von der ſaftigen Rundſäule unter den Hochſchiffsmauern bis zum reichgegliederten Säulenbündel an den Ecken iſt alles vorhanden und geht vorzüglich zuſammen. Daſs der Baumeiſter ein Deutſcher war, dürfte das Fortlaſſen der Strebebogen bezeugen. Die Deutſchen hatten ſo viele romaniſche Kirchen nachträglich ausgewölbt, ohne Strebebogen anzulegen, daſs ſie ſehr häufig in reingotiſchen Werken ſich deren enthielten, ſo auch am Magdeburger Dom.

Auſsen wie innen iſt die Trierer Liebfrauenkirche mit vorzüglichen Bildwerken geſchmückt. Beſonders ſchön ſind die Männergeſtalten auf den Strebepfeilern neben dem Haupteingang, wohl zwei Evangeliſten und zwei Patriarchen. Sie ſind die hervorragendſten Schöpfungen.

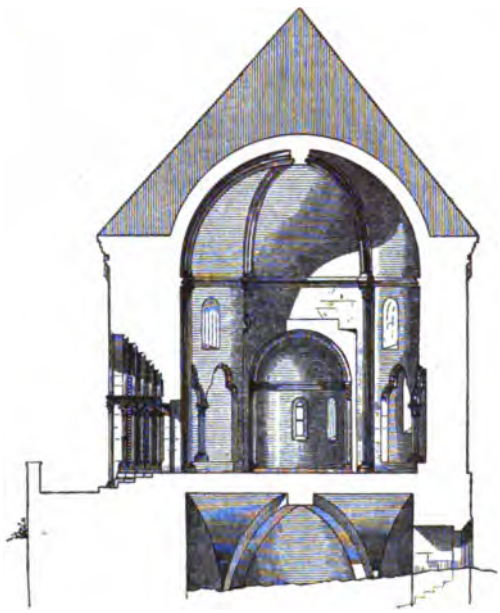
53. Andere Zentralkirchen.

Daſs die zentrale Anlage am Rhein nicht fremd war, zeigt auſser *St. Gereon* die abgeriſſene romaniſche Rundkirche in Bonn, eine Taufkirche, welche *Boiſſerée* in ſeinen »Denkmälern der Baukunſt am Niederrhein« mitteilt, und die Matthiaskapelle bei Kobern, welche der Zeit kurz nach 1200 entſtammt.

Die einfachſte, zweckmäſsigſte und billigſte Grundriſslöſung eines Zentralbaues zeigt die Karlshofer Kirche in Prag (Fig. 90 u. 91 [82]). Die Spannung derſelben iſt

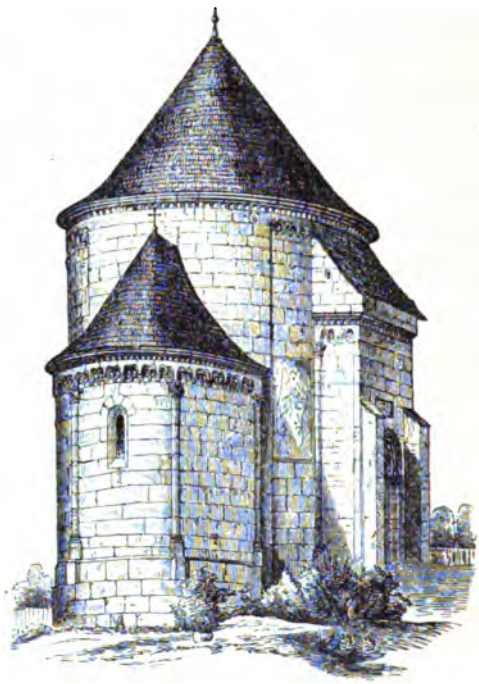
für mittelalterliche Gepflogenheiten eine ganz beträchtliche, nämlich 21 m, bei ſehr ſchwachen Strebepfeilern, die nur 1,00 m ſtark ſind, und bei ebenſolchen Mauern. Das Sterngewölbe iſt ſehr ſchön gezeichnet, und der ganze Innenraum wirkt höchſt vorteilhaft. Jedenfalls iſt ſie eine der billigſten Löſungen, die man ſich denken kann, und daher für heutige Zwecke ſehr zu empfehlen. Wie der Baumeiſter das

Fig. 92.



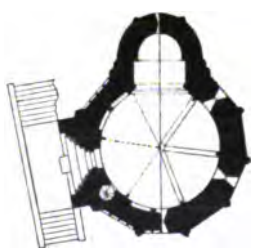
Querſchnitt. — 1/250 w. Gr.

Fig. 94.



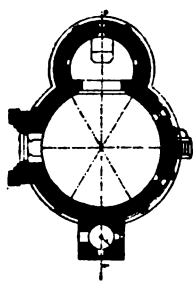
Aufsenanſicht

Fig. 93.



Grundriſs. — 1/500 w. Gr.
Karner zu Tulln.

Fig. 95.



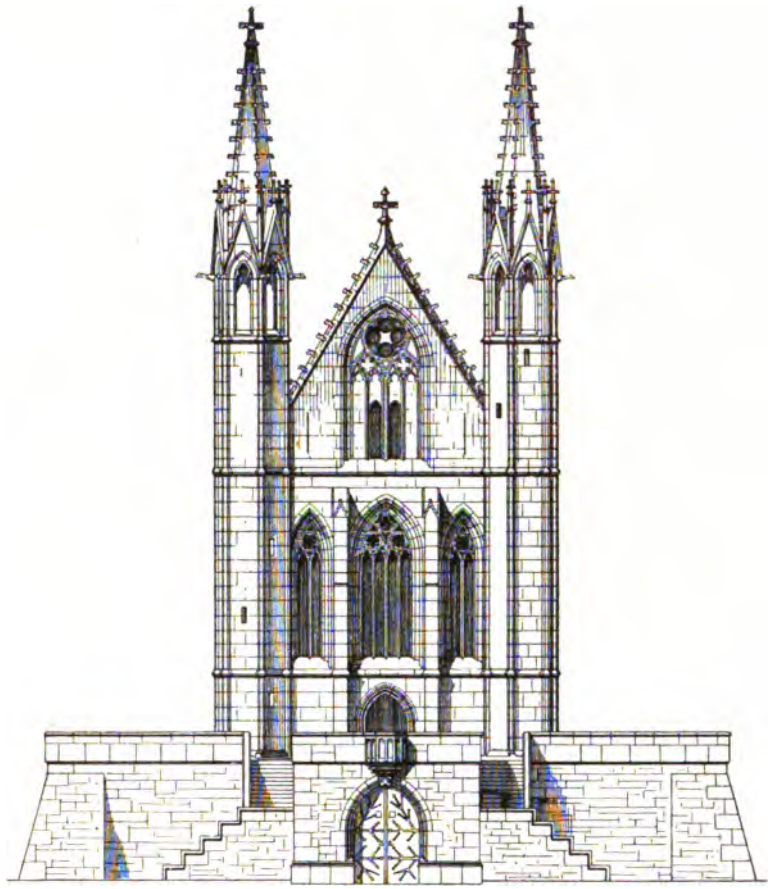
Grundriſs. — 1/500 w. Gr.
Karner zu Mödling.

Dach gelöſt hat, iſt nicht mehr erhalten; zwei elegante Kuppeln mit welſchen Haubenlaternen überdecken jetzt das Aeuſsere.

Uebrigens iſt auch dieſer Ausdruck »welſche Haube« irrig. Man findet dieſelben nirgends ſo ſchön als in Deutſchland, auch nirgends ſo häufig. Sie entſtammen in dieſer Form deutſcher Erfindung.

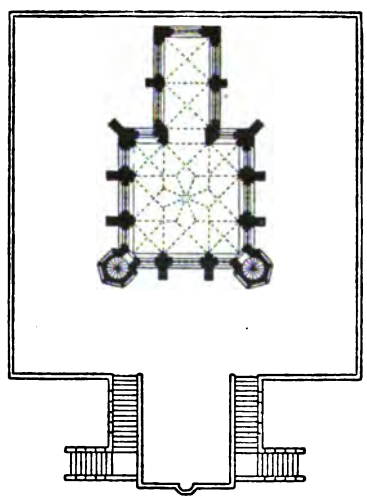
Der Gründer der Karlshofer Kirche iſt *Karl IV.* Er hatte 1351 auf einer Anhöhe der Neuſtadt Prags den Grundſtein für ein neues Auguſtiner-Chorherrenkloſter zu Ehren *Karl des Groſsen* gelegt. 1377 wurde es in ſeiner Gegenwart eingeweiht.

Fig. 96.



Weftanficht. — 1/250 w. Gr.

Fig. 97.



Grundrifs.
1/500 w. Gr.

Karner zu Sedletz.

Da der Kaiſer ſelbſt den Bau dergeſtalt bevorzugte, ſo liegt es nahe, daran zu denken, daſs ſein Dombaumeiſter *Peter Parler* der Urheber ſei; insbeſondere, da der Chor einen Strebepfeiler in der Mitte aufweiſt, eine Lieblingsanordnung *Peter Parler*'s. In Kolin wenigſtens ſtammt die gleiche Anordnung ſicher von ihm, da ſeine Urheberſchaft durch eine Inſchrift innen neben der Sakriſteithür und durch die Inſchrift im Dom beglaubigt iſt. Bei *St. Barbara* in Kuttenberg läſst ſich nur die Wahrſcheinlichkeit nachweiſen, daſs *Peter Parler* auch dort der Urheber des Entwurfes und ſomit des Strebepfeilers in der Chorachſe iſt. In Kuttenberg ſind die Simſe und die Geſamtanordnung des Chorbaues völlig demjenigen zu Kolin gleich.

Ob man *Peter Parler* auch die Karlshofer Kirche zuſprechen darf, iſt viel fraglicher, da allgemeine Aehnlichkeiten fehlen. Auch wird in der Inſchrift über ſeiner Büſte im Prager Dom die Karlshofer Kirche nicht erwähnt; allerdings auch nicht die St. Barbarakirche. Da ferner die Teynkirche zu Prag ebenfalls den Strebepfeiler in der Mitte zeigt, ſo dürfte dies eher auf eine damalige Vorliebe der Baumeiſter als immer auf *Peter Parler* hindeuten.

54. Karner.

In Oeſterreich hat ſich zu romaniſcher Zeit die Zentralform in den kleinen Friedhofskapellen, den Karnern, eingebürgert. Hiervon iſt eine groſse Anzahl erhalten. Ein höchſt reizvolles Innere im Uebergangsſtil bietet der Karner zu Tulln (Fig. 92 u. 93).

Wie ſich dieſe Rundbauten von auſsen darſtellten, zeigt der entſprechende Karner zu Mödling (Fig. 94 u. 95).

Aus gotiſcher Zeit hat ſich in Sedletz bei Kuttenberg ein ſehr zierlich und geſchickt gezeichneter Karner mit viereckigem Grundriſs (Fig. 96 u. 97) erhalten; er iſt um 1300 entſtanden. Hiermit nähern wir uns derjenigen zentralen Ausbildung, welche wir bei den Hallenkirchen beſprochen haben, von denen die Frauenkirche zu Nürnberg die bekannteſte iſt.

---

3. Kapitel.

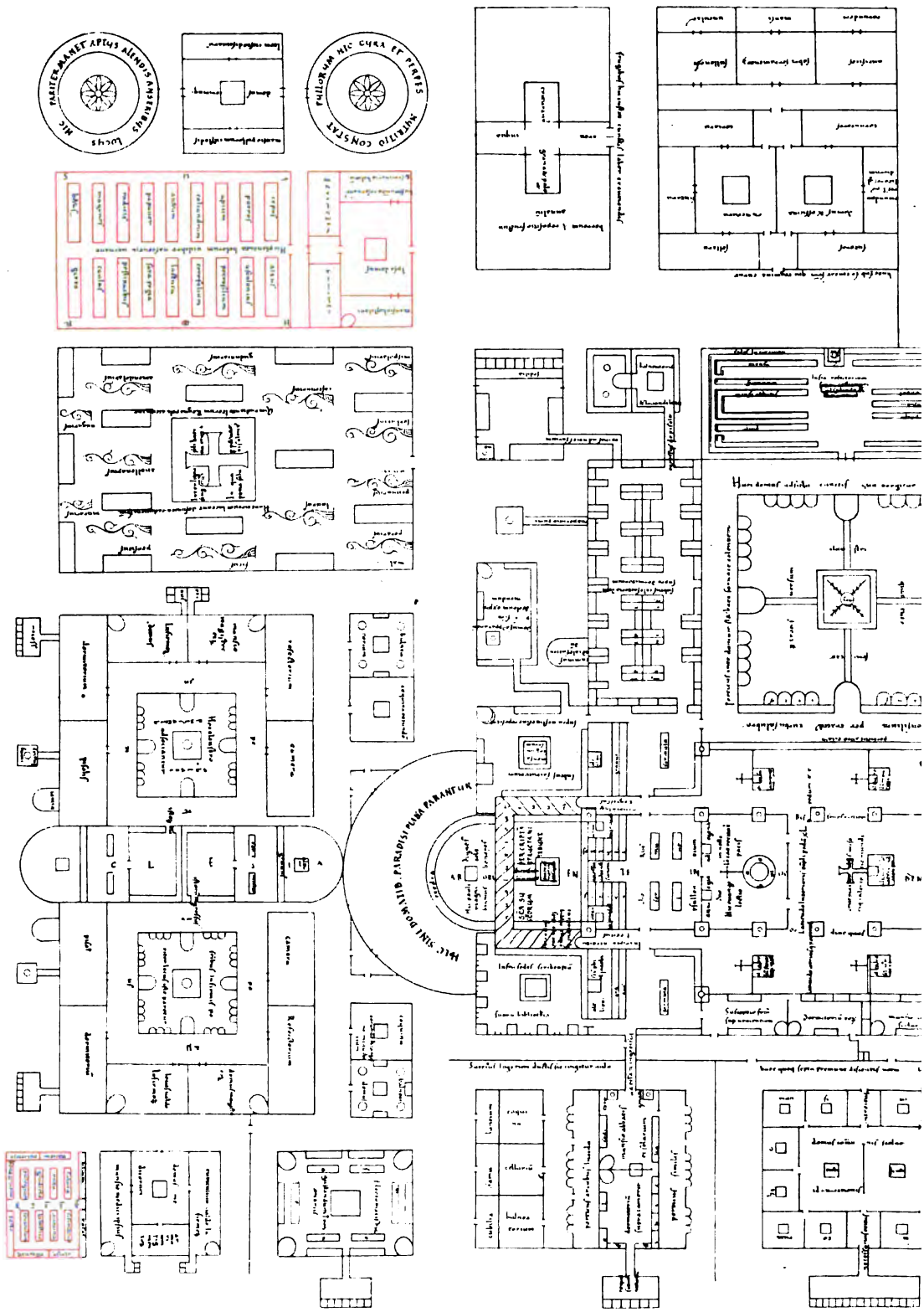
Kloſterkirchen.

Haben wir im vorhergehenden die Entſtehung und die Umbildung des Pfarrkirchengrundriſſes und derjenigen Bauteile und Anordnungen verfolgt, welche für die Zwecke der Pfarrkirche in Betracht kommen, ſo müſſen wir, ehe wir auf ſeine Einzelheiten eingehen, den Grundriſs der Kloſterkirchen und der Kathedralen betrachten. Die Einzelheiten aller drei Grundriſſe, die wir ſpäter zuſammen beſprechen werden, ſind gleich geſtaltet.

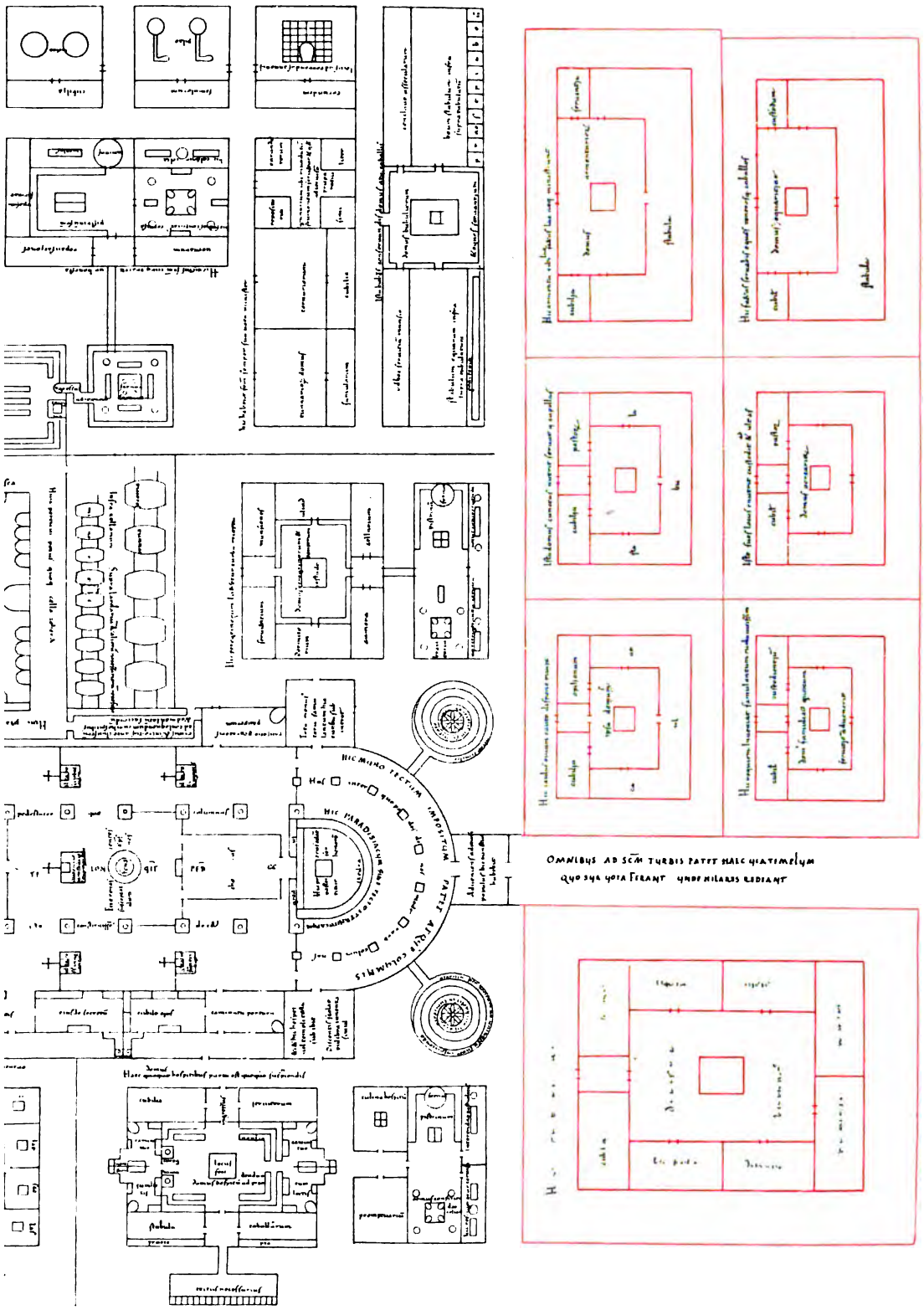
55. Inſaſſen der Benediktinerklöſter.

Der älteſte Orden iſt derjenige des heiligen *Benedict von Nurſia,* geboren 480. Die Benediktinerklöſter wollen dem Einzelnen die Zurückgezogenheit von der Welt ermöglichen, ſo zwar daſs die Mönche das Kloſter nie zu verlaſſen haben und der geſamte Bedarf innerhalb der Kloſtermauern hergeſtellt wird. Da ſie den geſamten Bedürfniſſen der groſsen Kloſterfamilie durch ihre Mönche und Laienbrüder nicht genügen können, ſo ziehen ſie auch eine gröſsere Zahl Laienfamilien an ſich, welche neben dem Kloſter leben und daſelbſt eine kleine Stadt bilden.

Die Kloſtergenoſſenſchaften beſtehen zur Hauptſache immer nur aus zwei Klaſſen: den Mönchen, welche Prieſter ſind, und den Laienbrüdern, welche keine Prieſter,



Bauriſs des Kloſters St. Ga



len ungefähr vom Jahre 820.

Fakſ.-Repr. nach: KELLER, F. Baurifs des Klofters St. Gallen etc. Zürich 1844.

ſondern Laien ſind. Die letzteren heiſsen Konverſen, Barbati u. ſ. w. Beide Klaſſen haben die Mönchsgelübde abgelegt, d. h. das Gelöbnis der Eheloſigkeit, der Armut und des Gehorſams unter einem Oberen. Auſser dieſen Kloſterinſaſſen giebt es dann noch Laien mit ihren Frauen und Kindern, welche für das Kloſter thätig ſind.

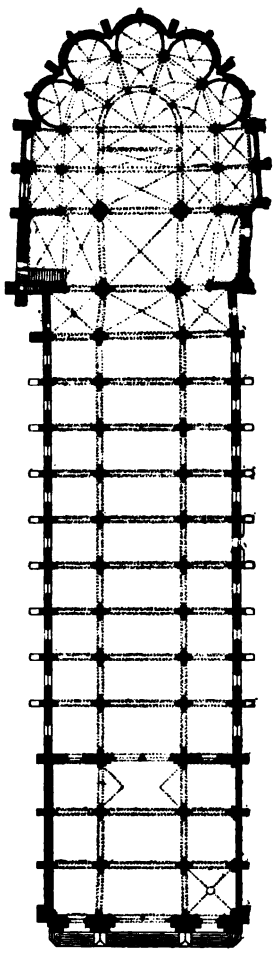
a) Kloſterkirchen der Benediktiner.

56. Programm der Kloſterkirchen.

Die Geſamtanlage der Klöſter iſt im vorhergehenden Hefte (in Kap. 3) dieſes »Handbuches« auseinandergeſetzt; hier erübrigt es, die Kirche zu zergliedern.

Da jeder Geiſtliche täglich das Meſsopfer darzubringen hat, und zwar nüchtern, ſo muſs die Möglichkeit geſchaffen werden, daſs viele Geiſtliche zu gleicher Zeit Meſſe leſen können, d. h. es müſſen viele Altäre vorhanden ſein. Im Grundriſs des Kloſters von St. Gallen (ſiehe die nebenſtehende Tafel), von rund 820, der auf zuſammengenähte Kuhhäute gezeichnet iſt, ſind dieſe Altäre in den Seitenſchiffen quer zu den Auſsenwänden geſtellt. Der Grundriſs zeigt alſo eigentlich keine beſondere Rückſichtnahme auf die Altäre. Sie ſind zufällig, wie ein Möbel, in den Raum geſtellt. Man kann dies in jeder Pfarrkirche ebenſo anordnen. Eine charakteriſtiſche Löſung eines Kloſterkirchengrundriſſes iſt es nicht. Grade ſo iſt der Chor noch nicht dem Erfordernis gemäſs ausgebildet.

Fig. 98.



Abteikirche zu Vézelay. Grundriſs. — 1/1000 w. Gr.

Die Mönchsgenoſſenſchaft muſs nämlich zu gewiſſen Tages- und Nachtſtunden Gebete und Geſänge im Wechſelgeſange verrichten: das Chorgebet, welches zum groſsen Teil aus den Pſalmen beſteht. Hierzu müſſen die Kloſtergenoſſen zuſammenhängende Sitze haben, die für den Wechſelgeſang am beſten in langen, einander gegenüberſtehenden Reihen angeordnet werden. Auch hierfür bietet der St. Gallener Grundriſs noch keinen beſonderen Raum.

Dieſe beiden Mängel haben ſpätere Zeiten empfunden und für dieſe beſonderen Zwecke den Grundriſs umgeändert. Vor allem haben ſie verſucht, für die vielen Altäre einzelne Niſchen oder Kapellen anzulegen. Die Apſis iſt ſeit Uranbeginn des Chriſtentums der geheiligte Platz für den Altar; was lag näher, als für die vielen Seitenaltäre beſondere Niſchen anzuordnen, und zwar entweder an den Längswänden oder rings um den Chor?

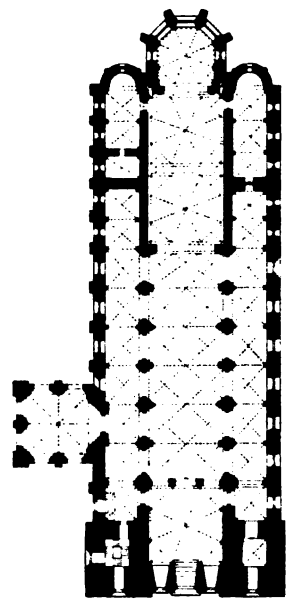
So zeigt ſchon Cluny, geweiht 1131, einen ſtattlichen Kranz von Kapellen. Der Chor der Abteikirche von Vézelay (Fig. 98), der gegen 1200 entſtanden iſt, hat dann den völlig ausgebildeten Kapellenkranz. Das Schiff, um 1100 entſtanden, und die Vorhalle (1132) zeigen die alimähliche Umgeſtaltung der franzöſiſch-romaniſchen Kunſt in die früheſte Gotik noch am anſchaulichſten. *Viollet-le-Duc* hat dies an den verſchiedenſten Stellen in ſeinem unübertroffenen »*Dictionnaire raiſonné de l'architecture etc.*« mit gewohnter Meiſterſchaft dargeſtellt und entwickelt.

57. Kirche zu Trebitſch.

Die Benediktinerklöſter haben ſich ſonſt hinſichtlich der Altäre merkwürdigerweiſe bei dem gewöhnlichen Baſilikagrundriſs genügen laſſen und die übrigen erforderlichen Altäre an die Pfeiler oder an die Wände der Seitenſchiffe geſtellt. Dagegen haben ſie ſich für ihren Chorgeſang und die dazu erforderlichen Bankreihen tiefe Chorbauten ſchaffen laſſen. Solches zeigt die Kirche zu Trebitſch in Mähren. (Fig. 99 bis 101 [33]). Wann dieſe Kirche entſtanden iſt, darüber haben ſich keine Nachrichten erhalten; aber ihre Formen deuten auf die Zeit um 1200 hin.

Im Aeuſseren iſt beſonders der Chor noch völlig mit romaniſchen Einzelformen ausgebildet; im Inneren dagegen tritt uns die Frühgotik entgegen. Die ganze Kirche iſt auſserdem mit allerlei abſonderlichen Gewölben überdeckt. Wenn dieſe, wie es den Anſchein hat, alt ſind, ſo ſtellen ſie die erſten Verſuche der Stern- und Netzgewölbe dar. Indes iſt alles überputzt oder überſtrichen, ſo daſs ſich Gewiſsheit darüber nicht gewinnen läſst.

Fig. 99.



Benediktinerkirche zu Trebitſch.
Grundriſs [33]). — 1/1000 w. Gr.

Die Schiffsgewölbe ſcheinen ſo entſtanden zu ſein, daſs ſechsteilige Kreuzgewölbe vorgeſehen waren. In dieſe ſechsteiligen Gewölbe ſind jedoch den groſsen Diagonalen entſprechende Rippen auch vom Mittelſäulchen aus nach den Hauptgurtbogen geſchlagen worden.

Die Krypta iſt auſser ihrer Weiträumigkeit dadurch von beſonderem Intereſſe, daſs heute noch die Schalbretter der Kreuzgewölbe an Ort und Stelle ſitzen. An ihrer Nordſeite zeigt ſie ein reiches frühgotiſches Thor mit ſchützender Vorhalle. Auch eine Empore aus der Entſtehungszeit der Kirche hat ſich erſichtlich im Weſtende erhalten.

58. Lettner.

Da zur Kloſterfamilie eine Anzahl von Laien mit ihren Frauen und Kindern gehörten, ſo muſste auch für dieſe die Kirche offen ſtehen, ebenſo für die Pilgerzüge und Wallfahrer, welche die Heiligen, deren Ueberreſte die Krypten der Kloſterkirchen häufig bargen, zu verehren kamen. Deswegen wurde der Raum für die Mönche von der übrigen Kirche durch hohe Schranken abgegrenzt.

Standen die Chorſtühle, wie zu Trebitſch, in einem geſchloſſenen Chorraum, ſo war nur nach dem Weſten hin ein Abſchluſs nötig. Dies geſchah durch den Lettner. Dieſe Bezeichnung kommt von *Lectorium*, da von demſelben aus Evangelium und Epiſtel verleſen wurden. Daher führt an ſeiner Rückſeite zumeiſt eine Wendeltreppe hinauf. Vor dieſen Lettner nach dem Schiff zu wurde der Altar für den Laiengottesdienſt aufgeſtellt.

Aus dem XII. Jahrhundert ſind ſolche Lettner noch zahlreich in Deutſchland vorhanden. So in Maulbronn, Naumburg (Oſtchor) u. ſ. w.

Aus dem XIII. Jahrhundert ſtammen diejenigen in Wechſelburg, im Weſtchor des Domes zu Naumburg, in Gelnhauſen, in *St. Eliſabeth* zu Marburg; aus dem XIV. in der Stiftskirche zu Oberweſel am Rhein; aus dem XV. im Dom zu Magdeburg (1458), und aus dem XVI. im Dom zu Halberſtadt (1510) u. ſ. w.

59. Chorſchranken.

Stand das Chorgeſtühl nicht in einem an den Seiten geſchloſſenen Chor, ſondern reichte es z. B. bis unter die Vierung oder führte ein Umgang um den

[33]) Nach: Heider, v. Eitelberger & Hieser, a. a. O.

Chor, ſo wurde es auch an den Seiten mit einer Abſchluſswand geſchützt: die Chorſchranken. Dieſe haben ſich viel öfter als die Lettner erhalten, weil die Kloſterkirchen

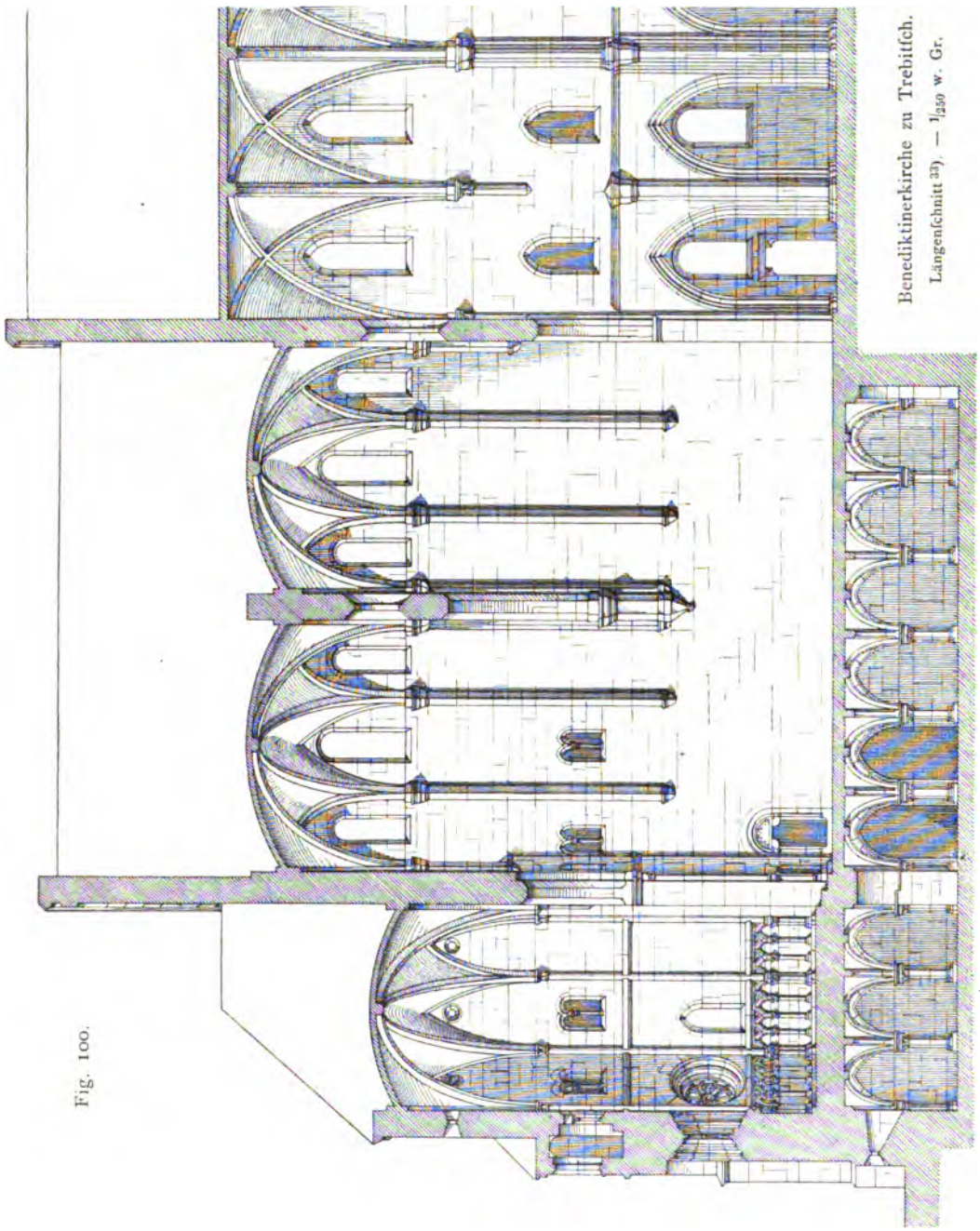


Fig. 100. Benediktinerkirche zu Trebitſch. Längenſchnitt [33]). — 1/250 w. Gr.

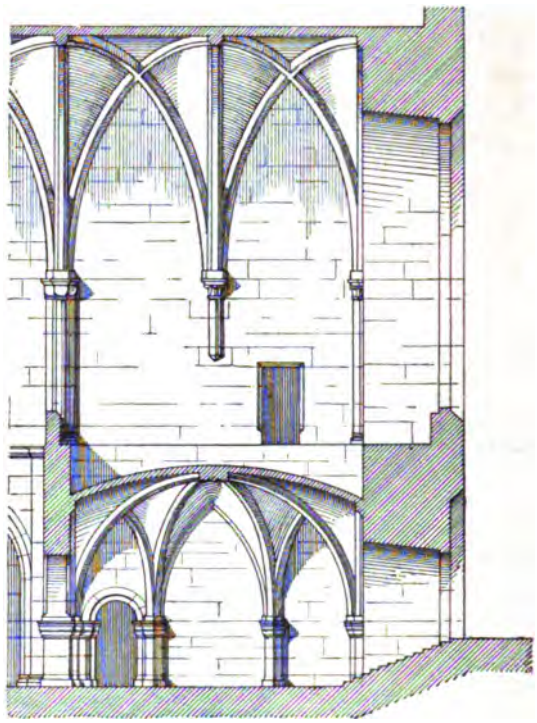
ſpäter in Pfarrkirchen verwandelt worden ſind. Alsdann muſste der Lettner weichen, da er den Blick auf den Hochaltar verſperrte; letzterer fand nunmehr im Chor Aufſtellung. Pfarrkirchen haben niemals Lettner beſeſſen.

Solche Chorſchranken aus romaniſcher Zeit finden ſich noch in *St. Michael* zu

Hildesheim, in Brauweiler, im Dom zu Merſeburg, in den Domen zu Bamberg und Trier, in *St. Matthias* zu Trier u. ſ. w.

Dieſe Abſchlieſsungen des Chorgeſtühls haben zu allen Jahrhunderten beſtanden; zeigt ſie doch ſchon der Grundriſs von St. Gallen gegen 820. Auch zahlreiche Urkundenſtellen belegen dies. In *San Clemente* zu Rom haben ſich dieſe allbekannten Schranken noch aus der Zeit des Papſtes *Johann VIII.* erhalten, alſo aus dem VIII. Jahrhundert; denn ſie tragen ſeinen Namenszug; ſie ſind daſelbſt niedriger als unſere nordiſchen.

Fig. 101.



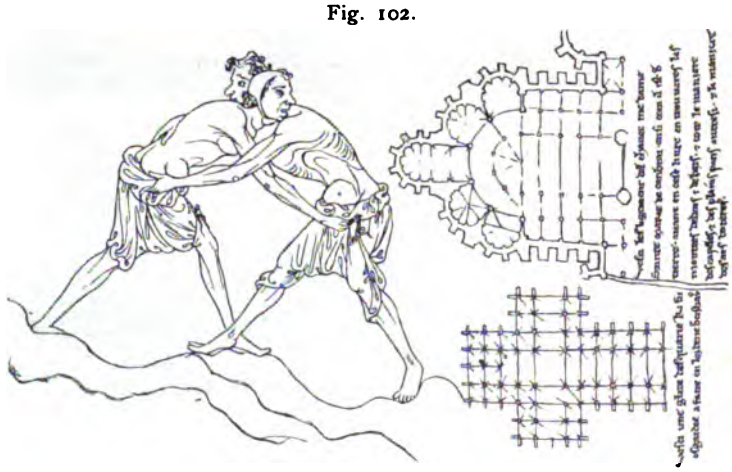
Benediktinerkirche zu Trebitſch.
Längenſchnitt[32]). — $^1/_{250}$ w. Gr.

b) Kloſterkirchen der Ciſtercienſer und Prämonſtratenſer.

60. Ciſtercienſer.

Als der Benediktinerorden zu altern anfing, ging aus ſeinen eigenen Mönchen ein neuer Orden hervor: die Ciſtercienſer. Der heilige *Robert* gründete zuerſt in Molesme, dann in Ciſterz bei Dijon im Jahre 1098 einen neuen Orden ſtrenger Obſervanz. Die Ciſtercienſer unterſchieden ſich auch in der Kleidung von den Benediktinern; ſie gingen weiſs, während die Benediktiner ſchwarz gekleidet

Fig. 102.

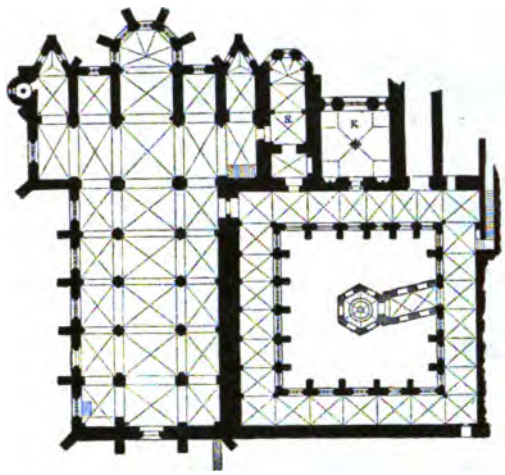


Aus dem Skizzenbuch des *Wilars von Honecort*[34]).

ſind. Vom heiligen *Bernhard von Clairvaux* ab (1112) ſchreibt ſich der unglaubliche Aufſchwung und die Ausbreitung dieſes Ordens, welcher binnen einem halben

[34]) Nach: Willis, R. *Facſimile of the ſketchbook of Wilars de Honecort.* London 1859.

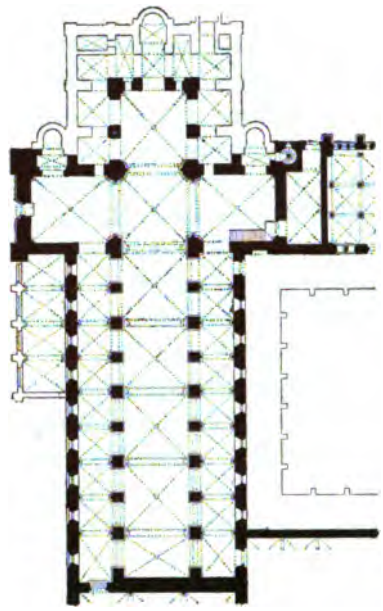
Fig. 103.



Ciſtercienſerkirche zu Hohenfurt.

Grundriſs. — $^1/_{1000}$ w. Gr.

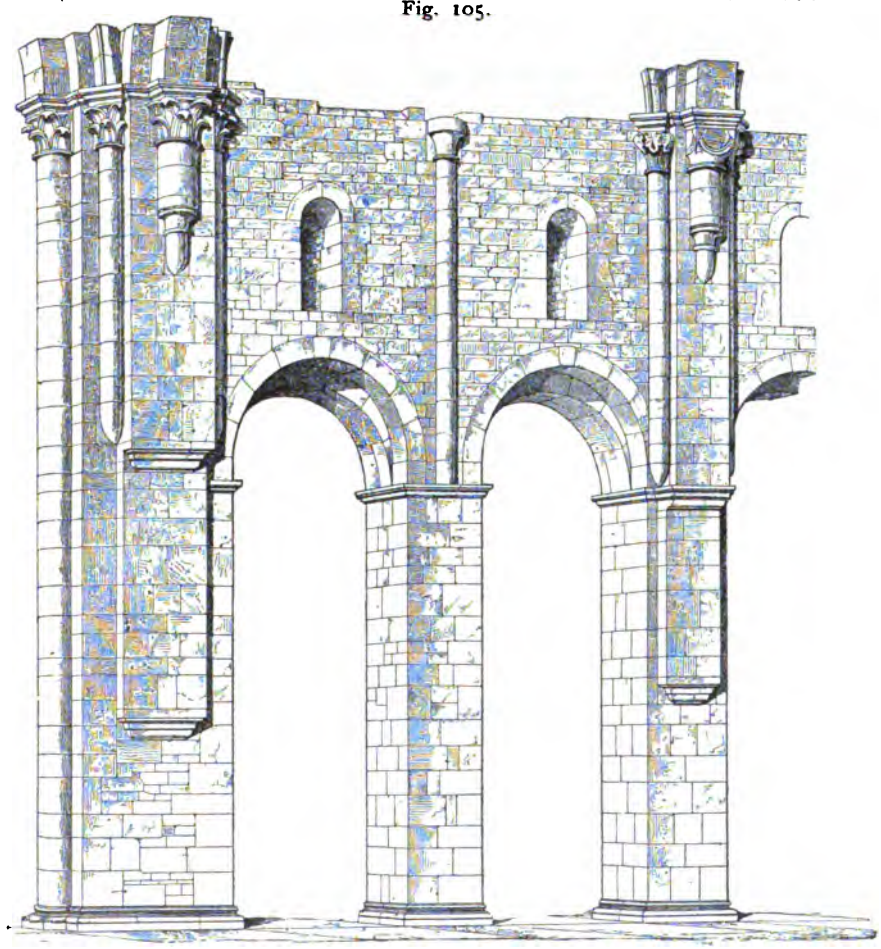
Fig. 104.



Ciſtercienſerkirche zu Arnsburg in der Wetterau.

Grundriſs[85]). — $^1/_{1000}$ w. Gr.

Fig. 105.



Vom Inneren der Kloſterkirche zu Arnsburg in der Wetterau[85]).

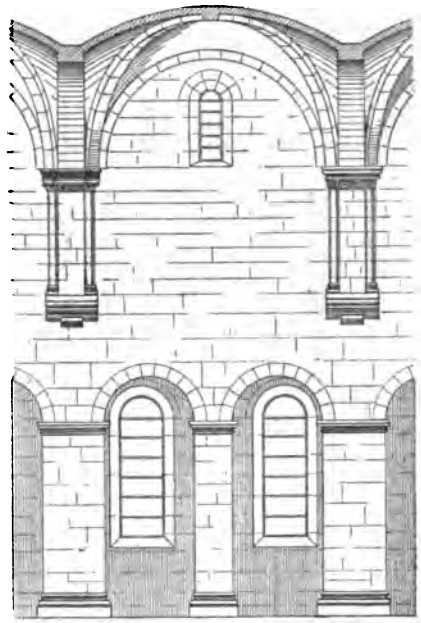
Jahrhundert das ganze Abendland mit ſeinen Klöſtern überſponnen hat. Da ſich dieſelben in abgelegenen Thälern, in unbebauten Wäldern und Sümpfen niederlieſsen, dieſe rodeten und urbar machten, ſo haben ſie beſonders in den Oſten unſeres Vaterlandes Kultur und Geſittung getragen.

Die Ciſtercienſer liebten für die Chöre ihrer Kirchen die viereckige Form. Schon *Wilars von Honecort* zeichnet in ſeinem Skizzenbuche um 1240 eine ſolche Kirche (Fig. 102[34]).

Für die erforderlichen Altäre legten ſie an den Kreuzflügeln beſondere Kapellen an, hierdurch das Programm der Kloſterkirche richtig erfüllend, und zwar für einen Orden, welcher nicht zur Belehrung des Volkes gegründet war. Denn, da die Laien nicht dem Meſsopfer der einzelnen Mönche beiwohnen ſollten, ſo liegen dieſe Kapellen unzugänglich für das Volk an den Kreuzflügeln. So in Maulbronn und in Hohenfurt (Fig. 103). Letzteres liegt im ſüdlichen Böhmen, und die Kirche iſt 1259 begonnen worden.

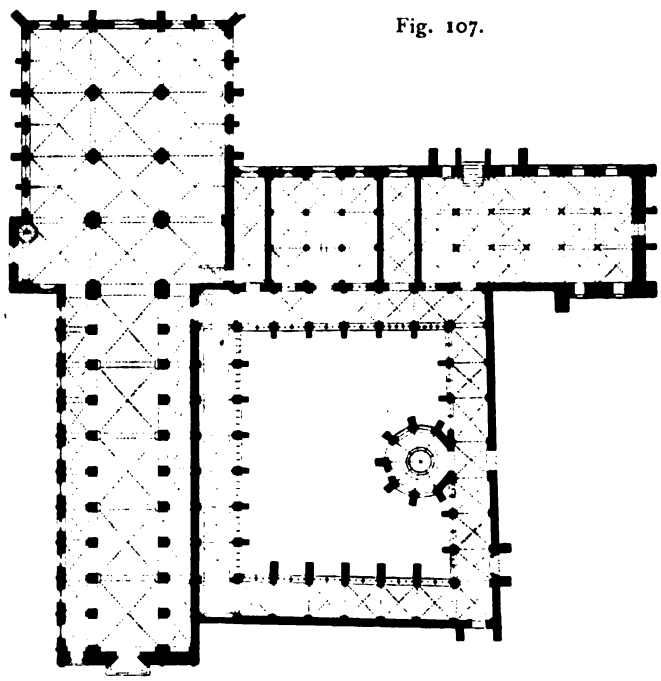
Häufig reihten ſich dieſe Kapellen auch um den Chor. So in Riddagshauſen bei Braunſchweig und in Arnsburg in der Wetterau (Fig. 104 u. 105[35]). Das letztere Kloſter iſt 1174 gegründet worden, und ſeine Kirche wird bis 1200 erbaut worden ſein; ſie zeigt den Uebergangsſtil Burgunds.

Fig. 106.



Längenſchnitt. — $^1/_{200}$ w. Gr.

Fig. 107.



Grundriſs. — $^1/_{1000}$ w. Gr.

Ciſtercienſerkirche zu Heiligenkreuz[36]).

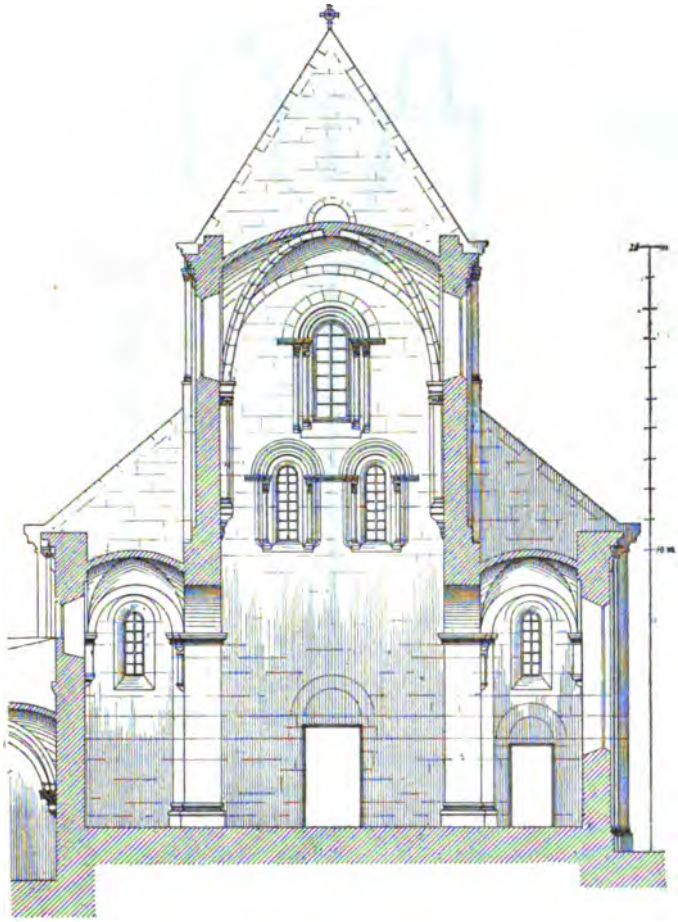
[35]) Nach: Moller a. a. O.

[36]) Nach: Wiener Bauhütte etc.

Die Vorlagen für die Gewölbe ſind ausgekragt, ein Verfahren, das beſonders bei den Ciſtercienſern beliebt war. Es dient förmlich als Wahrzeichen ihrer Kirchen, Kreuzgänge und Kapitelſäle. Dieſes Verfahren verbreitert die Gänge und geſtattet, hölzerne Sitze an den Wänden aufzuſtellen.

Der Arnsburger Kirche faſt gleichaltrig iſt die Ciſtercienſerkirche zu Heiligenkreuz bei Wien (Fig. 106 bis 109[36]); ſie wurde 1187 geweiht. Auch ſie ſetzt ihre Gewölbe auf Auskragungen. Bei ihr ſind die Seitenſchiffe noch ſchmaler als in Arns-

Fig. 108.



Querſchnitt.

Fig. 109.

1/250 w. Gr.

Längenanſicht.

Ciſtercienſerkirche zu Heiligenkreuz[36]).

burg, ſo recht als monumentale Seitengänge ausgebildet. Der luftige Chor entſtammt erſt dem Ende des XIV. Jahrhunderts und zeigt die ſo beliebte Hallenform mit geradem Chorſchluſs. Auch hier ſind, wie an den Domen zu Magdeburg und Stendal und an der Breslauer Sandkirche, die äuſseren Achſen durch einen mittleren Strebepteiler geteilt und fünfkappige Kreuzgewölbe verwendet.

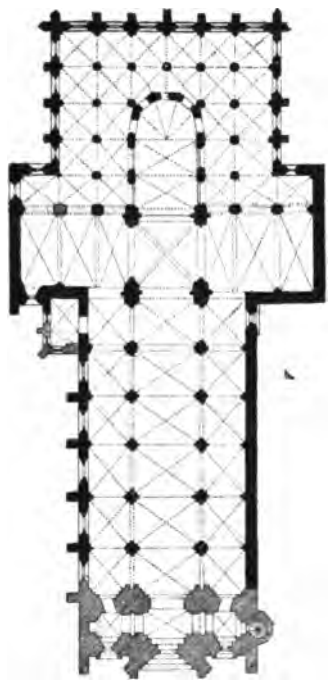
Während dieſe Kirchen das gebundene Syſtem aufweiſen, zeigt die wenig ſpätere zu Lilienfeld in Niederöſterreich (Fig. 110) im Hochſchiff auf jedes Seitenſchiffsgewölbe ein Kreuzgewölbe. Die Kirche iſt 1202 begonnen worden. Erſt

während des Baues ist sie den Cistercienſern überwieſen worden, und ſo erklärt ſich wohl die veränderte Chorlöſung. Der viereckige Chor ist mit einem zweischiffigen Umgang umgeben, in welchem die Altäre untergebracht ſind. 1220 wurde die Kirche geweiht.

61. Prämonſtratenſer.

Faſt gleichzeitig mit dem Auftreten des heiligen *Bernhard von Clairvaux* fiel die Gründung der Prämonſtratenſer durch den heiligen *Norbert* (1119). Derſelbe war Stiftsherr bei *St. Victor* in Xanten am Niederrhein und gründete im Walde von Prémontré bei Coucy ein Kloſter. Wiſſenſchaftliche Vertiefung und Paſtorierung

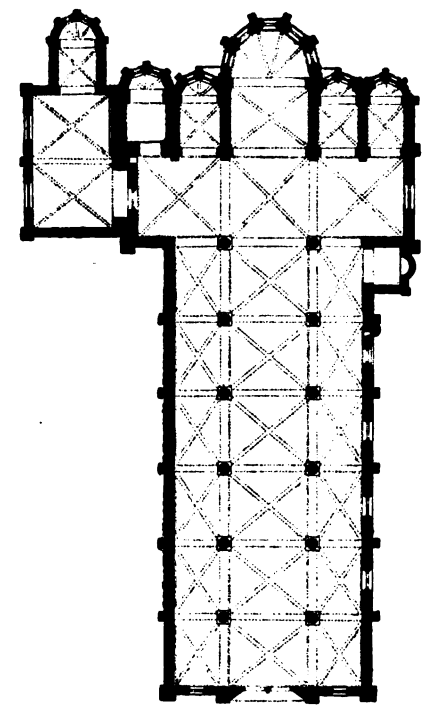
Fig. 110.



Kirche zu Lilienfeld.
Grundriſs.

$^1/_{1000}$ w. Gr.

Fig. 111.



Kirche *Sta. Anaſtaſia* zu Verona.
Grundriſs.

der Laien war die Aufgabe der Prämonſtratenſer. Da der heilige *Norbert* ſpäter Erzbiſchof von Magdeburg wurde, ſo ſiedelte er ſeine Mönche von dort (*St. Marien* zu Magdeburg) in der Mark und in den Nachbarländern an (Diesdorf, Broda, Gramzow, Ratzeburg, Jerichow, Havelberg, Brandenburg, Pölde, Belbog, Kölbigk, Gottesgnaden, Leitzkau, Grobe, Quedlinburg und Mildenfurth). Einen beſonderen Einfluſs auf die Grundriſsbildung der Kloſterkirchen haben die Prämonſtratenſer nicht ausgeübt.

c) Kloſterkirchen der Franziskaner und Dominikaner.

62. Franziskaner und Dominikaner.

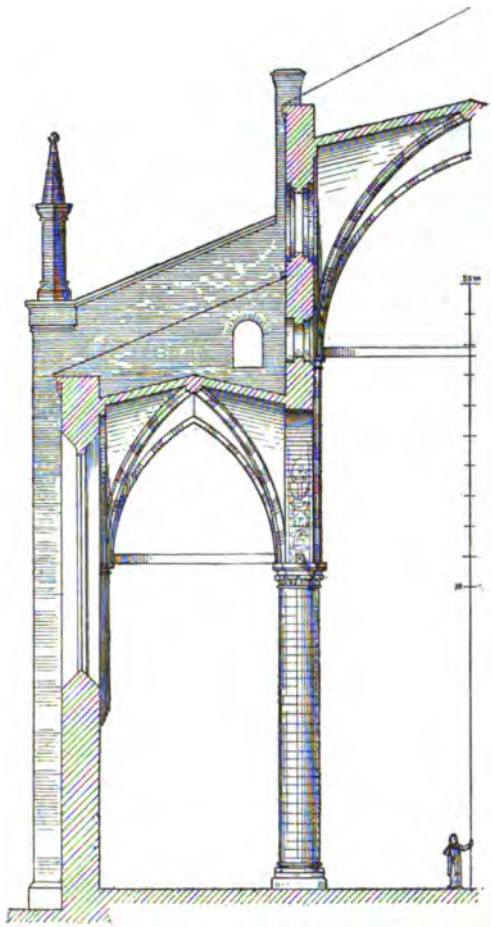
Im Anfang des XIII. Jahrhunderts entſtehen zwei weitere Orden, diejenigen der Franziskaner und der Dominikaner.

Der heilige *Franz von Aſſiſi* ſetzte an die Spitze der Gelübde die Armut, daher der Volksname Bettelmönche. Er ſtarb 1226.

Der heilige *Dominikus*, ein Spanier, machte zum Hauptzweck ſeines Ordens die Predigt und gelehrte Studien. Er wirkte beſonders in Südfrankreich und ſtarb 1221. Auch ſein Orden gewann eine groſse Ausdehnung.

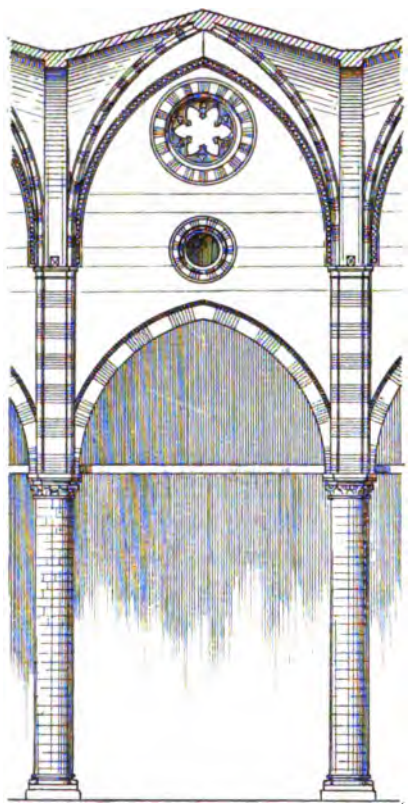
Eine ſolche Dominikanerkirche iſt *Sta. Anaſtaſia* zu Verona (Fig. 111 bis 113), die 1290 begonnen worden iſt. An den Kreuzarmen ſind, wie bei manchen Ciſtercienſerkirchen, beſondere Kapellen angeordnet. Im Schiff iſt groſser Wert auf Durchſichtigkeit und Weiträumigkeit gelegt, da ja eine Hauptthätigkeit der Domini-

Fig. 112.



Querſchnitt.

Fig. 113.



1/250 w. Gr.

Längenſchnitt.

Kirche *Sta. Anaſtaſia* zu Verona.

kaner die Predigt war. Der ſüdliche Himmel geſtattete für das Hochſchiff die geringe Beleuchtung durch die oberen kleinen Roſen.

Echt italieniſch iſt es, daſs ſämtliche Bogen und Gewölbe durch ſichtbare Anker gehalten ſind. In unſeren Seeſtädten finden wir ähnliches. Dort aber nötigte der ſchlechte Untergrund dieſe wenig ſchönen Hilfsmittel auf. In Italien war man jedoch zu jener Zeit ſo wenig Herr der Konſtruktion, daſs man gleich von vornherein das Spiel verloren gab.

Im Mauerwerk ſelbſt hat übrigens das Mittelalter allerwärts und mit gröſstem Recht ſehr vorſichtig und äuſserſt ausgiebig Anker verwendet. Mauer- und Sandſteinanker ſind jedem Bau, auch dem

nicht beſonders luftig konſtruierten, von nöten. Denn während des Aufbauens ſind die einzelnen Bauteile durch Gerüſte, Materialien und Ungeſchicklichkeiten täglich Belaſtungen oder Inanſpruchnahmen ausgeſetzt, die ſie hinterher nie auszuhalten oder zu erfahren haben. Ebenſo ſchützen Anker in den Mauern und Sandſteinen vorzüglich gegen etwaige Unregelmäſsigkeiten des Untergrundes. Nur muſs man ſich hüten, die Anker zu nahe der Aufsenfläche zu legen, da ſie ſonſt von der eindringenden Feuchtigkeit getroffen werden, roſten und durch ihr Anſchwellen die Sandſteine oder Ziegel auseinander ſprengen.

4. Kapitel.

Stiftskirchen.

63. Stifte.

Eine Abart der Kloſterkirchen bilden die Stiftskirchen. Dieſe werden nicht, wie die Klöſter, von einer Vereinigung von Mönchsgeiſtlichen und Laienbrüdern benutzt, ſondern von einer Vereinigung von Weltgeiſtlichen und Laien zu gemeinſamem Leben. Jede Stelle in ſolch einem »Stift« war mit dem nötigen Lebensunterhalt in Naturalien, etwas Geld und Wohnung ausgeſtattet und war eine begehrte Einrichtung für die nachgeborenen Söhne und Töchter des niederen Adels, wie die Biſchofsſitze für diejenigen des höheren Adels und der Fürſten. Zuletzt wurden beide, Stifte und Biſchoffitze, faſt ausſchlieſslich eine Beute dieſer Geſellſchaftsſchichten, welche die Kirche zu Grunde richteten.

Auſser den »Präbenden« für die Geiſtlichen gab es ſolche für Jünglinge, welche Geiſtliche werden wollten und erſt noch zu ſtudieren hatten; ferner ſolche für den Baumeiſter, den Zimmermeiſter, den Bäcker, Förſter u. ſ. w., Laien, die keinerlei Gelübde ablegten und jederzeit wieder fortgehen konnten. Natürlich aber hieſsen ſie *Confratres noſtri*, und ſo ſind etliche von den vielen »Mönchsbaumeiſtern« entſtanden, die alle ihr Daſein teils Ueberſetzungsfehlern, teils der Unkenntnis mittelalterlicher Einrichtungen verdanken.

64. Kirchen.

Die Geiſtlichen, wie die angehenden Geiſtlichen dieſer Stifte hatten ebenfalls die gemeinſamen Chorgebete abzuhalten; daher muſste auch in ihren Kirchen ein gehöriger Chorraum vorhanden ſein, um die Stuhlreihen aufnehmen zu können. Der übrige Teil der Kirche war für die Pfarrgemeinde beſtimmt, welche zum Stifte gehörte. Solcher Stiftskirchen gab es mindeſtens ebenſo viele als Kloſterkirchen.

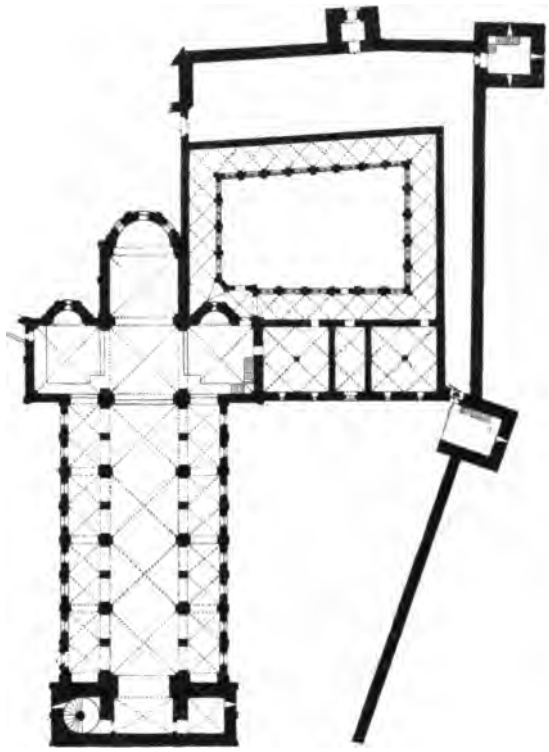
65. Dom zu Braunſchweig.

Solch eine Stiftskirche war der Dom zu Braunſchweig (Fig. 114). Der Chor liegt ſehr hoch, mit einer geräumigen Krypta darunter. Er nimmt das Chorquadrat und die Vierung ein und iſt heute noch mit ſeinen ſeitlichen Chorſchranken verſehen. Dieſe Stiftskirche wurde von *Heinrich dem Löwen* nach ſeiner Rückkehr aus dem heiligen Lande 1172 oder 1173 gegründet. Als *Heinrich* auf dem Totenbette lag (1195), brannte die Kirche ab. Hierauf erſt hat ſie erſichtlich ihre Schiffsgewölbe erhalten, welche ſämtlich ſpitzbogig ſind, im Gegenſatz zu den Rundbogen der Chorgewölbe und der übrigen Kirche.

Bei dieſer Gelegenheit ſind wohl auch die beiden Kleeblattfenſter neben der Vierung eingebrochen worden. Die groſsartige Ausmalung, welche das ganze Kircheninnere zeigt, wird gleichfalls erſt aus jener Zeit ſtammen. Der Name des Malers findet ſich in folgender Inſchrift: »NORINT · HOC · OĒS · QD GALLIC'. ISTA · IOHANNES · PIXT · EVM · PETIS. HIC · DS̄ · V̄ · DET · VIVERE · BRVNSWIC · IOHAN · WALE.«

(Mögen dies alle wiſſen, daſs dies *Johannes Gallicus* malte. Bitte Gott, daſs er ihm hier gebe, zu leben. Braunſchweig. Johan. Wale.)

Fig. 114.



Dom St. Blaſius zu Braunſchweig.
Grundriſs. — $^1/_{1000}$ w. Gr.

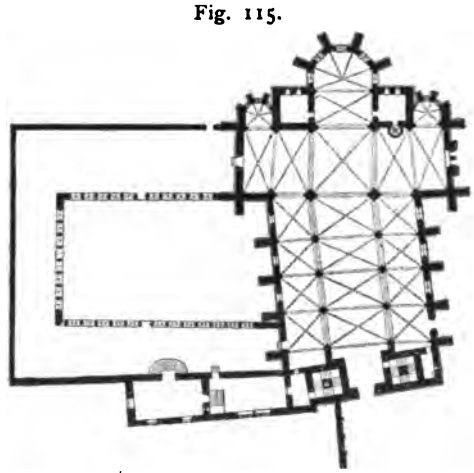
Die Kirche iſt aufsen eine Bruchſteinkirche mit Hauſteinliſenen und -Simſen. Die Bruchſteinflächen waren geputzt. Später ſind die beiden Seitenſchiffe umgebaut worden, das ſüdliche gegen 1350 und das nördliche gegen 1500. Die Turmgruppe zeigt, wie dies in Sachſen Sitte iſt, ein rieſiges Glockenhausfenſter, das wohl gegen 1230 aufgeſetzt worden iſt.

Der in Fig. 114 gegebene Grundriſs verſucht, neben der Kirche die Gebäude zum gemeinſamen Leben, welche heute nicht mehr vorhanden ſind, wieder herzuſtellen.

66. Stiftskirche zu Wimpfen i. Th.

Die Stiftskirche zu Wimpfen im Thal (Fig. 115) zeigt einen ähnlichen Grundriſs in gotiſcher Löſung. Auch hier erſtreckt ſich der Chor noch unter die Vierung. Obgleich dieſes Vorſchieben der Chorſchranken bis in die Vierung faſt allgemein üblich war, kann es doch als Löſung nicht gelten. Das Kircheninnere wird völlig verbaut, und die Kreuzarme dienen eigentlich nur als Eingänge oder Rumpelkammern, da der Gottesdienſt für das Volk im Schiff ſtattfindet.

Fig. 115.



Stiftskirche zu Wimpfen im Thal.
Grundriſs. — $^1/_{1000}$ w. Gr.

Die merkwürdige Knickung der Längsachſe dürfte ſich aus der Lage der früheren Kirche erklären, deren Weſttürme ſich noch erhalten haben. Man findet einen ſolchen Bruch in der Längsachſe öfters, wenn auch nicht in dem Maſse wie hier. Hierfür ſind allerlei Erklärungen verſucht worden. So glaubte man, daſs die Neigung des Chors gegen die Längsachſe die Neigung des Hauptes Chriſti am Kreuze zum Ausdruck bringen ſolle. Aber ſolche Erklärungen, die ja durch alle Jahrhunderte ſehr beliebt ſind, ſind völlig irrig. Die Prediger haben, wie heute noch, immer das Bedürfnis gehabt, in Bildern und Vergleichen ſich zu ergehen.

Schon der heilige *Iſidor von Sevilla* in ſeinen »*Originesc*« im VI. Jahrhundert unter dem Gotenkönig *Chintila*, wie der heilige *Hraban* um 830 in ſeinem »*de Univerſo*«, geben für jeden Gegenſtand an, vom Dachziegel und Dachſparren ab bis zu den Fundamenten, wie man ihn mit irgend einer chriſtlichen

Moral oder einer Stelle aus den heiligen Schriften in Vergleich ſetzen oder in Verbindung bringen könne. Zum gröſsten Teile ſind dieſe Vergleiche mit Gewalt herbeigezogen, wie auch heute noch; und die Bauten ſind nicht ſo und ſo geſtaltet wegen der Vergleiche, ſondern die Vergleiche ſind entſtanden auf Grund der Eigenſchaften der vorhandenen Bauten. Nicht die gelehrten Geiſtlichen ſind die Gebenden und die »biederen Steinmetzen« die Nehmenden, ſondern umgekehrt: die mittelalterlichen Baumeiſter ſind die Gebenden und die bewundernden Schriftſteller die Nehmenden. Und wenn man bei dieſen Schriftſtellern das völlige Verſagen des Verſtändniſſes ſo häufig neben den kindlichſten Erzählungen mit dem geiſtvollen Erfaſſen und Erfüllen des »Programms«, welches die rauhe Wirklichkeit ſtellte, vergleicht, ſo ſteigt in noch höherem Grade unſere Bewunderung für die geiſtige Ueberlegenheit jener mittelalterlichen Baumeiſter.

Ausgrabungen haben in den letzten Jahren gezeigt, daſs an Stelle der jetzigen Kirche in Wimpfen früher eine Rundkirche geſtanden hat.

Die Kirche zu Wimpfen im Thal iſt deswegen noch von Intereſſe, da ſich hinſichtlich ihres Baumeiſters die einzig daſtehende Nachricht erhalten hat, daſs er in Frankreich gelernt hat. *Burchard de Hallis* ſchreibt in ſeinem *Chronicon*, daſs ſein Vorgänger *Richard von Ditensheim* zwiſchen 1261 und 1278 die alte baufällige Kirche abbrechen und neu bauen lieſs: *»nec tamen ipſe ab incepto deſiſtebat, ſed ad Epiſcopum cuncta refert, Viſitatores qui omnia ſolerter ſcrutarentur evocat, quibus conſideratis et perſpectis diligenter omnibus, Decretum eſt ut Concubinas abjiciant; quod licet eſſet eis oneroſum, ipſe Richardus Lucerna Caſtitatis, ſua Induſtria tamen egit ut quidam qui huic Decreto ſubjacere et obedire contempſerunt, turpiter prebendis ſuis privarentur, deputatisque ſibi proventibus prebendarum abſentium perſonarum, Monaſterium a Reverendo Patre Crudolfo prefato conſtructum prae nimia vetuſtate ruinoſum, ita ut jam in proximo Ruinam minari putaretur, diruit, accitoque peritiſſimo Architectoriae artis Latomo, qui tunc noviter de villa Pariſienſi e partibus venerat Franciae opere Francigeno Baſilicam ex ſectis Lapidibus conſtrui jubet: idem vero artifex, mirabilis Architecturae Baſilicam yconis ſanctorum intus et exterius ornatiſſime diſtinctam, Feneſtras et Columnas ad inſtar anaglici operis multo ſudore et ſumptuoſis fecerat expenſis, ſicut usque hodie in praeſens humano Viſui apparet: Populis itaque undique advenientibus, mirantur tam opus egregium Laudant artificem, venerantur DEI ſervum Richardum gaudent ſe eum, nomenque ejus Longe Lateque portatur, et a quibus non agnoſcitur ſaepius nominatur . . . .*

Anno autem Domini MCCLXXVIII. in die Sancti Marci Evangeliſtae mortuus eſt ipſe Richardus Decanus.«[37])

(Er aber ſtand von dem Angefangenen nicht ab, ſondern berichtet das Ganze an den Biſchof und läſst Viſitatoren kommen, welche alles genau unterſuchen ſollen. Nachdem dieſe alles fleiſsig überlegt und wohl erkannt hatten, wurde beſtimmt, daſs ſie die Konkubinen abzuſchaffen hätten, wenn ihnen dieſes auch beſchwerlich falle. *Richard*, der ſelbſt eine Leuchte der Keuſchheit war, brachte es doch durch ſeinen Eifer dahin, daſs diejenigen, welche es verſchmähten, ſich dieſem Befehl zu unterwerfen und zu gehorchen, ſchimpflich ihrer Präbenden beraubt wurden. Und nachdem er ſich die Einkünfte aus den Präbenden der Abweſenden hatte überweiſen laſſen, riſs er das von dem vorgenannten, ehrwürdigen Vater *Crudolf* erbaute Münſter ab, das wegen allzu groſsen Alters ſo hinfällig war, daſs man meinte, es würde baldigſt zuſammenſtürzen, und nachdem er einen in der Baukunſt höchſt erfahrenen Latomus hergeholt hatte, welcher damals gerade aus der Stadt Paris, in Francien gelegen, gekommen war, befahl er die Baſilika aus Hauſteinen nach franzöſiſcher Bauweiſe zu errichten. Dieſer Künſtler aber führte die Baſilika, welche mit Bildwerken der Heiligen innen und auſsen aufs reichſte verziert war, die Fenſter und die Säulen gleichfalls in Bildhauerarbeit mit groſsem Bemühen und aufwendigen Mitteln, ſo wie ſie bis heute

[37]) In: SCHANNAT. *Vindemiae litterariae.* Fulda und Leipzig 1723—24. II. S. 59.

noch dem menſchlichen Auge ſich darbietet, auf. Die daher von allen Seiten herbeiſtrömenden Leute bewundern dies ſo vorzügliche Werk, loben den Künſtler, verehren den Diener Gottes *Richard*, freuen ſich, ihn geſehen zu haben, und ſein Name wird weithin getragen und auch von ſolchen, die ihn nicht kennen, häufiger genannt ....

Im Jahre aber des Herrn 1278 iſt dieſer Dechant *Richard* am Tage des heiligen Evangeliſten Markus geſtorben.)

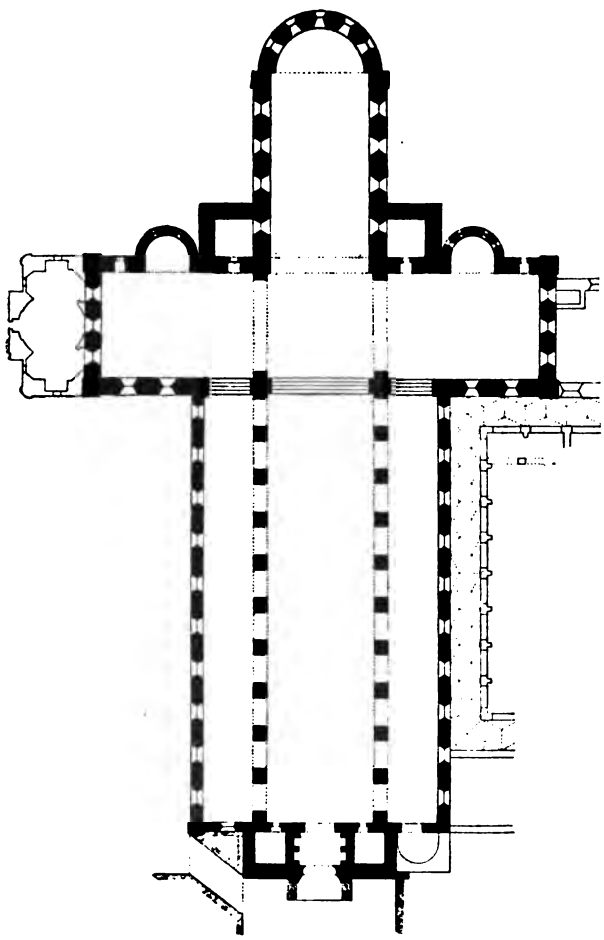
5. Kapitel.

Domkirchen.

Die dritte und groſsartigſte Aufgabe für den Kirchenbau ſtellt die biſchöfliche Kirche, Dom, Kathedrale oder Münſter genannt, wenn auch der letzte Ausdruck ebenfalls auf Kloſter- oder Stiftskirchen Anwendung findet. 67. Kennzeichnung.

Der Biſchof bedarf zur Verwaltung ſeiner Diöceſe Hilfskräfte. Dies ſind die Domherren, das Domkapitel. Dieſe Domherren ſind Geiſtliche, und ſo muſs, wie bei den Kloſterkirchen, auch die Domkirche eine gröſsere Anzahl Nebenaltäre bieten. Da dem Meſsopfer der Domherren jedoch die Laien beiwohnen können, ſo müſſen dieſe Kapellen dem Publikum zugänglich ſein. Liegen ſie nicht an den Seitenwänden des Schiffes, ſondern um den Chor angeordnet, ſo muſs ein Umgang um den Chor das Publikum zu ihnen führen. Dies iſt das Programm, das Erfordernis, welches die Geſtalt des Chorhauptes mit Kapellenkranz gezeitigt hat.

Fig. 116.



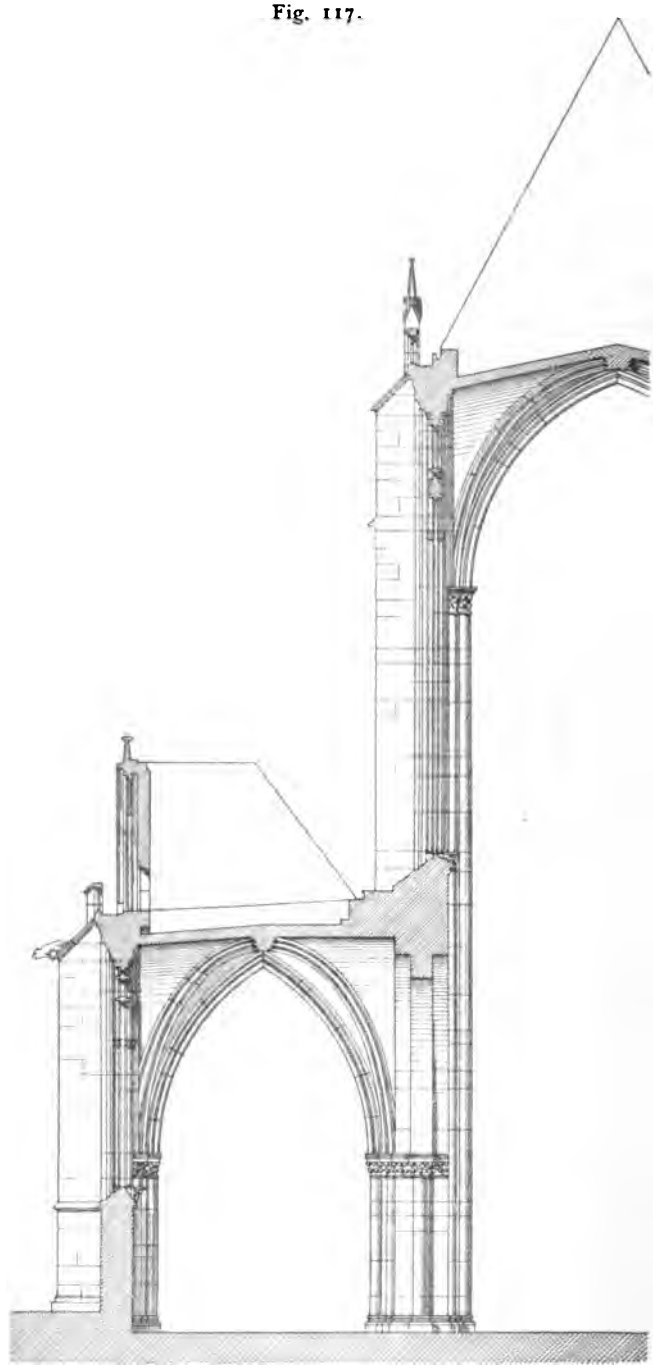
Dom zu Würzburg.
Grundriſs. — $^1/_{1000}$ w. Gr.

Auſserdem haben dieſe Chorherren dieſelben Chorgebete im Wechſelgeſang zu halten, welche den Mönchen und den Stiftsherren vorgeſchrieben ſind. Auch für ſie ſind daher lange, einander gegenüberſtehende Stuhlreihen erforderlich — das Chorgeſtühl — und damit langgeſtreckte Chöre. Um das Publikum vom Betreten dieſes Raumes abzuhalten, wie auch der Kälte und dem Zug zu wehren, ſind dieſelben ebenfalls

nach den Seiten durch die Chorſchranken, nach Weſten, gegen das Hauptſchiff, durch den Lettner abgeſchloſſen.

Da auch für die Sänger und jungen Kleriker Plätze erforderlich ſind, ſo haben dieſe Stuhlreihen oft ſehr groſse Ausdehnungen und erſtrecken ſich manchmal unter die Vierung und darüber hinaus bis in das Schiff. In Spanien dagegen iſt der »Chor«, d. h. das umſchloſſene Chorgeſtühl, faſt durchgängig nicht im Chor untergebracht, ſondern im Hochſchiff, hiermit den ſchönen Innenraum faſt völlig verſperrend.

Fig. 117.



Querſchnitt. — $^1/_{250}$ w. Gr.

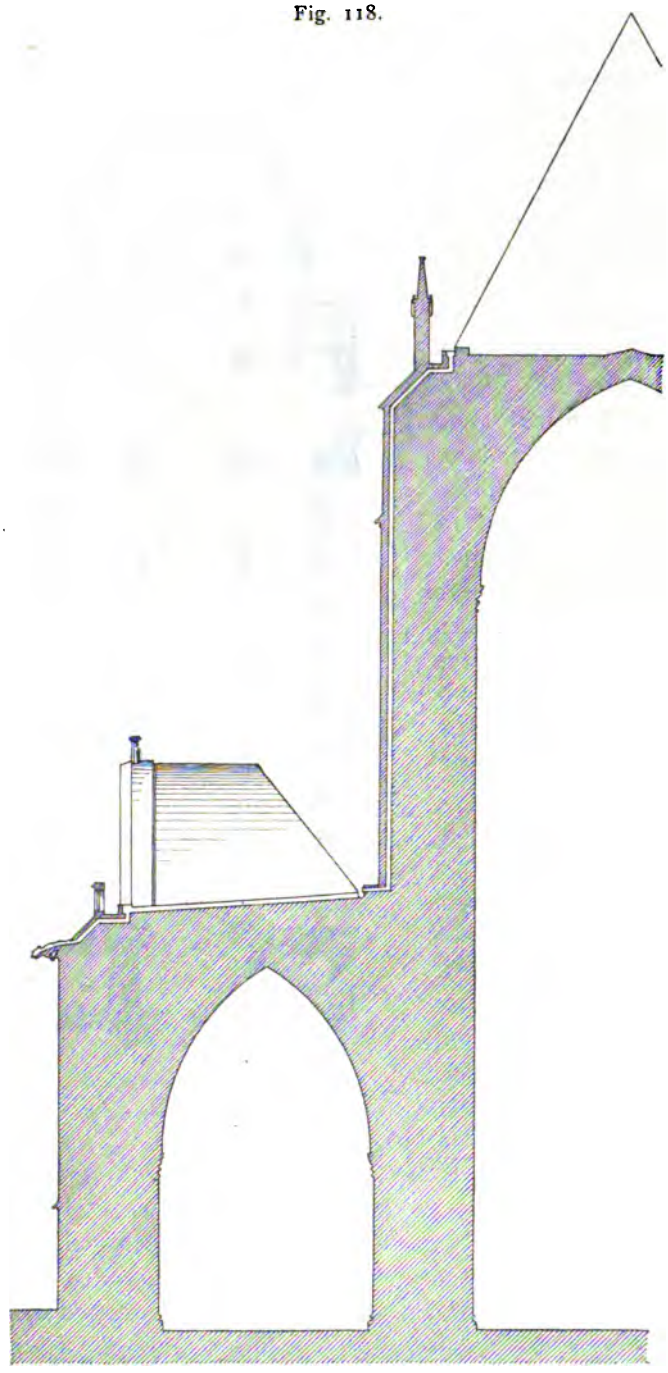
Für die Pfarrgemeinde, welche zum Dombezirk gehört, iſt vor den Lettner ein beſonderer Altar geſtellt, und hier feiert der Dompfarrer das Meſsopfer; hier ſteht auch die Kanzel. Kurz, das Langſchiff der Kathedrale dient zumeiſt für den Pfarrgebrauch und iſt daher auch ungefähr 40 m lang.

Da an groſsen Feſten und bei beſonderen biſchöflichen Verrichtungen die Gemeinden aller Pfarreien der Stadt in der Biſchofskirche Unterkunft finden ſollen, ſo iſt noch aufserdem viel Platz erforderlich, und ſo ſind jene Rieſenkirchen entſtanden, welche die Aufmerkſamkeit der Kunſtliebhaber zumeiſt auf ſich gezogen haben und daher als das Vorbild der chriſtlichen und insbeſondere der gotiſchen Kirchen gelten.

Man hat in der letzten Hälfte des XIX. Jahrhunderts ihre Grundriſſe für die heutigen katholiſchen Pfarrkirchen nachgeahmt, natürlich in ſehr verzwergter und nicht verſtandener Weiſe. Auf das Bedürfnis der Gemeinde iſt gar nicht Rückſicht genommen. Der Dom zu

Raum hinter den breiten Pfeilern in den Seitenſchiffen, in dem man nichts vom Altar ſieht und die Predigt nicht hört, iſt geradeſo von vornherein für Andächtige vorgeſehen, wie derjenige im Mittelſchiff. Die Begünſtigten und Reichen ſitzen in den ſehr bevorzugten Mittelſchiffsplätzen, die ärmeren und jüngeren Mitglieder, deren Aufmerkſamkeit ſo wie ſo gefährdeter iſt, ſind an die minderwerten Plätze der Seitenſchiffe gewieſen. Ebenſo haben die Schiffe ganz unzuläſſige Längenentwickelungen erhalten. Damit glaubte man das Mittelalter genau nachzuahmen, dem Erfordernis gemäſs zu bauen, und man warf denen, welche weiter der Renaiſſance folgten, vor, Formen, welche nicht aus dem Bedürfnis hervorgingen, den Bauten aufzuzwingen. Gerade der Renaiſſance kann man in Bezug auf den Grundriſs den geringſten Vorwurf machen. Derſelbe iſt zu allermeiſt in der geiſtvollſten Weiſe dem Bedürfnis angepaſst und abgelauſcht.

Fig. 118.



Querſchnitt. — 1/250 w. Gr.

Magdeburg.

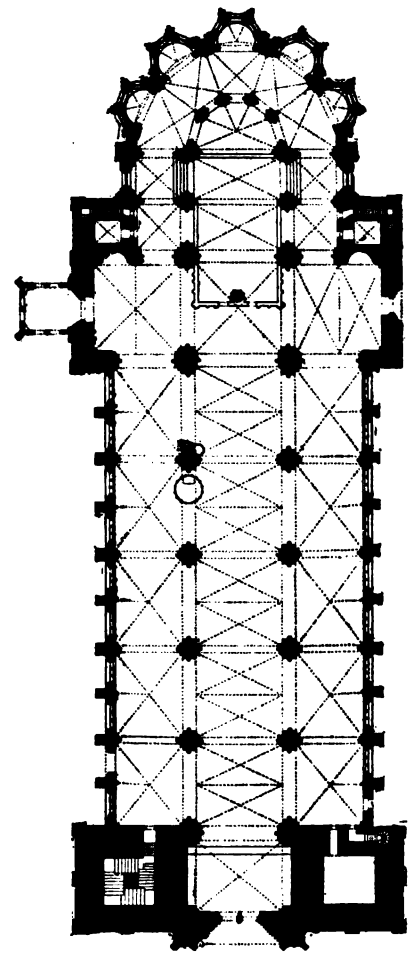
Bei manchen Domkirchen iſt neben dem Dom eine beſondere Pfarrkirche errichtet. Die ſchönſte und bekannteſte iſt wohl die Liebfrauenkirche zu Trier. Auch die Weſtchöre der Dome und Kloſterkirchen mögen wohl dem Pfarrbedürfnis gedient haben. Im Dom zu Augsburg wie im Dom zu Mainz heiſst der Weſtchor heute noch der Pfarrchor.

68. Dom zu Würzburg.

Der Dom zu Würzburg (Fig. 116) zeigt das Domſchema in der einfachſten Art, wie es auch für jeden Kloſterkirchengrundriſs paſſend wäre. Für die langen Reihen der Chorſtühle iſt ein tiefer Chor hergeſtellt; für die gröſsere Zahl der Seitenaltäre ſind dagegen keine beſonderen Ap-

ſiden angebracht, auſser den üblichen für die beiden vorſchriftsmäſsigen Seitenaltäre. Der befruchtende Keim der Zweckmäſsigkeit hat dieſen Grundriſs nur hinſichtlich des Chors und ſeines Geſtühles umgearbeitet; für das monumentale Unterbringen der Altäre iſt ihm kein neues Leben eingeimpft; da iſt er alt und vertrocknet. Trotzdem iſt er erſt unter Biſchof *Gottfried* zwiſchen 1184 und 1189 entſtanden: *Templum noviter ex quadratis lapidibus ſplendide conſtruxit*, ſagt die Chronik von Ebrach. Es iſt allerdings ſchwer feſtzuſtellen, ob ſich dieſe Nachricht auf den geſamten Dom bezieht oder nur auf den Chor und das Kreuzſchiff.

Fig. 119.



Dom zu Magdeburg.
Grundriſs. — 1/1000 w. Gr.

69. Dom zu Magdeburg.

Der Dom zu Magdeburg (Fig. 117 bis 119) zeigt dagegen neues Leben. Sein Baumeiſter iſt erſichtlich in Frankreich geweſen. Er hat die ebenſo meiſterhafte als monumentale Art geſehen, wie man für jeden Altar eine beſondere Altarniſche ſchuf, wie man dieſe Nebenapſiden als Kranz um die Hauptapſide reihte, wie man durch einen Umgang um die letztere jeden der Seitenaltäre den Andächtigen zugänglich machte und ſo für die ſtolze Aufgabe den prunkvollſten Ausdruck in zweckmäſsigſter Weiſe fand. Eine ſolche Löſung iſt eines denkenden Menſchen würdig; ſie konnte nur aus den Köpfen hochgebildeter Männer entſpringen, welche die Zweckmäſsigkeit auf ihre Fahne geſchrieben hatten, die mit allem Können ihrer Kunſt und ihrer Technik ausgerüſtet waren und das Glück hatten, inmitten einer Bevölkerung zu leben, welche, reich an Mitteln und Menſchen, ſolche Wunderwerke begriff, begeiſtert verlangte und bezahlen konnte.

Im Frühjahr 1207 brannte der alte Dom ab; er wurde im Sommer völlig beſeitigt und 1208 ein Neubau begonnen, welcher ſofort den ganzen Dom umfaſste. Nur die Südweſtecke iſt damals nicht in Angriff genommen worden, da ihre Unterteile ſämtlich erſt der ausgehenden Frühgotik angehören. Der Baumeiſter, welcher dieſen Dom begonnen hat, war in derſelben Schule erzogen, aus der die Baumeiſter des Chors von Straſsburg, des Querſchiffes von Freiburg und des Domes von Worms, des Chorquadrats am Trierer Dom u. ſ. w. hervorgegangen waren. Ihm folgte im Obergeſchoſs — der Chor beſitzt eine Empore — ein Baumeiſter, welcher die Frühgotik in der Faſſung der Ciſtercienſerklöſter jener Zeit zeichnete. In der That gleichen auch die Einzelheiten dieſes ſog. Biſchofsganges des Magdeburger Domes völlig denjenigen von Walkenried, Maulbronn und Ebrach; auſserdem liebte er eine beſondere Art Kragſteine, auf welche er jedesmal zwei Halbmonde einmeiſseln lieſs, die ſo in dieſen vier Bauten ein Erkennungszeichen für ihn geworden ſind.

Dieſer Baumeiſter hat den Chor vollendet. Dann blieb der Bau langſam liegen;

man ſieht an der Südweſtecke frühgotiſche Kapitelle, die dem Beginn der St. Eliſabethkirche in Marburg entſprechen. Erſt nach 1274 wurde der Bau wieder thatkräftig in Angriff genommen. Aus dieſem Jahr hat ſich eine Urkunde des Erzbiſchofes *Konrad* erhalten, worin er den Zuſtand des Baues folgendermaſsen beſchreibt[88]): »*Inſuper nobilis ſtructura noſtri Monaſterii, seu fabrica, de ſumptuoſo opere laudabiliter inchoata, deteſtatur inanitione pecuniae, ſine qua nihil poteſt proficere. Dolet ſuos parietes non protendi, gemit baſes ſimiliter vix fundari, nec ſtilos erigi, capitella deſuper non extolli, teſtudines tardius quam expediat arcuari, ut ad conſummationem operis de tecto nulla fiat adhuc mentio. Moram et deperditionem temporis videtur deplangere, ſtratum pavimentum exhibet aliquotiens madidum, et parietes ſaepe ſuos oſtentat ingruente pluvia lacrimoſos. Huic ſiquidem indigentiae neceſſarium eſt ſuccurrere, ut praemiſſae . . .*«

(Weiterhin wird der edle Bau bezw. Neubau unſeres Münſters, der in prächtiger Bauart löblicherweiſe begonnen iſt, durch den Mangel an Geld, ohne das nichts fortgeführt werden kann, zu einem Abſcheu. Er klagt, daſs ſich ſeine Mauern nicht weiter ſtrecken; er ſeufzt, daſs ſeine Baſen ebenſo kaum ihre Grundmauern erhalten, noch daſs die Pfeiler aufgeführt und die Kapitelle darauf verſetzt werden; daſs die Gewölbe ſpäter, als es Not thut, hergeſtellt werden, ſo daſs an das Dach zur Vollendung des Werkes bisher gar nicht gedacht werden kann. Den Verzug und Verluſt der Zeit ſcheint er zu beklagen, indem er manchmal den hergeſtellten Fuſsboden naſs und ſeine Wände vom eingedrungenen Regen thränend zeigt. Dieſem Mangel abzuhelfen, iſt es, wie vorher geſagt, nötig.)

In der That zeigen Hochſchiff und Oberteile der Seitenſchiffe die Formen der ausgehenden Frühgotik. Der neue Baumeiſter lieſs im Schiff die Emporen fortfallen und überwölbte die Seitenſchiffe mit groſsen fünfteiligen Kreuzgewölben. Ob dieſe von Anfang an vorgeſehen waren oder ob nicht viel eher zwei Gewölbe im Seitenſchiff auf ein Joch des Hochſchiffes kommen ſollten und zwiſchen den Hochſchiffſpfeilern noch je eine Säule beabſichtigt war, iſt ohne Aufgrabungen nicht zu entſcheiden. Im Hochſchiff waren wohl groſse ſechsteilige Kreuzgewölbe vorgeſehen. Der fertigſtellende Baumeiſter hat an ihrer Stelle je zwei rechteckige Kreuzgewölbe ausgeführt. Glatte Strebepfeiler ohne Strebebogen halten dieſe Gewölbe. Die Fenſter gehen bis auf die Gewölbe der Seitenſchiffe herunter, ohne durch ein Triforium eingeſchränkt zu ſein, hierdurch eine Fülle von Licht in das Innere ſchaffend — eine durchaus eigenartige und nicht franzöſiſche Anordnung.

Die Seitenſchiffsdächer ſind auf ihrer Rückſeite abgewalmt, ſo daſs ſie für das Innere völlig unſichtbar ſind. Im Südweſtturm ſuchte dieſer Baumeiſter ſich dem Turm des erſten Baumeiſters völlig anzupaſſen; nur die Einzelheiten verraten ſeine hochgotiſche Hand. Erſt 1363 erfolgte mit groſsem Gepränge die Einweihung, nach der Ueberlieferung ſo ſpät, weil die Mittel für dieſelbe gefehlt hatten. Alsdann haben alle Jahrhunderte bis zur Reformation dieſer Weſtanſicht etwas hinzugefügt. Da der Magdeburger Dom ferner einen reichen Ornament- wie Bildwerkſchmuck von 1208 ab bis in die ſpäteren Zeiten der Renaiſſance beſitzt, ja ſogar Ueberreſte aus dem Bildwerkſchmuck des alten Domes bewahrt hat, ſo iſt er eines der ſehenswerteſten Denkmäler mittelalterlicher Baukunſt in Norddeutſchland. — Die zweite Kreuzblume ſeiner Weſttürme hatte der Dom ſchon vor *Tilly* verloren, wie ſolches Denkmünzen des Adminiſtrators *Chriſtian Wilhelm* von 1614 und 1622 zeigen.

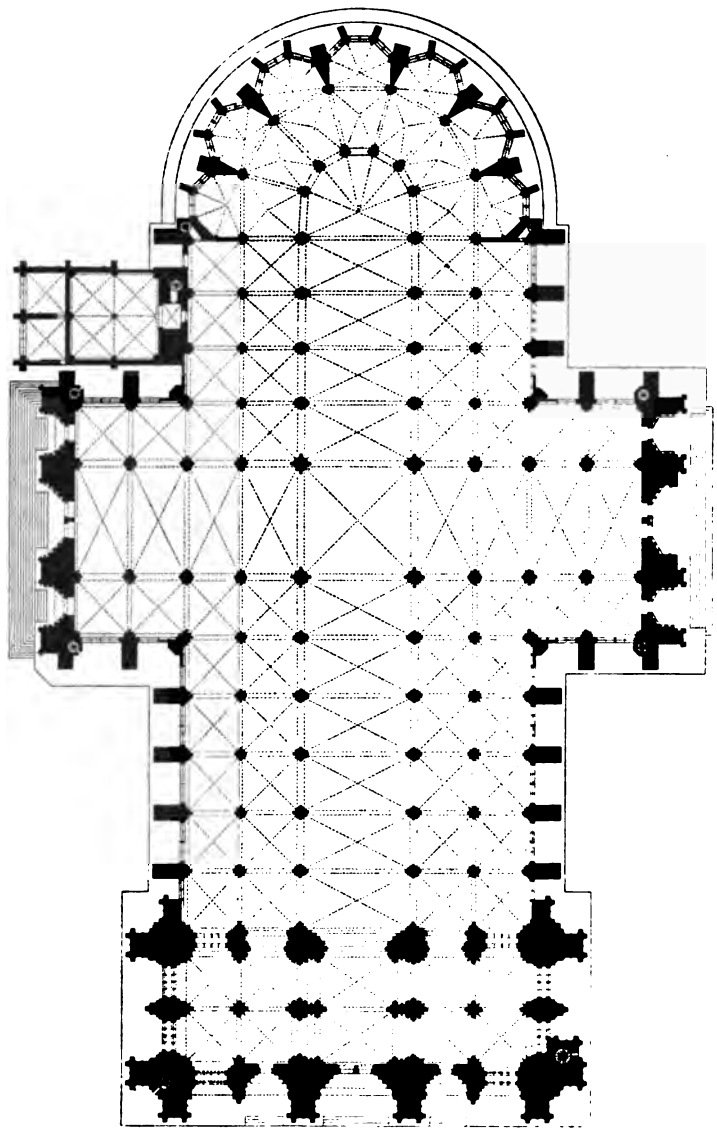
Im Dom zu Cöln (Fig. 120) ſehen wir dann das groſsartigſte und ausgereifteſte Beiſpiel des mittelalterlichen Kathedralgrundriſſes. Auch er entſtammt franzöſiſcher

70. Dom zu Cöln.

88) Nach: Allg. Archiv f. Geſchichtskde. d. Preuſs. Staates 1831, V, 187.

Schulung; ja er ahmt die beiden Chöre von Amiens und Beauvais völlig nach; aber er übertrifft ſie beide an regelrechter Ausbildung. Deutſchem Boden iſt die vollendetſte Blüte der Gotik entſproſſen. Auſserdem übertrumpft er beide durch ſein fünfſchiffiges Langhaus. Wenn letzteres auch erſt zu hochgotiſcher Zeit zur

Fig. 120.



Dom zu Cöln.

Grundriſs. — $^{1}/_{1000}$ w. Gr.

Ausführung gelangt iſt, ſo wird es ſicher ſchon dem erſten Entwurf angehört haben. In Frankreich waren die fünfſchiffigen Kirchen um dieſe Zeit (1248) nichts Ungewöhntes. Die *Notre-Dame* zu Paris, wie die Kathedrale von Bourges hatten fünfſchiffige Langhäuſer; das erſtere war ſchon fertig, das letztere im Bau. Ebenſo ſtanden in Troyes zwei fünfſchiffige Kreuzkirchen. Die Pfarrkirche *Ste.-Madeleine*

daſelbſt war zu frühgotiſcher Zeit ſchon vollendet. Die Kathedrale war im Schiff bis zu den unteren Kapitellen gediehen. Auch in Beaumont an der Oiſe giebt es eine frühgotiſche fünfſchiffige Kirche. Der Baumeiſter des Cölner Domes ſuchte erſichtlich alles bis dahin Dageweſene völlig zu übertreffen. So wird er auch das fünfſchiffige Langhaus vorgeſehen haben, wie er den Chor fünfſchiffig aufgeführt hat.

Ueber den glorreichen Schöpfer dieſes Rieſenwerkes, zu welchem am 15. Auguſt 1248 der Erzbiſchof *Konrad von Hochſtaden* den Grundſtein legte, ſind wir gut unterrichtet. Im Nekrologium der Abtei *St. Pantaleon* zu Cöln ſteht beim 24. April des genannten Jahres folgendes[39]):

»*Obiit magiſter Gerardus iniciator nove fabrice maioris eccleſie, qui una cum uxore et liberis legavit monaſterio noſtro pro remedio animarum ſuarum dimidietatem trium domorum ſitorum in platea ſancti Marcelli, ut in carta officialium plexius eſt conſcriptum.*«

(Es ſtarb Magiſter *Gerard*, der den Neubau des Domes angefangen hat. Derſelbe vermachte zuſammen mit ſeiner Frau und Kindern unſerem Kloſter zum Heil ihrer Seelen die Hälften von drei Häuſern, die in der St. Marzellenſtraſse gelegen ſind, wie in dem Schreinsbuche näher beſchrieben iſt.)

Und beim 13. Dezember iſt vermerkt:

»*Guda magiſtri preſcripti uxor Gerardi.*«

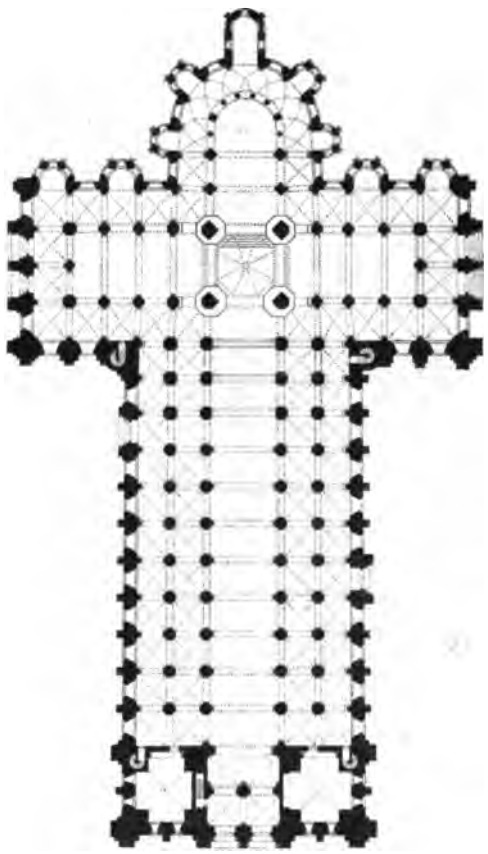
(*Guda*, des vorbenannten Magiſters *Gerard* Gattin.)

Ferner bekundet 1257 das Domkapitel, daſs es *Gerard* zum Danke für die geleiſteten Dienſte eine Bauſtelle zu einem Hauſe, gröſser als üblich, überlaſſen hatte:

»*Notum ſit univerſis tam preſentibus quam futuris, quod Capitulum colonienſe de areis olim vinee ſue apud ſanctum Marcellum ſitis, eorum liberum exiſtentibus allodium, magiſtro Gerardo lapicide rectori fabrice ipſius eccleſie propter meritorum ſuorum obſequia ipſe eccleſie facta, unam aream latiorem et majorem aliis, prout ibi iacet et comprehendit magnam domum lapideam, quam idem magiſter Gerardus propriis edificavit ſumptibus, conceſſerunt . . .*«

(Es ſei allen, den Gegenwärtigen wie den Zukünftigen, bekannt, daſs das Cölner Kapitel von den Grundſtücken ſeiner früheren Weinberge, bei St. Marzellen gelegen, welche im freien Beſitz der Gegenwärtigen ſind, dem Magiſter *Gerard*, Steinmetz, Leiter des Baues dieſer Kirche, für die Hingebung und Verdienſte um dieſe Kirche ein gröſseres und breiteres Grundſtück als anderen überlaſſen hat, ſo wie es da liegt und das groſse ſteinerne Haus umſchlieſst, das dieſer Magiſter *Gerard* auf ſeine eigenen Koſten erbaut hat . . .).

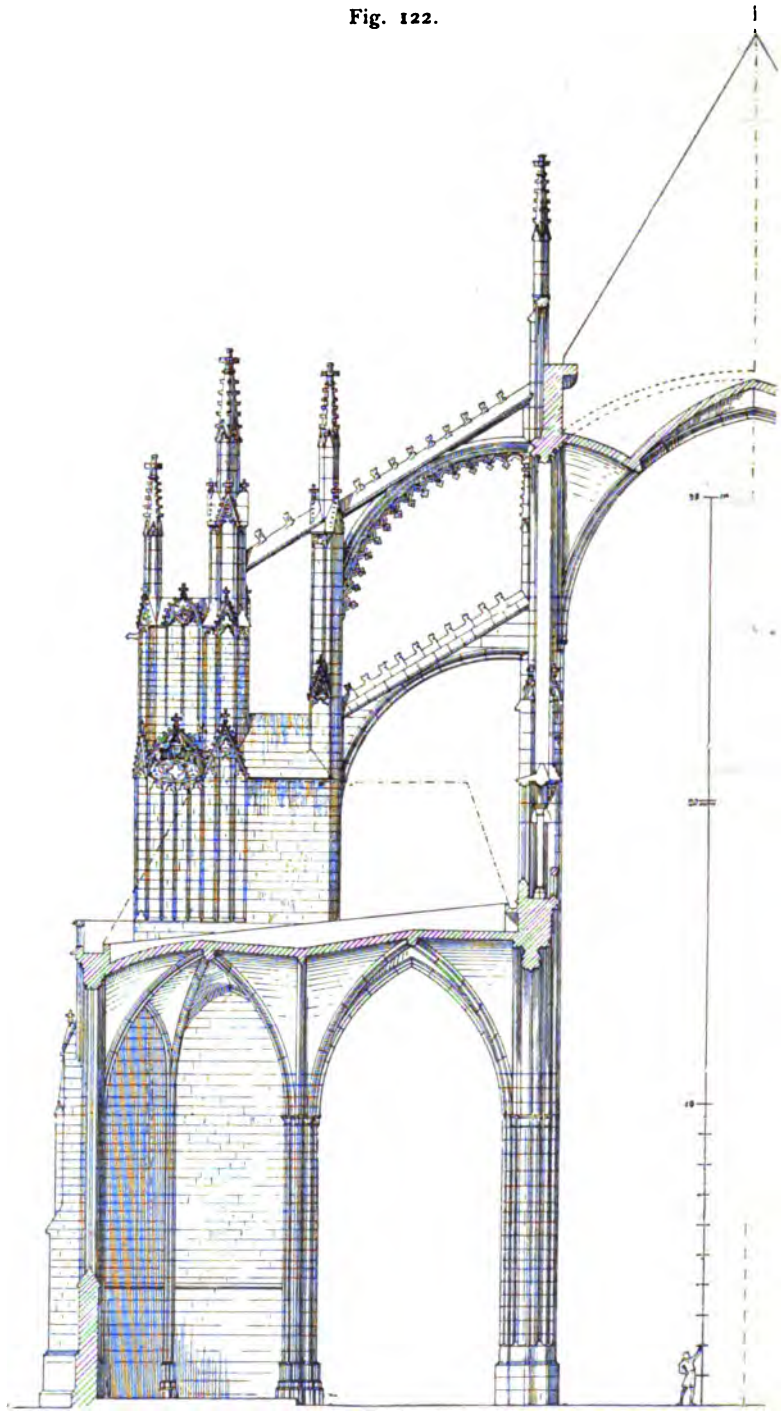
Fig. 121.



Kirche *St.-Sernin* zu Toulouſe.
Grundriſs.
$^1/_{1000}$ w. Gr.

39) Siehe: Merlo, J. J., Kölniſche Künſtler in alter und neuerer Zeit. Herausg. von E. Firmenich-Richartz & H. Keussen. Düſſeldorf 1895. S. 282.

Fig. 122.



Querſchnitt.

Dom zu

Daſs er *Gerard von Riehle* geheiſsen habe, wie *Fahne* im unten genannten Werke[40]) will, iſt durch den Nachweis ſehr fraglich geworden, den *Firmenich-Richartz* erbracht hat[39]), daſs die betreffenden Urkunden ſich nicht auf den Dombaumeiſter *Gerard* beziehen, daſs da, wo von ihm als Dombaumeiſter die Rede iſt, niemals der Zuſatz »*de Rile*« ſteht und daſs nur eine Urkunde vom Jahre 1247 von einem *Gerardo lapicide de Rile* handelt, von dem man nicht nachweiſen kann, daſs es der Dombaumeiſter iſt. — Doch zurück zum Dombau.

Während der Dom bis zum Hauptgeſims der Kapellen erſichtlich ſehr ſchnell hochgetrieben worden iſt, ſo daſs dieſelbe Baumeiſterhand bis dahin thätig war, gehört der Hochchor mit ſeinen Strebewerken einer anderen Hand an. Das ganze Chorhaupt wurde 1328 geweiht.

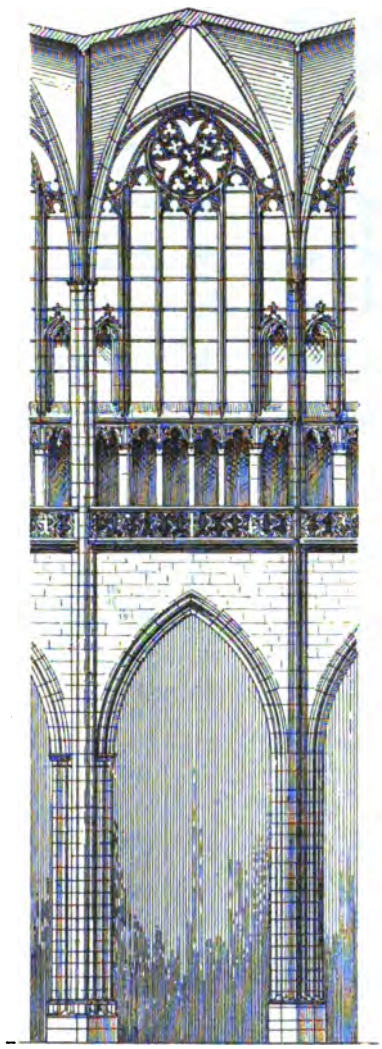
Alle Jahrhunderte haben dann weiter gebaut. Zuerſt ſind die Seitenſchiffe hochgeführt worden; darauf hat man die Rieſentürme der Weſtanſicht begonnen. Der ſüdliche Turm war

[40]) Fahne, A. Diplomatiſche Beiträge zur Geſchichte der Baumeiſter des Cölner Doms etc. Cöln 1843.

am höchſten bis an das Kirchdach gediehen. So war er mit dem berühmten Domkran über ſich bis in das XIX. Jahrhundert liegen geblieben. Die Weſttürme ſind an der Hand des heute noch vorhandenen Entwurfes, welcher in einer der Kapellen aufgehängt zu ſehen iſt, und mit Beibehaltung der Einzelformen, wie ſie die Turmſtumpfe zeigten, aufgeführt worden. Nur die Kreuzflügel ſind von der geſchickten Hand des zweiten Dombaumeiſters *Zwirner* neu entworfen.

Von dieſem für ſein Werk wie geſchaffenen Künſtler ſtammt auch der Entwurf für den Gürzenich-Saal in Cöln, der ebenfalls nach dieſer Seite hin ihn als gottbegnadeten Künſtler zeigt. Einer ſeiner Schüler und Mitarbeiter war *Friedr. v. Schmidt*, der Dombaumeiſter zu *St. Stephan* und Erbauer des Rathauſes von Wien.

Fig. 123.



Längenſchnitt.

Prag [41]).

Das weitere über den Aufbau des Cölner Domes bringen wir in Kap. 6 (bei der Beſprechung der Entwickelung des Querſchnittes). Eine verkleinerte Wiedergabe des urſprünglichen Entwurfes der Weſtanſicht folgt in Kap. 7 (Mittelalterliche Bauzeichnungen).

71. *St.-Sernin* zu Toulouſe.

Fünf Schiffe zeigte ſchon *St.-Sernin* (*St.-Saturnin*; Fig. 121) zu Toulouſe. Dieſe Domkirche iſt jedenfalls vor dem Cölner Dom fertig geweſen, wenn auch für dieſen Bau die Weihung von 1096 durch den Papſt *Urban V.* als viel zu frühe erſcheinen will. Aeuſſerſtenfalls ſind Chor und Kreuzſchiff um dieſe Zeit fertig geweſen. Das Schiff entſtammt der Zeit um 1150. Der Chor zeigt die ſchrittweiſe Entſtehung des Kapellenkranzes recht anſchaulich. Zwiſchen je zwei Kapellen iſt immer noch ein Fenſter des Umganges erhalten.

St.-Sernin iſt eine Ziegelkirche. Die Türme ſeiner Weſtanſicht zeigen durch eine Mittelteilung, daſs je zwei Seitenſchiffe hinter ihnen liegen. Wenn ſo alle Einzelheiten einer fünfſchiffigen Anlage ſchon 100 Jahre vorhanden waren, warum ſollen ſie in Cöln nicht dem urſprünglichen Plan von 1248 angehören können und erſt dem XIV. Jahrhundert entſtammen?

72. Dom zu Prag.

Der Dom zu Prag (Fig. 122 bis 124[41]) iſt von *Karl IV.* im Jahre 1344 begonnen worden. Sein Baumeiſter war *Matthias von Arras*, welchen *Karl*, laut der Inſchrift über der Büſte des *Matthias*, aus Avignon mitgebracht hatte. Im Triforium des Chors ſind nämlich die Büſten Kaiſer *Karl*'s, ſeiner Frauen und Kinder, ferner der Erzbiſchöfe zur Zeit des Baues, ſowie der Bauverwalter und der beiden Baumeiſter, *Matthias von Arras* und *Peter Parler*, aufgeſtellt. Dies zeugt ebenfalls von der Hochſchätzung der Baumeiſter, wie vom Kunſtverſtändnis jener Zeiten. Wer würde heutzutage ſeine Baumeiſter dergeſtalt ehren? Und doch will man behaupten,

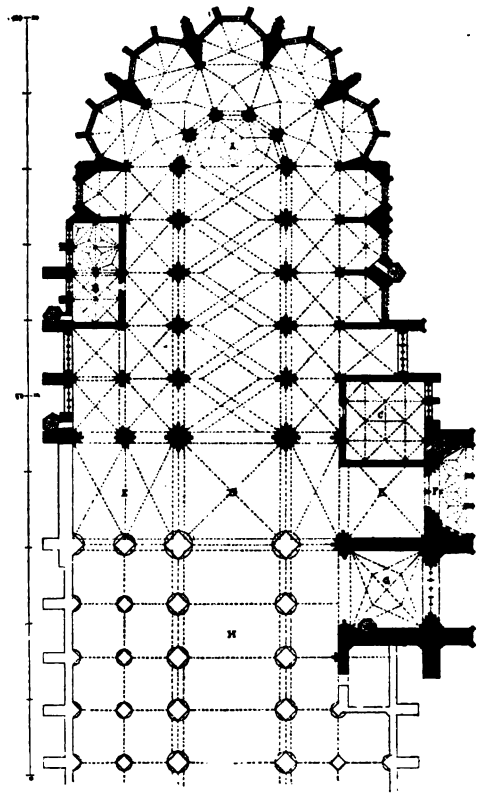
[41]) Nach *Eſſenwein*'s Aufnahme.

ſolche hochgeſchätzte Künſtler ſeien in jenen Zeiten unangeſehene Handwerksmeiſter geweſen. All dieſe landläufigen Anſichten beruhen nur auf der Unkenntnis jener Zeiten.

Irgend welche Beſonderheiten zeigt der Entwurf des Prager Domes nicht. Er iſt ebenfalls fünfſchiffig mit einem Kreuzſchiff, wie Cöln, und ſollte am Weſtende zwei Türme erhalten. Der urſprüngliche Entwurf ähnelt völlig demjenigen der Kathedrale von Narbonne.

Unter dem zweiten Baumeiſter *Peter Parler* aus Gmünd in Schwaben, welcher ſeit 1356 den Dombau leitete, ſind dann im Grundriſs allerlei Veränderungen vorgenommen worden. Neben dem Südkreuz iſt öſtlich die groſse Kapelle des *heiligen Wenzel* eingeſchoben und weſtlich daran ein rieſiger Turm aufgeführt worden. *Peter* zeichnet ſchon die ausſchweifendſte Spätgotik. 1386 wurde der Chor geweiht.

Fig. 124.



Dom zu Prag.
Grundriſs[41]).

Der obere Teil des Chors iſt ein völliges Glashaus; Mauern giebt es gar nicht, und ſelbſt die Säulenbündel unter den ſchweren Gewölben ſind dergeſtalt eingeſchränkt und durchbrochen, daſs ſie auch zuguterletzt nicht gehalten haben. Neuzeitliche Warenhäuſer, welche als ein ſo groſser Fortſchritt in der Beſeitigung der Mauermaſſen und der Verwendung rieſiger Glasflächen vielfach geprieſen und bewundert werden, ſind gegen die Glasflächen der gotiſchen Dome noch recht beſcheiden. Die gotiſchen Baumeiſter haben zudem ihre Aufgabe in der kunſtvollendetſten Weiſe gelöſt, was von unſeren Zeitgenoſſen noch nicht behauptet werden kann.

Wenn man die Strebewerke des Prager Domes betrachtet, ſo zeigt ſich, daſs der untere Strebebogen im Kämpfer der Gewölbe anſetzt. So auch bei der Koliner Kirche. Der obere Strebebogen dient dazu, die Obermauern gegen den Winddruck des Daches auszuſteifen. Da aber der unterſte Strebebogen mit ſeinem Anfall am Gewölbekämpfer erſichtlich zu tief ſitzt, ſo muſs auch der obere noch gegen den Schub der Gewölbe wirken. Der Mauerteil zwiſchen beiden Strebebogen diente als ſteifer Balken, gegen den ſich das Gewölbe lehnt. Wenn man bedenkt, daſs dieſe Gewölbe die Dome in Höhen überdecken, in denen bei uns ſchon die Helme der Türme beginnen (iſt doch der Cölner Dom bis zum Hauptgeſims des Mittelſchiffes 42 m hoch); daſs dieſe Gewölbe Spannungen aufweiſen (14 bis 16 m), die unſere Pfarrkirchen ſelten oder nie zu überwölben wagen; daſs unſere kleinlichen Gewölbe ſich in beſcheidener Höhe gegen derbe Strebepfeiler lehnen und nicht erſt durch ausgeklügelte Strebeſyſteme zu feſten Punkten hinübergeleitet werden

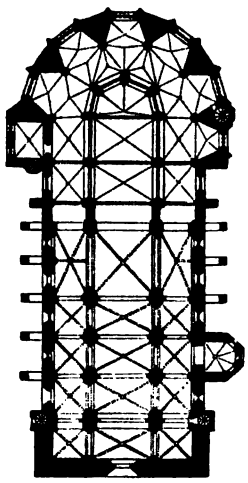
müſſen; wenn man ſich dabei vor Augen führt, was an Ingenieuren und Behörden zur Berechnung, Begutachtung und Ausführung dieſer ängſtlich kleinen Bauwerke heutzutage benötigt wird — welche Hochachtung, welche ungemeſſene Ehrerbietung müſſen wir den Rieſengeiſtern von Baumeiſtern jener Zeiten zollen, die ohne viele Vorgänger und Vorbilder ſolche Wunderbauten erfunden und für die Jahrhunderte zur Ausführung gebracht haben! Und welche Bewerthung darf man jenen angedeihen laſſen, die in ihnen biedere Handwerksmeiſter erblicken?!

Mit dem Tode *Karl IV.* und dem Ausbruch der huſſitiſchen Unruhen blieb der Dombau liegen, bis er in den letzten Jahrzehnten des XIX. Jahrhunderts, ſoweit es der im Weſten vorgebaute Flügel der Burg geſtattete, unter der Leitung *Mocker*'s fertiggeſtellt wurde.

73. Kirche zu Kolin.

Peter Parler war laut Inſchrift der Sohn eines Meiſters *Heinrich* von Gmünd in Schwaben. In derſelben Inſchrift wird er auch als der Baumeiſter der Pfarrkirche von Kolin (Fig. 125 u. 126) genannt. Dieſe Kirche zeigt ihn von einer viel höheren und günſtigeren Seite. Er ſchuf eine völlig neue Aufsenanſicht des Kapellenkranzes, indem er die einzelnen Kapellen aufsen nicht zur Erſcheinung bringt. Eine einheitliche Wand, welche nur durch dreikantige Liſenen geteilt wird, umſchlieſst ſämtliche Kapellen und Strebepfeiler. Der Anblick dieſes Unterbaues iſt demjenigen der anderen Kapellenkränze weit überlegen. Wir finden dieſe entſchloſſene Neuerung auch an *St. Barbara* zu Kuttenberg; man kann daher annehmen, daſs *Peter Parler* auch dieſe entworfen hat, insbeſondere da die Simſe am Sockel und an den Fenſtern ſich faſt genau wiederholen und aufserdem auch Familienbeziehungen *Peter*'s in Kuttenberg nachzuweiſen ſind.

Fig. 125.



St. Bartholomäus-Kirche zu Kolin.
Grundriſs[42]). — $^1/_{1000}$ w. Gr.

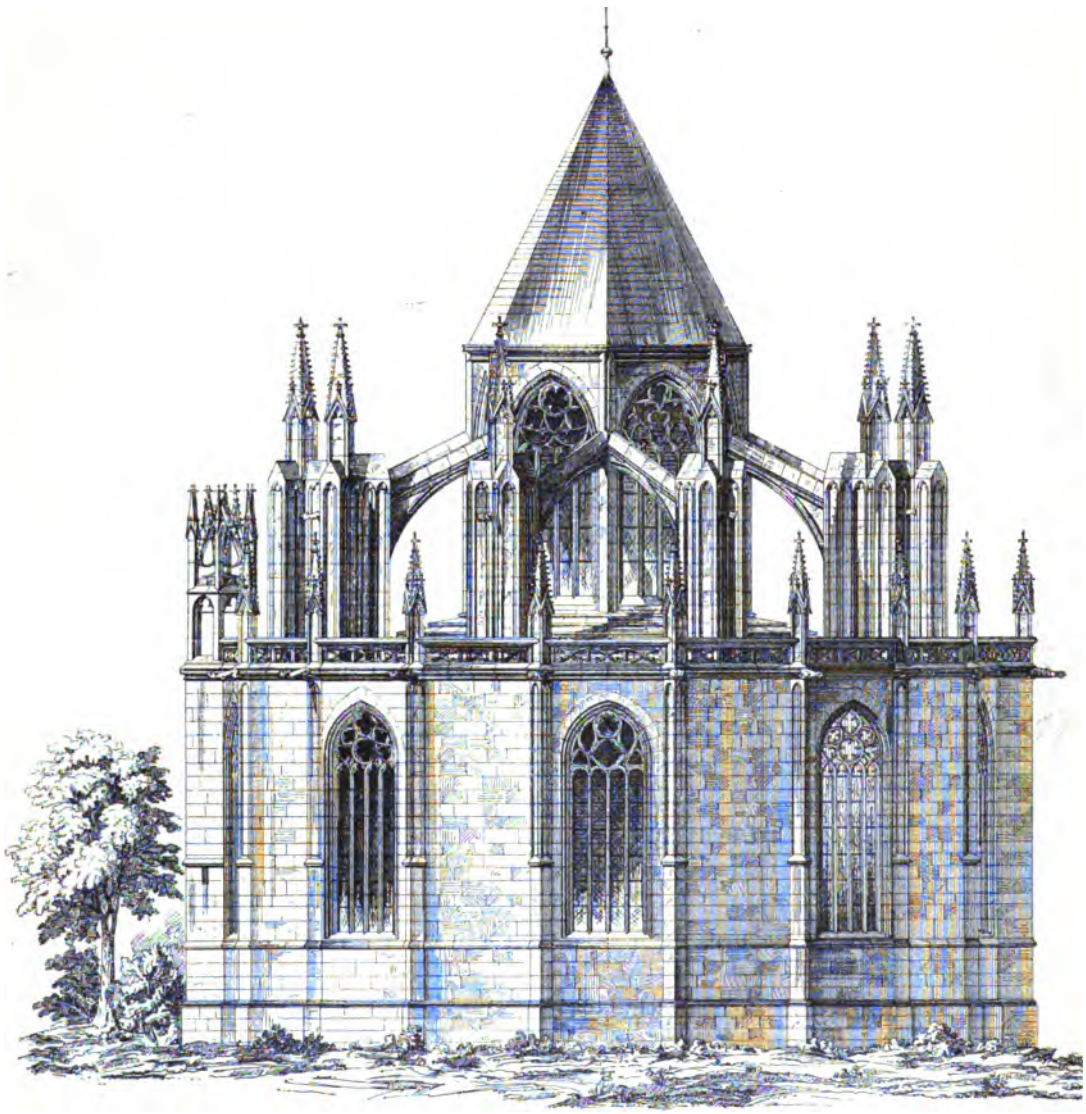
Dieſe Kapellen zeigen aufserdem eine Faſſung, welche wir an der Oſtſeeküſte als landesüblich vorfinden, allerdings ohne den äufseren einheitlichen Schluſs. Die Kapellen ſind ſo flach gezeichnet, daſs der Umgang eigentlich durch die Kapellen hindurch geführt, bezw. den Kapellen abgewonnen iſt. Kein Gurtbogen trennt die Kapellengewölbe von denjenigen des Umganges. So zeigt dies ſchon die Kloſterkirche zu Doberan, welche noch der Frühgotik entſtammt, und der im Grundriſs ganz gleiche Dom zu Schwerin.

St. Bartholomäus zu Kolin iſt eine Pfarrkirche. Wenn auch an einer ſolchen ein Umgang mit Kapellenkranz angeordnet iſt, ſo könnte man dies zuerſt als eine nicht programmgemäſse Löſung betrachten. Aber auch dieſe Löſung kommt bei gewiſſen Pfarrkirchen völlig dem Bedürfnis entſprechend zu ſtande. Es giebt gewöhnlich in einer Pfarrei allerlei Vereine und Bruderſchaften. Bei Wohlhabenheit möchte jede für ihren Schutzheiligen einen Altar ſtiften, als ſichtbares Zeichen ihrer Zuſammengehörigkeit. Solche Altäre werden meiſtens mehr eingebaut, als es gut iſt. Es beſtand daher ſogar die Vorſchrift, daſs ohne die biſchöfliche Erlaubnis kein Pfarrer mehr als die vorgeſchriebenen Altäre errichten laſſen durfte. Will man gleich beim Entwurf den Ort für ſolche Altäre vorſehen, ſo iſt natürlich auch dann der monumentale Ausdruck für dieſe Altäre die Apſis, die Kapelle. Sieht man ſolche

42) Nach: Mittheilungen der Central-Commiſſion etc.

Kapellen nicht zwiſchen den Strebepfeilern des Schiffes vor, ſo bleibt nur der Kapellenkranz nebſt Umgang um den Hochaltar übrig. Hiermit ſucht man auch die Biſchofskirche zu erreichen. Daſs die Koliner viel Geld hatten und dieſen Ehrgeiz hegen konnten, zeigt dieſer Chorbau, an welchem auſserdem der Kaiſer zu-

Fig. 126.



St. Bartholomäus-Kirche zu Kolin.
Choranſicht[42]). — $^1/_{250}$ w. Gr.

geſchoſſen haben wird, da Kolin eine königliche Stadt war. Durch die Beſchränkung der Kapellen auf die Hälfte der üblichen Grundfläche iſt auch der untergeordneten Pfarrkirche Rechnung getragen. Das Kirchenſchiff iſt übrigens eine frühgotiſche Hallenkirche, deren Strebepfeiler auſsen, ähnlich denjenigen des Regensburger Domes, mit Durchgängen durchbrochen ſind.

74. Dome zu Doberan und Schwerin.

Doberan und Schwerin ſind älter. Doberan wurde ſchon nach einem Brande der älteren Kirche im Jahre 1291 errichtet. Die Einweihung erfolgte allerdings erſt 1368. Doch wird ſich bis dahin nur der Bau des Schiffes hingezogen haben.

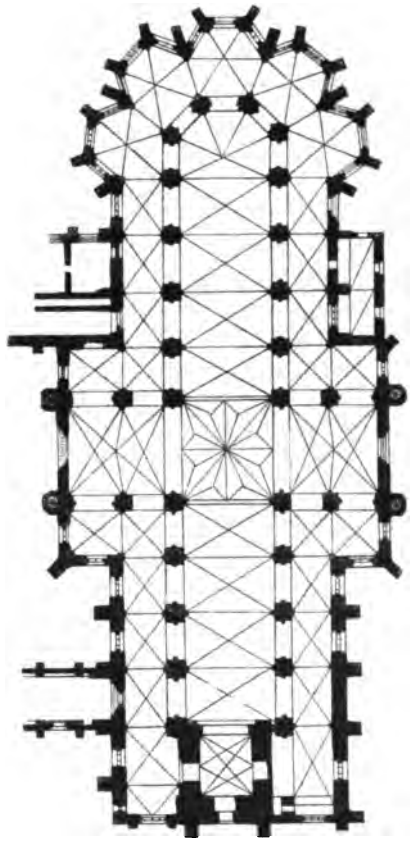
Der Dom zu Schwerin (Fig. 127) iſt in ſeinem Hochſchiffsgewölbe 1430 vollendet, alſo ſicher im XIV. Jahrhundert begonnen worden.

75. Kirche zu Schwaz.

Von beſonderem Intereſſe iſt es, zu beobachten, wie man im Mittelalter beſtehende Kirchen vergröſserte oder die neue Kirche ſo über die alte hinwegbaute, daſs man einen Teil der alten Kirche bis zur Fertigſtellung des Neubaues auch weiterhin benutzen konnte.

Da iſt vor allem die Pfarrkirche zu Schwaz in Tirol (Fig. 128) lehrreich. Sie erſcheint jetzt vierſchiffig. Bei genauerer Beſichtigung findet man, daſs ſie früher eine dreiſchiffige Hallenkirche war, deren ſüdliches Seitenſchiff abgeriſſen und an deſſen Stelle ein zweites

Fig. 127.

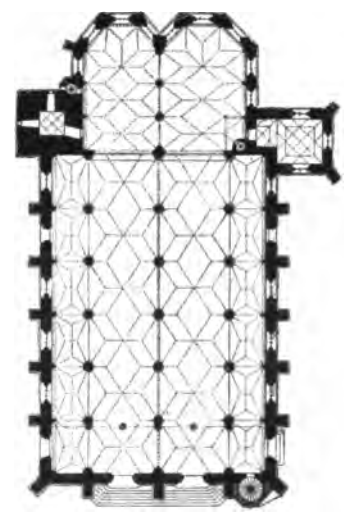


Dom zu Schwerin.

Grundriſs.

$^1/_{1000}$ w. Gr.

Fig. 128.



Pfarrkirche zu Schwaz.

Grundriſs.

$^1/_{1000}$ w. Gr.

Mittelſchiff nebſt neuem Seitenſchiff angebaut iſt. Der Hochaltar ſteht noch in der urſprünglichen Mittelſchiffsapſis; ebenſo gehört der Turm zum urſprünglichen Bau. Wegen des letzteren und wegen der Straſse lieſs ſich die Kirche nach Norden nicht erweitern, ebenſo wegen des Kirchplatzes nicht nach Weſten. Die einzige Möglichkeit war nach Süden. In der That darf man auch nur den ſüdlichen Fenſterpfeiler am alten Chor betrachten, um zu ſehen, daſs die ſüdlichen beiden Schiffe an eine vorhandene Kirche angebaut worden ſind. Auch die Einzelformen beſtätigen dies, indem diejenigen der Südſchiffe um 50 bis 100 Jahre jünger ſind als jene der Nordſchiffe.

76. Erweiterung der Kirchen.

Diefe Art der Erweiterung ermöglichte es, dafs zuerft die beiden erforderlichen Südwände aufserhalb der Kirche aufgeführt werden konnten, ohne das Innere irgendwie zu ftören. Dann erft hatte man das füdliche Seitenfchiff durch eine Verbretterung abzutrennen und konnte an das Herausbrechen des alten Gewölbes und der Seitenfchiffsmauer gehen.

Eine andere Art, die beftehende Kirche zu fchonen und fie während des Neubaues weiter benutzen zu können, beftand darin, dafs man aufserhalb des Oftendes eine neue Choranlage mit Kreuzfchiff aufführte, an welche fich das alte Kirchenfchiff anfchlofs, nachdem der alte Chor abgebrochen war. Dies zeigen *Grofs St. Martin* und *St. Apoftcln* zu Cöln, *St. Quirin* zu Neufs und *St.-Nazaire* zu Carcaffonne.

Oder man führte den Neubau um den alten Bau herum aus, indem erft aufserhalb der beftehenden Kirche fämtliche Aufsenmauern aufgeführt und fpäter die Hochfchiffspfeiler in die alten Seitenfchiffe geftellt wurden. So konnte das Mittelfchiff bis an das Ende des Neubaues benutzt werden. Wie Ausgrabungen gezeigt haben, ift man am Dom zu Naumburg dergeftalt vorgegangen.

Auch hat man einfchiffige Kirchen dadurch zu dreifchiffigen umgewandelt, dafs man das alte Schiff als ein Seitenfchiff beibehielt und ein neues Hochfchiff nebft zweitem Seitenfchiff daneben aufführte. So in *St. Marien zur Höhe* zu Soeft und in Krahnenburg am Niederrhein. Endlich hat man einfach die Seitenfchiffsmauern nach aufsen gerückt; fo zeigt es der Dom zu Braunfchweig.

---

6. Kapitel.

Entwickelung der einzelnen Teile der Kirchengebäude.

a) Altarraum oder Chor.

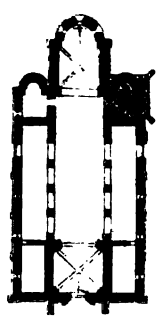
Seitenapfiden, Umgänge und Kapellenkränze.

77. Altarnifche.

Wenn wir im vorftehenden die Entwickelung der mittelalterlichen Kirchengrundriffe im grofsen Ganzen betrachtet haben, müffen wir uns nun der Ausbildung ihrer Einzelteile zuwenden. Da ift zuvörderft die Altarnifche.

Zu romanifcher Zeit ift fie im Inneren wie im Aeufseren faft immer rund. Die kleine Kirche zu Faurndau bei Göppingen (Fig. 129) giebt in ihrem Grundrifs ein anfchauliches Bild davon. Ihre Entftehungszeit ift nicht belegt; ihren Formen nach wird fie jedoch dem Ende des XII. Jahrhunderts entftammen. Die Bafen zeigen Eckknollen; Chorquadrat und Empore weifen Gewölbe mit Rippen auf.

Fig. 129.



Kirche zu Faurndau. Grundrifs. 1/1000 w. Gr.

Der Dom zu Fünfkirchen in Ungarn giebt in feinem Aeufseren (Fig. 130[43]) ein bezeichnendes Bild diefer fchmucklofen, aber fehr gut wirkenden Architektur. Auch feine Entftehungszeit ift nicht belegt.

Zur gröfseren Zierde werden an der Altarnifche aufsen Säulchen mit Rundbogen aufgelegt. Dadurch wird auch die Mauer oben

43) Nach: Mittheilungen der Central-Commiffion etc.

ſtärker, ſo daſs das Dach und die Rinne beſſeres Auflager finden. So in Gurk (Fig. 131).

Bei hochgeſtreckten Chören werden zwei Reihen ſolcher Säulchen übereinander angeordnet. Dies zeigt bereits die Oſtapſis in Laach; dieſelbe war 1112 fertig. Hier

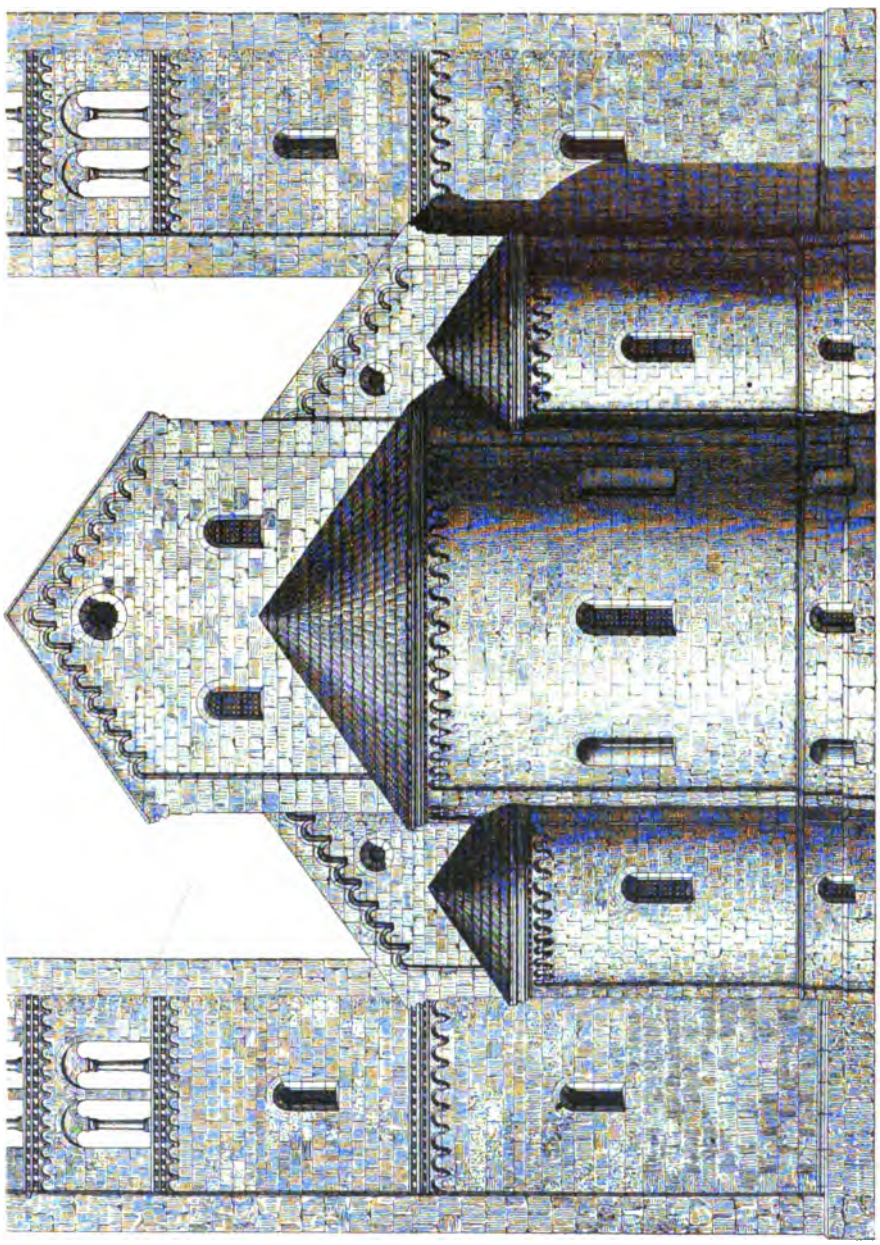


Fig. 130.

Dom zu Fünfkirchen.
Choranſicht[48]). — 1/250 w. Gr.

ſind auch der Chorapſis ſchon zwei Begleittürmchen beigegeben, um ihre Wichtigkeit zu betonen; dieſe dürften allerdings erſt gegen 1156 fertig geworden ſein.

In Deutſchland hatte ſich, wie angeführt, ſchon frühzeitig der Gebrauch herausgebildet, bei Kloſter- und Domkirchen doppelte Chöre, im Oſten wie im Weſten, anzubringen. Wahrſcheinlich diente der letztere dem Pfarrgottesdienſt. Ein Unter-

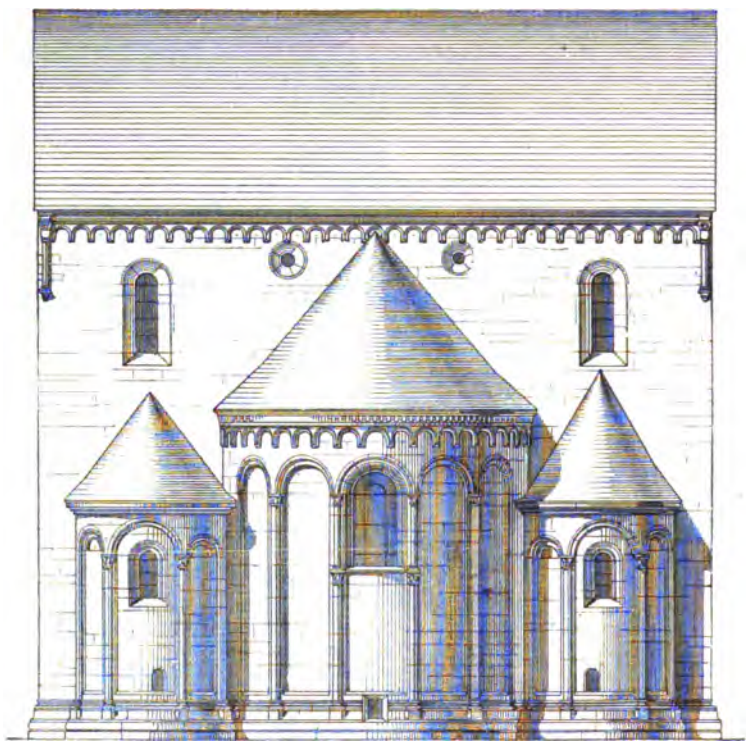
ſchied in der Ausbildung findet nicht ſtatt. So zeigt ſchon Laach (Fig. 132 u. 133[44]) zwei ganz ähnlich entwickelte Chöre; die Zweigeſchoſſigkeit des Weſtchors ſchreibt ſich von der Empore her, welche daſelbſt angeordnet iſt.

Die Steilheit der Dächer, wie ſie die Apſiden zu Gurk zeigen, iſt ſicher nicht urſprünglich. Die romaniſchen Dächer ſind faſt ſämtlich weit unter dem rechten Winkel geneigt.

78. Zwerggalerien.

Gegen das Jahr 1150 treten in Deutſchland auf dieſen Chören Zwerggalerien auf. Woher ſie ſtammen und wo ſie zuerſt erfunden ſind, iſt ſchwer zu entwirren. Man möchte meinen, daſs Italien, das Land, welches dieſe Zwerggalerien in ſo

Fig. 131.



Dom zu Gurk.

Choranſicht. — $^1/_{250}$ w. Gr.

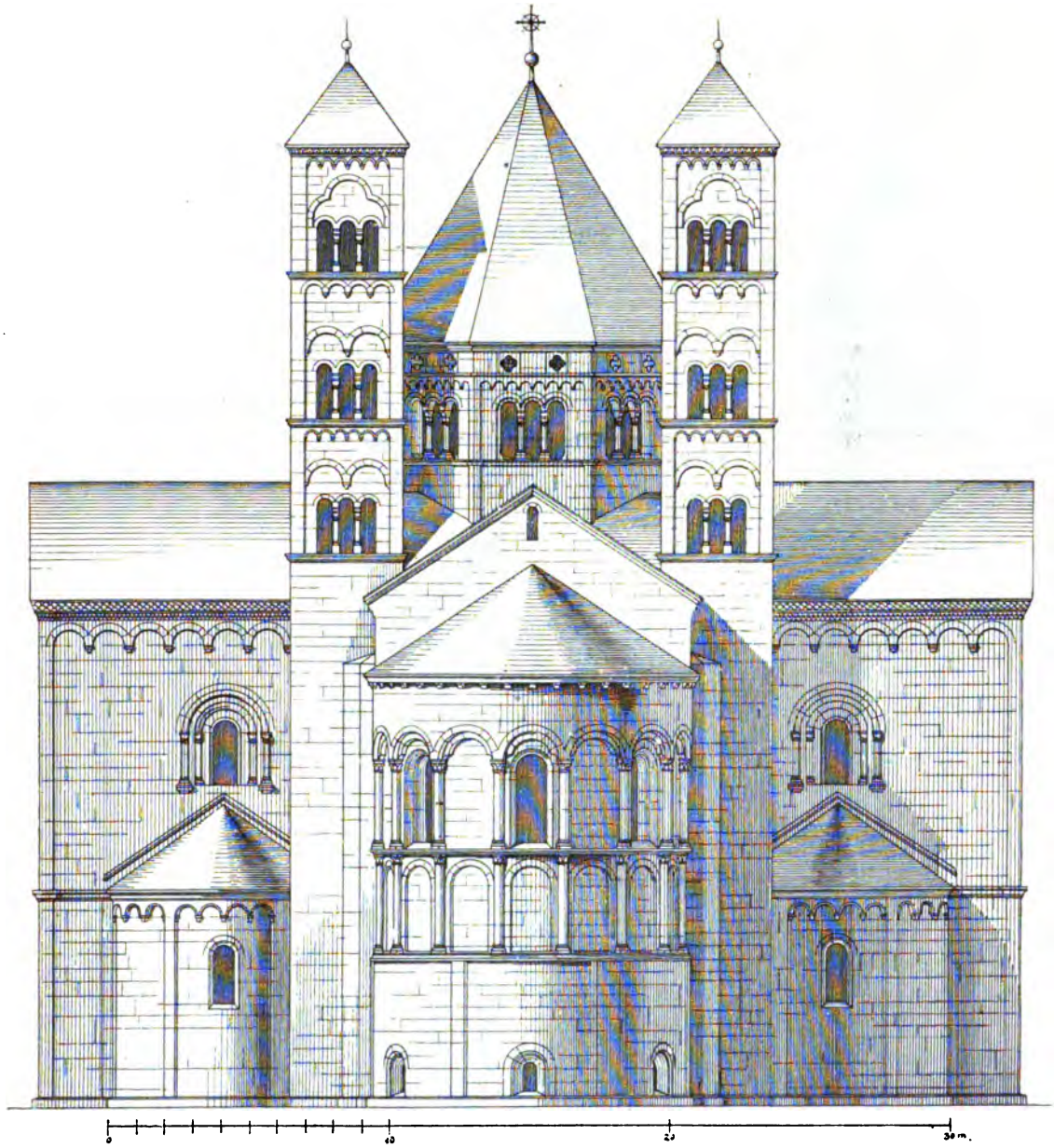
überſchwenglichem Maſs liebte und verwendete, auch ihr Erfinder ſei. Aber auch dort ſind ſolche vor 1150 nicht nachzuweiſen. Am Rhein treten ſie beſonders wirkungsvoll auf und zumeiſt begleitet von einer Reihe viereckiger Füllungen, die meiſtens mit Schieferplatten ausgelegt ſind. So ſehen wir ſie an den Chören von Schwarzrheindorf (geweiht 1151), von *Groſs St. Martin* (geweiht 1171), *St. Apoſteln* (geweiht 1199) und *St. Gereon* (geweiht 1218).

Wann der Chor von Andernach (Fig. 134[45]) entſtanden iſt, läſst ſich nicht nachweiſen; doch iſt er ſeinen Formen nach den obigen gleichzeitig und erſt ſpäter angefügt. In der jetzigen Andernacher Pfarrkirche iſt der ältere Bau noch völlig

[44]) Nach: Gever & Görz, a. a. O.

[45]) Nach: Bock, F. Rheinlands Denkmale des Mittelalters. Cöln u. Neuſs 1869.

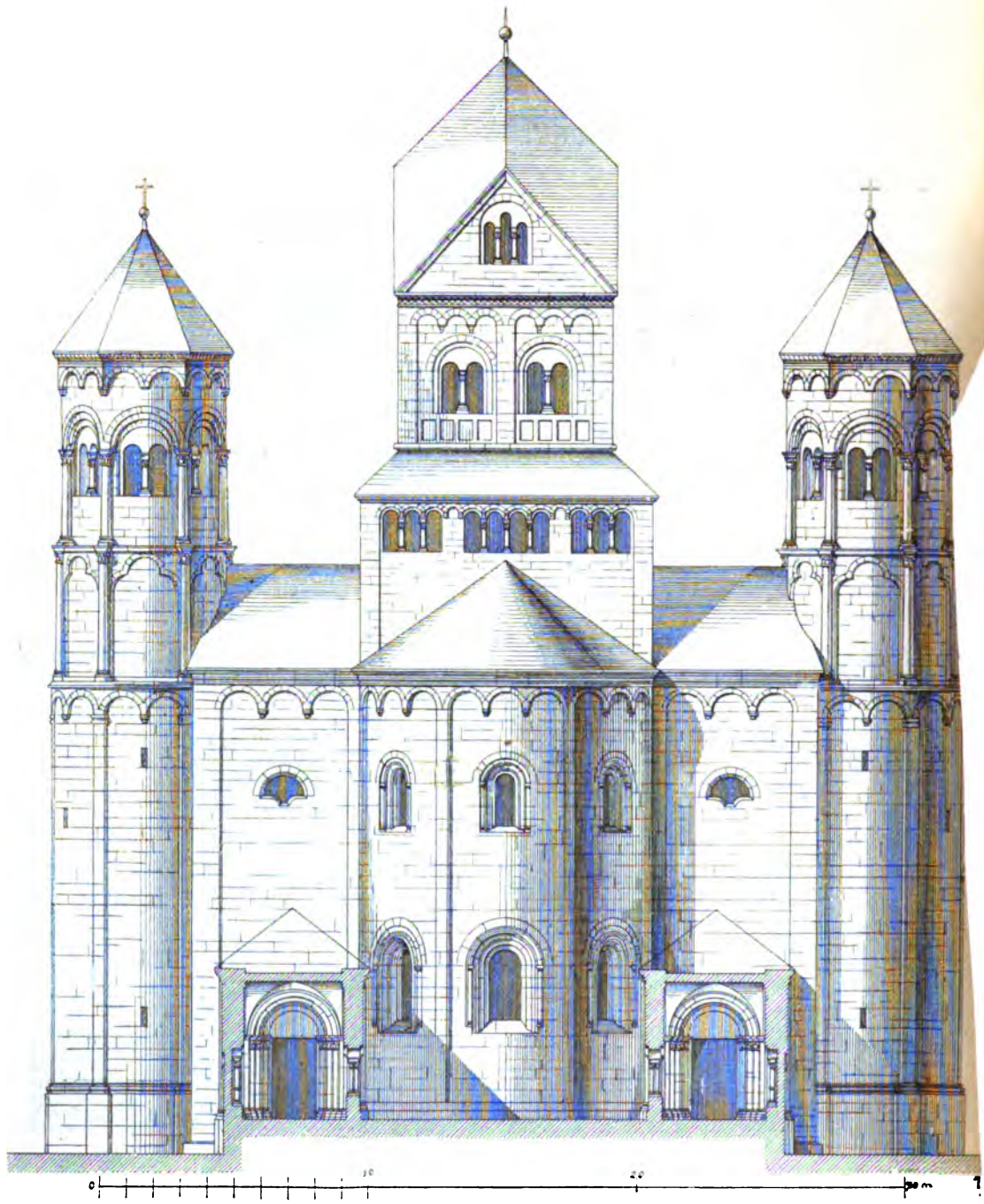
Fig. 132.



Kloſterkirche zu Laach.

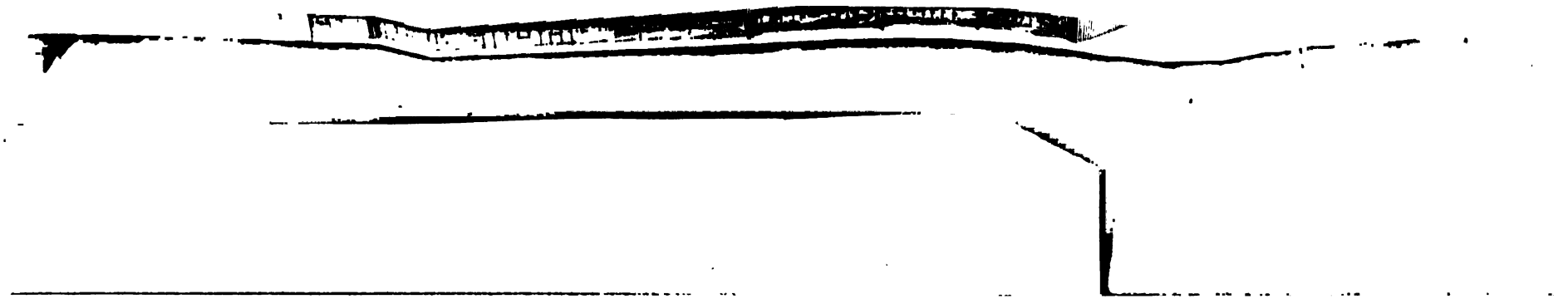
Oeſtliche Choranſicht [44])

Fig. 133.



Klofterkirche zu Laach.

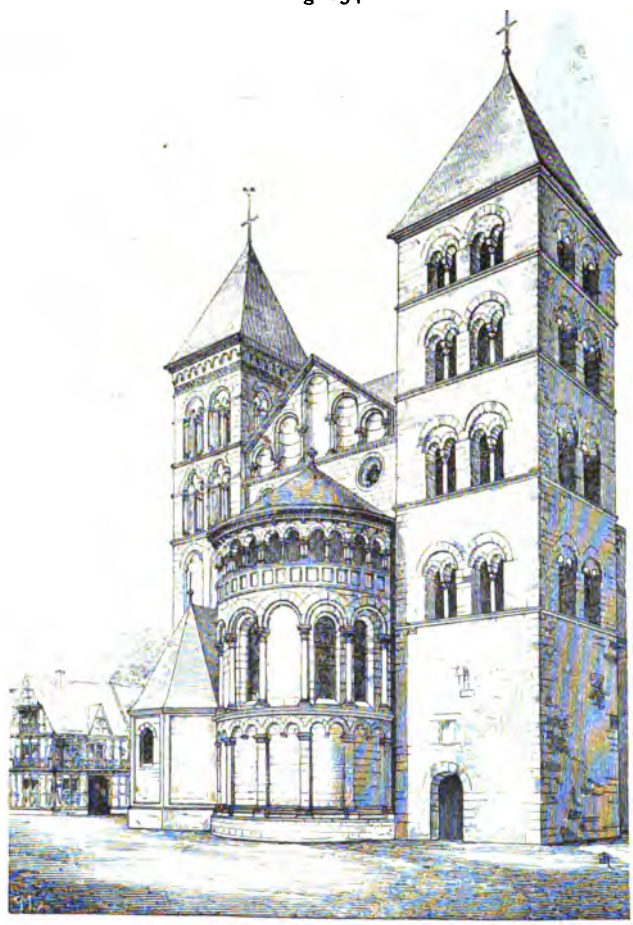
Weftliche Choranficht [44]).



erhalten. Beſonders iſt dies deutlich aufsen an den Seitenſchiffen zu ſehen. Dieſe haben ganz einfach gehaltene, glatte Aufsenmauern mit kleinen Rundbogenfenſtern übereinander, da innen eine Empore vorhanden iſt. Dieſe Mauern zeigen den Anfang einer ſehr reichen Verblendung in den Formen der Chorapſis, die nach einigen Metern plötzlich abbricht. Auch der Nordoſtturm zeigt noch die einfache, altertümliche Geſtalt.

Es wird hier wie überall geweſen ſein. Man hat von der alten Kirche benutzt, was irgend zu benutzen möglich war. Nur die Hochſchiffswände ſcheinen innen von

Fig. 134.



Pfarrkirche zu Andernach.

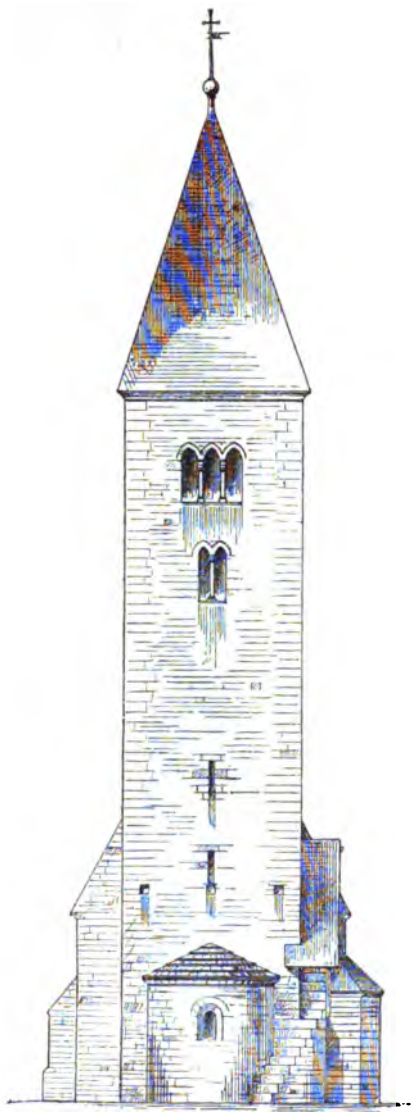
Oſtanſicht [45]).

unten an neu hergeſtellt worden zu ſein. Im Chorquadrat, das wohl mit der äufseren Architektur zugleich ſeine Auswölbung erhalten haben wird, zeigen ſich ebenfalls unter den Gewölben ſchon Rippen. Die Zeit der höchſten Entfaltung deutſchromaniſcher Kirchen kennt ſchon die franzöſiſchen Errungenſchaften.

Während in Andernach wie in Cöln der Giebel des Schiffes darüber zumeiſt mit Niſchenblenden belebt iſt, zeigt der Dom zu Speier (ſiehe die nebenſtehende Tafel) das reichſte Vorgehen; dort iſt nämlich auch der Giebel in eine ſteigende Zwerggalerie aufgelöſt. In Speier entſtammen dieſe Bauteile dem Bau, der vielleicht

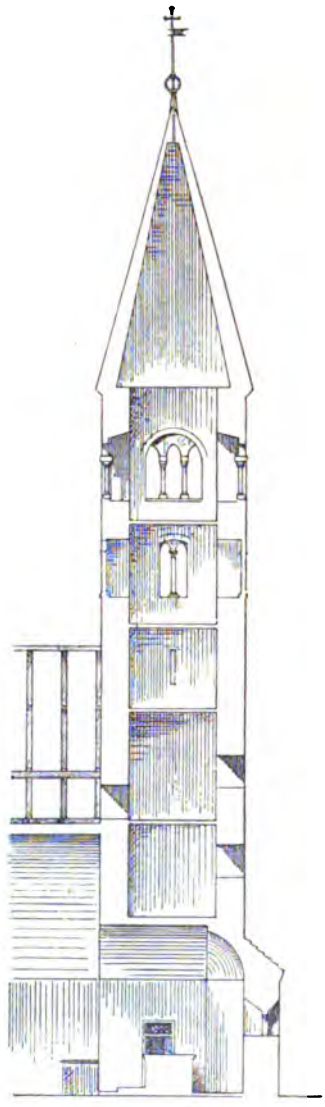
nach dem grofsen Brande von 1159 aufgeführt worden ift. Diefe höchfte Entfaltung des romanifchen Schmuckes fällt auch hier in Speier fchon mit der Kenntnis des franzöfifchen Rippengewölbes wie der franzöfifchen Wiederaufnahme des antiken Ornaments (um 1140) zufammen.

Fig. 135.



Choranficht.

Fig. 136.



Querfchnitt.

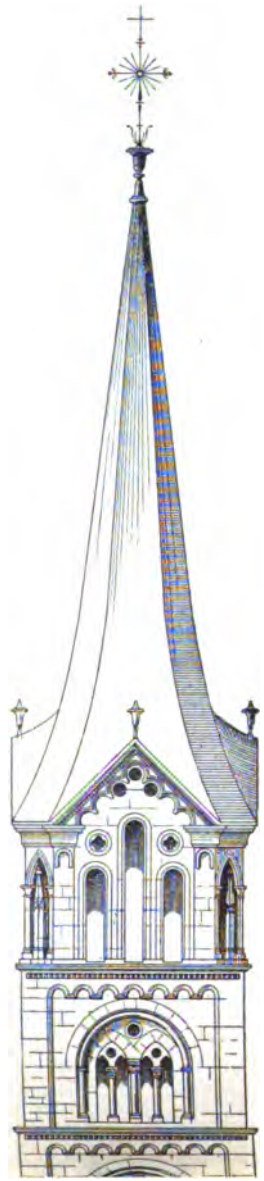
St. Johanneskirche bei Bozen [46]).

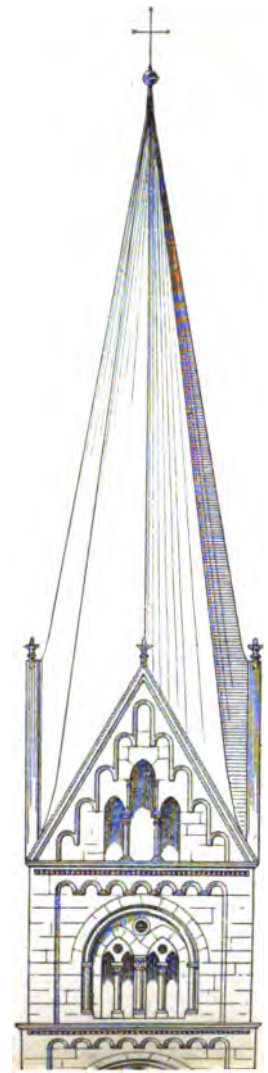
1/250 w. Gr.

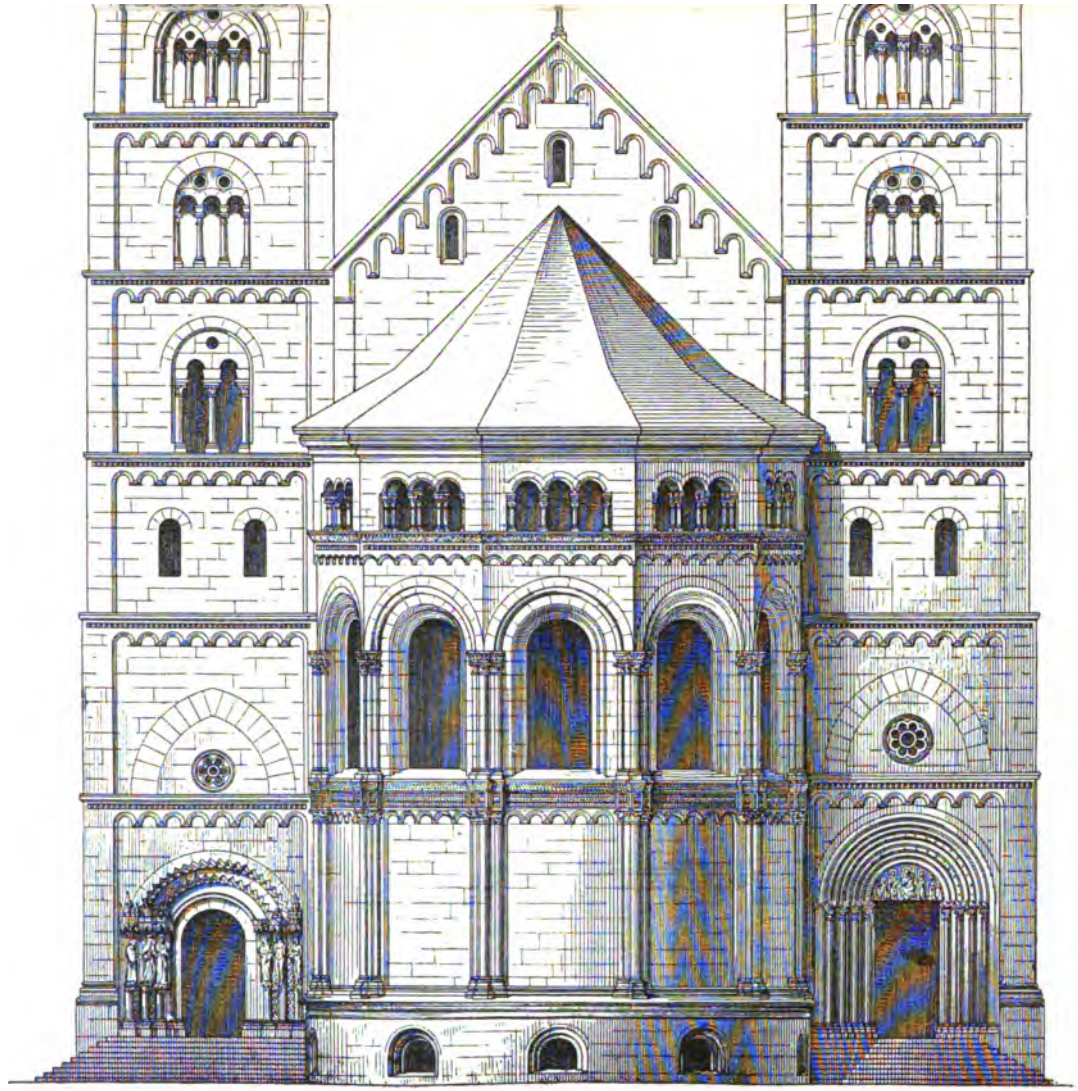
79. Wiederaufnahme des antiken Ornaments.

Die Säulen im Inneren des Kreuzfchiffes zeigen korinthifche und Kompofitkapitelle von der gröfsten Vollendung. Weniger fchöne Kapitelle, wenn auch reichere find in der Emmerankapelle an der Südfeite dafelbft zu finden, welche dem Schiff gleichaltrig find. Etwas jünger ift die St. Afrakapelle an der Nord-

[46]) Nach: Wiener Bauhütte etc.







Dom zu Bamberg.

Oeſtliche Choranſicht.

1/250 w. Gr.

ſeite, deren Kapitelle ebenfalls die Antike nachahmen, aber in der reizenden Art, wie es in Deutſchland um 1200 mit dem Einzug der burgundiſchen Frühgotik üblich iſt. Aehnliche antike Kapitelle zeichnet der Baumeiſter des Magdeburger Biſchofsganges, derſelbe, welcher Walkenried, Ebrach (St. Michaelskapelle), Maulbronn (das Refektorium und den Kreuzgang an der Kirche) gezeichnet hat.

80. Turm über dem Hochaltar.

Betrachten wir die Ausbildung des Chors weiter. Der Baumeiſter von *St. Johann* bei Bozen (Fig. 135 u. 136[46]) hat den Turm über den Hochaltar geſtellt. Dies iſt ein Vorgehen, welches recht nahe liegt und gewiſs beim Entwurf ſchon von manchem verſucht worden iſt. Aber die Gewohnheit, den Turm am Weſtende der Kirche zu ſehen, ſo daſs man unwillkürlich die Apſis am entgegengeſetzten Ende vermutet, iſt ſo ſtark, daſs die Kirche dadurch einen umgekehrten Eindruck macht. Sonſt liegt es ſicherlich nahe, den Hauptteil der äuſseren Erſcheinung des Kirchengebäudes auch dort aufzuſetzen, wo innen der ausgezeichnetſte Ort iſt.

Dieſer Turm iſt in ſeinem Grundriſs rechteckig, ein ſparſames Vorgehen. Ein ſolcher Turm iſt natürlich billiger als einer mit quadratiſchem Grundriſs und gewährt doch einen recht ſtattlichen Eindruck. Die Glocken müſſen dann parallel der langen Turmſeite ſchwingen, da der Turm ſonſt in das Schwanken gerät.

81. Vieleckige Chöre.

In ſpätromaniſchen Kirchen wird die Apſis aufsen vieleckig, meiſtens ſechseckig angelegt, ähnlich den Apſiden der altchriſtlichen Kirchen, da die Fenſterbogen, wie die Sohlbänke in der Rundung groſse Schwierigkeiten bereiten. So *St. Severin* in Cöln und der Oſtchor des Domes in Bamberg.

Der letztere iſt, wie ſchon angeführt, um 1200 entſtanden. Der hier dargeſtellte nördliche Turm (ſiehe die nebenſtehende Tafel) zeigt einen Vorſchlag *Eſſenwein*'s, wie wohl die Türme urſprünglich ausgeſehen haben könnten. Jetzt ſind beide, wie der ſüdliche es zeigt, geſtaltet. 1766 wurden die weſtlichen Turmhelme neu hergeſtellt und 1767 dieſe öſtlichen.

Einen weiteren Schritt vorwärts zeigt die Hauptapſis von Trebitſch (Fig. 137 u. 138[47]). Sie hat ſchon Strebepfeiler, während die Nebenapſiden noch die althergebrachten Rundbauten ſind. Oben hat der Baumeiſter dieſe Strebepfeiler mit Rundbogen verbunden und ſo den Platz für einen inneren Umgang geſchaffen. Innen ſieht man dann auch in den Einzelformen die völlige Bekanntſchaft mit der Frühgotik, ja ihre ganze Konſtruktionsweiſe.

Eine höchſt reizvolle Chorausbildung zeigt der Chor von Vetheuil (Fig. 139 u. 140[48]). Im Inneren wirkt die Reihe enggeſtellter Schlitzfenſter mit ihren tiefen Schrägen vorzüglich. Im Aeuſseren iſt ſchon am Fuſs der hohen Fenſter ein Umgang, welcher auch die Strebepfeiler durchbricht, angelegt; derſelbe iſt zur Unterhaltung der Gebäude von beſonderem Werte. Die Strebepfeiler zeigen jene urſprüngliche Form mit vielen Abtreppungen, wie ſie auch an den Türmen der *Notre-Dame* zu Chalons-ſur-Marne auftreten.

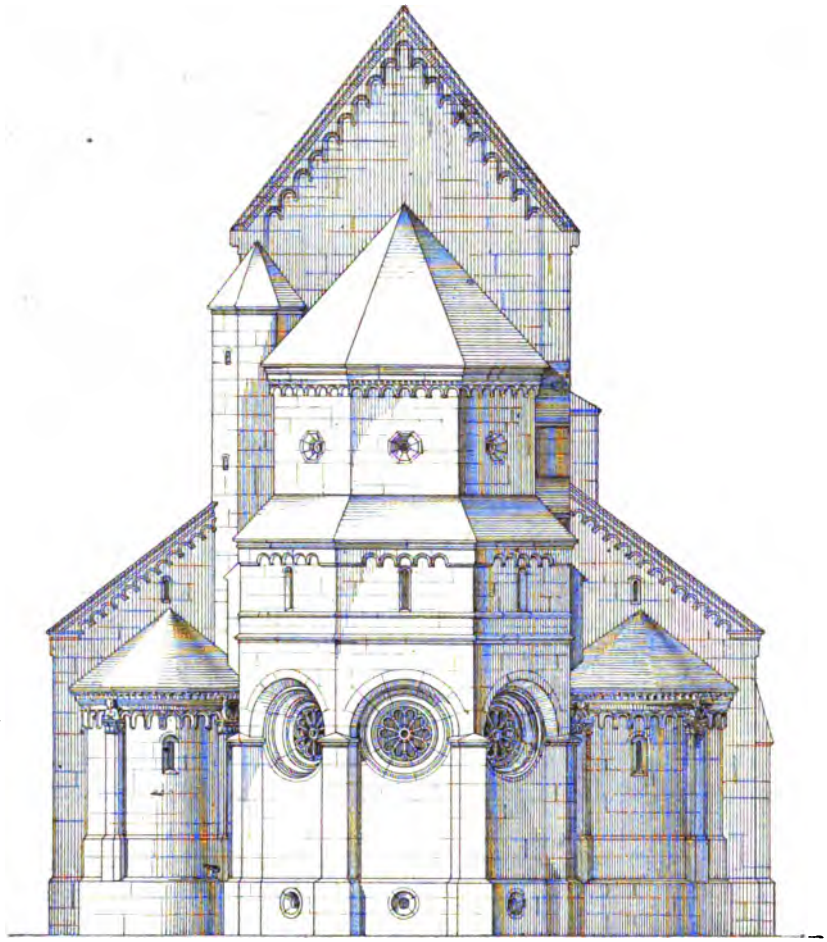
Am längſten hält ſich in Frankreich das runde Chorhaupt, bis in die ausgebildete frühe Gotik. Mit dem Eintritt der Gotik wird die Apſis auch innen vieleckig. Sie zeigt alle möglichen Vielecke: das halbe Sechseck, das halbe Zehneck, fünf Seiten eines Achteckes, ſieben Seiten eines Zwölfeckes; ja ſie wird überhöht und zeigt ſieben Seiten eines Zehneckes u. ſ. w. So z. B. die Marktkirche zu Hannover (Fig. 141[49]).

47) Nach: Heider, v. Eitelberger & Hieser, a. a. O.

48) Nach: *Archives de la commiſſion etc.*

49) Nach: Mithoff, H. W. A. Archiv für Niederſachſens Kunſtgeſchichte etc. Hannover 1852—59.

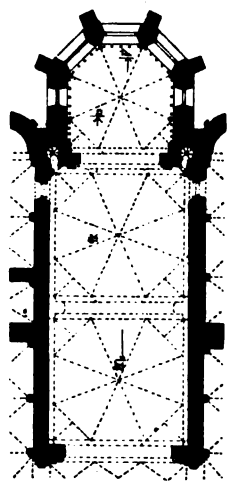
Fig. 137.



Oſtanſicht. — 1/250 w. Gr.

Fig. 138.

1/500 w. Gr.



Chor.

Grundrifs.

Kloſterkirche zu Trebitſch [47]).

Fig. 139.

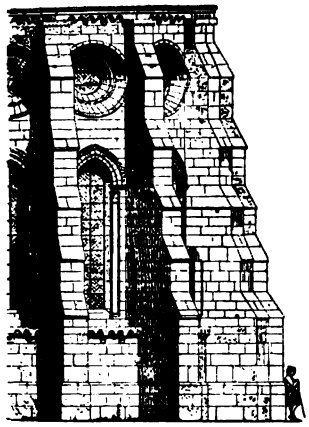
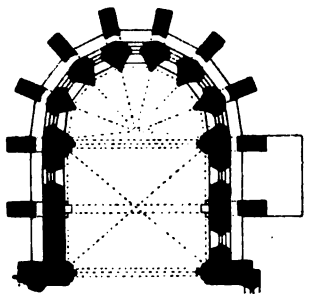


Fig. 140.



1/500 w. Gr.

Chor der Kirche zu Vetheuil [48]).

Während faſt immer eine Seite des Vieleckes in der Längsachſe liegt, zeigen eine Anzahl Kirchen in der Mitte den Pfeiler. So der Weſtchor des Naumburger Domes (ſchon um 1270), ferner die Teinkirche (Fig. 142) und die Karlshoferkirche in Prag, die Pfarrkirche zu Kolin und *St. Barbara* zu Kuttenberg. Die beiden letzteren ſind, wie bereits geſagt, Entwürfe des Dombaumeiſters *Karl's IV.*, *Peter Parler* von Gmünd.

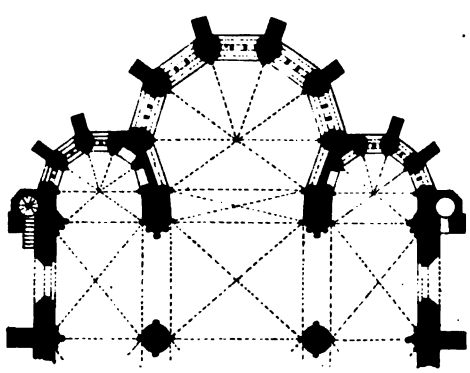
82. Kapellen am Querſchiff.

Werden die Kapellen neben der Hauptapſis am Kreuzſchiff angeordnet, ſo ergeben ſich zweierlei Geſtaltungen. Entweder ſie bilden mit der Apſis eine Gruppe zu dreien oder fünfen, deren Hauptumriſſe in ein Dreieck einbeſchrieben ſind, oder die Kapellen lagern ſich ganz gleichgeordnet neben die Hauptapſis. Ein Beiſpiel für die erſte Anordnung bietet der Grundriſs der Pfarrkirche von Gelnhauſen (Fig. 143 [50]). Als Sprößling des Uebergangsſtils zeigt dieſe Kirche noch beide Gepflogenheiten: runde Apſiden ohne Strebepfeiler und vieleckige mit ſolchen. Sie ſtammt aus der Zeit um 1200; das Schiff hat ſogar noch eine Holzdecke erhalten. Auch der alte Lettner aus jener Zeit (um 1200—20) hat ſich herübergerettet. Ueber den beiden Nebenapſiden ſind zwei Begleittürme für den Vierungsturm errichtet.

Königslutter (Fig. 144) iſt bedeutend älter, wahrſcheinlich unter Kaiſer *Lothar von Supplingenburg* entſtanden, welcher um 1135 an Stelle eines Nonnenkonvents daſelbſt Benediktiner einführte und ſpäter (1137) in der Kirche begraben wurde.

Die Choranlage iſt ſogar aus fünf Apſiden zuſammengeſetzt und von Anfang an überwölbt geweſen. Nur das Schiffsgewölbe entſtammt erſt ſpäterer Zeit, wohl dem XVII. Jahrhundert. Beſonders intereſſant iſt der zweiſchiffige, auf einer Reihe reichverzierter Säulen überwölbte Teil des Kreuzganges an der Kirche entlang, welcher wohl zugleich als Kapitelfaal gedient hat.

Fig. 141.



Marktkirche zu Hannover.

Chorgrundriſs [49]). — 1/500 w. Gr.

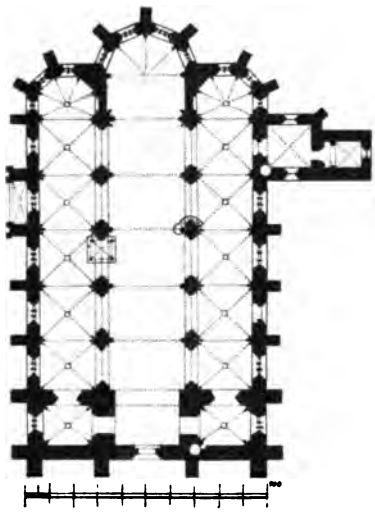
Aufsen am Chor hat ſich der Bildhauer mit der Nachwelt einen Scherz erlaubt. Er hat folgende Inſchrift aufgemeiſſelt, die rückwärts zu leſen iſt: »CS × MURIM ENIMALEC OIRAV MUIMIXE SUPO COH.« Seinen Namen hat er verſchwiegen.

[50]) Nach: Moller, a. a. O.

83. Kapellen an den Kreuzarmen.

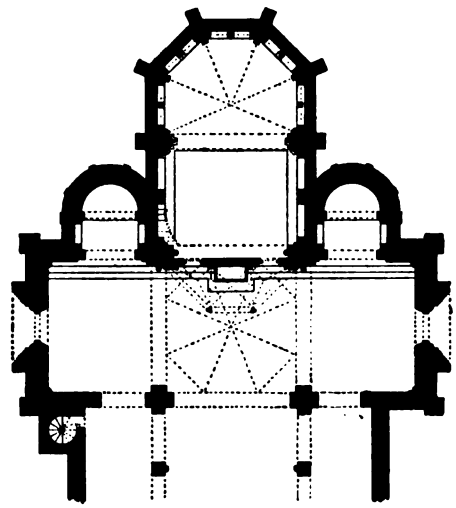
Bei den Ciſtercienſern werden die Kapellen ganz gleichwertig an den Kreuzarmen angeordnet. Dies zeigt ſchon die romaniſche Kirche zu Thoronet (Fig. 145), welche zwiſchen 1146 und 1148 geſtiftet worden iſt.

Fig. 142.



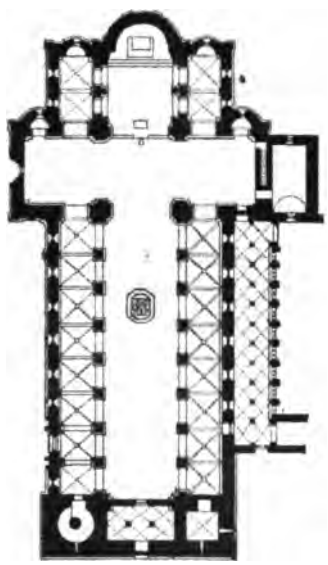
Teinkirche zu Prag.
Grundriſs.

Fig. 143.



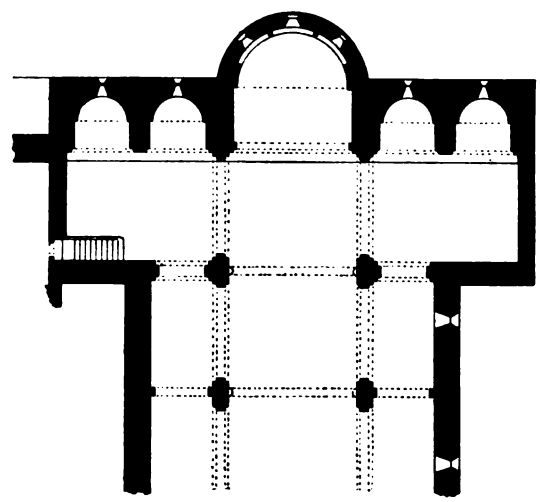
Pfarrkirche zu Gelnhauſen.
Chorgrundriſs[50]). — $^1/_{500}$ w. Gr.

Fig. 144.



Kloſterkirche zu Königslutter.
Grundriſs. — $^1/_{1000}$ w. Gr.

Fig. 145.



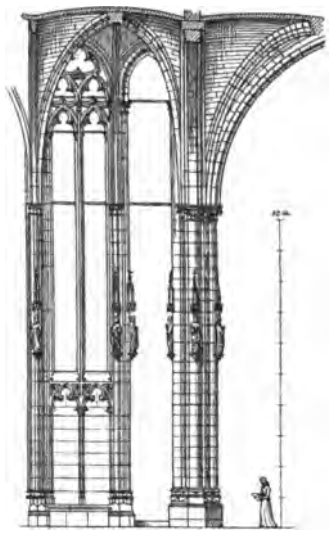
Kloſterkirche zu Thoronet.
Chorgrundriſs. — $^1/_{500}$ w. Gr.

Die ſtattlichſte und reizvollſte Ausbildung dieſer Kapellen bietet *St.-Nazaire* zu Carcaſſonne (Fig. 146 u. 147[51] u. [52]). Die Wände zwiſchen den einzelnen Kapellen ſind völlig durchbrochen, ſo daſs nur unten zwiſchen den Altären eine feſte Scheide-

[51]) Nach: VIOLLET-LE-DUC, a. a. O.
[52]) Nach: *Archives de la commiſſion etc.*

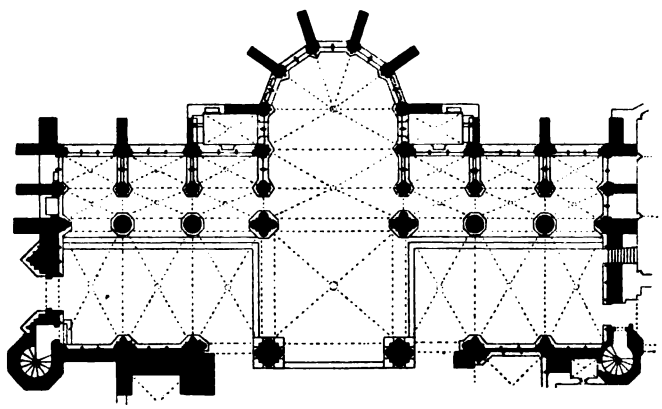
wand verbleibt. Da aufserdem diefe Kapellen fo hoch wie das Querfchiff gefuhrt find, fo giebt es gar kein prunkvolleres Querfchiff als diefes. Es ift 1320—30 entftanden und nach derjenigen des Kapellenkranzes um den Chor eine der geiftvollften und meifterhafteften Erfindungen.

Fig. 146.



Querfchnitt [51]).

Fig. 147.



Chorgrundrifs [52]). — 1/500 w. Gr.
Kirche *St.-Nazaire* zu Carcaffonne.

84. Erweiterter Chor.

Dient, wie angeführt, der Chor nicht allein als Altarnifche, fondern foll auch das lange Chorgeftühl für die Mönche, Stiftsgeiftlichen oder Domherren darin untergebracht werden, fo mufs der Chor um zwei oder gar drei oder mehr Joche verlängert werden. So fieht man es in *St. Marien* zu Krakau (Fig. 149) und am Dom in Königsberg (Fig. 148). Letzterer zeigt auch bei diefer Verlängerung die Befonderheit des plattgefchloffenen Chors; der Grundftein dazu wurde 1333 gelegt. Die gerade gefchloffenen Chöre find, wie bei Limburg an der Haardt (1030; fiehe Fig. 1 u. 2, S. 11) gezeigt, feit früheften Zeit in Deutfchland bekannt und in manchen Gegenden beliebt.

Den grofsartigften geraden Schlufs zeigt die Ciftercienferkirche Heiligenkreuz bei Wien (Fig. 150[53]). Diefer Chor ift nach 1290 begonnen und 1295 geweiht worden. Er bildet eine grofse Halle, wie man fie fich nicht luftiger denken kann, die demfelben Grund ihr Dafein verdankt, wie die Hallen der Pfarrkirchen. Bei beiden foll eine grofse Anzahl Menfchen gleichmäfsig untergebracht werden: bei der Pfarrkirche die Gemeinde im Schiff, hier die Kloftergemeinfchaft im Chor.

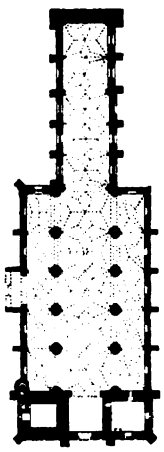
Ihre Nachfolgerin ift die Kirche des Stiftes Neuberg, welche nicht blofs den Chor, fondern auch das Schiff als einheitliche Halle ausbildet — ein wahrhafter, freier Meiftergedanke.

[53]) Nach: Heider, v. Eitelberger & Hieser, a. a. O.

85. Chöre ohne Strebepfeiler.

Zu romaniſcher Zeit haben die deutſchen Kirchen keine Strebepfeiler beſeſſen; erſt die Gotik bringt dieſe in Aufnahme. Obwohl daher faſt alle romaniſchen Chöre überwölbt ſind, und zwar meiſt mit einer Halbkuppel, haben ſie keine Strebepfeiler. Die Chorgewölbe ſind ſo klein, daſs ſie zumeiſt auch ohne Strebepfeiler genügend gehalten ſind; doch hat ſich häufig die romaniſche Apſis durch den Gewölbeſchub losgelöſt. Daher finden ſich auch gotiſche vieleckige Chöre ohne Strebepfeiler ausgeführt. So die drei Chöre von *St. Peter* in Soeſt aus frühgotiſcher Zeit.

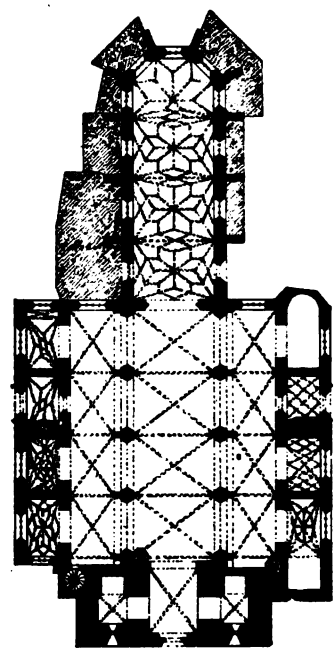
Fig. 148.



Dom zu Königsberg. Grundriſs. 1/1000 w. Gr.

Die Kirche der Karthauſe zu Gaming (Fig. 151 [54]) zeigt das Schema eines hochgotiſchen Chorſchluſſes, wie er zu Hunderten in Deutſchland zu ſehen iſt. Ueber den Seitenchören ſind hier als Beſonderheit Obergeſchoſſe angeordnet; doch ſchlieſst mit der hier ſichtbaren Weſtwand, welche unmittelbar an den Chören aufgeführt iſt und oben den ſteinernen Dachreiter auf geſchickter Auskragung trägt, die Dreiſchiffigkeit ab, und nur das Mittelſchiff iſt als einſchiffiger Bau weitergeführt — eine ganz beſondere Anlage.

Fig. 149.



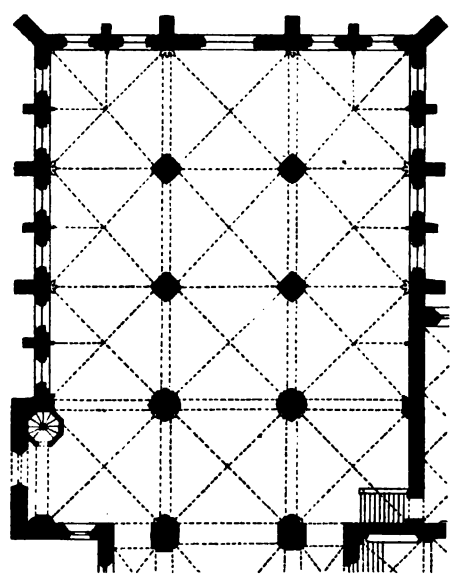
Kirche *St. Marien* zu Krakau. Grundriſs. — 1/1000 w. Gr.

86. Säulchenumgänge in den Chören.

Die ſpätromaniſche Zeit hat durch Anordnung freier innerer Säulchen vor der Mauer dem Gewölbeſchub vorzubeugen verſucht, ſo in *Groſs St. Martin* (1171) und *St. Apoſteln* (1199) zu Cöln. Dadurch ſind ſchmale Laufgänge um die Chöre in der Höhe der Fenſter geſchaffen, welche durch ein kleines, im Kreiſe geführtes Tonnengewölbe überdeckt ſind.

Dieſes Auskunftsmittel haben ſich dann diejenigen Baumeiſter zu Nutze gemacht, welche zu frühgotiſcher Zeit (nach 1208), nach dem verheerenden Kriege *Philipp*'s von Schwaben und *Otto*'s von Braunſchweig, die ausgebrannten romaniſchen Kirchen, die bis dahin nur Holzdecken beſeſſen hatten, feuerſicher überwölben ſollten. Sie lieſsen die Aufsenmauern unberührt — die nachträglich angebauten Strebepfeiler würden auch die romaniſche Architektur roh durch-

Fig. 150.



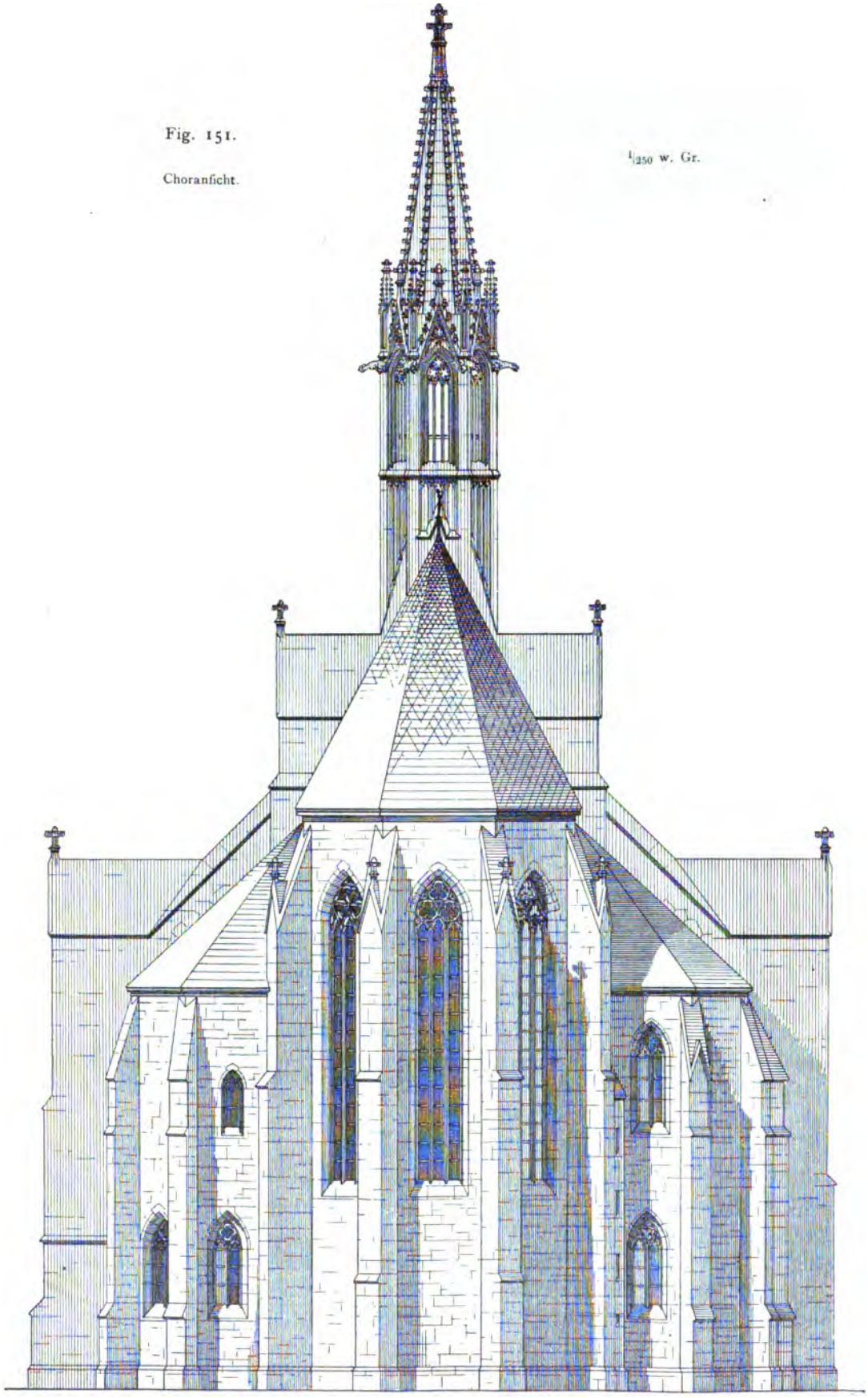
Kloſterkirche Heiligenkreuz bei Wien. Chorgrundriſs [53]). — 1/500 w. Gr.

[54]) Nach: Wiener Bauhütte etc.

Fig. 151.

Choranſicht.

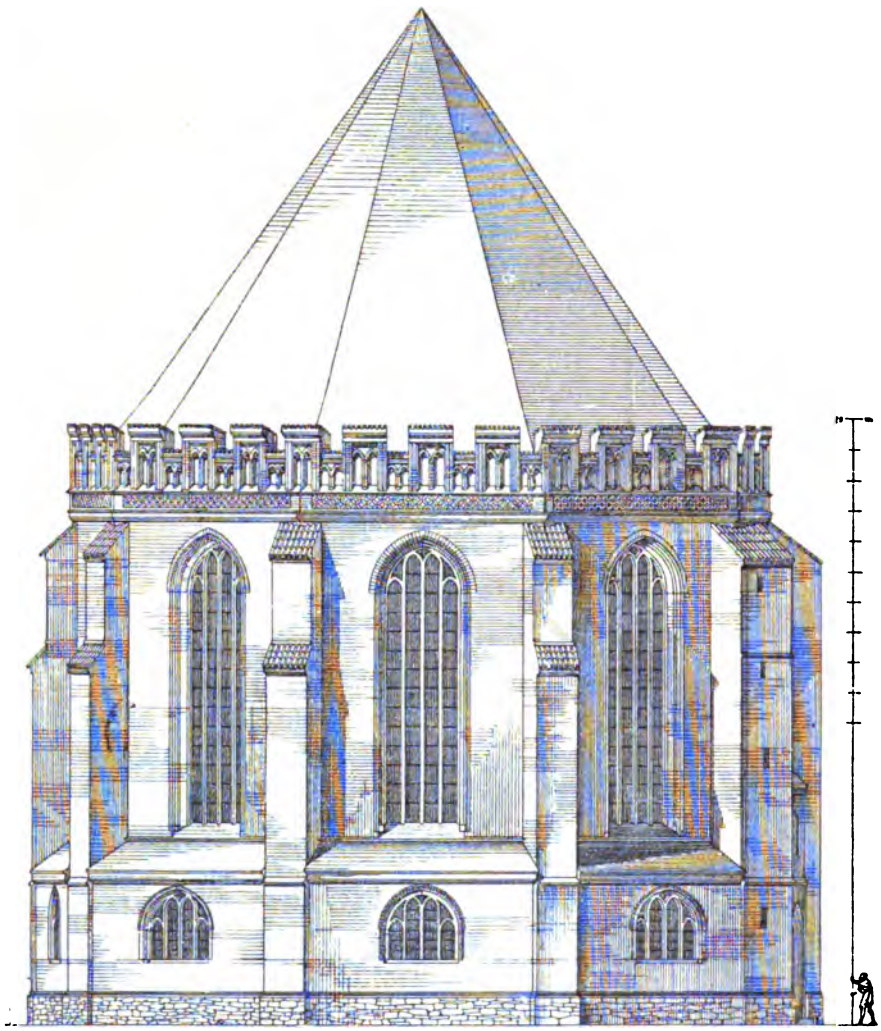
1/250 w. Gr.



Karthauſe zu Gaming [54]).

ſchnitten haben — und ſetzten innen im Abſtand eines ſchmalen Umganges Säulchen vor die Wände. So in *St. Kunibert* zu Cöln von unten auf in zwei Reihen übereinander oder in Sinzig, wo zu unterſt eine dicke Ummauerung vorgelegt iſt und erſt oben der Säulchenumgang im Chor und in den Kreuzflügeln aufgeſtellt iſt.

Fig. 152.



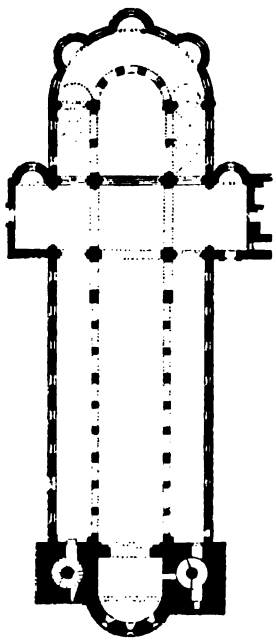
Marienkirche zu Stendal.
Choranſicht[55]).

87. Chorumgänge und Kapellenkränze.

Während in Deutſchland zu romaniſcher Zeit die Seitenſchiffe faſt immer an den Kreuzflügeln endeten oder, wenn ſolche nicht vorhanden waren, ebenſo wie das Mittelſchiff mit einer Apſis geſchloſſen wurden, liebte man es, beſonders in Frankreich, die Seitenſchiffe als ſtolzen Umgang um die Hauptchöre herumzuführen. In Deutſchland iſt zu romaniſcher Zeit wohl nur *St. Godehard* zu Hildesheim (um 1146 vollendet) mit einem Chorumgang verſehen. Daſelbſt ſieht man allerdings auch

[55]) Nach: Adler, a. a. O.

Fig. 153.



St. Godehardkirche zu Hildesheim.
Grundrifs. — 1/1000 w. Gr.

ſofort den hohen Reiz dieſer Anordnung. Man kann ſich ſchwerlich etwas Stattlicheres und Feierlicheres denken als dieſen Hochaltar, umgeben von einem Halbkreis prächtiger Säulen.

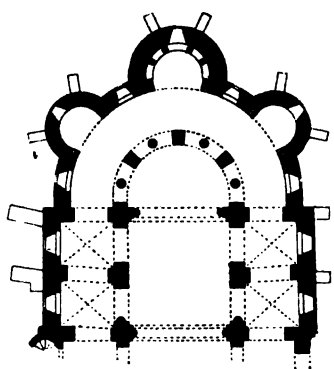
In Frankreich war man für dieſe Umgänge ſo eingenommen, daſs faſt jede Kirche von Belang ihn aufweiſt. Wo zwei Seitenſchiffe vorhanden waren, wie in *Notre-Dame* zu Paris, führte man beide als doppelten Umgang um den Chor herum. An dieſe Umgänge lehnten ſich die Kapellenkränze, und ſo entſtand das gotiſche Kathedralhaupt.

Hatten dieſe Kirchen Emporen, wie die Kathedralen von Noyon und Paris, dann führte man auch dieſe Emporen um den Chor herum. So zeigt es auch der Dom in Magdeburg (ſiehe Fig. 159, S. 109).

Die allerfeierlichſte Ausbildung eines ſolchen Umganges bieten jedoch die deutſchen Hallenkirchen der ſpäteren Zeit, indem dieſe die hohen Seitenſchiffe ebenfalls um den Chor herumführen. Dadurch iſt für denjenigen, der den Chor aus dem Mittelſchiff beſchaut, eines der groſsartigſten Bilder geſchaffen. Ein beſonders hervorragendes Beiſpiel hier iſt die Katharinenkirche in Brandenburg, eine Pfarrkirche (ſiehe Fig. 31 bis 33, S. 33).

Wie dieſe Chorausbildung bei der Hallenkirche auſsen ausſieht, wenn die Halle als Umgang um den Chor herumgeführt iſt, zeigt die Marienkirche zu Stendal (Fig. 152[55]). Das Ganze iſt mit einer ſtattlichen Zinnenkrönung verſehen und ſtammt wohl von 1447.

Fig. 154.



Kirche zu Vignory.
Chorgrundrifs[56]). — 1/500 w. Gr.

In der That eignen ſich dieſe Umgänge gerade für Pfarrkirchen vorzüglich. In den gotiſchen Chören mit den vielen hohen Fenſtern fällt auf den Geiſtlichen am Altar die kalte Luft von allen Seiten herab. Führt ein Hallenumgang um den Chor, dann ſind die Fenſter ſo weit abgerückt, daſs ihre abgekältete Luft nicht bis auf den Altar gelangt. Die baſilikalen Umgänge bringen dieſen Vorzug nicht. Da auſserdem bei verſchiedenen Gelegenheiten die Laien um den Altar herumzugehen haben, ſo kommt ein ſolcher Umgang zwei Bedürfniſſen in monumentaler Weiſe entgegen. In künſtleriſcher Beziehung iſt dieſe Anordnung jedenfalls ohnegleichen.

Im Anfang boten die Umgänge bei ihrer Ueberwölbung groſse Schwierigkeiten, und man könnte behaupten, die Rippengewölbe der Gotik ſind aus dem Kampf der franzöſiſchen Baumeiſter mit den Schwierigkeiten der Umgangsgewölbe hervorgegangen.

In *St. Godehard* zu Hildesheim (Fig. 153) iſt dieſer Umgang mit einer Tonne überwölbt, und ſo ſind beſondere Schwierigkeiten nicht entſtanden. Die Kreuz-

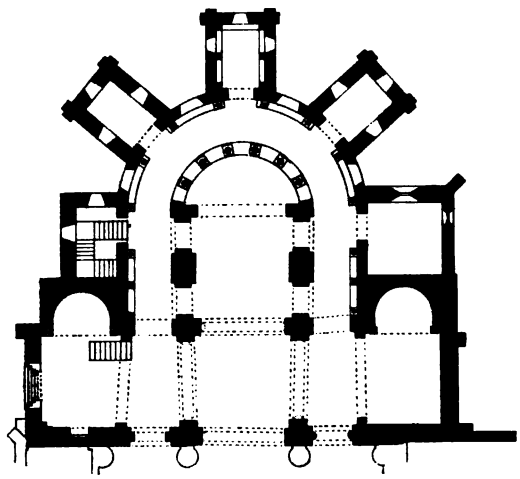
56) Nach: *Archives de la commiſſion etc.*

gewölbe in den geraden Teilen des Umganges ſind erſichtlich ſpäteren Urſprunges. Der Grundſtein wurde 1133 gelegt; die Einweihung fand 1146 ſtatt.

Aehnlich iſt der Grundriſs der kleinen franzöſiſchen Kirche zu Vignory in der Champagne (Fig. 154[56]), welche ſchon dem XI. Jahrhundert entſtammen dürfte. Die Einzelformen ſind allerdings völlig andere als in *St. Godehard*, da ſie ja 100 Jahre älter ſind; ſo lange waren die Chorumgänge in Frankreich ſchon bekannt.

Da der Hildesheimer Biſchof die Heiligſprechung ſeines Vorgängers *Godehard* auf der Kirchenverſammlung zu Rheims (1131) betrieben und erlangt hatte, ſo könnte es ſein, daſs er ſeinen Baumeiſter ſpäter dorthin geſandt hat, um das Neue der Franzoſen zu ſtudieren. Daſs der Baumeiſter ſelbſt kein Franzoſe war, zeigt die rein deutſche und ſächſiſche Einzelkunſt, wie das ganze Syſtem der Kirche, das gut hildesheimiſch iſt. Auch übertrifft er in künſtleriſcher Beziehung ſeine etwaigen Vorgänger völlig.

Fig. 155.



Kirche *St.-Philibert* zu Tournus.
Chorgrundriſs. — 1/500 w. Gr.

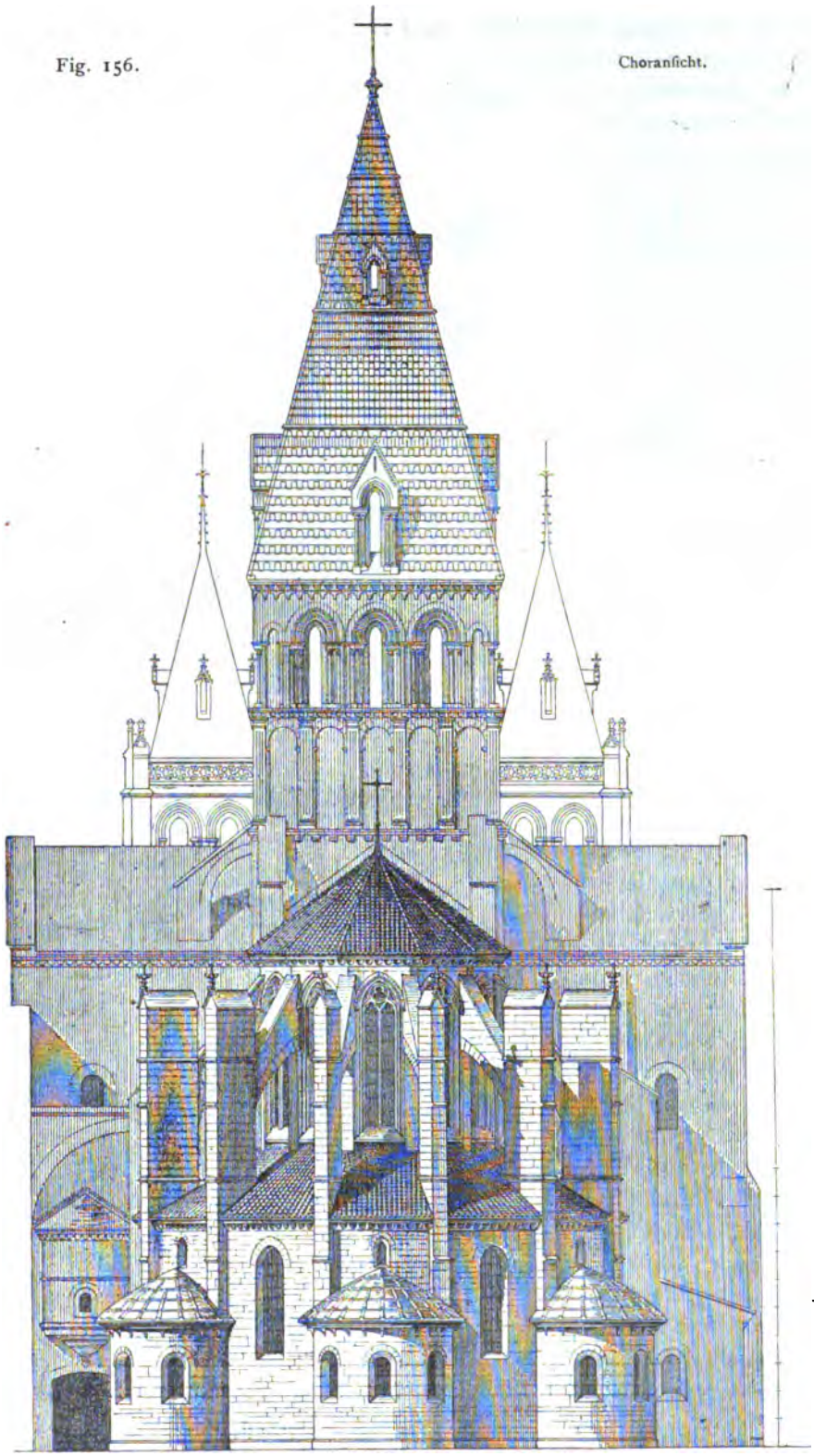
Ganz dieſelbe Anordnung des Umganges, nur daſs die Kapellen viereckig ſind, zeigt *St.-Philibert* zu Tournus (Fig. 155); doch läſst die Entſtehungszeit dieſes Chorbaues ſich nicht belegen.

Wie ſolch ein Chor ſich von auſsen geſtaltet, zeigt die Kirche *Notre-Dame* zu Beaune (Fig. 156[56]). Die Spitzbogenfenſter und der Oberteil des Chores ſind ſpätere Zuthaten. Sie iſt ungefähr gleichalterig mit *St. Godehard* zu Hildesheim und hat ein mit einer ſpitzbogigen Tonne überwölbtes Hochſchiff. Auf beſondere Schönheit kann dieſer Choraufriſs keinen Anſpruch machen; die Auſgabe war eben erſt im Ausreifen.

Der Magdeburger Dom (Fig. 157 bis 159) zeigt dann den völligen Kapellenkranz, wie er ſich indeſſen in Frankreich weiter ausgebildet hatte. Während das Aeuſsere nicht überwältigend erſcheint, iſt das Innere von der höchſten Vollendung. Wenn das Sonnenlicht durch die Kapellenfenſter auf die ſaftigen Säulenbündel und deren Kapitelle mit ihren reich verſchlungenen und abwechſelungsvollen Ornamenten fällt, kann man ſich kaum etwas Schöneres vorſtellen.

Die beiden Geſchoſſe verdanken zwei ganz verſchiedenen Baumeiſterhänden ihre Entſtehung. Der urſprüngliche Baumeiſter, welcher das Untergeſchoſs entworfen hat, zeichnet jenen »Uebergangsſtil«, wie ihn das Chorquadrat am Dom zu Trier, das Querſchiff des Domes zu Freiburg und ähnliche zeigen. Der Baumeiſter des Obergeſchoſſes kennt ſchon die Strebepfeiler, die Rippen und die Hörnerkapitelle mit Kelchen; kurz, er zeichnet den franzöſiſchen Stil der Ciſtercienſerklöſter, welcher aus Burgund ſtammt. Vor allem iſt das Unterglied des Hauptgeſimſes eine beſondere Eigentümlichkeit Burgunds. Es iſt im übrigen derſelbe Baumeiſter, welcher die Kloſterkirchen von Walkenried und Ebrach, wie zu Maulbronn das Mönchsrefektorium, die Vorhalle und einen Teil des Kreuzganges entworfen hat.

Fig. 156. Choranſicht.



Notre-Dame-Kirche zu Beaune [56]).

Er hat als beſonderes Kennzeichen zwei Halbmonde, die er an einer beſtimmten Art von Kragſteinen anbringt.

Der Magdeburger Chor zeigt ein halbes Zehneck. Um nicht die Rippen des Hochchors gegen den Gurt anſchneiden zu laſſen, iſt der Schluſsſtein unregelmäſsig aus dem Mittelpunkt des Zehneckes heraus verlegt. Bei fünf Seiten eines Achteckes, wie in Zwettl (Fig. 160), iſt dieſe Schwierigkeit vermieden.

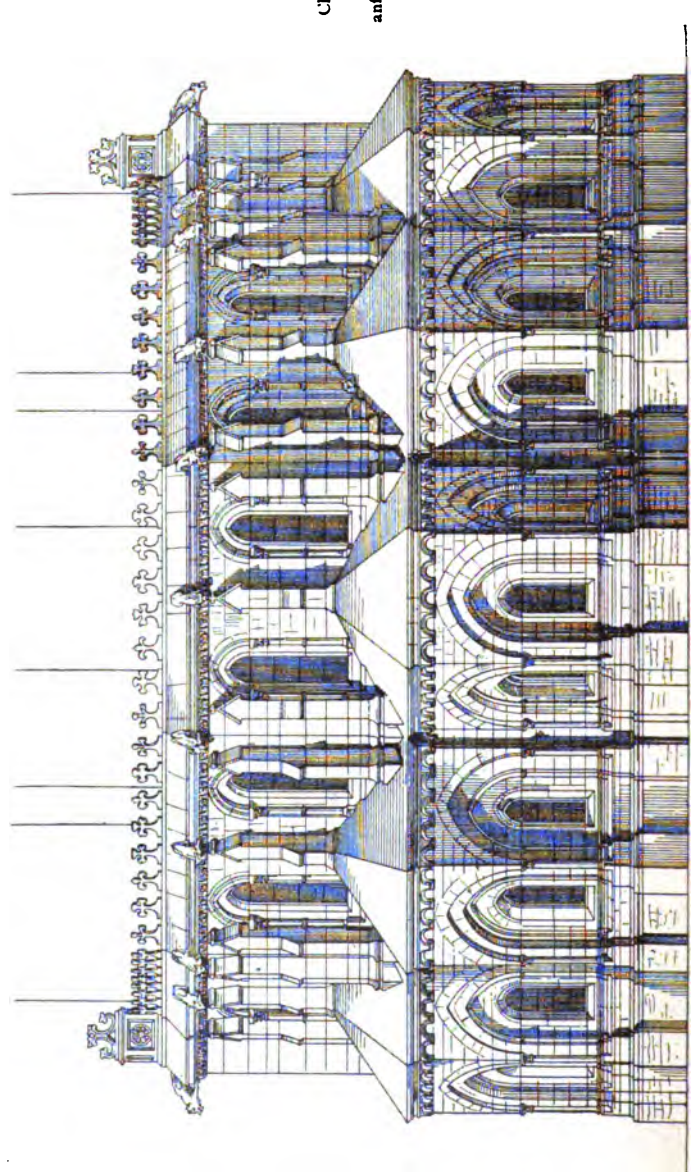
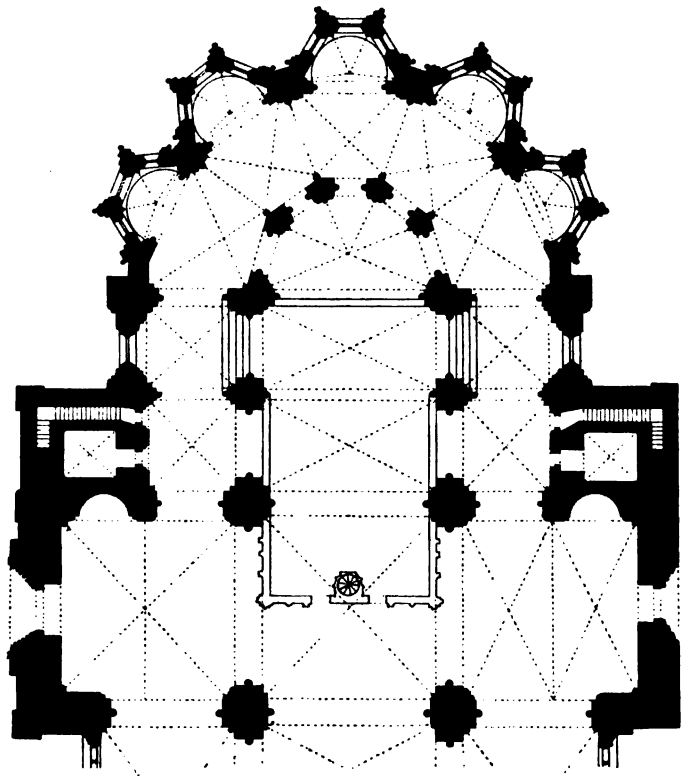


Fig. 157. Chor-anſicht. 1/250 w. Gr.

Iſt das Gewölbe eines Hochſchiffes in ein Stern- oder Netzgewölbe aufgelöſt, dann bietet das halbe Zehneck auch keine weiteren Schwierigkeiten. So zeigt es die St. Barbarakirche zu Kuttenberg (Fig. 162 u. 163[57]). Als die Silberbergwerke daſelbſt ſo vorzügliche Ausbeute lieferten, daſs von allen Seiten die Bergleute nach dort ſtrömten, begannen letztere, um die Maſſen der Andächtigen unterzubringen, nicht bloſs eine fünfſchiffige Kirche, ſondern verſahen ſie noch auſserdem mit Emporen. Auf einem ſteil abfallenden Rücken über der Stadt gelegen, gewährt ſie mit ihrem Wald von Strebebogen und Fialen über dem geſchloſſenen rieſigen Unterbau der Kapellen eines der groſsartigſten Bilder, das Menſchenphantaſie je erdacht hat. Der Entwurf, wie der Bauanfang ſtammen, wie ſchon früher angeführt, höchſt wahrſcheinlich von *Peter Parler*, da dieſer Chor demjenigen in Kolin faſt völlig gleicht.

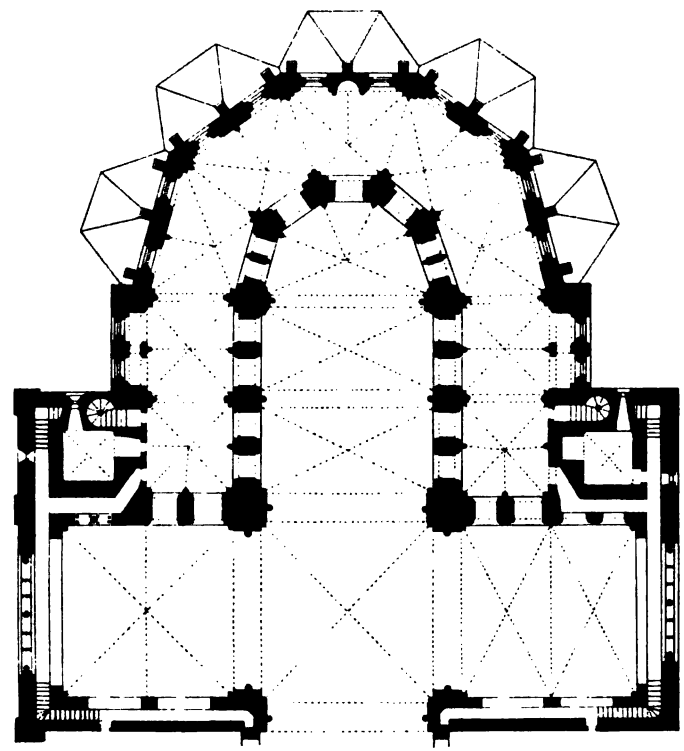
57) Nach: Mittheilungen der Central-Commiſſion etc.

Fig. 158.



Unterer Chorgrundriſs.

Fig. 159.



Oberer Chorgrundriſs (Biſchofsgang).

1/500 w. Gr.

Dom zu Magdeburg.

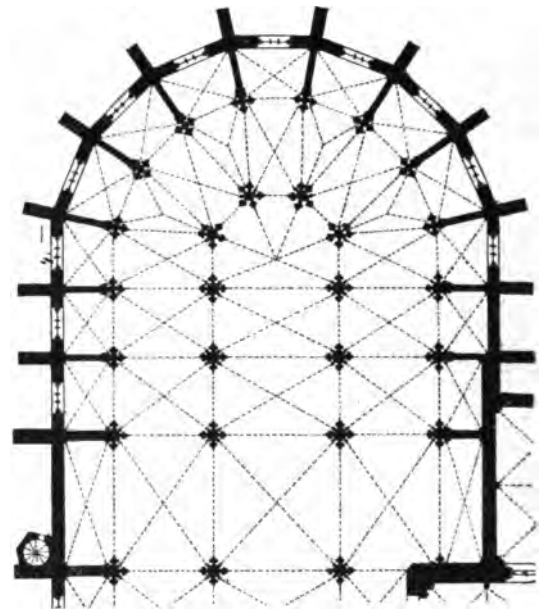
Der Chor der Franziskanerkirche in Salzburg (Fig. 161[58]) zeigt dann die luftigſte Halle, welche man ſich denken kann. Der Chorumgang wird nur durch eine einzige Säule bewerkſtelligt. Dieſe fünf Chorſäulen ſtehen ſo weit auseinander, und der völlige Fortfall aller Gurtbogen, ſelbſt zwiſchen den einzelnen Schiffen, macht das Gewölbe des ganzen Hallenchors ſo zu einer Einheit, daſs man den Zuſammenhang der anſcheinend unregelmäſsig ſtehenden Säulen nicht mehr mit den Augen erfaſst; man erhält einen mehr oder minder unruhigen und unbehaglichen Eindruck. Will man allerdings um einen Predigenden eine groſse Menſchenmenge ſcharen, ſo giebt es keine überſichtlichere Anordnung, es ſei denn, man läſst auch noch dieſe Säulen fort und ſchlägt die Gewölbe unmittelbar von Widerlager zu Widerlager. Der Chor iſt gegen 1500 entſtanden.

88. Verzeichnen der Chorhäupter.

Das Verzeichnen der völlig ausgebildeten Chorhäupter mit Kapellenkranz bietet ſeine Schwierigkeiten.

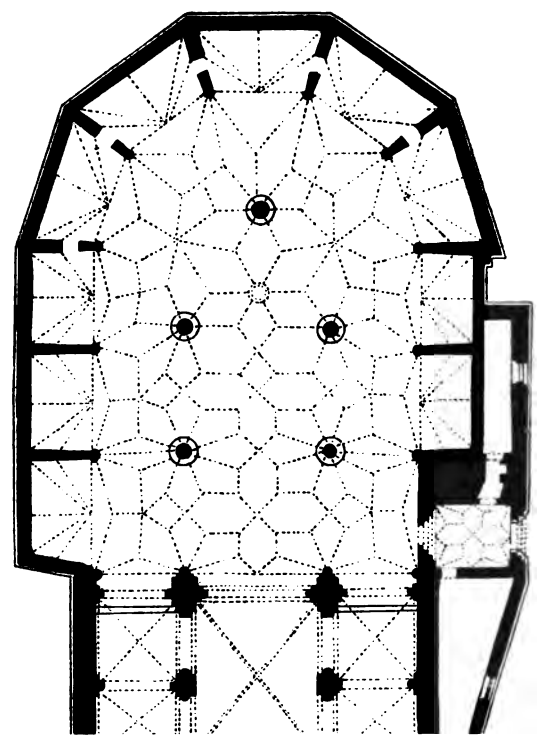
Betrachten wir zuerſt dasjenige des Prager Domes (Fig. 164[59]). Daſelbſt iſt eine Schwierigkeit ohne Bedenken umgangen, indem der Schluſsſtein des oberen Chorgewölbes X in den Gurt verlegt iſt. Dadurch erhält man gleiche Kapellen im Vieleck und ungebrochene Durchführung der Radien X nach B, E', G'. Im allgemeinen hat man dieſes Anſchneiden der Rippen an den Gurt gemieden und hat daher lieber fünf Seiten eines Achteckes oder ſieben eines Zwölfeckes genommen. Dabei iſt es möglich, den Schluſsſtein vom Gurt zu

Fig. 160.



Kloſterkirche zu Zwettl.
Chorgrundriſs. — $^1/_{500}$ w. Gr.

Fig. 161.

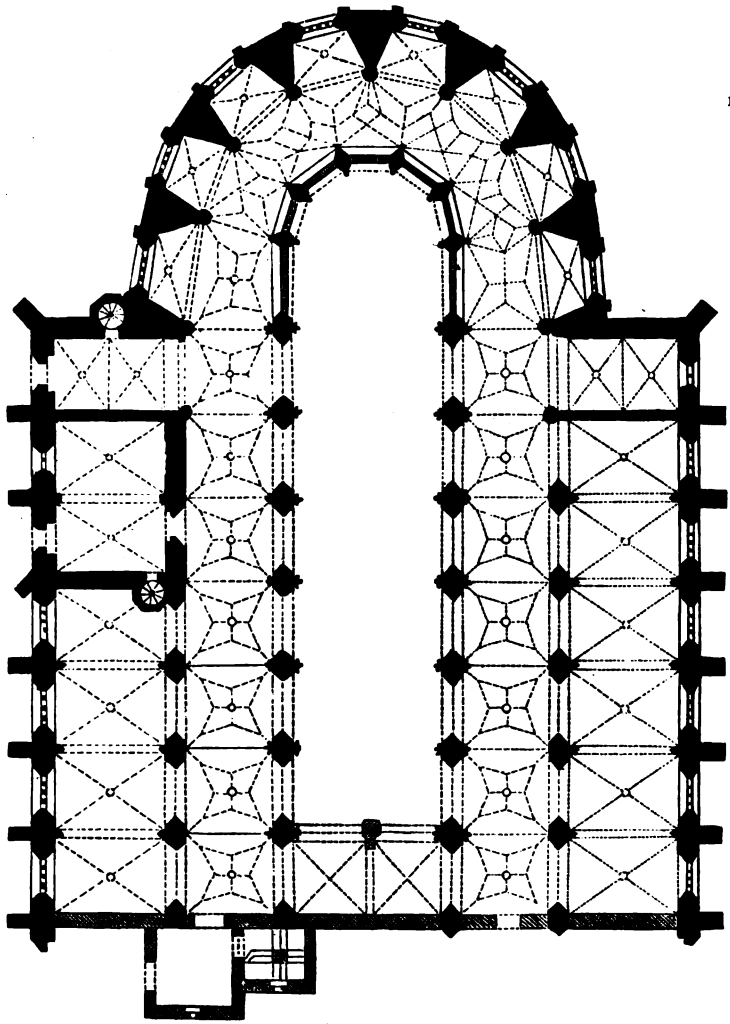


Franziskanerkirche zu Salzburg.
Chorgrundriſs[58]). — $^1/_{500}$ w. Gr.

58) Nach: Mittheilungen der Central-Commiſſion etc.

59) Nach *Eſſenwein*'s Aufnahme.

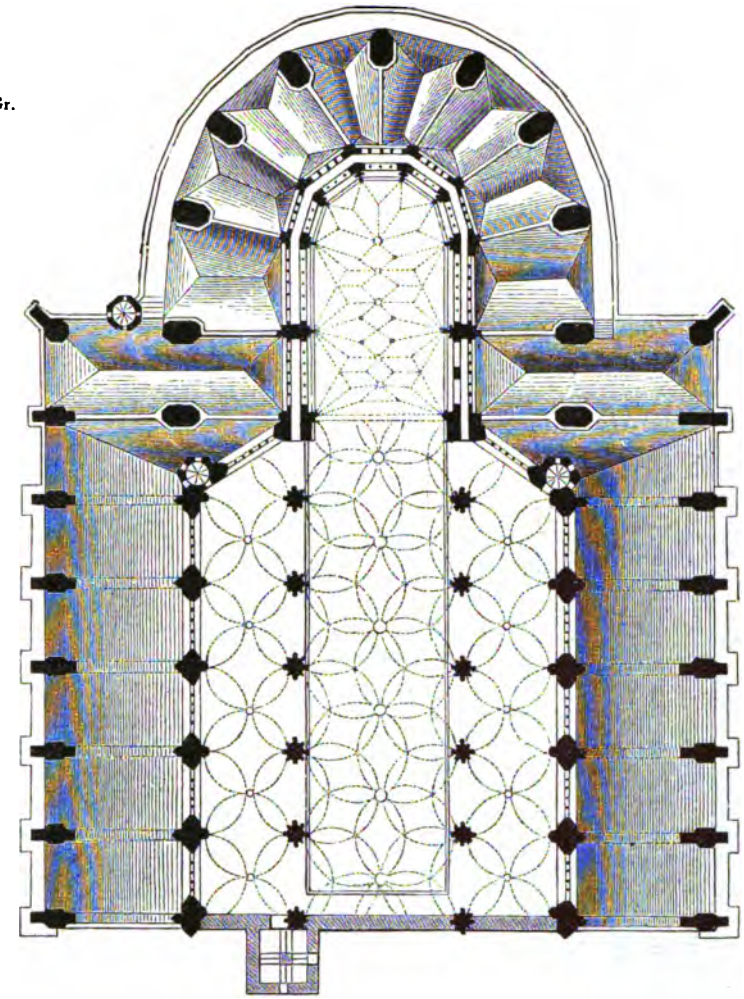
Fig. 162.



Grundriſs.

1/500 w. Gr.

Fig. 163.

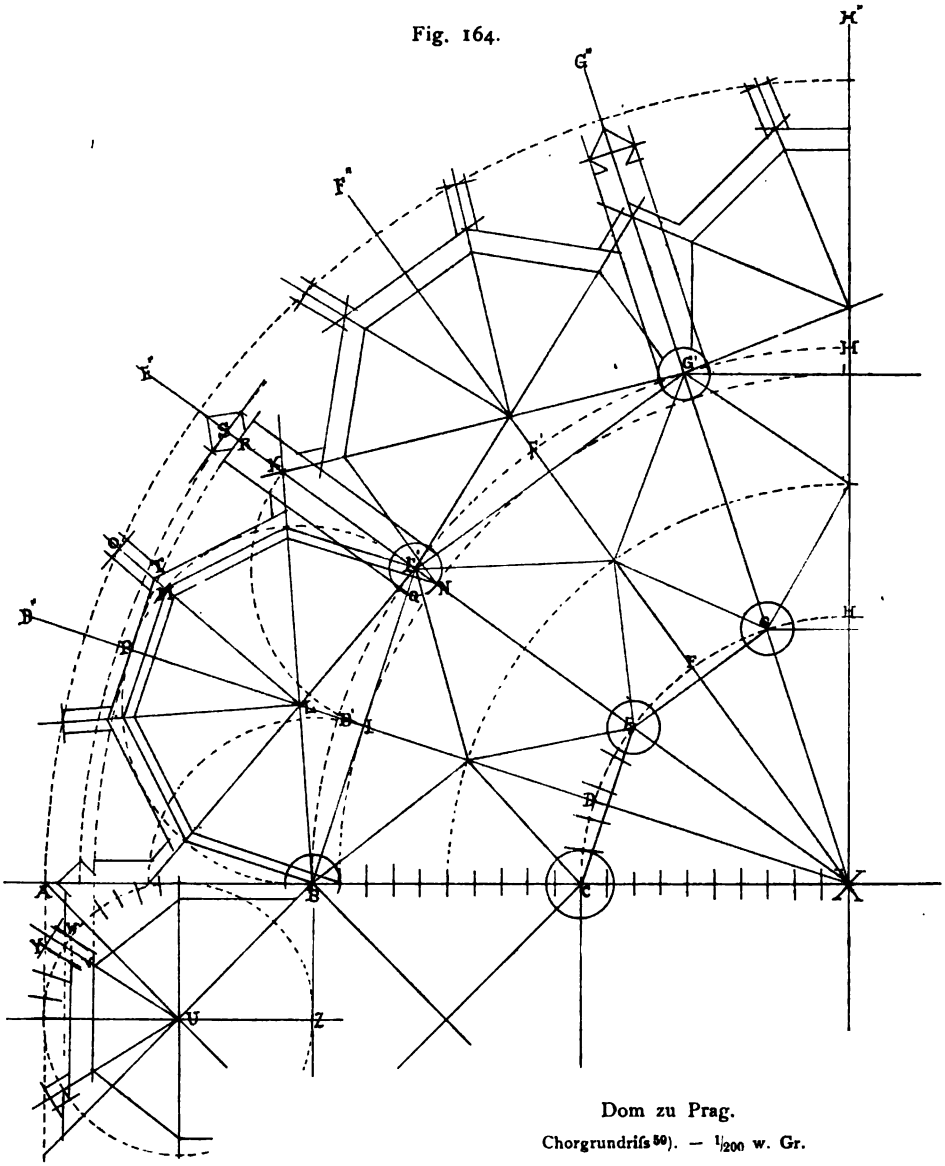


Grundriſs in der Höhe der Emporen.

St. Barbarakirche zu Kuttenberg [57]).

trennen; doch müſſen dann die Strahlen von X nach B, E' und G' gebrochen werden, um eine gleichmäſsige Teilung der Kapellen zu ermöglichen. (Siehe den Grundriſs des Cölner Domes in Kap. 5: Domkirchen.) Die Prager Löſung hat auch noch den Nachteil, daſs, wenn man die Kapellenbreite des Vieleckes am Langchor beibehalten will, man dann in der Arkadenſtellung eine von den Bogen CE, EG u. ſ. w. völlig

Fig. 164.

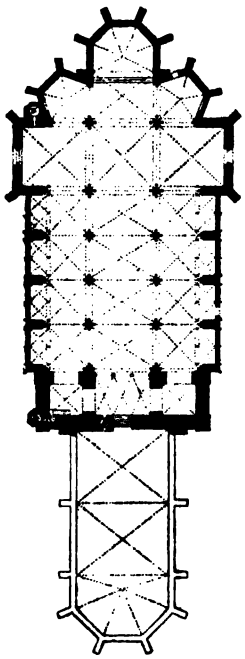


Dom zu Prag.

Chorgrundriſs [59]). — $^1/_{200}$ w. Gr.

abweichende Oeffnung erhält. Oder man muſs, wie in Prag geſchehen, die Kapellen am Langhaus viel ſchmaler anlegen. Beim Cölner Dom iſt zur Vermittelung zwiſchen den breiten Langhausarkaden und denjenigen im Chorvieleck eine zwiſchen beiden Breiten die Mitte haltende Arkade eingeſchoben. Der Prager Grundriſs zeigt auch, daſs die Baumeiſter beim Entwurf den Breiten u. ſ. w. ganze Zahlen zu Grunde gelegt haben; das Schiff iſt 20 Ellen, das Seitenſchiff 10 Ellen und eine Chorarkade 5 Ellen breit.

Fig. 165.



St. Katharinenkirche zu Oppenheim.
Grundrifs. — $^1/_{1000}$ w. Gr.

89. Chorhäupter ohne Umgang und ohne Kapellenkranz.

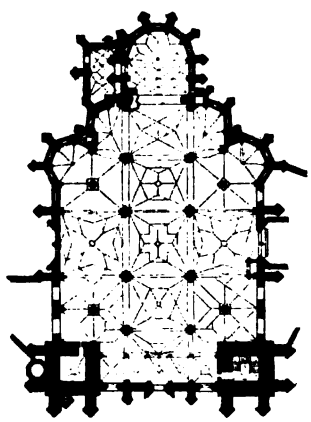
Nun giebt es noch eine dritte Art der Chorhäupter. Sie haben keinen Umgang und daher auch keinen Kapellenkranz. Sie ſtellen die Altarniſchen, welche die Seitenſchiffe enden, übereck und ſchaffen ſo ebenfalls einen reichen Chorabſchluſs. Dies zeigen wohl zuerſt *St.-Yved* in Braisne bei Soiſſons, dann *St. Martin* zu Ypern, die Liebfrauenkirche in Trier, die Stiftskirche in Xanten, die St. Katharinenkirche zu Oppenheim und die St. Eliſabethkirche in Kaſchau.

Chöre und Kreuzſchiff von Oppenheim (Fig. 165) ſind 1262 begonnen worden; auch die Geſamtanlage des Schiffes entſtammt dieſer Zeit.

Ueber die St. Eliſabethkirche zu Kaſchau in Ungarn (Fig. 166) haben ſich hinſichtlich ihrer Entſtehung gar keine Nachrichten erhalten. Da in den Verzierungen die franzöſiſche Lilie eine groſse Rolle ſpielt, ſo nimmt man an, daſs ſie unter *Karl I.* von Anjou nach 1307 aufgeführt worden iſt. Urſprünglich fünfſchiffig geplant, iſt bei der Aufführung der Innenpfeiler anſcheinend die alte Anlage aufgegeben und die Kirche dreiſchiffig hergeſtellt worden.

Wenn wir ſo die Wandelungen der Chorniſche von der Zeit ab, wo die romaniſche Kunſt die altchriſtlichen Ueberlieferungen aufnimmt, betrachtet haben, wenn wir geſehen haben, wie die verſchiedenen Bedürfniſſe aus der einfachen halbrunden Apſis das gotiſche Chorhaupt mit Umgang und Kapellenkranz geſchaffen haben, wie ſich die Notwendigkeit und das Erfordernis, gepaart mit reicher Künſtlerphantaſie, als glücklichſte Triebkräfte für neue, nie geſehene Geſtaltungen erwieſen haben, ſo dürfte damit ein glänzendes Beiſpiel dafür gegeben ſein, was wir unter »vernunftgemäſser Bauweiſe« und «künſtleriſcher Phantaſie« im Gegenſatz zu «Willkür« und »Phantaſterei« verſtehen.

Fig. 166.



St. Eliſabethenkirche zu Kaſchau.
Grundrifs. — $^1/_{1000}$ w. Gr.

90. Oſtrichtung des Chors.

Werfen wir noch einen Blick auf die Himmelsrichtung, nach welcher die Chöre weiſen. Die frühen chriſtlichen Kirchen hatten den Chor nicht nach Oſten gerichtet, ſondern nach Weſten, da der Prieſter hinter dem Altar mit dem Geſicht nach dem Volke zu ſtand: alſo nach Oſten. Daher ſind faſt ſämtliche alten römiſchen Kirchen mit dem Chor nicht nach Oſten, ſondern nach Weſten gerichtet — ſo auch *St. Peter* in Rom.

Zu romaniſcher Zeit ſchon war es üblich, die Kirchen mit ihrem Chor nach Oſten zu wenden. Doch iſt dies kein Zwang; die Kirchen des ſpäteren Mittelalters, welche eingebaut zwiſchen Häuſervierteln neu entſtanden, bequemen ſich den Straſsen und ihrem Verkehr an, ohne immer die Oſtrichtung innezuhalten. Aber ſelbſt diejenigen Kirchen, welche nach Oſten gerichtet ſind, weichen untereinander ab, und zwar wohl deswegen, weil der Erdmagnetismus Schwankungen erleidet und dadurch die Magnetnadel verſchieden abgelenkt wird.

Hierauf hat *Wehner* in der unten genannten Quelle[60]) aufmerkſam gemacht. 1580 betrug die Ablenkung 11°30′ nach Oſten und 1814: 22°34′ nach Weſten.

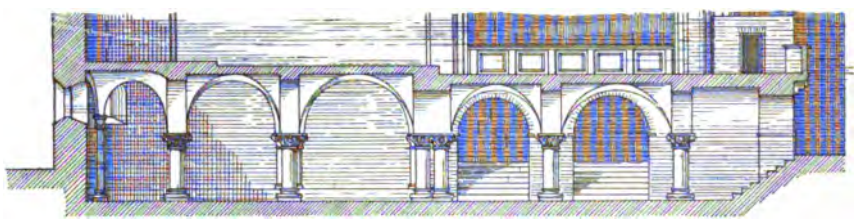
Häufig iſt die Längsachſe des Chors gegen diejenige des Schiffes geknickt, beſonders bei franzöſiſchen Kathedralen. Man hat dies als eine Hindeutung auf das Neigen des Hauptes Chriſti am Kreuz erklären wollen; doch ſicher mit Unrecht. Eher dürfte die alte Schiffsrichtung wegen der Grundmauern auch die neue beſtimmt haben, während der Chor nunmehr ſo gerichtet wurde, wie es die Magnetnadel gerade verlangte.

b) Krypten.

91. Entſtehung.

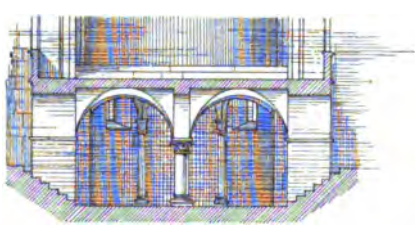
Die Anlage von Krypten unter den Kirchenchören iſt uralt und wohl eine Erinnerung an die Katakomben. Jedenfalls ſehen wir ſchon um 820 *Einhard*'s Baſilika zu Steinbach mit einer ſchön gewölbten Krypta ausgeſtattet, und ebenſo zeigt der vielleicht gleichzeitige Plan der Kloſterkirche von St. Gallen eine überwölbte Krypta. Doch ſind die Krypten dieſer Zeit eigentlich nur gewölbte Gänge, an

Fig. 167.



Längenſchnitt. — $^1/_{250}$ w. Gr.

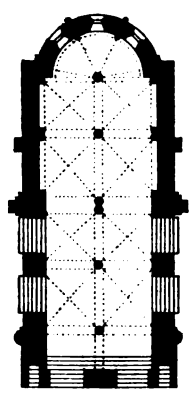
Fig. 168.



Querſchnitt. — $^1/_{250}$ w. Gr.

Krypta der Kloſterkirche zu Jerichow[61]).

Fig. 169.



Grundriſs. — $^1/_{500}$ w. Gr.

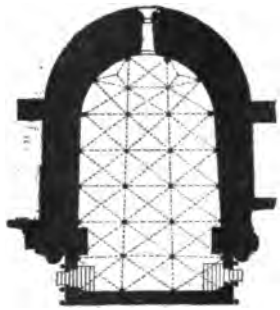
welche ſich unter dem Hochaltar eine Sackgaſſe — das Grab des Heiligen — ſeitlich anſchlieſst. Die Katakomben waren jener Zeit teilweiſe bekannt. Die Heiligen wurden aus denſelben ſeit dem VIII. Jahrhundert entnommen, und ſo bemühte man ſich, dieſe Gänge auch zu Hauſe nachzuahmen.

Später erweiterten ſich dieſelben zu völligen Kellern, deren Decken gewölbt waren und durch Säulen geſtützt wurden. Eine ſolche zweiſchiffige Krypta zeigt die Kloſterkirche zu Jerichow (Fig. 167 bis 169[61]), und eine dreiſchiffige *San Michele*

[60]) In: Denkmalpflege 1899, S. 97.

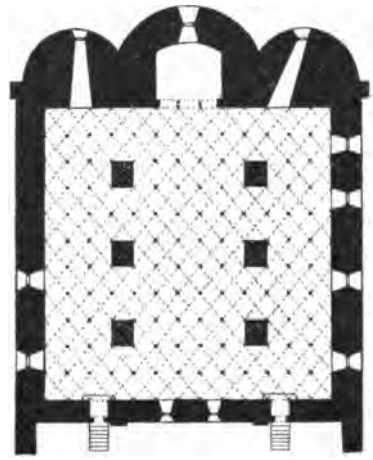
[61]) Nach: Adler, a. a. O.

Fig. 170.



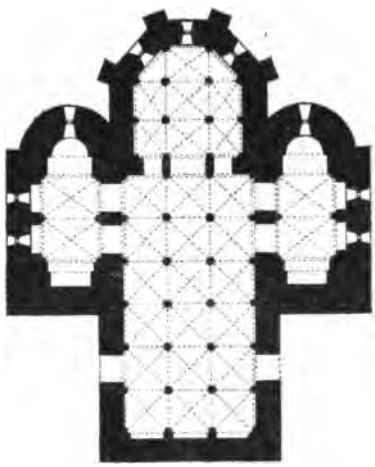
Kirche *San Michele* zu Pavia.
Grundrifs der Krypta[62]).
1/500 w. Gr.

Fig. 171.



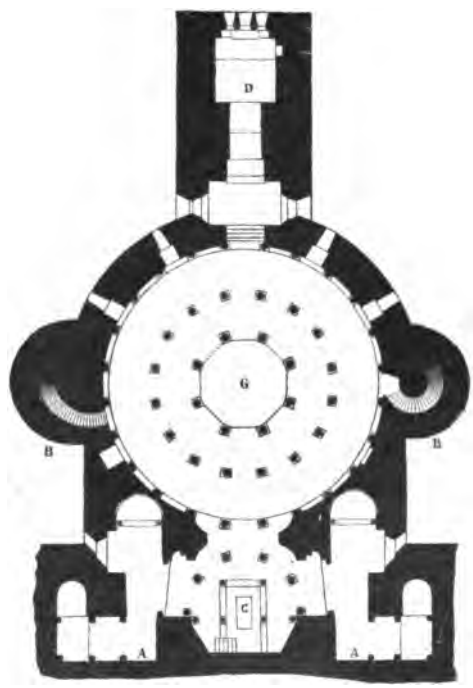
Dom zu Gurk.
Grundrifs der Krypta[63]). — 1/500 w. Gr.

Fig. 172.



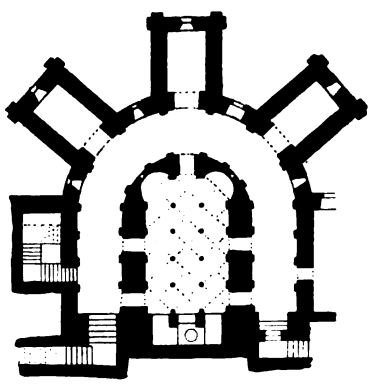
Klofterkirche zu Trebitfch.
Grundrifs der Krypta. — 1/500 w. Gr.

Fig. 173.



Kirche *St.-Benigne* zu Dijon.
Grundrifs der Krypta. — 1/500 w. Gr.

Fig. 174.

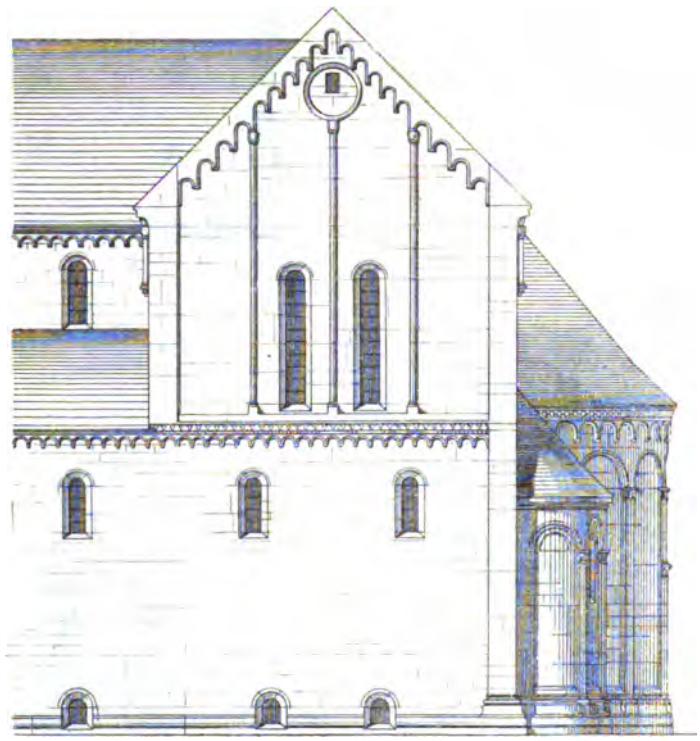


Kirche *St.-Philibert* zu Tournus.
Grundrifs der Krypta. — 1/500 w. Gr.

in Pavia (Fig. 170[62]). Eine der gröfsten Krypten ift diejenige unter dem Dom zu Gurk (Fig. 171[63]), da fie fich auch unter die Seitenfchiffe erftreckt; ein Wald von kleinen Säulchen trägt die Decke.

In Trebitfch (Fig. 172) mufs noch vor Fertigftellung der Krypta irgend eine fchwere Unglückszeit plötzlich eingetreten fein; denn die Schalbrettchen, auf welchen die Gewölbe um 1200 hergeftellt worden find, find nicht einmal entfernt. Uebrigens

Fig. 175.



Dom zu Gurk.
Südliches Querfchiff[64]). — $^1/_{250}$ w. Gr.

fehlt die in Fig. 172 gezeichnete füdliche Kapelle der Krypta, wie die darüber liegende Apfide nebft den äufseren Jochen des Seitenfchiffes.

Eine uralte Krypta ift diejenige von *St.-Benigne* zu Dijon (Fig. 173). Abt *Wilhelm* hat fie gegen das Jahr 1000 aufführen laffen. Sie ift eine völlige Unterkirche.

In *St.-Philibert* zu Tournus (Fig. 174) erftreckt fich die Krypta unter den ganzen Chor nebft Umgang und Kapellen.

Mit dem Beginn des XIII. Jahrhunderts hören die Krypten plötzlich auf.

c) Querfchiff.

92. Entftehungszeit.

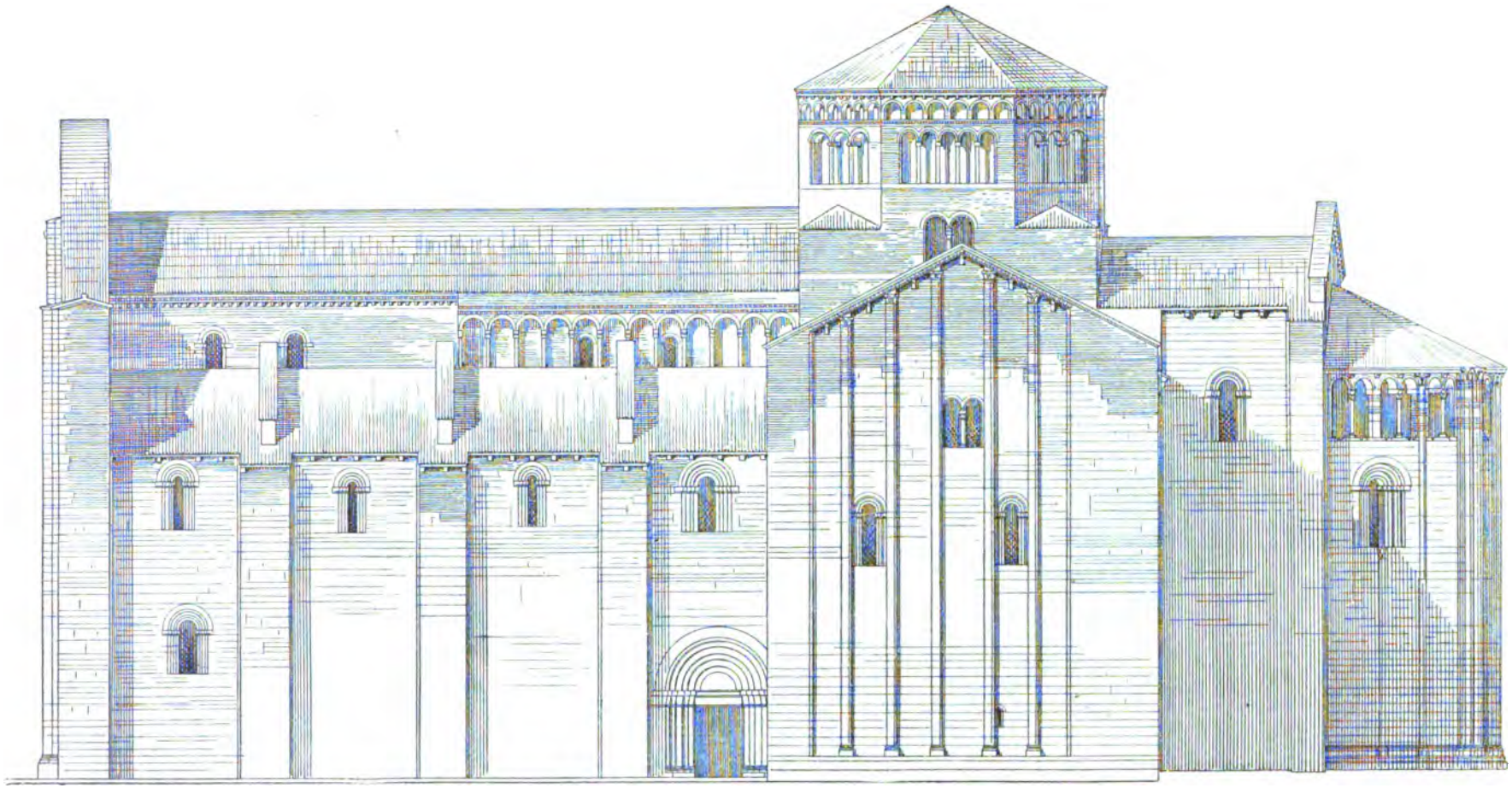
Wenden wir uns nun dem Quer- oder Kreuzfchiff zu. Ein Kreuz weifen fchon die Kirchen *Konftantin des Grofsen* auf, fo vor allen der alte St. Petersdom zu Rom. Doch hat die altchriftliche Zeit die Kreuzflügel weniger geliebt. Erft die fränkifche Baukunft fcheint die Kreuzkirche fo ausgebildet zu haben, wie fie die romanifche Kunft

62) Nach: DE DARTEIN, F. *Étude fur l'architecture Lombarde et fur les origines de l'architecture Romano-Byzantine.* Paris 1865—82.

63) Nach: Mittheilungen der Central-Commiffion etc.

64) Nach: HEIDER, v. EITELBERGER & HIESER, a. a. O.

Fig. 176.

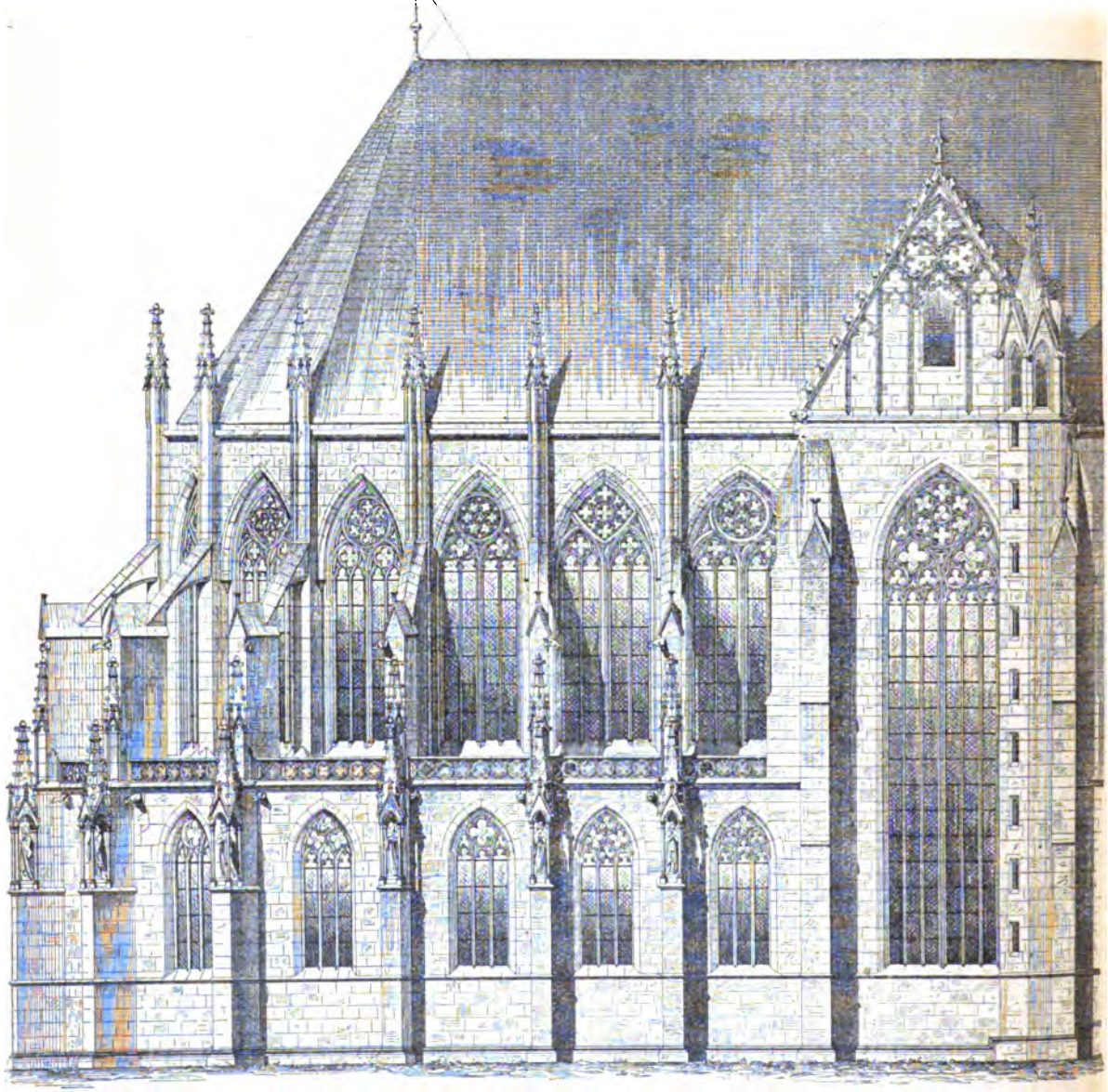


Kirche *San Michele* zu Pavia.

Seitenansicht[65]). — $^1/_{250}$ w. Gr.

beſitzt. Auch der St. Gallener Grundriſs (ſiehe die Tafel bei S. 65) zeigt eine kreuzförmige Kirche. Ebenſo iſt die Kirche *Einhard*'s zu Steinbach-Michelſtadt eine Kreuzanlage; doch iſt das Kreuzſchiff bei letzterer niedriger und ſchmaler als das

Fig. 177.



Kloſterkirche zu Zwettl.
Nordſeite[66]). — $^1/_{250}$ w. Gr.

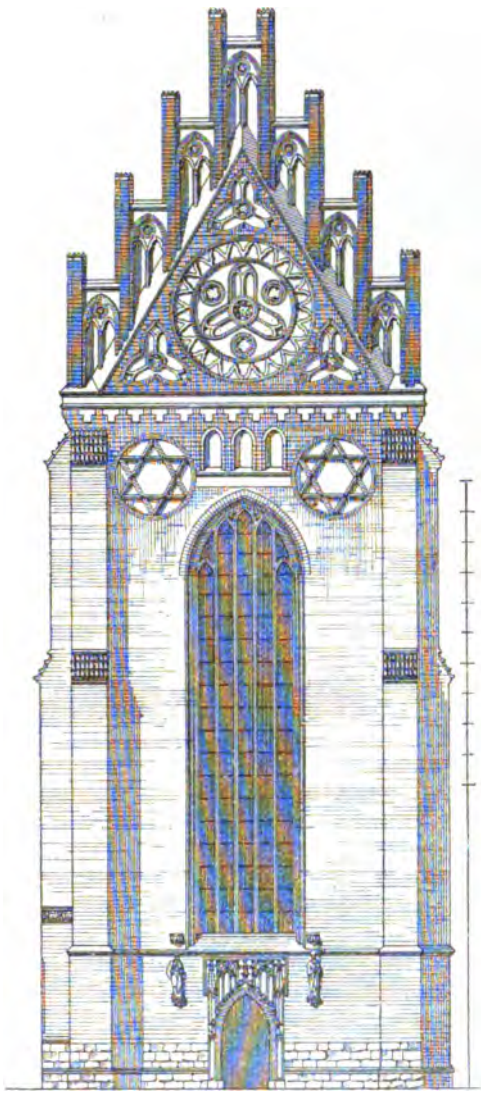
Mittelſchiff. Die Kirchen nach dem Jahre 1000 zeigen, wenn kreuzförmig errichtet, meiſt eine ausgebildete Anlage; Querſchiff und Mittelſchiff ſind gleich breit und gleich hoch. Auch die Betonung des Kreuzungspunktes beider Schiffe durch einen

[65]) Nach: DE DARTEIN, a. a. O.
[66]) Nach: HEIDER, v. EITELBERGER & HIESER, a. a. O.

Turm, den Vierungsturm, oder durch einen blofsen Dachreiter findet ſich zu dieſer Zeit ſchon völlig entwickelt vor. Ja es giebt Kirchen mit zwei Querſchiffen hintereinander, ſo die Abteikirche von Cluny, oder mit je einem Querſchiffe am Oſt- und am Weſtchor.

In der romaniſchen Zeit tritt, wie in Art. 77 (S. 91) bereits geſagt, die Sitte auf, zwei entgegengeſetzte Chöre, je einen im Oſten und einen im Weſten, anzulegen. Der eigentliche Grund dieſer Anordnung iſt immer noch unerklärt. Vielleicht diente der Weſtchor als Pfarrchor für die Pfarrgemeinde des Domes oder des Kloſters. Mit dieſen zwei Chören treten zwei Querſchiffe und mit dieſen zwei Vierungstürme auf. So in *St. Michael* zu Hildesheim.

Fig. 178.



Dom zu Stendal.
Nördliches Querſchiff[61]).

Aufserdem werden die Querſchiffe noch von Treppentürmen begleitet, damit man die Dächer erſteigen kann, und ſo zeigt ſchon die Michaelskirche zu Hildesheim, welche der heilige Biſchof *Bernward* um 1020 erbauen liefs, dieſe reiche und überaus maleriſche Anlage.

Am Schluſs der romaniſchen Zeit eifert ihr der Dom von Worms nach — eines der glänzendſten Beiſpiele der Turmfreudigkeit des ganzen Mittelalters.

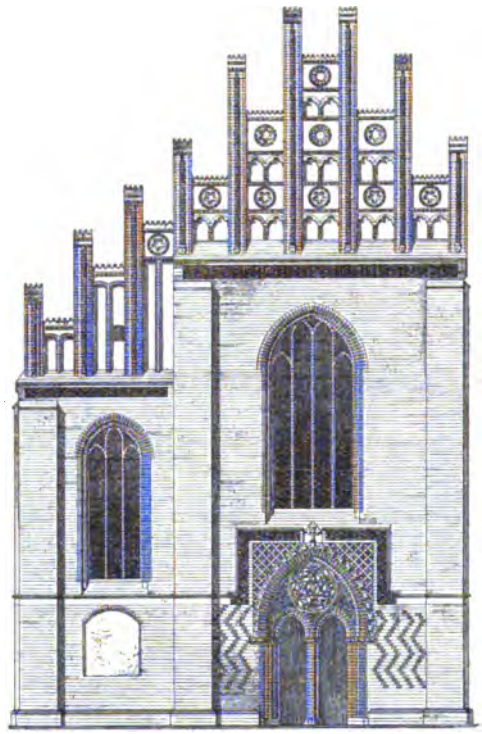
93. Endigungen der Querſchiffe.

Die Querſchiffe endigen entweder mit geradem Schluſs, ſind alſo viereckig, oder mit halbkreisförmigen chorähnlichen Anlagen, die ſpäter vieleckig werden.

Solche viereckige Kreuzſchiffe zeigt der Dom zu Gurk (Fig. 175[64]) und *San Michele* zu Pavia (Fig. 176[65]). In beiden Kirchen fallen die kleinen romaniſchen Fenſter in die Augen. Das Kreuzſchiff zu Gurk iſt eine ſpätere Hinzufügung und zeigt die langgeſtreckten Fenſter, wie ſie ſchon im Uebergangsſtil, entgegengeſetzt den romaniſchen Gepflogenheiten, ſich entwickeln. Das Aeufsere von *San Michele* zu Pavia zeigt richtig italieniſch noch weniger Fenſteröffnungen als Gurk, die auch in Italien nicht nötig ſind. Eine geldkräftigere Zeit begann, eine Zwerggalerie am Langſchiff entlang auszuführen; doch iſt es beim Anfang geblieben. Zu romaniſcher Zeit ſieht man ſehr häufig, dafs alte einfache Kirchen ſpäter auf das reichſte mit Blendbogen und Bogenſtellungen geſchmückt werden, ſo auch in Andernach.

[61]) Nach: Adler, a. a. O.

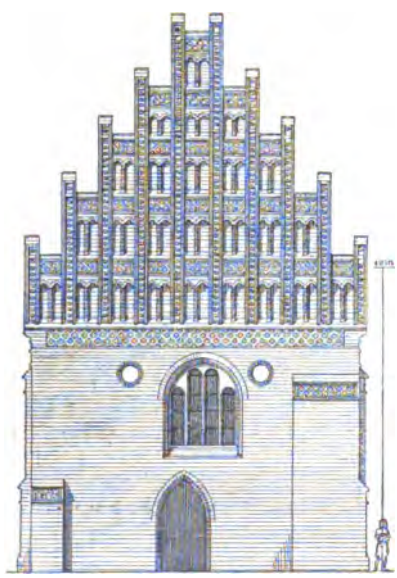
Fig. 179.



St. Stephanskirche zu Tangermünde.

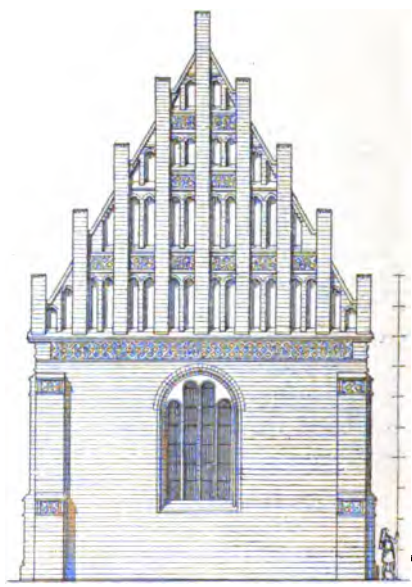
Nördliches Querſchiff[68]).

Fig. 180.



Weſtgiebel.

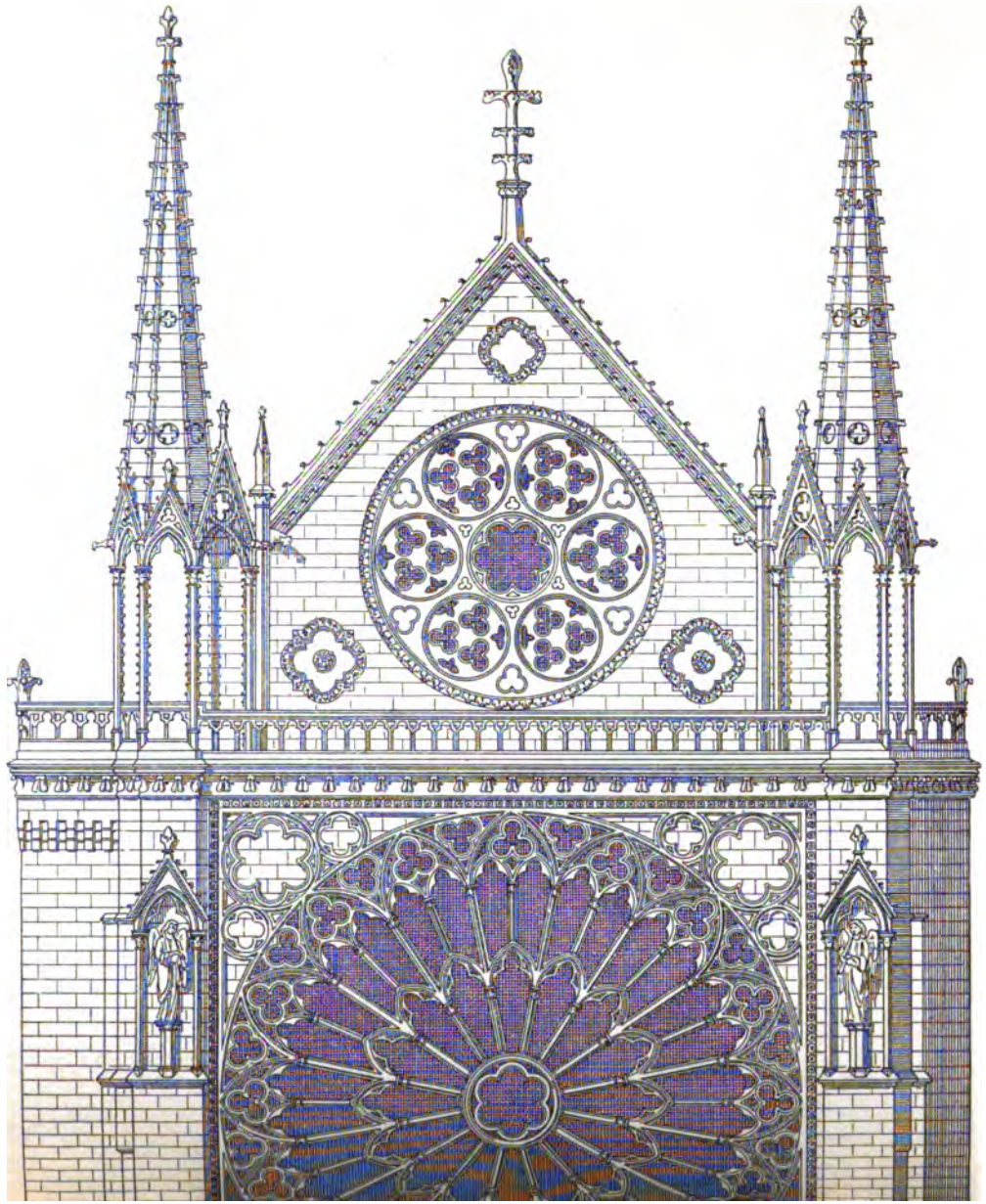
Fig. 181.

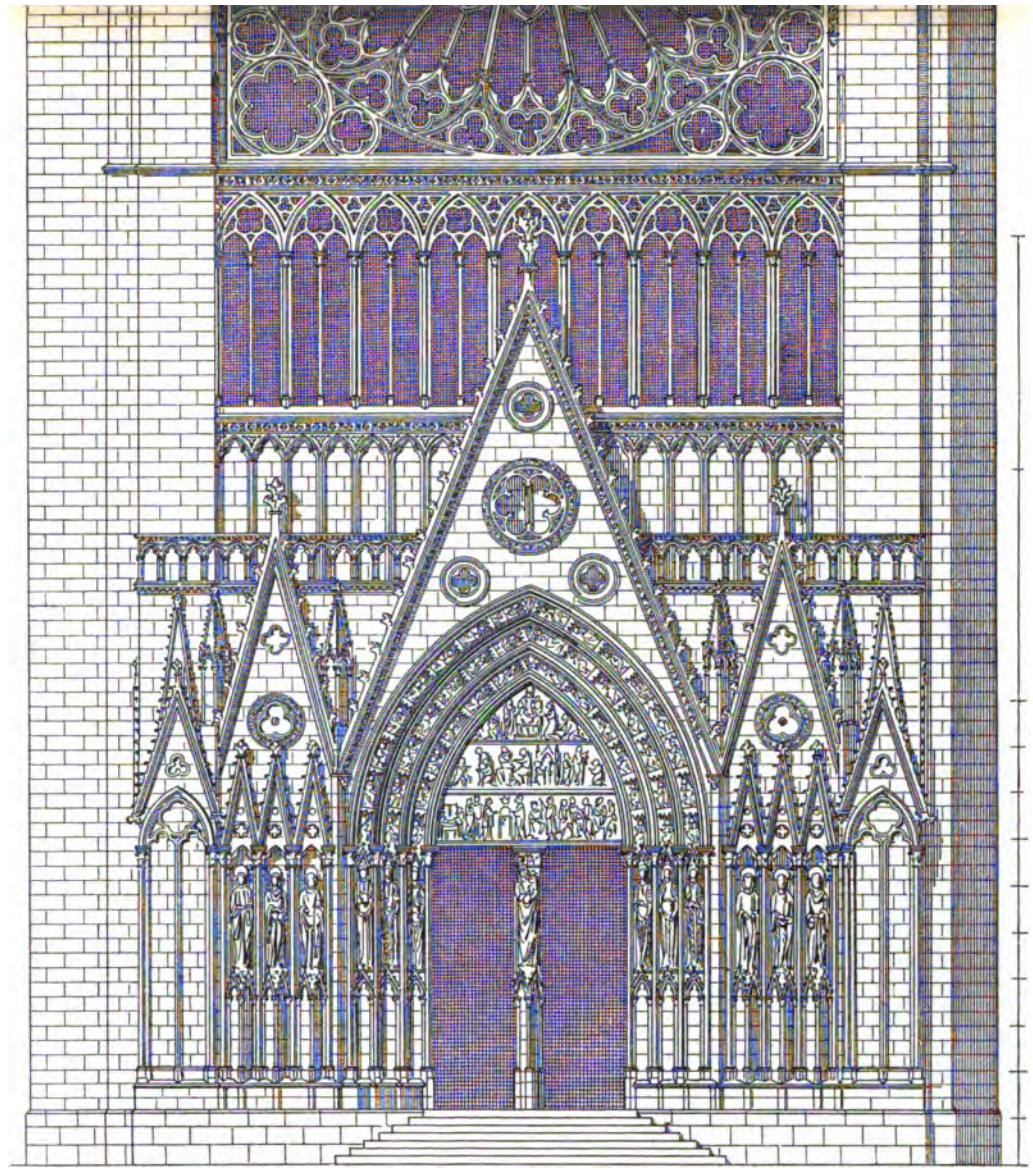


Oſtgiebel.

Kapelle des heiligen Grabes an der Kloſterkirche Heiligengrabe in der Mark[68]).

1/250 w. Gr.





Notre-Dame-Kirche zu Paris.

Nördliches Querſchiff.

Aus: Dehio, G. & G. v. Bezold. Die kirchliche Baukunſt des Abendlandes. Stuttgart 1884 ff.

Während die Franzoſen von der frühen Gotik ab für die Kreuzflügel faſt ausſchlieſslich die Roſenfenſter verwenden — das bekannteſte Beiſpiel dürfte das Querſchiff der Pariſer *Notre-Dame* (ſiehe die nebenſtehende Tafel) ſein — bürgert ſich in Deutſchland ein rieſiges Langfenſter ein. So zeigt es in Sandſtein Zwettl (Fig. 177[66]) und in Ziegeln der Dom von Stendal (Fig. 178[67]).

Auch die Giebelausbildung unterſcheidet ſich in Deutſchland und Frankreich weſentlich dadurch, daſs die franzöſiſchen Giebel faſt immer von Ecktürmchen oder Fialen ſeitlich begleitet ſind, während letztere den deutſchen Giebeln faſt immer fehlen. Die Füllung des Stendaler Giebels iſt völlig aus dem Maſsſtab gefallen und wirkt ſehr ungeſchickt. Die Giebel des benachbarten braunſchweigiſchen Landes kranken faſt ſämtlich an ähnlichen unſchönen Füllungen. Doch iſt die Bekrönung des Giebels mit Staffeln und Zinnen hochmaleriſch. Der Ziegelbau macht auch bei Kirchen von verzierten Füllungen und Flächen viel mehr Gebrauch als die Haufteingotik.

Eine ähnliche Kreuzſchifflöſung zeigt die Kirche *St. Stephan* zu Tangermünde

Fig. 182.

Liebfrauenkirche zu Roermond.

(Fig. 179[68]). Ihr Kreuzſchiff ſtammt vom Jahre 1470; denn es iſt dem Chor gleichalterig, in welchem ſich folgende Inſchrift erhalten hat: »Anno dni. MCCCCLXX *feria quinta ante palmarum ad honorem dei inceptus est: chorus iste* . . .«

Die Giebel der heiligen Grabkapelle an der Kloſterkirche Heiligengrabe in der Mark (Fig. 180 u. 181[68]) ſeien hier noch als ſchöne Beiſpiele für die Ausbildung reicher Backſteingiebel angeſchloſſen. Auch ſie entſtammen ungefähr derſelben Zeit, wie das Kreuzſchiff von Tangermünde.

94. Runde und vieleckige Abſchlüſſe.

Die prunkvollſten Anlagen mit rundem Schluſs der Kreuzarme ſind *St. Maria in Kapitol* zu Cöln (geweiht 1049), *Groſs St. Martin* (geweiht 1171) und *St. Apoſteln* (um 1199) ebendaſelbſt. Ein Beiſpiel mit vieleckigem Schluſs iſt die Liebfrauenkirche zu Roermond (Fig. 182); dieſelbe hat den gleichen Werdegang durchgemacht, wie ihre rheiniſche Mitſchweſter, *St. Quirin* zu Neuſs. Auch ſie hat ihre Gewölbe erſt nachträglich erhalten, und zwar zu frühgotiſcher Zeit zugleich mit einem neuen Weſtbau. Auch ihre romaniſchen Teile zerfallen ganz offenſichtlich

[68]) Nach: Adler, a. a. O.

in das frühere Schiff und den ſpäteren Dreikonchenbau. Dabei verführen auch hier die Urkunden, allein zu Rate gezogen, zu irrigen Schlüſſen.

Wenn ſich früher am Grabmal des Grafen *Gerard* von Geldern folgende Inſchrift auf einer Tafel befunden hat, ſo bezieht ſich das Wort »*monaſterium*« nicht auf die Kirche: »*Obiit anno milleſimo ducenteſimo vigeſimo nono, ipſo die Beati Severi Epiſcopi, Gerardus comes Gelriae et Zutphoniae, qui cum Margareta uxore ſua ad inſtantiam matris ſuae Richardae de Naſſovia, primae huius loci Abbatiſſae monaſterium fundavit anno milleſimo ducenteſimo decimo octavo, ambo in hoc loco ſepulti.*« Im Jahre 1218 hatte die Kirche mit den Kreuzkonchen ſchon beſtanden. Wahrſcheinlich iſt ſie bei ihrer Umwandelung zur Kloſterkirche überwölbt und mit dem neuen Weſtbau verſehen worden.

In dieſen Kreuzkonchen ſteht im allgemeinen kein Altar.

Die frühgotiſche Kunſt übernimmt dieſe Kreuzarmausbildung. So erhält die Liebfrauenkirche zu Trier (begonnen 1227) und die St. Eliſabethkirche zu Marburg (begonnen 1235) vieleckig geſchloſſene Kreuzarme.

Es iſt klar, daſs die Kreuzſchiffe den Raum in der Nähe des Chors, des Altarraumes, ſtark erweitern und ſo einer beträchtlichen Anzahl Andächtiger Raum dort gewähren, wo ſie gut hören und ſehen können, ſo daſs, beſonders bei baſilikaler Anlage, die Nachteile der Seitenſchiffe wenigſtens gerade an dieſer wichtigen Stelle ausgemerzt ſind.

d) Vierung und Vierungsturm.

95. Vierungstürme in Deutſchland.

Der Gedanke, die Kreuzung von Längsſchiff und Querſchiff durch einen Turm zu betonen, iſt uralt. Schon das Grabmal der Kaiſerin *Galla Placidia* zu Ravenna (nach 430) zeigt eine kleine Kreuzanlage, deren Vierung durch einen niedrigen Turmaufbau ausgezeichnet iſt. Innen iſt er zugleich als höher geführte Kuppel ſichtbar.

Einer der erſten Vierungstürme rheiniſcher Kunſt, der ſich erhalten hat, iſt derjenige der kleinen Doppelkirche Schwarzrheindorf bei Bonn (Fig. 183[69]). 1149 legte der ſpätere Erzbiſchof von Cöln, Domprobſt *Arnold* von Wied, den Grundſtein zu ihr auf ſeinem väterlichen Beſitz, und 1151 wurde ſie geweiht — einer der vielen Beweiſe, daſs auch im Mittelalter ſchnell gebaut wurde, wenn die Mittel vorhanden waren. Doch iſt die Kirche ſpäter, als ein Nonnenkloſter angebaut wurde, verlängert worden. Sie war vorher ein griechiſches Kreuz. Beide Geſchoſſe ſind gewölbt. Nur im Vierungsgewölbe der unteren Kirche iſt eine kleine Oeffnung angebracht. Trotzdem hört man daſelbſt in der oberen Kirche den Gottesdienſt ſo deutlich, als ob er etwa im Kreuzſchiff abgehalten würde.

Die Doppelkapellen waren damals in Deutſchland ſehr beliebt. Die bekannteſten ſind diejenigen zu Freiburg an der Unſtrut, zu Eger, zu Nürnberg, zu Goslar u. ſ. w.

Die Vierungstürme zu Laach (ſiehe Fig. 132 u. 133, S. 93 u. 94) ſind gleichalterig mit dem Turm zu Schwarzrheindorf; ſie ſind 1156 geweiht. Ebenſo verhält es ſich mit der Zwerggalerie, die hier oder zu Laach als die älteſte bekannte am Rhein angeſehen werden kann. Die Gewölbe enthalten Bemalungen aus jener Zeit, die nicht allzu gut aufgefriſcht ſind.

Aus derſelben Zeit ſtammt der ebenſo mächtige, als prachtvolle Vierungsturm von *Groſs St. Martin* zu Cöln (Fig. 184[69]). *Groſs St. Martin* war ein Schottenkloſter, d. h. iriſche und ſchottiſche Mönche kamen ſeit den Zeiten des heiligen *Bonifacius*

[69]) Nach: Bock, a. a. O.

jahrhundertelang nach Deutſchland und gründeten daſelbſt Klöſter. Die Kirche iſt in drei den Einzelheiten nach völlig getrennten Bauzeiten entſtanden. Auſsen ſieht man, daſs die Vierung nebſt ihrem Turm nicht an das Langſchiff paſst, nicht mit ihm aus einem Guſs entſtanden iſt. Im Inneren ſcheiden ſich dieſe beiden Teile ebenfalls. Während jedoch Vierung und Chor von unten bis oben aus einem Guſs entſtanden ſind, auſsen wie innen, ſo iſt dies beim Langſchiff nicht der Fall; dasſelbe zeigt zweierlei Hände. Man ſieht im Triforium (im Laufgang unter den Fenſtern) und am Gewölbe des Mittelſchiffes frühgotiſche Formen, während alles übrige romaniſch iſt. Unterſucht man das Gewölbe näher, ſo ſieht man, daſs es nachträglich eingebracht iſt; folglich war früher eine romaniſche, flachgedeckte Baſilika vorhanden. Es frägt ſich nun, war dieſe letztere eher als der Vierungsbau vorhanden oder iſt der Vierungsbau der ältere? Das letztere iſt aus ſolgendem

Fig. 183.

Kloſterkirche zu Schwarzrheindorf[69]).

Fig. 184.

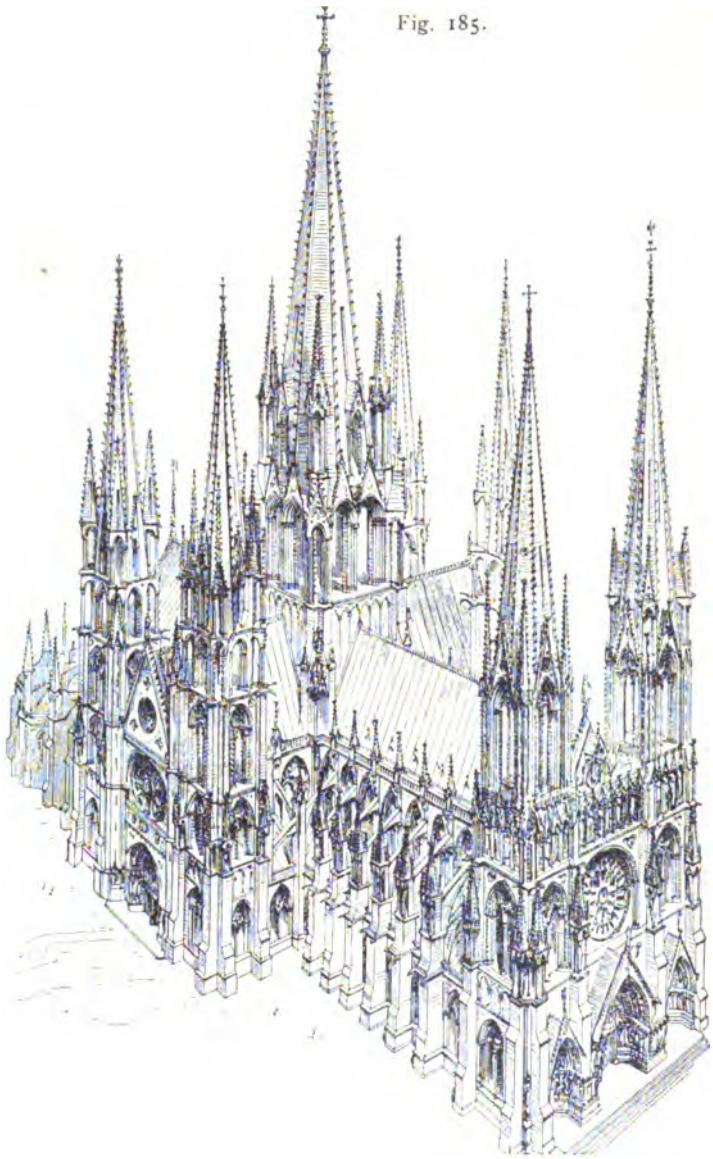
Kirche *Groſs St. Martin* zu Cöln[69]).

Grunde unmöglich. Die beiden weſtlichen Begleittürmchen des herrlichen Vierungsturmes ſitzen auf den Seitenſchiffsgewölben auf, und zwar in einer Ecke derſelben. Da es nicht möglich iſt, dieſe Gewölbe dem Turmbau nachträglich unterzuſchieben, ſo müſſen ſie älter ſein. Nun ſind folgende beiden Baunachrichten überliefert. 1171 wurde die Kirche eingeweiht, nachdem, wie geſagt, das Kloſter ſchon ſeit *Pippin*'s Zeiten beſtanden hatte und ſowohl der Bruder *Otto des Groſsen*, Erzbiſchof *Bruno*, wie Erzbiſchof *Warinus* Wiederherſteller des Kloſters genannt werden. Ferner hat ſich eine Urkunde eines Abtes *Symon* (zwiſchen 1206 und 1213) erhalten, in welcher er beſtätigt, daſs *Rudengerus*, der in ihrer Kirche treulichſt arbeitete, für ſich und ſeine beiden Frauen Jahrgedächtniſſe geſtiftet habe. *Rudengerus* hat die frühgotiſchen Gewölbe erſichtlich eingezogen, daher »*fideliter laborans in edificio eccleſiae noſtrae*«. Die Zeit um 1210 paſst zu dieſen Formen gut. Dagegen iſt 1171 die Kirche mit ihrem neuen Vierungsbau eingeweiht worden.

96. Franzöſiſche und engliſche Vierungstürme.

Die rieſigſten Vierungstürme hat die franzöſiſche und die engliſche Gotik geplant und begonnen. Doch iſt auf uns kein franzöſiſcher Vierungsturm völlig erhalten gekommen, da ſelbſt derjenige von Rheims abgebrannt iſt. *Viollet-le-Duc* hat mit ſeinem genialen Stift und ſeiner unvergleichlichen Kenntnis mittelalterlicher Bauten

Fig. 185.



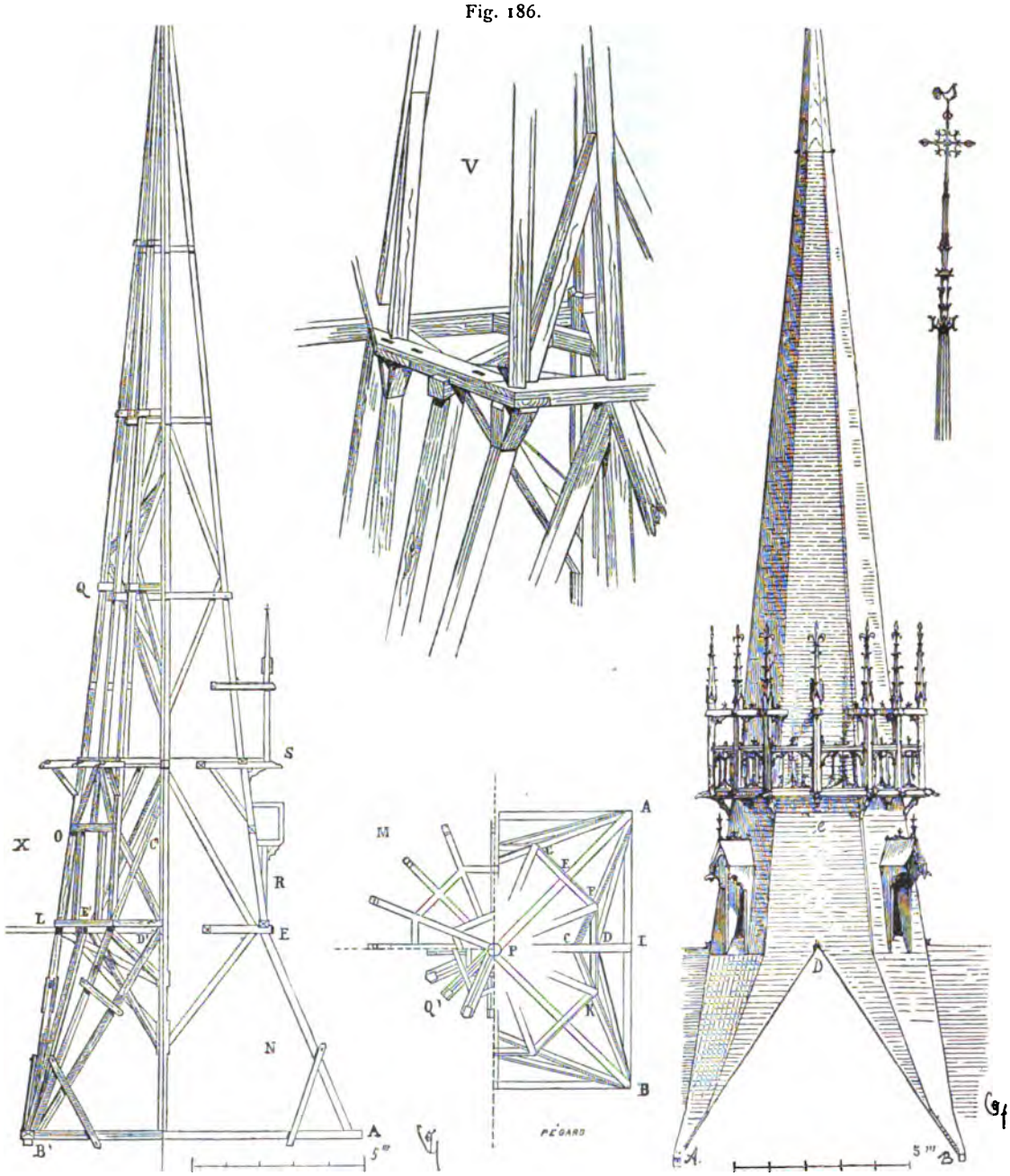
Viollet-le-Duc's Geſamtbild einer Kathedrale aus der erſten Hälfte des XIII. Jahrhunderts [70]).

eine Kathedrale mit ihrem ganzen Turmſchmuck und dem alle überragenden Vierungsturm auf dem Papier entſtehen laſſen (Fig. 185 [70]), wie ſie wohl die Baumeiſter um 1230 würden entworfen haben. Giebt es eine herrlichere und groſsartigere Schöpfung? Welch ein Abſtand zum griechiſchen Tempel! Welch ein rieſenhafter Fortſchritt im Können, Wiſſen und in der Geſtaltungskraft! Welche fruchtbare Künſtlerphantaſie im Gegenſatz zu derjenigen, welche den Tempel geſchaffen hat! Hier hatten die Baumeiſter

[70]) Nach: VIOLLET-LE-DUC, a. a. O.

während eines einzigen Jahrhunderts die Grundlagen für ein nie geſehenes, nie dageweſenes Wunderwerk geſchaffen; in Griechenland haben 600 bis 700 Jahre immer dasſelbe Tempelſchema mit ſechs oder acht Säulen gezeichnet und kaum verändert.

Fig. 186.



Dachreiter der Kathedrale zu Eu [71]).

Was iſt die techniſche Leiſtung eines griechiſchen Tempels gegen eine Kathedrale?! Und welche Berechtigung hat das unentwegte, einſeitige und übertriebene Lob dieſer Griechenbauten und das ausſchlieſsliche Studium derſelben?

[71]) Nach ebendaſ.

e) Dachreiter.

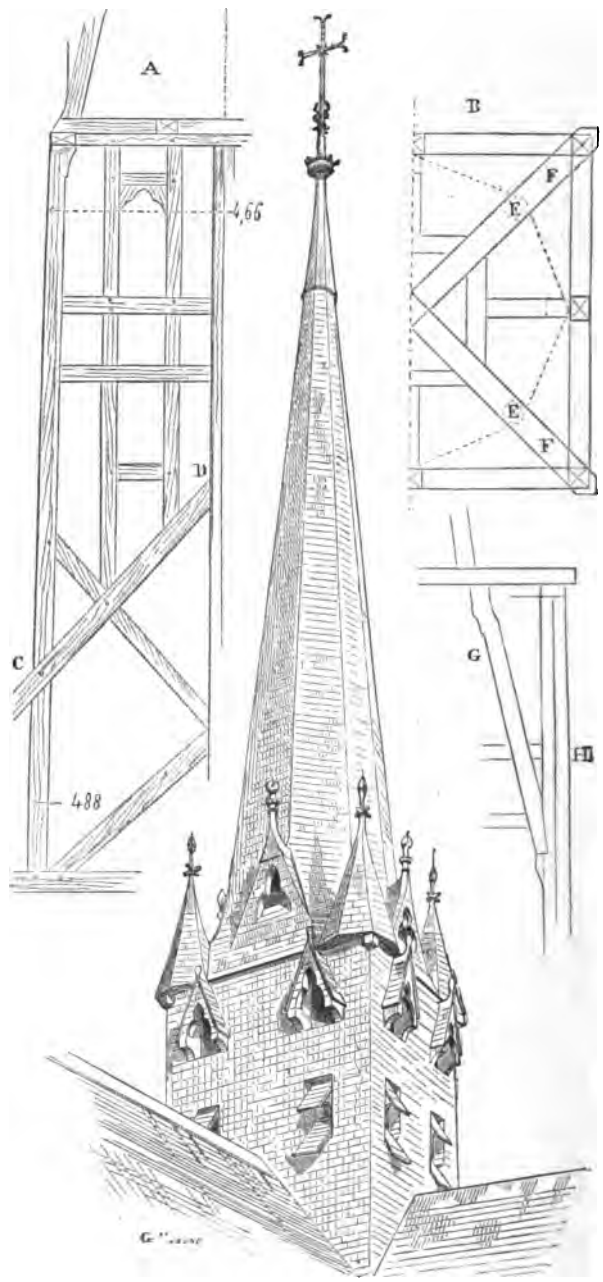
97. Dachreiter.

Wenn es nicht angänglich war, einen maſſiven Vierungsturm aufzuführen, ſo begnügte man ſich mit einem hölzernen Vierungsturm, der dann mit Schiefer oder Metall bekleidet wurde.

Bei den kleineren Kirchen ſchrumpft der hölzerne Vierungsturm ſehr zuſammen und wird zum »Dachreiter«. Dieſe Dachreiter treten dann auch ohne Kreuzſchiff auf und ſitzen dort auf dem Firſt des Daches, wo man ſie benötigt — denn ſie bergen die Meſsglocke in ſich — oder wo es der Umriſs des Kirchengebäudes wünſchenswert erſcheinen läſst. Auf der Rheimſer Kathedrale bekrönt ein ſolcher Dachreiter die Spitze des Chordaches. Auf dem Magdeburger Dom ſitzt er weſtlich von der Durchſchneidung des Kreuzdaches auf dem Firſt des Langſchiffes.

Einen höchſt reizvollen Dachreiter beſitzt, faſt ganz erhalten, die Kathedrale von Eu (Fig. 186 [71]) aus dem XV. Jahrhundert. Der ganze Aufbau ruht auf den vier Eckpunkten der Vierung. Vier ſchräg liegende Binder *A*, *B*, *C* bilden den Unterbau, auf welchem der achteckige Helm aufſitzt. Dieſer Helm hat in der Mitte einen durchgehenden lotrechten Stiel, den Kaiſerſtiel, mit welchem die acht Sparren durch Streben und Zangen gehörig verbunden ſind. Das Ganze iſt mit Schiefer eingedeckt; nur die freien Holzteile des zierlichen Umganges und die Spitze, die nicht mehr erhalten iſt, waren mit Blei beſchlagen. Die linke Seite des Turmgeſpärres *X* entſpricht der Strecke *B I* im Grundriſs; die rechte Seite iſt ein Diagonalſchnitt durch die Dachluken. Bei *M* iſt der Grundriſs in der Höhe des äuſseren Umganges dargeſtellt und derjenige in der Höhe *Q* bei *Q'*.

Fig. 187.



Dachreiter der Kirche zu Orbais [72]).

[72]) Nach: Viollet-le-Duc, a. a. O.

Einen ſparſameren Umriſs zeigt der Dachreiter der Kirche zu Orbais bei Rheims (Fig. 187 [72]). Er iſt völlig geſchiefert. Der achteckige Helm ſitzt, wie bei den meiſten Dachreitern, ſo, daſs vier der Eckſparren auf den Firſt des Lang- und Kreuzſchiffes auftreffen. Dann ſtehen die vier anderen Sparren in den Dachkehlen und können mit den Diagonalbindern zuſammengebaut werden. Die Seitenwände des viereckigen Unterteiles ſind in die betreffenden Dachbinder hineingezimmert. Der Balken *C D* in der Anſicht *A* einer ſolchen Seitenwand iſt die Strebe des Dachbinders. Dieſe Seitenwände ſind nach oben geneigt, ſo daſs der viereckige Unterteil unten 4,88 m breit iſt, während er oben nur 4,66 m miſst. In der guten Zeit — dieſer Dachreiter ſtammt noch aus dem XIV. Jahrhundert — ſind ſolche Unterbauten faſt immer verjüngt. Erſt in der Spätzeit werden ſie lotrecht. Die Abbildung *B* zeigt den Grundriſs am Anfang des Helmes, die Abbildung darunter den Diagonalſchnitt unter den Eckhelmchen.

f) Kirchenſchiff.

98. Hochſchiffsmauern auf Säulenſtellungen.

Das Kirchenſchiff erleidet in ſeinem Grundriſs am wenigſten eine Umformung. Zu altchriſtlicher Zeit überwiegen diejenigen Kirchen, deren Hochſchiffsmauern durch Säulenreihen geſtützt ſind. Ueber dieſen Säulenreihen lagert entweder der lange, wagrechte Architrav, oder von Säule zu Säule ſind Bogen geſchlagen. Dabei ſind die Mittelſchiffe ſehr breit und die Seitenſchiffe ſchmal, ſo daſs man ſich kaum eine beſſere und ſchönere Löſung eines Pfarrkirchenſchiffes denken kann. Glanzvolle Beiſpiele ſind *San Apollinare nuovo* in Ravenna und *San Apollinare in Claſſe* bei Ravenna.

Dieſe Säulenreihen haben auf alle Zeiten einen mächtigen Eindruck gemacht. Die ſchwer zu erklärenden Ausdrücke in den alten Urkunden »*modus romanus*« oder »*ſchema romanum*« werden meiſtens dieſe Säulenſtellungen bezeichnen.

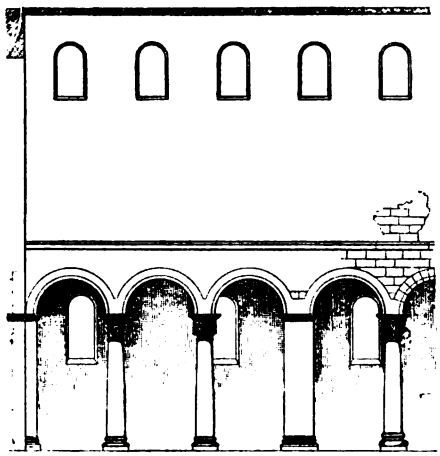
Die romaniſche Kunſt hat dieſelben daher vielfältig nachgebildet und in der That damit ſo durchſichtige und zweckentſprechende Kirchen geſchaffen, daſs der künſtleriſche Eindruck nicht auf Koſten des Bedürfniſſes erkauft iſt. Dieſe ſchwanken Säulenreihen mit ihren hohen Obermauern ergaben ſchon bei der Bauführung groſse Gefahren; daher findet ſich häufig die Nachricht, daſs die Mauern, als ſie beinahe an das Dach gelangt waren, umfielen. Brannten Dach und Decken einmal ab, dann ſtürzten die Mauern meiſtens erſt recht um. Man ſuchte daher Verſtärkungen zwiſchenzuſchieben, und ſo wechſelt bald eine Säule mit einem Pfeiler ab, oder zwei Säulen mit einem Pfeiler, auch drei Säulen mit einem Pfeiler. Dieſe Wände haben ſchon gröſsere Standfähigkeit.

Eines der bekannteſten Beiſpiele iſt die St. Michaelskirche zu Hildesheim (Fig. 188 bis 191 [73]), welche der heilige *Bernward* von 1000—22 errichten lieſs. Allerdings iſt dieſer Bau nicht mehr in der urſprünglichen Geſtalt auf uns gekommen. Hatte ihn ſchon 1034 der Blitz eingeäſchert, ſo brannte er vor 1186 nochmals nieder, wurde glänzend wieder hergeſtellt und aufs neue geweiht. Später hat die Kirche ihre Oſtchöre verloren, ebenſo das Südweſtkreuz und die Turmhelme. Sonſt iſt ſie völlig erhalten. Aus der Zeit des heiligen *Bernward* ſtammen ſämtliche Pfeiler, die Säulen in der Nordoſtecke und diejenigen in den Kreuzflügeln. Einfache ſchmuckloſe Würfelkapitelle mit ſehr weit ausladenden flachen Deckgeſimſen kennzeichnen dieſe Säulen, ebenſo verhältnismäſsig niedrige Baſen. Die übrigen Säulen, welche

[73]) Nach: Moller, a. a. O.

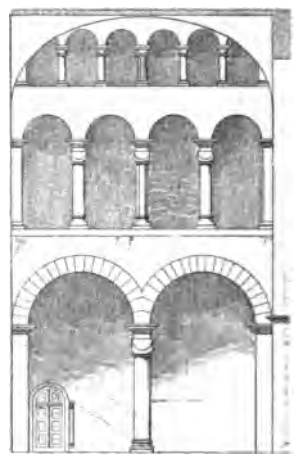
erſichtlich dem Wiederherſtellungsbau vor 1186 entſtammen, zeigen die reichſte Ausbildung der Kapitelle mit romaniſchem Laubwerk in ſächſiſcher Gepflogenheit. Die Baſen ſind überaus groſs und mit Eckblättern verſehen.

Fig. 188.



Längenſchnitt.

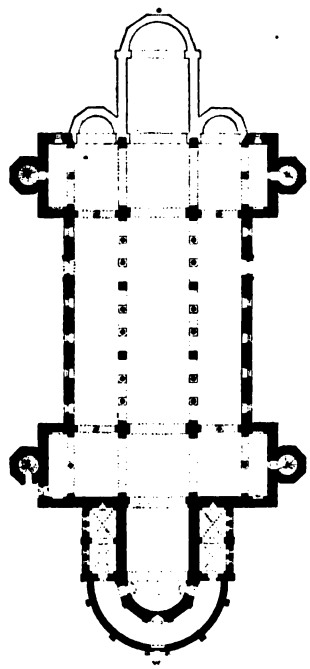
Fig. 189.



Nördliches Querſchiff.

1/250 w. Gr.

Fig. 190.



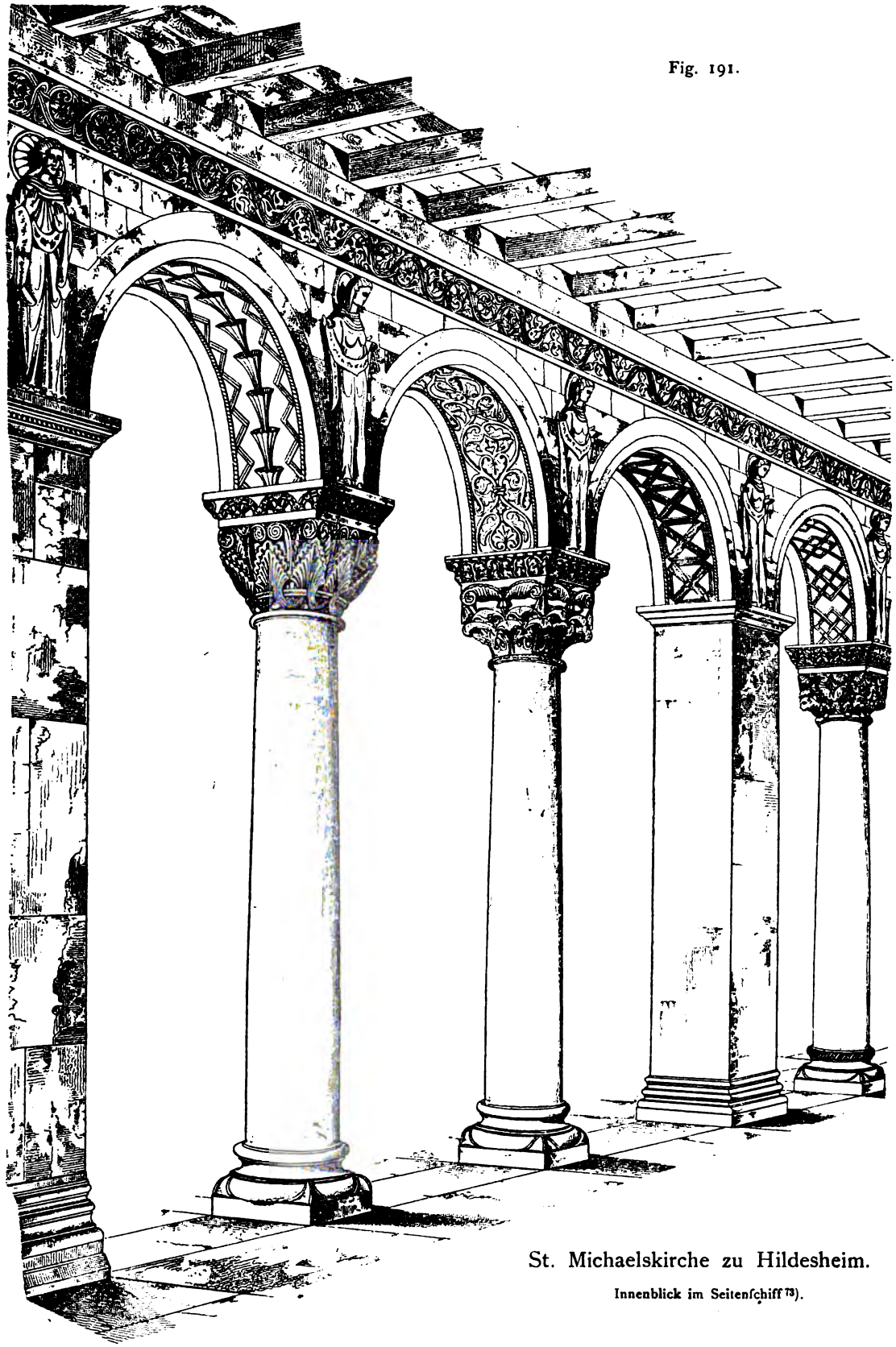
Grundriſs.

1/1000 w. Gr.

St. Michaelskirche zu Hildesheim [73]).

Im Mittelſchiff hat ſich die gemalte Decke aus jener Zeit (vor 1186) erhalten, die ſog. Barbaroſſadecke, auf blauem Grunde den Baum Jeſſe darſtellend, eine ganz vorzügliche Leiſtung. Die Leibungen der Bogen ſind mit angetragenen Gipsranken verziert und die Zwickel im ſüdlichen Seitenſchiff mit etwas ſehr ſteifen Jungfrauen

Fig. 191.



St. Michaelskirche zu Hildesheim.

Innenblick im Seitenſchiff [73]).

ausgeſtattet. Dagegen zeigen die ſchönen Chorſchranken, welche ſich aus jener Zeit erhalten haben, an ihrer Nordſeite ſehr gute, halbhohe Bildwerke; dieſe ſind ebenfalls aus Gips angetragen. Sie ſtellen *Maria*, den heiligen *Bernward* und andere Heilige dar und ſind mit intereſſanten Kuppelbaldachinen überdacht.

Im Nordweſtkreuz haben ſich aus *Bernward*'s Zeit drei Säulenſtellungen mit Bogen übereinander erhalten (Fig. 189), welche in ihrer oberen Reihe zum erſtenmal eine Zwerggalerie aufweiſen.

In manchen Gegenden zeigen die romaniſchen Kirchen nur viereckige Pfeiler unter den Hochſchiffswänden, ſo in Cöln und am Niederrhein. Beſonders dick waren dieſe Pfeiler ebenfalls nicht, wenn ſie auch den Ausblick mehr als die Säulen verſperrten.

99. Hochſchiffsmauern auf kräftigen Pfeilern.

Als man an das Ueberwölben dieſer Mittelſchiffe ging, zeigten ſich die Säulenreihen als völlig untauglich; man muſste Pfeiler, und zwar von kräftigem Querſchnitt, haben. Und ſo überwiegt eine lange Zeit im Kampfe mit dem Gewölbe der Miſsſtand, daſs die Seitenſchiffe durch groſse Pfeilermaſſen vom Mittelſchiffe abgetrennt werden.

Dieſen für das Bedürfnis der Andächtigen am wenigſten paſſenden Zuſtand hat die Neuzeit, die ſich ihrer Rechenkunſt und ihrer »konſtruktiven Fortſchritte« ſo gern rühmt, übernommen. Man freut ſich des »Maleriſchen« dieſer Räume, hebt die »Gebetswinkel« als höchſt wohlthätig für die Seelen hervor und findet die Reihen von Pfeiler- und Säulenbündeln zu ſchön, als daſs man dieſelben miſſen möchte.

Dies iſt »Renaiſſance«, ſchöne Formen und Bauteile ihrer ſelbſt halber, nicht des Erforderniſſes wegen oder gar der Zweckmäſsigkeit entgegen zu verwenden. Mittelalterlich iſt dies nicht. Vernunftgemäſs nun gar nicht. Ein Keim zu neuer Kunſtgeſtaltung liegt nicht darin.

Die Baumeiſter des Mittelalters haben ſich bald aus der Notlage zwiſchen den Erforderniſſen des Gewölbes und denjenigen der Benutzung des Kirchenraumes herausgearbeitet.

100. Hallenkirchen mit dünnen Pfeilern.

In den Kathedralen und Kloſterkirchen ſelbſt, in denen die Seitenſchiffe wirklich nur ſtattliche Gänge darſtellten, welche den Verkehr ohne Geräuſch und ohne Störung für die Andächtigen und Zuhörer ermöglichen ſollten und welche nicht als Aufenthalt für die Gläubigen während des Gottesdienſtes beſtimmt waren, verminderte man die Pfeilerquerſchnitte immer mehr und kantete die Pfeiler in ihren Hauptumriſſen ſo ab, daſs ſie zur Längsrichtung des Schiffes übereck ſtanden und den Durchblick nach den Schiffen nicht verſperrten.

In den gröſseren Pfarrkirchen ging man entſchloſſen vom alten Baſilikaſchema ab und errichtete faſt nur mehr Hallenkirchen, deren Pfeiler dünner und in weiteren Abſtänden geſtellt werden konnten, als dies bei den Baſiliken möglich war. Dieſe Umformung des Querſchnittes der gotiſchen Kirchen findet inmitten der Ausbildung der Gotik und durch deren Entwickelung ſelbſt ſtatt. Hatte der gotiſche Stil zu frühgotiſcher Zeit ſeinen höchſten Triumph an der durch ihn geſchaffenen baſilikalen Kathedrale erlebt, ſo war damit der Lebensſaft der Gotik keineswegs erſchöpft, ihr Lebenslauf längſt nicht beendet. Jahrhundertelang noch blüht die Gotik in vollſter Ausſchlieſslichkeit, ſtellt ſich neue Aufgaben und löſt dieſelben; und zwar nicht bloſs im Querſchnitt und im Grundriſs, ſondern auch in allen Einzelheiten bis zum Filigranwerk ſpätgotiſcher Turmhelme.

Die Gotik nur in der frühgotiſchen baſilikalen Kathedrale erkennen, aus dieſer das Weſen der Gotik beſtimmen zu wollen und alles andere, was dieſe frühgotiſchen Kathedralbaſiliken nicht bieten, als ungotiſch oder nichtgotiſch zu erklären, heiſst das Weſen mittelalterlicher Kunſt völlig verkennen.

g) Gewölbe.

101. Hölzerne Decken.

Betrachten wir nun die Entſtehung des Gewölbes über den Kirchen. Es iſt ſo recht das Geſtaltende des ganzen Kirchenſchiffes nach innen wie nach auſsen.

Die altchriſtlichen Baſiliken waren nicht gewölbt. Anſcheinend iſt auch nie der Verſuch gemacht worden, ſie zu wölben. Dies überraſcht um ſo mehr, als doch die Römer längſt ſolche gewölbte Räume, ſo z. B. den Tempel der Roma und Venus, beſeſſen hatten. Auch beſchäftigte ſich die altchriſtliche Zeit ſelbſt mit den verſchiedenartigſten Wölbeaufgaben, die ſie rühmlichſt löſte, wie *San Vitale* zu Ravenna und die *Hagia Sophia* zu Konſtantinopel zeigen.

Die romaniſche Kunſt beharrte anfangs bei der überlieferten, holzgedeckten Baſilika, und in Deutſchland iſt ſie eigentlich nie darüber hinausgekommen.

Daher ſind die Fenſter in den Hochſchiffsmauern zumeiſt ohne Achſeneinteilung und ohne Bezug auf die untere Bogenſtellung angeordnet, ſo daſs bei der nachträglichen Auswölbung zu gotiſcher Zeit dieſe nunmehr als Unregelmäſsigkeit empfundene Einteilung der Oberfenſter den ſpäteren Baumeiſtern Verlegenheiten bereitete.

102. Erſte Gewölbe in Deutſchland.

Das erſte romaniſche Mittelgewölbe in Deutſchland ſcheint dasjenige der Kloſterkirche von Laach (Fig. 192 bis 196) zu ſein. Wahrſcheinlich war es ſchon 1112 fertig, da um dieſe Zeit der zweite Förderer des Kirchbaues, Pfalzgraf *Heinrich*, in einer Urkunde von der fertigen Kirche ſpricht, und die angelehnten Säulen, welche die Gewölbe tragen, von unten auf urſprünglich vorgeſehen zu ſein ſcheinen. Die Einweihung der Kirche (1156) durch den Trierer Erzbiſchof *Hillin* bezieht ſich auf die durch die reichen Mittel der Gräfin *Hedwig von Are* angefügte Weſtapſis, ſowie die Oſttürme und die Erhöhungen des Oſt- und Weſtquerſchiffes. Eine beſondere Sicherung der Hochſchiffswände gegen den Schub der rippenloſen Kreuzgewölbe hat nicht ſtattgefunden; ebenſo zeigen die Kreuzgewölbe noch keine Rippen. Es iſt eine der wenigen gewölbten romaniſchen Kirchen Deutſchlands.

103. Gebundenes Syſtem.

In ihrer Nähe findet ſich noch eine kleine gewölbte romaniſche Kirche, diejenige zu Niedermendig, und weiter hinauf in der Eifel die Kirche des früheren Prämonſtratenſerkloſters Steinfeld. Ueber die letztere ſchweigen die Urkunden faſt völlig; nur ein in der Kirche eingemauerter Stein giebt Auskunft: »ANNO DN̄ICE INCARNATION̄ M̊C̊X̊LII̊ FVNDATA Ē ECCL̄A ISTA.«

Die Steinfelder Kirche iſt alſo eine Zeitgenoſſin von Laach. Beide löſen die Aufgabe, das Hochſchiff ohne Strebebogen und Strebepfeiler zu überwölben; aber beide gehen verſchieden vor.

Laach zeigt nicht das ſog. »gebundene Syſtem«, d. h. jene Anordnung der Gewölbe, nach welcher alle Gewölbe quadratiſchen Grundriſs beſitzen und dadurch, daſs die Seitenſchiffe annähernd halb ſo breit als das Mittelſchiff ſind, immer zwei Gewölbe im Seitenſchiff auf eines des Hochſchiffes entfallen.

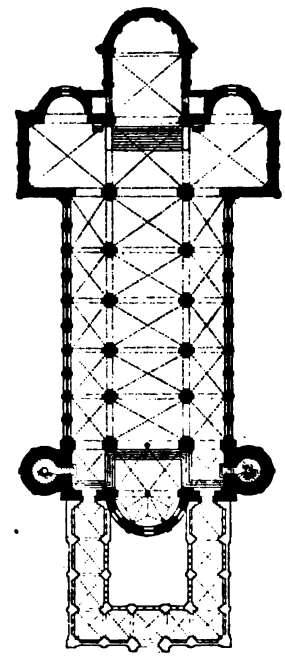
Man wollte das ſog. gebundene Syſtem dadurch erklären, daſs man meinte, rundbogige Kreuzgewölbe lieſsen ſich im Gegenſatz zu ſpitzbogigen nur über quadratiſchem Grundriſs herſtellen. Dies iſt völlig irrig. Dies iſt bei den römiſchen

Kreuzgewölben der Fall, welche aus der Durchdringung zweier Cylinder entſtehen. Sobald man aber die Kappen nicht als Cylinder herſtellt, iſt es völlig einerlei, ob man das Gewölbe rundbogig oder ſpitzbogig herſtellt. Der runde Gurtbogen ſchiebt mehr als der ſpitze; damit iſt aber auch jeder Unterſchied erſchöpft. Denn die Diagonalen bleiben das ganze Mittelalter hindurch mit ganz verſchwindenden Ausnahmen Halbkreiſe trotz der Spitzbogenarchitektur. Auch die Herſtellung der rundbogigen Kreuzgewölbe macht keinerlei gröſsere oder andere Schwierigkeiten als die Herſtellung der ſpitzbogigen Kreuzgewölbe.

So zeigt gleich das erſte rundbogige Gewölbe, welchem wir in Deutſchland über einem Hochſchiff begegnen, alſo dasjenige zu Laach, keine quadratiſchen Kreuzgewölbe und kein gebundenes Syſtem.

In Steinfeld finden wir dagegen das gebundene Syſtem völlig durchgeführt. Aber dies iſt, wie geſagt, kein beſonderes Kennzeichen romaniſcher Kunſt, insbeſondere nicht in Deutſchland, wo die romaniſchen Kirchen faſt ausnahmslos nur Holzdecken beſeſſen haben. Das gebundene Syſtem tritt im Gegenteil der Hauptſache nach während des Uebergangsſtils auf, und zwar dabei gerade mit Spitzbogen in den Kreuzgewölben. Zu jener Zeit erhalten die Hochſchiffe erſt ihre Gewölbe.

Fig. 192.



Kloſterkirche zu Laach.
Grundriſs. — $^1/_{1000}$ w. Gr.

104. Ueberwölben der Mittelſchiffe.

Die Seitenſchiffe der deutſchen romaniſchen Kirchen ſind wohl öfters überwölbt geweſen; aber das Ueberwölben der Hochſchiffe haben die Franzoſen erfunden. Sie haben die Mittel und Wege entdeckt, wie man mit Sicherheit die Hochſchiffe überwölben kann. Denn die Art der Ueberwölbung, wie wir ſie in Laach und Steinfeld ſehen, ohne Strebebogen und Strebepfeiler, verdankt ihre Haltbarkeit meiſt dem blinden Ungefähr.

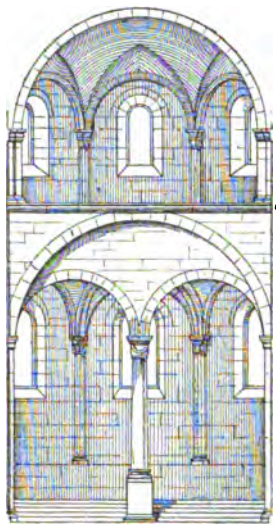
Wir finden übrigens nicht bloſs in der Eifel und ihren Ausläufern das Bemühen, zu romaniſcher Zeit die Mittelſchiffe groſser Kirchen zu überwölben. Ein ebenſolcher Mittelpunkt der Wölbekunſt tritt an der entgegengeſetzten Grenze Deutſchlands, an der Elbe (im Ziegellande), etwas ſpäter in die Erſcheinung.

Der Dom zu Lübeck, zu dem unter *Heinrich dem Löwen* 1173 der Grundſtein gelegt wurde, zeigt ſich als ein völlig überwölbter Bau; noch heute ſind das geſamte Langſchiff und das Kreuzſchiff erhalten. Dieſe Kirche zeigt ebenfalls das gebundene Syſtem, wenn auch die Seitenſchiffe am Ausgang der frühgotiſchen Zeit umgebaut ſind und man daher die Geſtalt der Seitenſchiffe erraten muſs. Hier ſind ſogar erſichtlich noch Emporen über den Seitenſchiffen vorhanden geweſen. Da dieſelben ſpäter überflüſſig wurden und den Raum verſperrten, ſo hat man ſie herausgebrochen und die Seitenſchiffe ſo erhöht, daſs der Dom jetzt eine Hallenkirche iſt.

Während der Dom zu Lübeck von Anfang an überwölbt geweſen war, iſt die Kirche zu Ratzeburg erſt nachträglich mit Kreuzgewölben verſehen worden. Ihr Mittelſchiff zeigt ſchon ſolche mit Spitzbogen, wenn auch ohne Rippen.

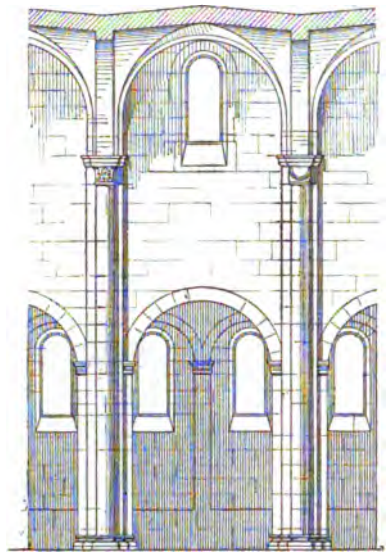
Weitere ſolche gewölbte Ziegelkirchen ſind die Gotteshäuſer zu Arendſee

Fig. 193.



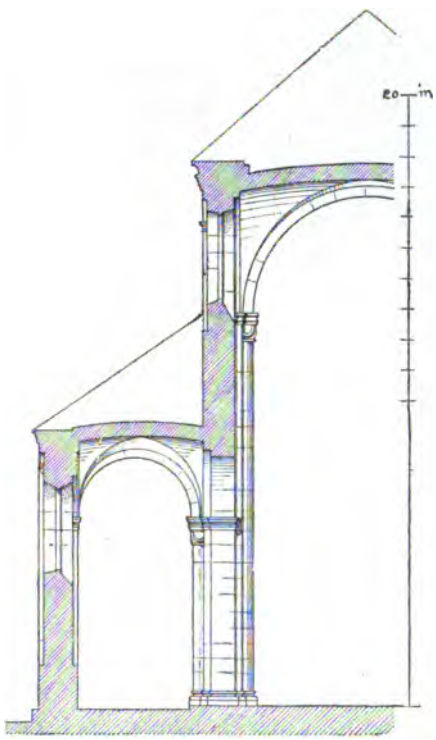
Anſicht des Weſtchors.

Fig. 194.



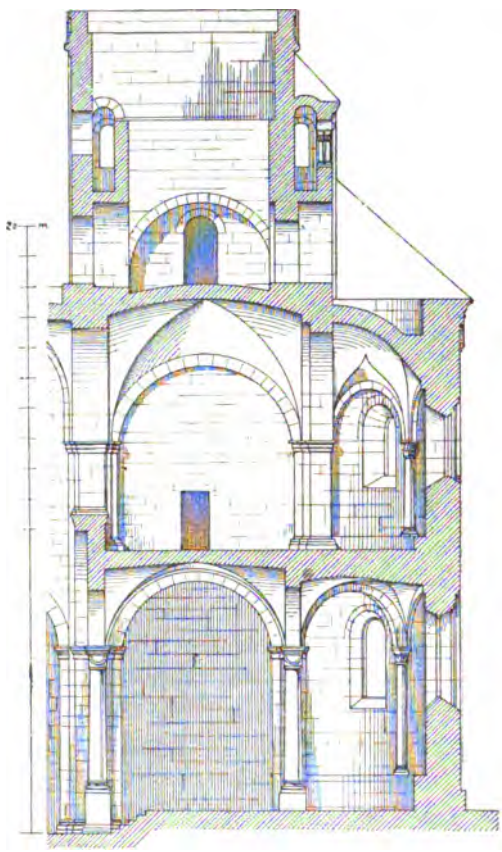
Längenſchnitt.

Fig. 195.



Querſchnitt.

Fig. 196.



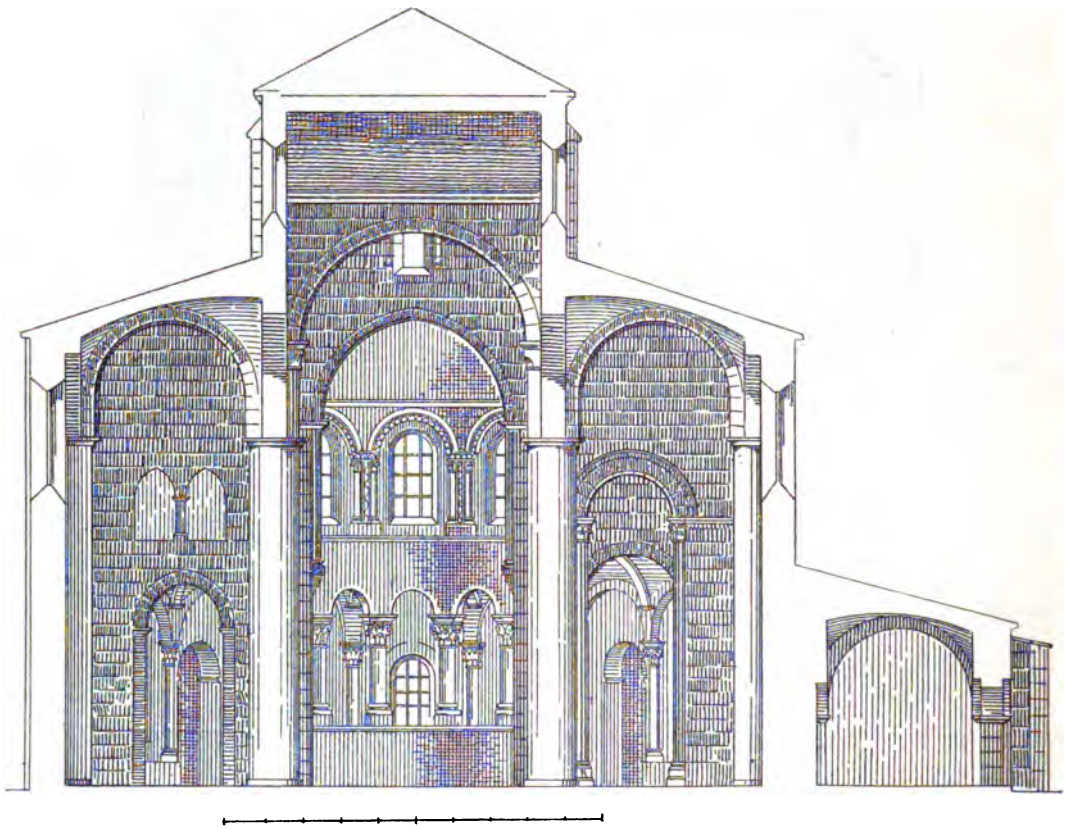
Längenſchnitt durch den Weſtchor.

Kloſterkirche zu Laach.

(geweiht 1184) und Diesdorf (geweiht 1161). Letztere Kirche iſt ſomit die älteſte bekannte Ziegelkirche, welche gewölbt iſt.

Zwiſchen dieſen beiden Hauptgebieten gewölbter Kirchen zu romaniſcher Zeit giebt es im Fürſtentum Waldeck eine Anzahl kleiner romaniſcher Dorfkirchen, die ſämtlich gewölbt ſind; ſo Berndorf, Twiſte, Adorf und Flechtdorf. Doch fehlen Urkunden und Jahreszahlen.

Fig. 197.



Kirche *St.-Philibert* zu Tournus.

Querſchnitt [74]).

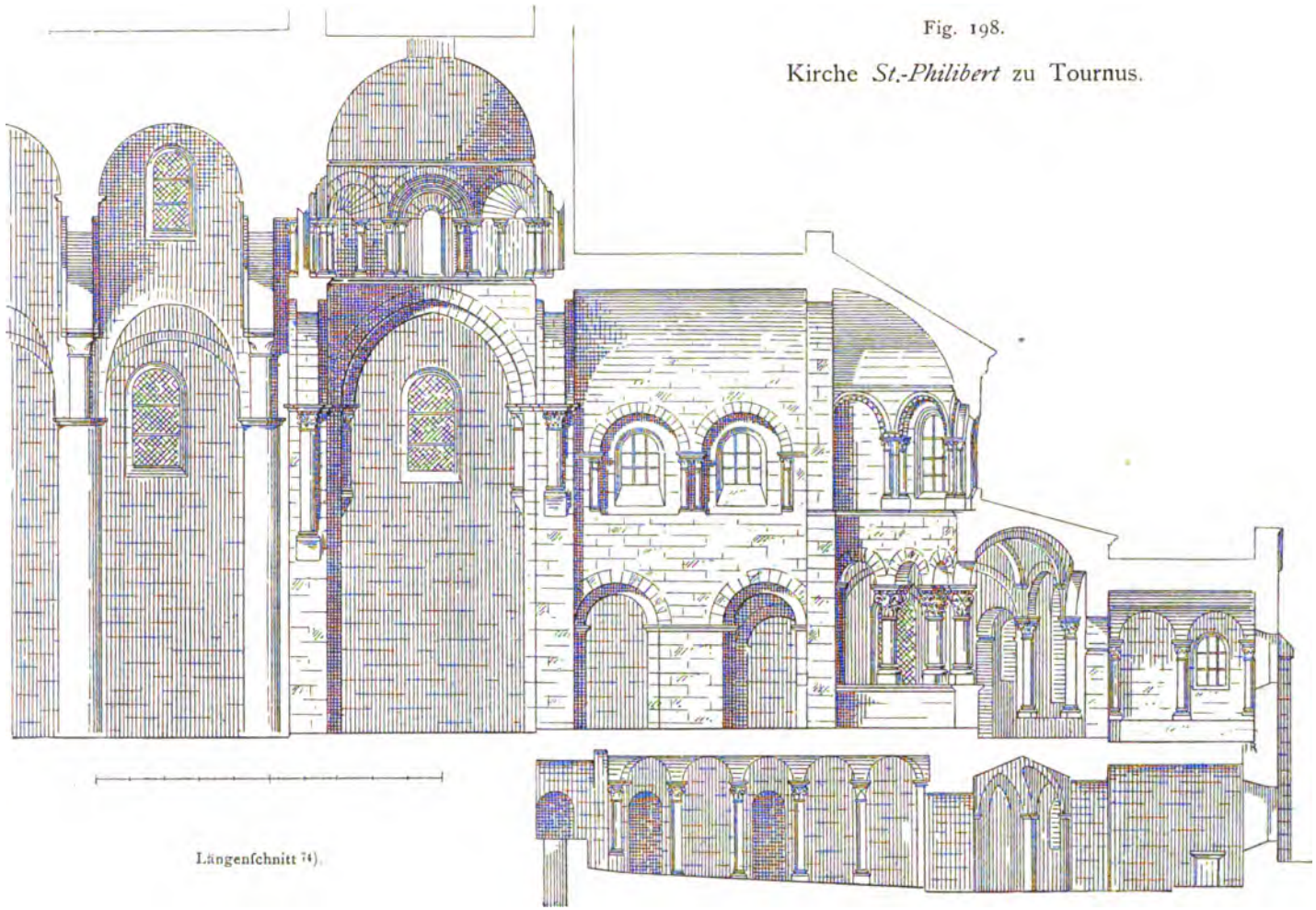
Alle dieſe Wölbungen haben keine Sicherungen durch Strebepfeiler oder Strebebogen, höchſtens im Ziegelgebiete recht ſtarke Mauern. Die Gewölbe ſind die alten Kryptagewölbe.*

Während wir in Deutſchland irgend einen konſtruktiven Fortſchritt nicht ſehen, haben ſich die Franzoſen, beſonders in Süd- und Weſtfrankreich, beſtändig mit der Ueberwölbung der Mittelſchiffe abgemüht. Sie konnten ja all ihr Geld und ihren Menſchenüberſchuſs zur beſſeren und energiſcheren Ausbildung ihres eigenen Landes verwenden. Deutſchland entſtand ſeit *Karl dem Groſsen* erſt allmählich, und ſo muſsten immer neue Gebiete eiligſt mit Kirchen und Bistümern verſehen werden; ungezählte Menſchenſtröme ergoſſen ſich beſtändig vom Rhein, der Moſel und der Donau nach dem Oſten. Eine billige Bauweiſe, die auch ſchnell zum Ziele führte, war daher überall in Deutſchland erforderlich.

[74]) Aus: Dehio & v. Bezold, a. a. O.

Fig. 198.

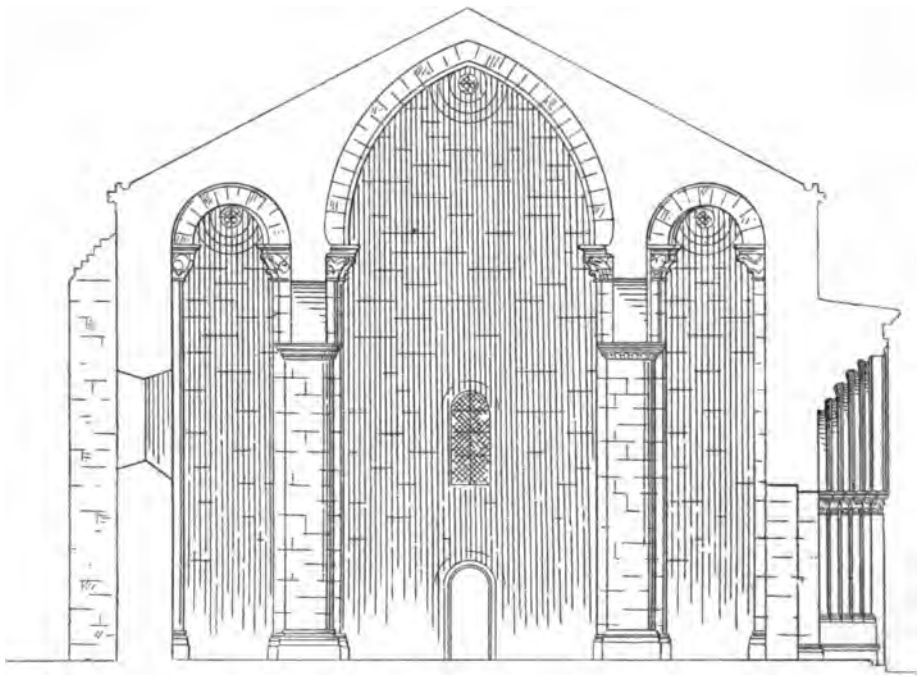
Kirche *St.-Philibert* zu Tournus.



Längenfchnitt [74]).

Im Inneren Frankreichs entwickelte ſich dagegen die Wölbekunſt ſeit dem Sturze des Römerreiches ohne Unterbrechung weiter. Das Münſter zu Aachen zeigt, wie ſie ſich zur Zeit *Karl des Groſsen* ausgebildet hatte. Die ſpätrömiſche Kunſt war durch den Einfall der Deutſchen nicht vernichtet worden. Die alte Bevölkerung beſtand weiter fort, nur unter neuen Herren; ſie war nicht ausgerottet. Dies beweiſen ſchon allein die italieniſche, die franzöſiſche und die ſpaniſche Sprache. Mit dieſer alten Bevölkerung erhielt ſich die alte Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo auch die Baukunſt und mit ihr die Wölbekunſt. Wir leſen daher in den Werken des heiligen *Gregor* von Tours, des heiligen *Fortunatus* von Poitiers und ihrer Zeitgenoſſen die Schilderungen von glanzvollen und mächtigen Kirchenbauten unter den Merowingern.

Fig. 199.



Kirche *St.-Nazaire* zu Carcaſſonne.
Querſchnitt[74]). — $^1/_{200}$ w. Gr.

Das Münſter zu Aachen zeigt uns faſt jegliche Gewölbeform in Verwendung. Der untere Umgang iſt mit Kreuzgewölben, und zwar mit vierkappigen über Quadraten, wie mit dreikappigen über den Dreiecken zwiſchen denſelben verſehen. Natürlich haben dieſe Kreuzgewölbe noch keine verſtärkenden Rippen unter den Diagonalgraten. Der obere Umgang iſt mit ſteigenden Tonnen über den Quadraten überwölbt, welche ſich dem Schub der Mittelkuppel entgegenſtemmen. Dieſe anſteigende Lage iſt ſelbſtverſtändlich kein »Zufall«, ſondern dem richtigen Gefühl entſprungen, daſs auf dieſe Weiſe dem Schub der Kuppel begegnet werden kann. Allerdings ſetzen die ausſteifenden Tonnen nicht an der Kuppel ſelbſt, ſondern erſt unterhalb des Tambours an, vermindern alſo nur die Höhe der umzuwerfenden Tambourwand.

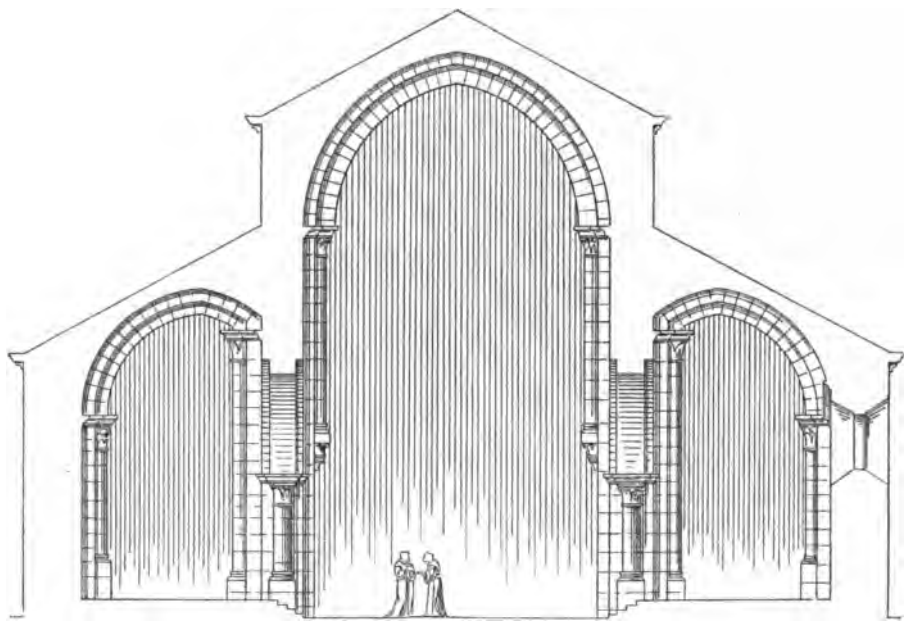
Darin lag ja eine Schwierigkeit, der die Baumeiſter bei der Ueberwölbung der Hochſchiffe nicht Herr wurden. Bei Kuppel- und Tonnengewölben liegen die Fenſter

entweder im unteren Teile der Gewölbe ſelbſt — und dieſen Ausweg hatte die altchriſtliche Kunſt bei ihren Kuppeln eingeſchlagen — oder ſie müſſen unter die Anfänger dieſer Gewölbe in die Mauer verlegt werden, und dies hat die ſüdfranzöſiſch-romaniſche Kunſt bei ihren Längstonnen über den Mittelſchiffen gethan. Im letzteren Falle war die Ausſteifung der Tonne natürlich ſehr ſchwer oder gar nicht möglich.

Am Aachener Münſter hat der Baumeiſter den Tambour mit Strebepfeilern verſehen; an jeder Ecke derſelben ſtehen zwei mit einer Art Kapitell verſehene Strebepfeiler, welche ihrerſeits auf den Rändern der ſteigenden Tonnen aufſitzen; zwiſchen dieſen Strebepfeilern ſind die Fenſter hindurchgebrochen.

So zeigt der Querſchnitt des Aachener Münſters eigentlich ſämtliche Teile

Fig. 200.



Kirche zu Silvacanne.

Querſchnitt [74]). — $^1/_{200}$ w. Gr.

eines überwölbten Mittelſchiffes mit Strebegewölben, Strebepfeilern und Emporen, und zwar in völlig verſtändiger und verſtandener Anordnung. Sein Baumeiſter — *Odo von Metz* — beherrſchte das Kräfteſpiel ſeiner Gewölbe völlig, und es hätte ohne beſondere Schwierigkeiten auf ein Langſchiff übertragen werden können. Dieſer Schritt iſt nicht geſchehen.

105. Quertonnen.

Im Norden und Oſten des Frankenreiches hat man ſpäter, wie geſagt, keine Veranlaſſung mehr gehabt, über gewölbte Kirchen nachzudenken. Viele und ſchnell errichtete Kirchen waren die Loſung. Daher Holzdecken zumeiſt in allen drei Schiffen, auch über den Emporen. Nur einzelnen Verſuchen begegnen wir — abgeſehen von den Krypten. Einen ſolchen zeigt der Weſtteil der Stiftskirche zu Werden, die St. Peterskirche. Die Gewölbe ihrer Seitenſchiffe entſtammen wahrſcheinlich noch der Zeit um 943, in welcher von einer Einweihung berichtet wird. Jedes Joch iſt unten mit einer quergelegten Tonne überwölbt, welche ihrerſeits auf einem Halb-

kreisbogen als Gurtbogen auffitzt. Falls dieſer Gurtbogen ein gehöriges Widerlager erhält, iſt dies eine vorzügliche Löſung, da man nun beim Anbringen der Fenſter in genügender Breite und Höhe keinerlei Schwierigkeiten begegnete.

In der That finden wir dieſe Löſung in Burgund an *St.-Philibert* zu Tournus (Fig. 197 u. 198 [74]) über dem Mittelſchiff (nach 1009). Der Querſchnitt (Fig. 197) zeigt, wie glücklich dieſe Anordnung für die Beleuchtung des oberen Gewölbes — der Quertonnen — iſt, ohne den tragenden Gurtbogen das Widerlager zu rauben. Dieſe Gurte ſitzen wegen der Tonnen ſo tief, daſs ſie durch die Seitenſchiffsgurtbogen ausgeſteift werden.

Vom künſtleriſchen Standpunkt iſt für dieſe Anordnung natürlich wenig Empfehlenswertes beizubringen. Sie iſt nicht ſchön. Sie hat auch wenige oder keine Nachfolger gefunden. Im Gegenteil, man hat ſich zuerſt mit Längstonnen abgemüht, und zwar in den verſchiedenſten Weiſen.

106. Längstonnen.

Die vorzüglichſte Löſung war die Hallenform. Man legte alle drei Tonnen nebeneinander in gleiche Höhe. Die Kryptagewölbe beſaſsen dieſe Anordnung und hatten ſich vorzüglich bewährt. Was lag näher, als dieſe Art auch im groſsen zu verſuchen? Und in der That waren nur ſtarke Seitenſchiffsmauern und guter Mörtel erforderlich, um ohne Unfall damit an das Ende zu kommen. So zeigen es das alte Schiff von *St.-Nazaire* zu Carcaſſonne (Fig. 199 [74]), Lérins und Souvigny.

Die Mehrzahl der Baumeiſter bemühte ſich jedoch, die mittlere Tonne höher zu ſchieben, wenigſtens ſo hoch, daſs die Seitenſchiffsgewölbe erſt am Kämpfer der mittleren Tonne anſchnitten, und ſo finden ſich die zwei Löſungen: daſs die mittlere Tonne entweder von zwei halben Tonnen begleitet wird, ſo in Grandſon, Fontfroide und Silvacanne (Fig. 200 [74]), oder daſs die Seitenſchiffe von zwei Reihen Kreuzgewölben überdeckt ſind, ſo St.-Savin, Chauvigny und *Notre-Dame la Grande* zu Poitiers; doch bleibt dabei die Mitteltonne ohne Fenſter. Dieſe Anlage findet ſich auch mit Emporen ausgeſtattet; ſo *St.-Sernin* zu Toulouſe (Fig. 201 [74]), *Notre-Dame du Port* zu Clermont-Ferrand, *St.-Paul* zu Iſſoire und Conques.

Merkwürdigerweiſe taucht dieſe Art der Löſung zu hoch- und ſpätgotiſcher Zeit in Oeſterreich auf. Freiſtadt in Oberöſterreich (Fig. 202 [75]) und Göſs zeigen über den Seitenſchiffen halbe Kreuzgewölbe, welche in höchſt verſtändiger Art und Weiſe als Widerlager gegen das Mittelſchiff angeordnet ſind.

Andere ſchieben dann die Mitteltonne ſo hoch, daſs unter ihrem Kämpfer Fenſter angelegt werden können, und ſteifen die Wände durch die einhüftige Tonne der Seitenſchiffe aus. Dies iſt jedoch die unvernünftigſte Anordnung, die nur dem Zufall ihre Erhaltung verdankt. So zeigen es *St.-Trophîme* zu Arles (Fig. 203 [76]), die Kathedrale zu Vaiſon und *St.-Guilhem du Déſert* im franzöſiſchen Departement Hérault.

Eine Entwickelung der Zeit nach läſst ſich für dieſe Löſungen nicht geben. Man kann nicht einmal beſtimmen, ob dieſe Kirchen früher als die nordfranzöſiſchen Kreuzgewölbekirchen entſtanden ſind oder gleichzeitige Verſuche darſtellen oder gar erſt ſpätere Bauten aus dem Ende des XII. Jahrhunderts ſind. Franzöſiſche Archäologen haben ſeit den letzten 20 Jahren die Kenntnis hinſichtlich der Entſtehungszeit ihrer mittelalterlichen Kirchen faſt gar nicht gefördert. Anſcheinend beſtand ihr Hauptbemühen darin, in den Werken des Rieſen *Viollet-le-Duc* Fehler zu ſuchen.

[75]) Nach: Wiener Bauhütte etc.

[76]) Aus: Dehio & v. Bezold, a. a. O.

Viollet war ein Baumeiſter — *voilà l'ennemi!* Daſs ſie weſentliche Fehler nicht gefunden haben, beweiſt die Thatſache, daſs die Kenntnis der Baukunſt des franzöſiſchen Mittelalters noch heute dieſelbe iſt, wie ſie *Viollet* in ſeinen unſterblichen Werken

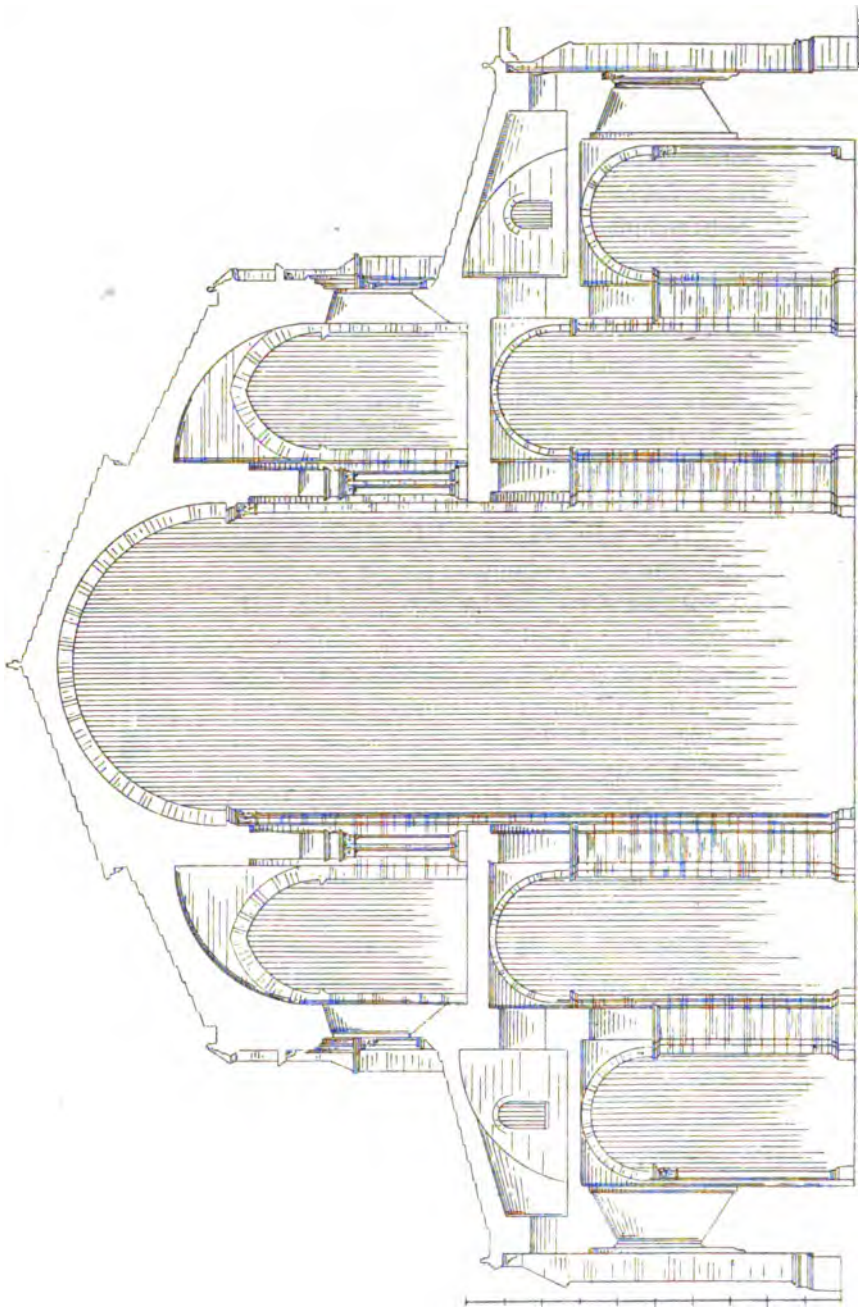


Fig. 201. Kirche *St.-Sernin* zu Toulouſe. Querſchnitt [74]). — 1/200 w. Gr.

vermittelt hat. Auſserdem iſt jeder, welcher die Vorwürfe gegen *Viollet* unterſucht, erſtaunt von der Grundloſigkeit all der erbitterten Anſchuldigungen gegen denſelben.

Es iſt unverſtändlich, daſs die Baumeiſter nicht darauf verfielen, die Fenſter in den Fuſs der Tonne zu verlegen, wie dies die altchriſtliche Baukunſt bei ihren

107. Kreuzgewölbe.

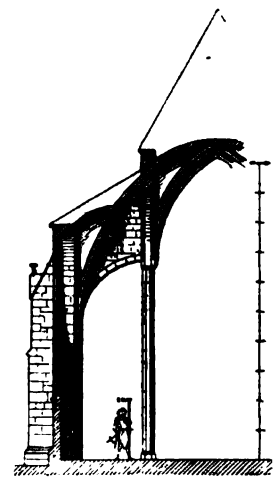
Kuppeln gethan, und die dabei ſchon die verbleibenden Fenſterpfeiler nach aufsen zu mit verſtärkenden Strebepfeilern verſehen hatte. Dann hätten die ſchwanken Hochſchiffswände fortfallen können, und ſie hätten hell erleuchtete Räume erhalten. Den nördlichen Gegenden Frankreichs blieb es denn auch vorbehalten, die Mittelſchiffe ſo zu überwölben, daſs ſie hell beleuchtet und dennoch gut mit Widerlagern verſehen waren.

Die Kreuzgewölbe waren es, welche durch eine Umbildung, bezw. durch eine Verſtärkung endlich die Löſung der Aufgabe, die Hochſchiffe ſtandſicher zu überwölben, darboten. Allerdings war die Umbildung der bisherigen Kreuzgewölbe mit bloſsen Graten in ſolche mit Rippen unter denſelben nicht in den Hochſchiffen, ſondern in den Nebenſchiffen und den Chorumgängen vor ſich gegangen. Auch waren es nicht dieſe Rippengewölbe allein, welche ſich als feuerſichere Decke über dem Mittelſchiffe freiſchwebend hielten — man hatte auch den Strebebogen erfunden.

108. Kreuzgewölbe mit Buſung.

Betrachten wir erſt die Umwandelung, welche die Kreuzgewölbe erfahren hatten. Die römiſchen Kreuzgewölbe ſind wohl ausnahmslos die Durchdringung zweier halbkreisförmiger Tonnen, ſo daſs ihre Rücken gerade, wagrechte Linien bilden und die Diagonalen, die Grate, Ellipſen ſind. Die altchriſtlichen Kreuzgewölbe zeigen eine Verflachung der Diagonalgrate nach oben zu, ſo daſs dieſe Kreuzgewölbe in der Mitte wie eine böhmiſche Kappe ausſehen. Die romaniſchen Kreuzgewölbe, welche ſich aus der ſpätrömiſchen Provinzarchitektur entwickeln, ſind wohl auch häufig gleich den römiſchen geradlinig hergeſtellt; aber oft begegnet man ſolchen mit »Buſen«; die Rücken der Kreuzkappen ſind nicht mehr gerade Linien, ſondern gebogen: Stichbogen. Durch dieſe Buſung der Kappen wird dem Diagonalgrat ganz von ſelbſt ein viel ausgeprägterer Querſchnitt gegeben. Aufserdem müſſen aber dieſe Kreuzgewölbe ganz anders eingeſchalt werden als diejenigen ohne Buſen. Bei den Kreuzgewölben, welche aus zwei Tonnenabſchnitten beſtehen, ſchalt man die Tonnen ein. Bei denjenigen mit Buſen muſs man ganz von ſelbſt die Diagonalgrate zuerſt mit Lehrbogen verſehen und zwiſchen dieſe die gebuſten Kappen zumeiſt freihändig, vielleicht mit Hilfe von verſchiebbaren Lehrbrettern, herſtellen. Man würde ſo mit ziemlicher Selbſtverſtändlichkeit dazu kommen, über den hölzernen Lehrbogen der Diagonalen zuerſt eine ſchlieſsende Steinſchicht zu legen, welche ſich als ſelbſtändiger Diagonalbogen darſtellt und gegen welche ſich dann die Kappen wölben. Doch kann man nicht beweiſen, daſs auf dieſe Weiſe gerade die Rippen unter den Diagonalen entſtanden ſind. Kurz, ſie ſind gegen 1140, völlig mit Profilen ausgebildet, in Nordfrankreich vorhanden, und zwar mit Jahreszahlen belegt zuerſt am Neubau der Abteikirche von *St.-Denis* bei Paris unter dem Abte *Suger*.

Fig. 202.



Kirche zu Freiſtadt.
Querſchnitt [75]).

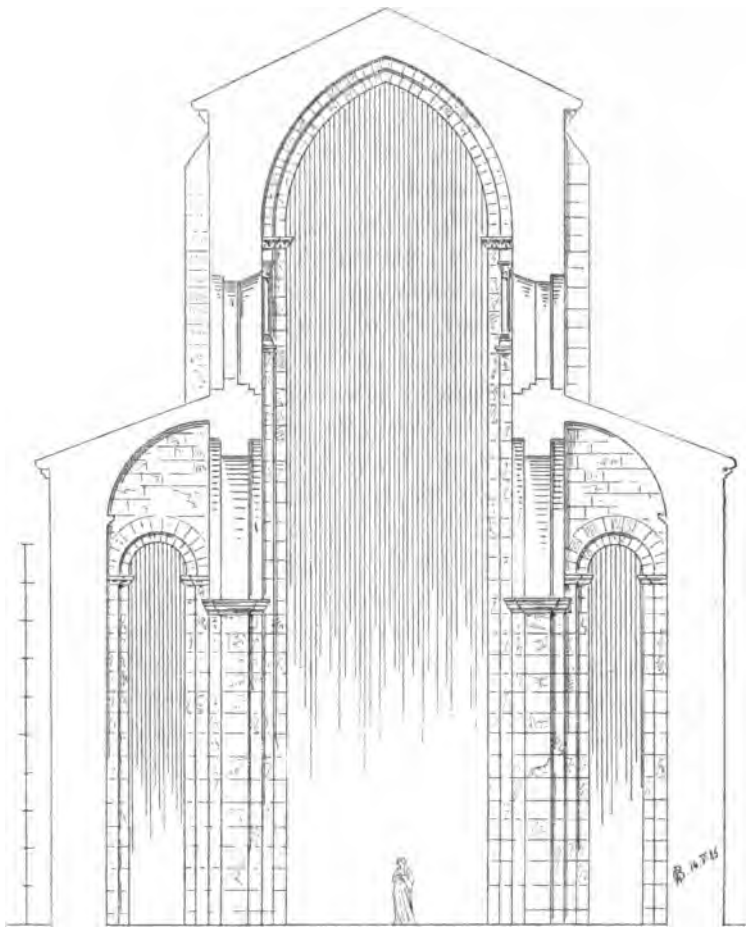
109. *Suger* nicht Erfinder der Gotik.

Daſs der Abt und Reichskanzler *Suger* nicht die Gotik erfunden hat, ja daſs er nicht einmal Baumeiſter war, geht aus ſeinem eigenen Bericht über den Neubau hervor, der ſo laienhaft und nichtsſagend wie möglich iſt; ferner aus der allgemeinen Thatſache, daſs die Baumeiſter zu allen Zeiten Laien geweſen ſind, daſs die Geiſtlichkeit, die Biſchöfe oder die Mönche nie Baumeiſter waren, aufser mit denjenigen

Ausnahmen, die auch heute noch vorkommen, und dafs alle gegenteiligen Verficherungen der Kunftgefchichte auf irrigen Ueberfetzungen beruhen.

Der Abt *Suger* war ein kluger, mächtiger Herr, der nicht nur feiner eigenen Abtei aus dem Verfall zu Reichtum verholfen hatte, fondern auch die Reichsverwefer-fchaft für feinen König *Ludwig VII.* geführt hatte, als diefer im gelobten Lande focht. Auch hier hatte er zerrüttete Finanzen übernommen und einen aufrührerifchen Adel vorgefunden; aber trotz der ungeheuren Summen, welche er dem Könige nach-

Fig. 203.



Kirche *St.-Trophime* zu Arles.
Querfchnitt [76]).

fenden mufste, war bei deffen Rückkunft der Staatsfchatz gefüllt, waren die Schlöffer wieder aufgebaut und der Adel in Botmäfsigkeit. Dies waren fchon genug der Thaten für einen Mann, fo dafs ihm auch aus diefem Sachverhalt keinerlei Zeit für die zeitraubende Bauthätigkeit übrig bleiben konnte.

Aber er war ein eitler Bauherr. Er hat alles gethan, felbft die grofsen Eichenftämme ausgefucht. Den Baumeifter verfchweigt er völlig. Genau fo wie heutzutage: alles Gute am Bau ftammt vom Bauherrn oder feinen Beamten, alles Schlechte vom Baumeifter!

Das Neue an ſeinem Bau iſt ihm gänzlich unbewuſst. Allerdings ſind die Kreuzgewölbe auf Rippen ſicherlich nicht in *St.-Denis* erfunden worden, auch nicht erſt ſeit kurzem im Gebrauch. Die alte Diöceſe Soiſſons zeigt in ihren kleinen Dorfkirchen eine groſse Zahl noch erhaltener Beiſpiele ſolcher früher Rippengewölbe. Ihre Zeit iſt allerdings nicht durch Urkunden zu belegen, und ſo ſehen wir trotz des fleiſsigen Werkes von *Lefèvre-Pontalis*[77]) nicht viel klarer, wann eigentlich dieſe Umwandelung begonnen hat. Jedenfalls ſchon vor 1100 und beſonders, wie ſchon in Art. 103 (S. 131) hervorgehoben, in den Umgängen um den Chor, wo die unregelmäſsige Grundriſsgeſtalt der Kappen beſondere Schwierigkeiten ſchuf, deren man durch die Rippen eher Herr wurde.

110. Spitzbogen.

Anſcheinend zur ſelben Zeit wie die Kreuzrippen kommt der Spitzbogen zur Verwendung. Woher er gekommen iſt, ob er ſchon vor den Rippengewölben da war, ob erſt nach ihrer Erfindung in Gebrauch kommt, läſst ſich nicht ſagen. Anſcheinend ſind zuerſt die ſog. Arkaden, d. h. die Bogenſtellung unter den Hochſchiffswänden, ſpitzbogig hergeſtellt worden und ſpäter erſt die Gurtbogen der Kreuzgewölbe. Aber beides — weder die Spitzbogen der Gewölbe, noch die Kreuzrippen — hätten die Gewölbe über den Hochſchiffen ermöglicht, d. h. ſtandſicher gemacht, hätte man nicht den Strebebogen erfunden.

111. Strebebogen.

Die Tonnen, die ſpitzbogigen wie die rundbogigen, ſchoben auf jeden Punkt der Längswände, die Kreuzgewölbe nur auf die Pfeiler zwiſchen den Fenſtern. Der Schub wurde dort nur deſto ſtärker. Waren die Tonnen noch ſtehen geblieben, dann muſsten Kreuzgewölbe bei derſelben Mauerſtärke dieſe Obermauern ſicher zum Umſturz bringen. Darüber war man ſich klar. Denn ſonſt hätte man ja die Kreuzgewölbe längſt verwendet, da man ſie ſeit Römerzeiten kannte und ſie Oberfenſter unter dem Gewölbe ermöglichten.

Jedenfalls ſpielt der Strebebogen bei der Ermöglichung der Hochſchiffsgewölbe die Hauptrolle. Die Gewölbe ſelbſt hätten ohne Rippen und ohne Spitzbogen ſein können, ja ſelbſt Tonnen mit Fenſtern in ihren Unterteilen; die Strebebogen allein hätten ſie gehalten und die Ueberwölbung des Mittelſchiffes, dieſes Problem langer Jahrhunderte, wäre gelöſt geweſen. Der Spitzbogen hat nur die löbliche Eigenſchaft, weniger als der Rundbogen zu ſchieben, und ſo erleichtert er dem Strebebogen ſeine Aufgabe.

112. *Ogives.*

Die Rippen unter den Diagonalen tragen dazu kaum etwas bei. Ihre Verdienſte ſind die folgenden. Erſtlich verſtärken ſie gerade da den Querſchnitt, nämlich an der Unterſeite der Grate, wo der gröſste Druck auf das Wölbmaterial ausgeübt wird. Ob ſich die Baumeiſter darüber klar waren, will fraglich erſcheinen, da wir dies erſt mit unſerer Statik erkennen und man ſo leicht geneigt iſt, jenen Zeiten keinerlei Theorien zuzumuten. Doch ſicherlich mit Unrecht. Selbſt der Name ſcheint ihre theoretiſche Kenntnis heute noch zu verraten. *Augives* nannte man ſie, »Verſtärker«, von *augere*. Im Franzöſiſchen hieſs daher ein ſolches Kreuzgewölbe auf Rippen »*Croiſée en ogives*«.

Als man in der Neuzeit ſich wieder mit dem Mittelalter beſchäftigte, verſtand man dieſen Ausdruck nicht. Man nahm *Croiſée* für Fenſter, und meinte, *Ogives* müſsten Spitzbogen bedeuten. So iſt im heutigen Franzöſiſch der Spitzbogen durch ein Miſsverſtändnis, wie die Kunſtſchriftſteller deren ſo viele hinſichtlich der ihnen unbekannten Baukunſt begehen, zu ſeinem Namen *Ogive* gekommen.

77) *L'architecture religieuſe dans l'ancien diocèſe de Soiſſons au XIe et au XIIe ſiècle.* Paris 1894.

Ein ferneres Verdienſt der *Ogives* iſt es, daſs ſie eine Art ſteinernes Lehrgerüſt bilden, das eine viel leichtere Einſchalung geſtattet. Ein römiſches Kreuzgewölbe oder eines ohne Rippen trägt ſich nie eher, bevor es nicht völlig geſchloſſen iſt. Bis dahin aber lagert es mit all ſeiner groſsen Laſt auf dem Lehrgerüſt. Beim Kreuzgewölbe mit Rippen hat man nur die Rippen zu unterlehren. Sind dieſe geſchloſſen, ſo kann man die Kappen zumeiſt freihändig mit geringen Lehren und Abſteifungen dazwiſchen ſpannen.

Haben die Kreuzkappen keinen Buſen, dann tragen ſich dieſe Kappen ihrerſeits erſt, wenn ſie ſelbſt völlig fertig ſind; ſie müſſen alſo unterlehrt werden. Haben dieſe Kappen aber Buſen, ſo trägt ſich jede Kappenſchicht ſelbſt. Eine beſondere Unterlehrung iſt nicht nötig, auſser eine ſolche, um den Stichbogen der Buſung richtig zu treffen.

Alle übrigen Behauptungen, daſs man rundbogige Kreuzgewölbe nur über quadratiſchen Grundriſſen errichten könne, daſs man daher im Mittelſchiff immer ein Gewölbequadrat auf zwei halb ſo breite Quadrate der Seitenſchiffe hätte anordnen müſſen, daſs daher das ſog. »gebundene Syſtem« (ſiehe Art. 103, S. 131) entſtanden ſei, iſt wie geſagt völlig grundlos und eines der vielen Miſsverſtändniſſe.

Sobald man die Kreuzkappen nicht als Cylinderteile herſtellt, alſo wenn das Kreuzgewölbe nicht durch zwei ſich durchdringende Cylindertonnen entſteht; ſobald man jede Kappe für ſich ſo wölbt, wie dies die Schildbogen, die Gurte und die Diagonalen verlangen — ſo kann man mit dem rundbogigen Kreuzgewölbe dieſelben Grundriſſe überwölben, welche das ſpitzbogige bewältigt.

Wie immer nun der erſte Strebebogen entſtanden ſein mag, ſo will es beinahe ſcheinen, als habe doch der Querſchnitt mit den ſeitlichen einhüftigen Tonnen dabei Gevatter geſtanden. Die erſten Strebebogen, die ſich noch erhalten zu haben ſcheinen, ſind ſehr breit im Vergleich zu ihrer geringen Höhe; ſie ſehen wie ſchmale Tonnenſtücke aus. So ſind ſie auch noch in Canterbury von 1180 zu ſehen.

Behaupten zu wollen, daſs der Strebebogen das eigentliche Weſentliche der Gotik ſei, iſt jedoch irrig. Der Strebebogen iſt das Hauptmittel, um nicht zu ſagen das einzige Mittel, das Hochſchiff einer dreiſchiffigen Baſilika zu überwölben. Das Weſen der Gotik iſt jedoch damit weder erſchöpft, noch richtig erfaſst. Es giebt hundert andere Baukörper, welche die Strebebogen nicht nötig haben und ſie daher auch nicht beſitzen, die aber beſte und reinſte Gotik darſtellen. So die Hallenkirchen, die einſchiffigen Kirchen, die Burgen und die Profangebäude jeglicher Art.

So haben denn beſondere Kenner und Gönner der Gotik auch die Hallenkirchen wie die einſchiffigen Kirchen als ungotiſch erklärt, ſelbſtverſtändlich auch ſämtliche Profangebäude, nur die nordfranzöſiſche, baſilikale Kathedrale iſt Gotik! Erſt verkennt man das Weſen einer Sache unter hunderterlei Miſsverſtändniſſen, und dann erklärt man neun Zehntel der Gotik für nicht gotiſch. Was ſoll alles nicht gotiſch ſein? Schöne, ſaftige Profile hat die Gotik nicht gehabt. Eine trockene Schräge mit Waſſernaſe iſt aller Reichtum dieſer Kenner der Gotik. An Stelle ſchönen Laubwerkes und ſchöner Menſchenköpfe oder Menſchenleiber treten verkrampfte und verkratzte Blattungeheuer, handwerklich verdorbene Fratzen und gewundene Ungeſtalten — »Steinmetzſcherze«.

Eine gerade Balkendecke iſt keine Gotik. Glatte Mauern zwiſchen Fenſtern ohne Strebepfeiler, ohne Blenden, Maſs- und Stabwerk iſt keine Gotik. Keine Thür,

kein Möbel ohne Fialen, ohne Strebepfeiler und Naſen. Nur das iſt Gotik. Wie weit iſt man damit gekommen?

113. Tragende Teile.

Doch zurück zu den überwölbten Mittelſchiffen. Die Rippen und Gurten der Kreuzgewölbe zogen in natürlicher Weiſe eine Umgeſtaltung der tragenden Teile nach ſich. Waren die Gurtbogen ſchon mächtig, ſo zeigten auch die Diagonalrippen kräftige Querſchnitte. Bald geſellte ſich auch ein als Rundſtab ausgebildeter Schildbogen hinzu. Für alle dieſe Bogen mußte ein Auflager geſchaffen werden. Man ſetzte daher unter den Gurt einen Pfeiler, vielleicht auf ſeine Vorderſeite noch ein Säulchen. Die Diagonalen ſaſſen auf beſonderen Säulchen auf. Die Schildbogen fingen zunächſt ohne beſondere Unterſtützung an oder auf kleinen Kragſteinen. Selbſt die Diagonalen begannen häufig auf Kragſteinen. Aber die reiche Säulchenſtellung unter den einzelnen Bogen und Bogenſchichten war zu reizvoll, als daß ſie nicht bald begeiſtert feſtgehalten und ausgebildet wurde.

Fig. 204.

Pfarrkirche zu Boppard. Inneres[78]).

Anfangs gingen dieſe Säulenbündel nicht bis auf den Fußboden; ſie hörten auf den unteren Säulenkapitellen auf. Später durchbrachen ſie die Kapitelle und geſtalteten die Schiffsſäulen zu Bündelpfeilern um. Die langgezogenen Säulchen ſind eine neue Eigenheit der entſtehenden Gotik.

114. Spinnengewölbe.

Wie frei die Baumeiſter mit den neuen Rippen ſchalteten, zeigen die »Spinnengewölbe« der Pfarrkirche von Boppard (Fig. 204[78]). Auch dieſe Kirche hat erſt nachträglich ihr Mittelſchiffsgewölbe erhalten. Da die äußere Höhe der Mittelſchiffsmauern es nicht geſtattete, auch an den Wänden entlang einen Spitzbogen zu ſchlagen und richtige Kreuzgewölbe herzuſtellen, ſo wölbte der Baumeiſter eine Art ſpitzbogige Tonne auf ſich kreuzenden Rippen, die zwiſchen ſich an den Wänden die kleinen Fenſter frei ließen. Aehnliche Gewölbe zeigen ein Anbau bei *St. Pantaleon* zu Cöln, ebenſo die Emporen von *St. Gereon* und in reizvollſter Weiſe die herrliche St. Matthiaskapelle oberhalb Kobern an der Moſel. Man kann aus der Art, wie die Baumeiſter in dieſen »Spinnengewölben« die Rippen verwenden, ihren Gedankengang völlig ableſen. Die Rippen ermöglichen es, jedweden Raum, wie immer er auch geſtaltet ſein mag, zu überwölben. Man ſchlägt nach allen tragfähigen Punkten Rippen, die nicht allzuweit untereinander entfernt ſind, wölbt zwiſchen dieſen leicht gebuſte Kappen und iſt ſo im ſtande, jedweden Raum zu überſpannen ohne ſchwierige Austragungen und Steinſchnitte.

115. Triforien.

Weiter bemühten ſich die Baumeiſter, die ſchweren Obermauern los zu werden, welche unnötig ſtarke Pfeiler im Inneren verlangten. Die Fenſter nahmen bald in den Schildbogen den ganzen Raum ein und verdrängten dort die Mauermaſſe. Darunter, in der Höhe der Seitenſchiffsdächer, wo bisher höchſtens Lichtöffnungen nach

[78]) Nach: Bock, a. a. O.

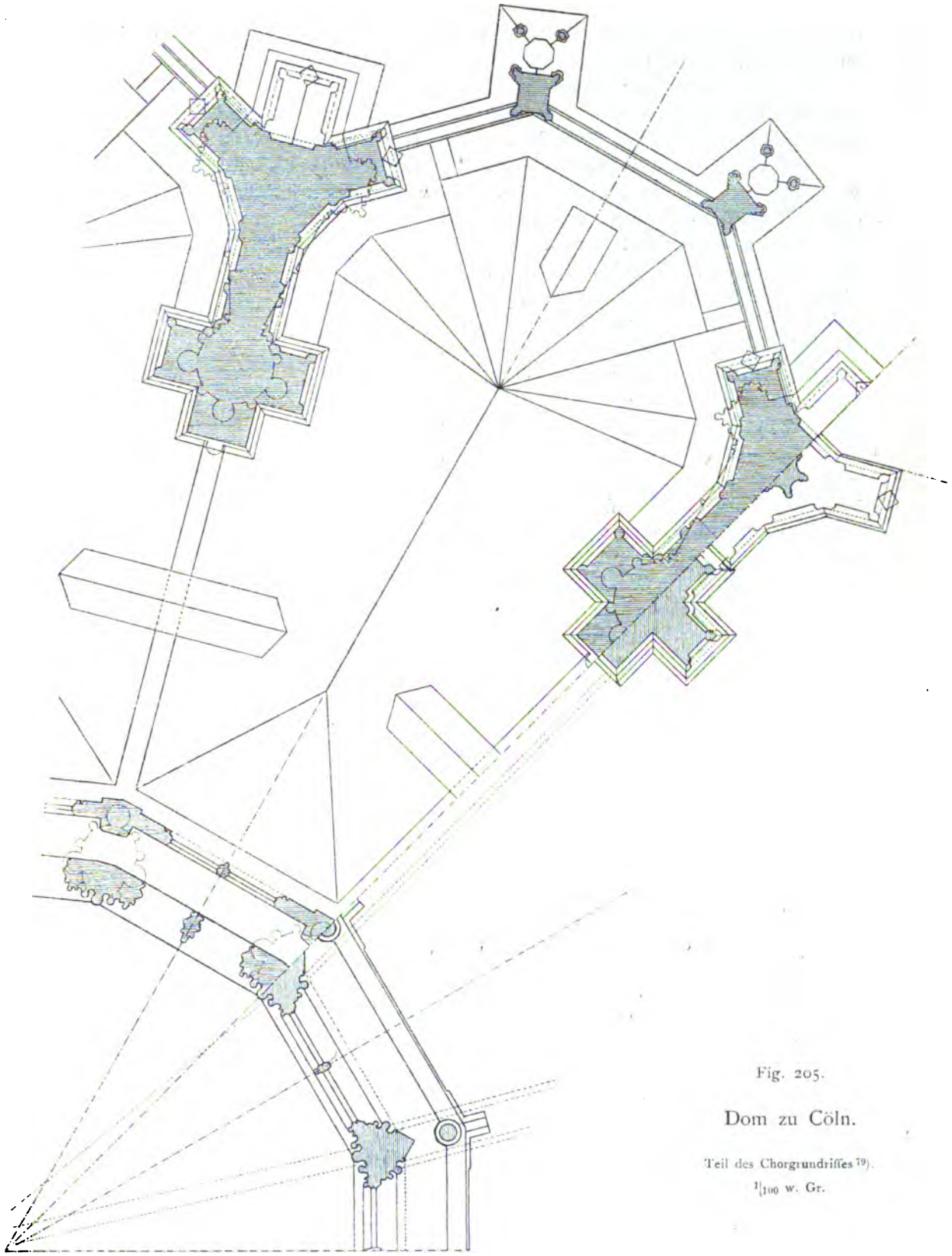


Fig. 205.

Dom zu Cöln.

Teil des Chorgrundrisses [79]).

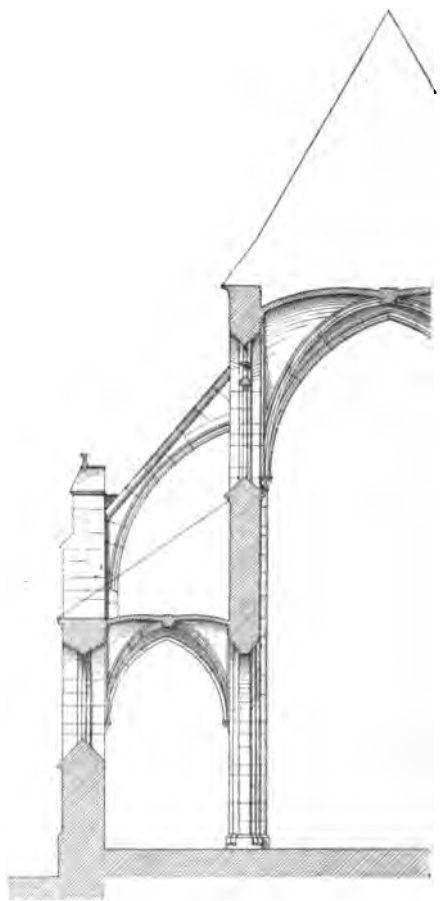
1/100 w. Gr.

den Dächern hin angeordnet waren, legte man Laufgänge, die Triforien, an. Schon im Mittelalter führt ein ſolcher Gang den Namen Triforium.

Später werden die Seitenſchiffsdächer auf jedes Joch als einzelne Zeltdächer beſonders aufgeſetzt, ohne daſs ſie ſich an die Rückwände anlehnen. Man durchbrach daher nunmehr auch dieſe Rückwände als Fenſter und verglaſte ſie.

Das Stück des Chorgrundriſſes vom Cölner Dom in Fig. 205 [79]) zeigt dieſe Verflüchtigung der Mauern über den Pfeilern auf das deutlichſte. Aufsen die dünne Triforiumsrückwand, innen ebenfalls ſehr ſchwache Pfeiler und Pfoſten. Oben iſt das Triforium mit einem Umgang aus Steinplatten abgedeckt. Nunmehr geht der Fenſterpfeiler allein weiter hoch, und aufsen ſteift ein Säulchen den Anfänger des Strebebogens ab. Die ſchwere Laſt der Obermauern, der Gewölbe und des Daches ruht alſo einzig auf dieſen ſchwachen Stützen. Deſto ſtärker ſind die Widerlager dieſer Strebebogen angeordnet. Und in der That mit Recht. Wenn dieſe Widerlager unverrückbar ſind, ſie, die den geſamten Gewölbe- und Strebebogenſchub, ſowie den Winddruck gegen das hohe Dach und alle Oberteile des Hochſchiffes aufzunehmen haben, dann können all diejenigen Teile, welche, wie die Innenpfeiler und die Fenſterpfeiler, nur lotrechte Laſt erhalten, in ihrer Grundriſsfläche bis auf das äuſserſte herabgemindert werden.

Fig. 206.



Kloſterkirche zu Goldenkron.
Querſchnitt [80]). — $^1/_{250}$ w. Gr.

Ebenſo zeugt es von der gröſsten Erfahrung und der richtigſten Ueberlegung, daſs dieſe Strebebogenwiderlager durch die doppelten ſeitlichen Beine auch gegen jegliche Seitenverſchiebung geſichert ſind. Dies hatte der gleichzeitige Baumeiſter am Chor zu Beauvais nicht berückſichtigt, und daher drohte dieſer Chor im XIV. Jahrhundert einzuſtürzen.

116. Strebepfeiler und Fialen.

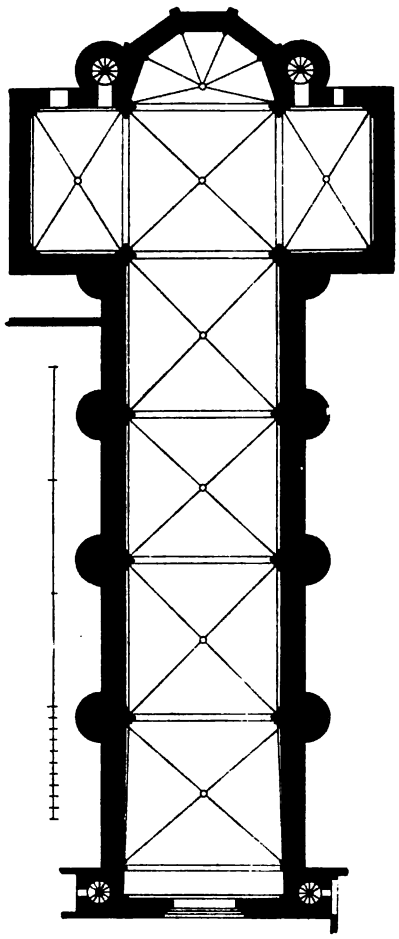
Die Strebepfeiler ſind zuerſt nur durch ihren Vorſprung wirkſam, welcher ſich nach unten in Abſätzen vergröſsert. Auch die Strebebogen ſtützen ſich zuerſt ohne weiteres auf dieſelben auf. Später findet man, daſs eine Auflaſt die Ausladung und Vorſprünge des Strebepfeilers zu vermindern geſtattet. Und ſo wachſen bald auf allen Strebepfeilern mächtige Fialen empor. Dieſes Wort kommt erſichtlich von dem franzöſiſchen Wort *Filleule* (Töchterchen) her. *Wilars von Honecort* ſchreibt 1244 als Bezeichnung der Ecktürmchen an den Türmen von Laon *Fillole*, und in den Prager Dombaurechnungen um 1370 lautet es *Fiol.*

---

[79]) Nach: Schmitz, F. Der Dom zu Cöln, ſeine Conſtruktion und Ausſtattung etc. Cöln u. Neuſs 1868—77.
[80]) Nach: Wiener Bauhütte etc.

Der Querſchnitt der Kloſterkirche zu Goldenkron (Südböhmen, Fig. 206[80]) zeigt, wie ſicher die Baumeiſter der Hochgotik die Gewölbe beherrſchten. Dieſer Baumeiſter läſst die Strebepfeiler völlig weg. Dafür ſtellt er eine ſehr ſtarke Seitenſchiffsmauer her, ſetzt darauf pfeilerartige Fialen und läſst die Strebebogen auf die Gewölbeanfänger der Seitenſchiffe auflaufen. So bringt er den Schub, ſo weit wie möglich, nach innen.

Fig. 207.



Kirche *San Francesco* zu Aſſiſi.
Grundriſs[81]).

Die Cölner Chorſtrebewerke (ſiehe die nebenſtehende Tafel) zeigen doppelte Strebebogen, die noch dazu durch Maſswerkgalerien ausgeſteift ſind. Der oberſte Bogen dient hauptſächlich als Widerlager gegen den Winddruck des hohen Daches. Auf dem Rücken dieſer Strebebogen wird gewöhnlich auch das Regenwaſſer des Hochſchiffes abgeleitet, welches dann vermittels lotrechter Kanäle in den Strebepfeilern bis zu den Waſſerſpeiern flieſst.

Es iſt übrigens ganz ſelbſtverſtändlich, daſs alle dieſe gewagten und doch ſo wohl überlegten Konſtruktionen weder dem blinden Ungefähr, noch der »handwerklichen Praxis« ihren Urſprung verdankten. Dieſe Meiſterwerke waren das Ergebnis reifer und feſter Theorien, welche nicht viel von unſeren abwichen. Alle Märchenanſichten über die »Meiſter« des Mittelalters, über die »Bauhütten« und die »Steinmetzordnungen« konnten nur entſtehen, weil die Kunſtſchriftſteller zum überwiegenden Teile Laien waren, denen das Verſtändnis für die Schwierigkeiten ſolcher Aufgaben mangelte, denen jede praktiſche Erfahrung fehlte und die oft nur flüchtige Kenntniſſe der Urkunden beſaſsen.

Daſs die gotiſchen Baumeiſter eine ganz richtige Anſchauung über die Kräfte hatten, welche in dieſen Wunderwerken wirken, zeigen — abgeſehen von dem ſtaunenswerten Kräfteſpiel dieſer Bauten ſelbſt — gerade die Urkunden. Wir behandeln dieſelben am Schluſs des vorliegenden Heftes.

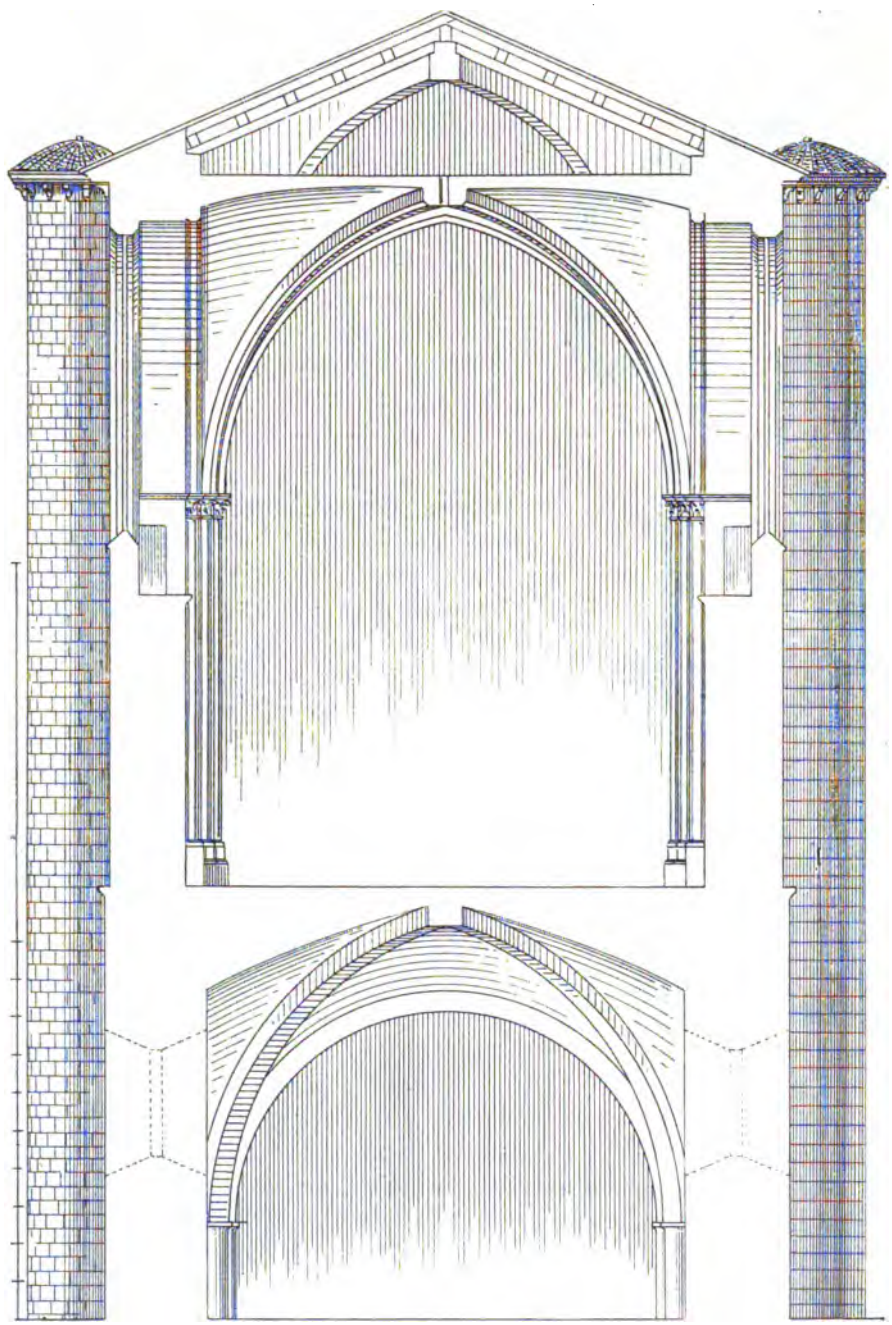
117. Gewölbe der einſchiffigen Kirchen.

Eine beſondere Ausbildung des Schiffes zeigen natürlich die einſchiffigen Kirchen. Merkwürdigerweiſe haben nur einzelne Länder dieſe Geſtaltung des Schiffes geliebt und vorzugsweiſe ausgebildet: nämlich das ſüdweſtliche und ſüdliche Frankreich und das nördliche Spanien. Zu romaniſcher wie zu gotiſcher Zeit erhoben ſich dort einſchiffige Kirchen in der mannigfachſten Geſtalt, welche die eingehendſte Betrachtung verdienen. Denn in ihnen liegen Keime für neue Geſtaltungen, während die Baſilika von verſtändigen und unverſtändigen Köpfen während der gotiſchen Zeit zum vollen Ueberdruſs und in ödeſter Gleichmäſsigkeit eigentlich zu Tode geritten iſt.

[81]) Aus: Dehio & v. Bezold, a. a. O.

Da dieſe Länder nördlich und ſüdlich der Pyrenäen weder die romaniſche Kunſt noch die frühe Gotik für ihre einſchiffigen Kirchen in entſprechender Weiſe

Fig. 208.



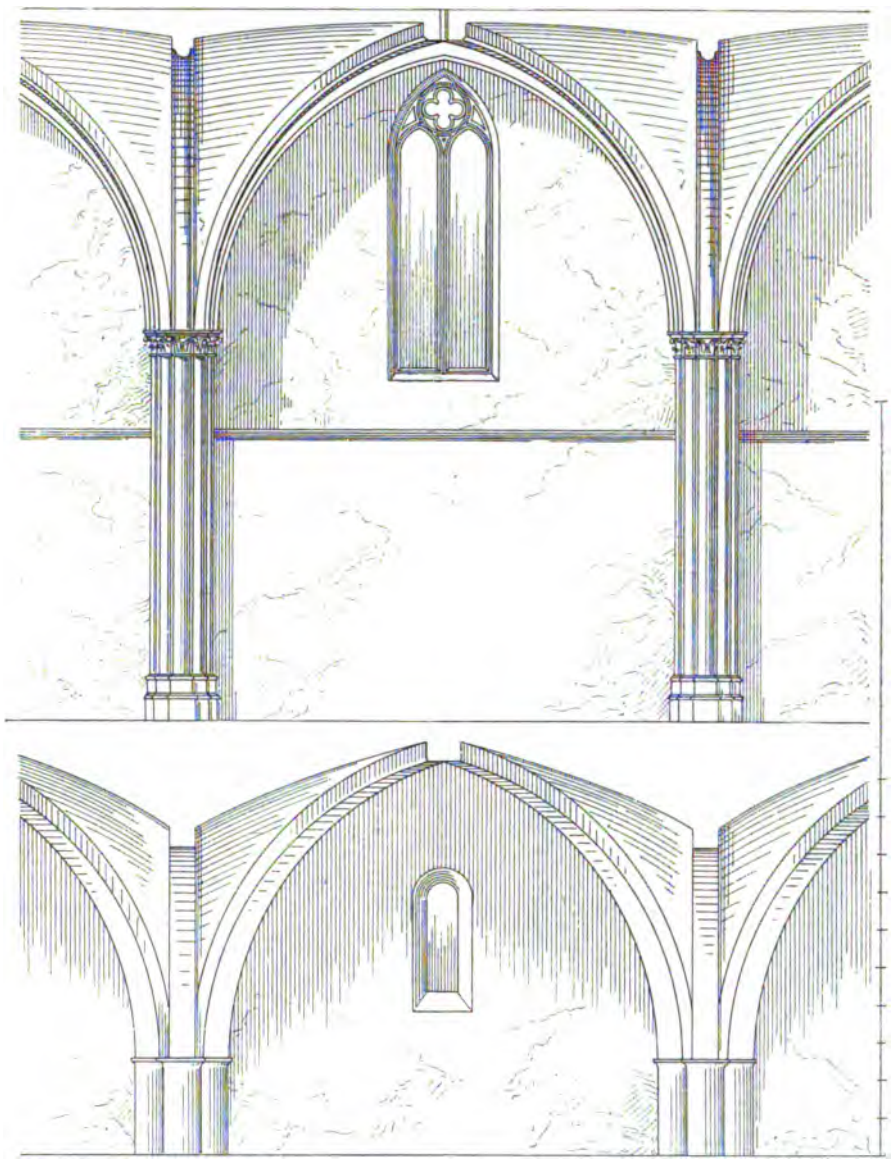
Querſchnitt.

Kirche *San Francesco*

umgewandelt haben und da nur die Hochgotik dort recht trockene und nüchterne Kirchen hinterlaſſen hat, ſo würde es ſich ſchon deswegen lohnen, die deutſch-

romaniſchen Formen, wie die frühgotiſchen dieſen Aufgaben dienſtbar zu machen. Es würde nach jeder Richtung — nach derjenigen der Kunſt wie des Bedürfniſſes — vieles neu geſchaffen werden können. Nur durch neue Programme können neue Kunſtlöſungen entſtehen, und nur durch neue Einzelleiſtungen kann eine neue Richtung in der Kunſt, wenn nicht gar eine neue Kunſt hervorgehen. Es wäre aber etwas völlig Neues in den Kirchenprogrammen von heutzutage, wenn die Zweckmäſsigkeit voran-

Fig. 209.



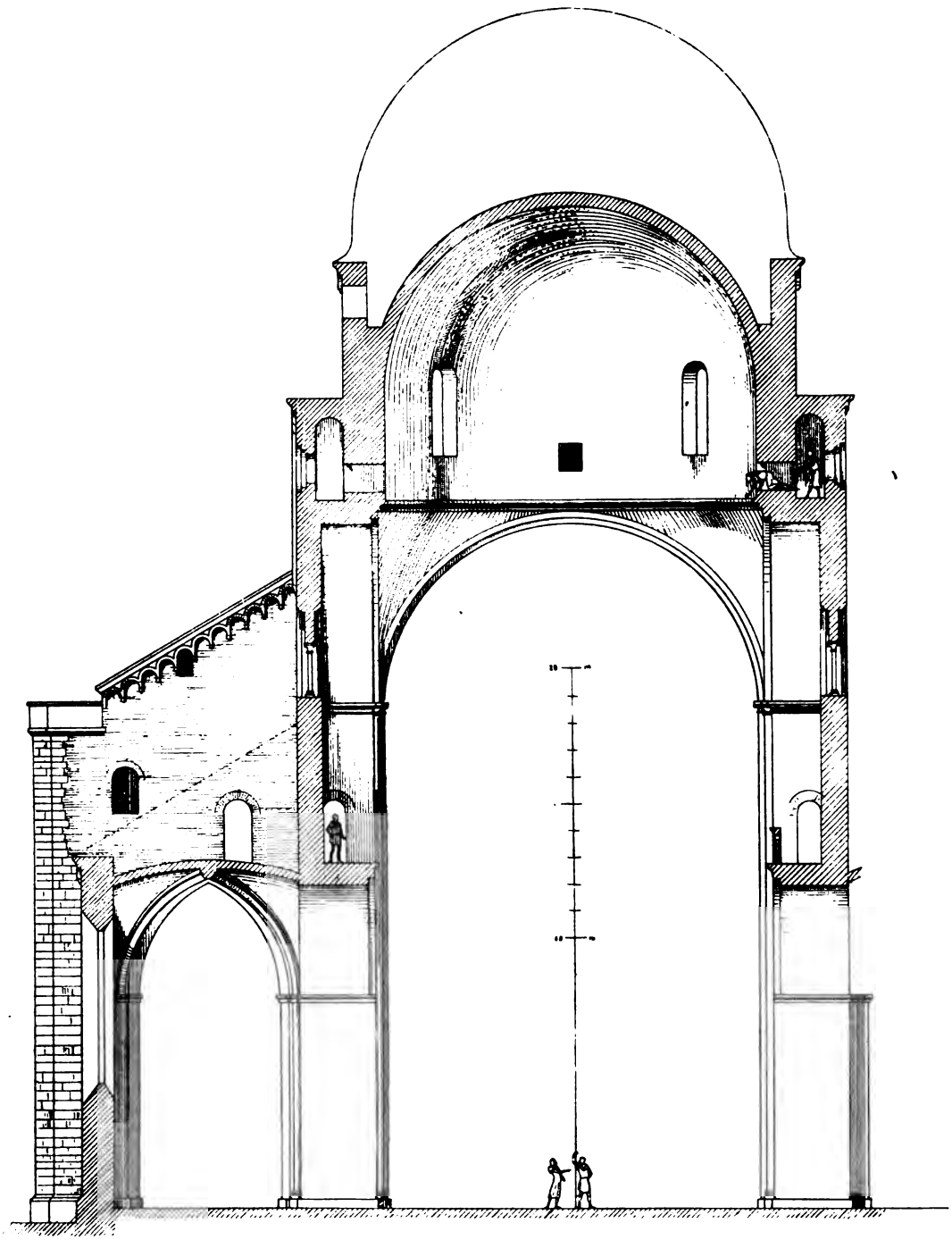
Längenſchnitt.

zu Aſſiſi [81]).

geſetzt würde; denn damit entfiele die Sackgaſſe »Baſilika« völlig und von ſelbſt.

Zunächſt hat die ſpätromaniſche Kunſt des damals engliſchen Teiles von Süd-

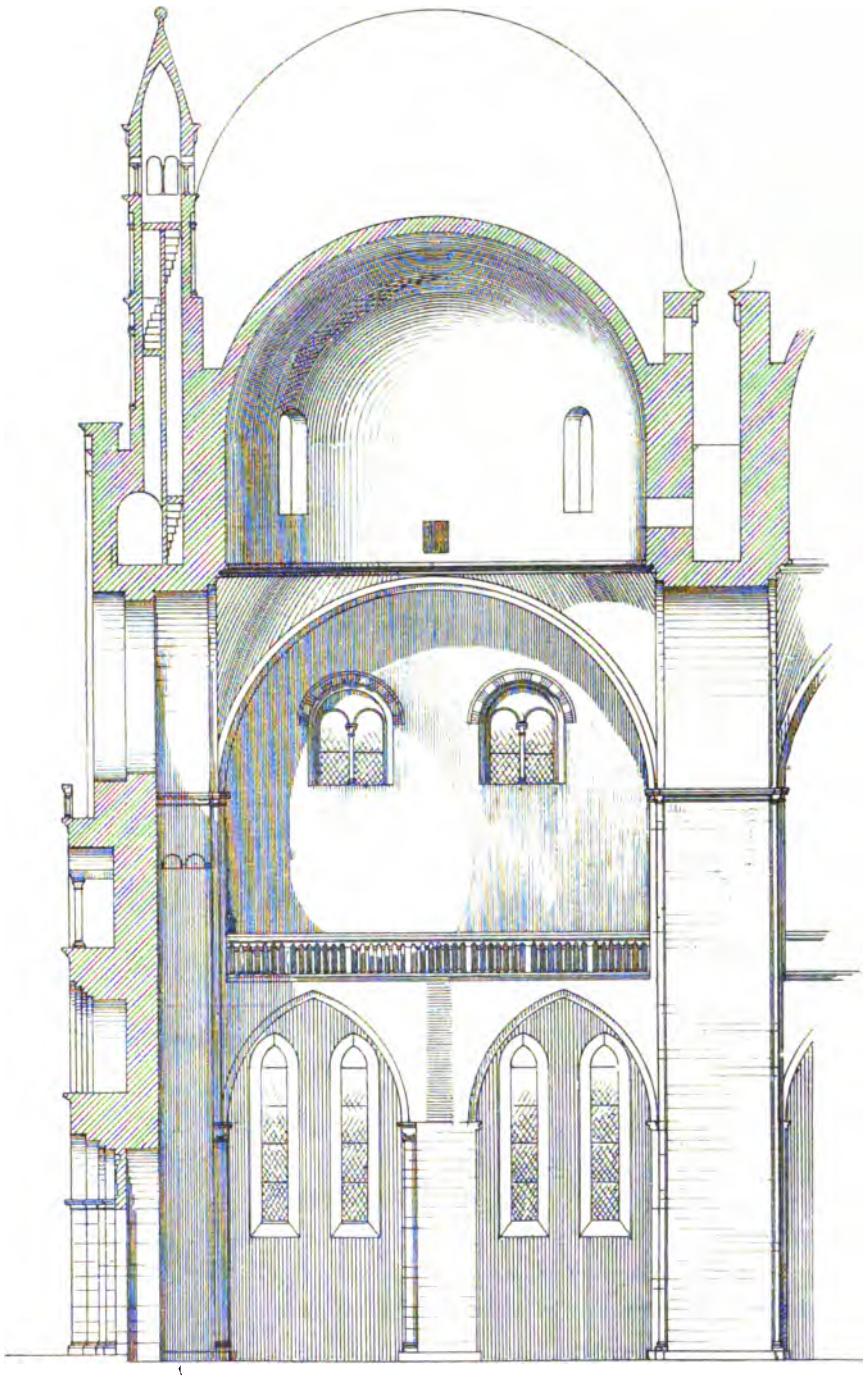
Fig. 210.



Querfchnitt.

Kirche *San Antonio*

Fig. 211.



Längenſchnitt.

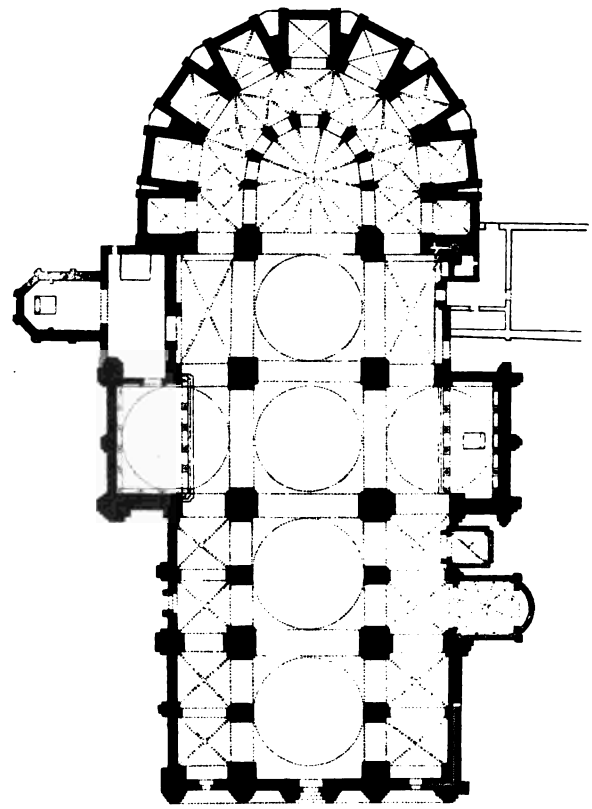
zu Padua [83]).

weſtfrankreich groſsartige einſchiffige Anlagen hinterlaſſen. Dieſe Kunſt bevorzugt eine Reihe von Kuppeln, welche über groſsen Quadraten das Schiff überwölben, ſo Angoulême, Fontevrault, Cahors, Solignac, *St.-Front* zu Périgueux u. a.

118. Reihenkuppeln der ſüdweſtfranzöſiſchen Kirchen.

Dieſe Kuppeln haben entweder ein kleines Dachlicht, wie das römiſche Pantheon, nebſt kleiner Laterne, oder einen Fenſterkranz in ihrem Fuſse, wie die altchriſtlichen Kuppeln von *San Vitale* zu Ravenna und die *Hagia Sophia* in Konſtantinopel. Manchmal ſind ſie allerdings ganz ohne Lichtöffnungen und auf die Beleuchtung von den tiefliegenden Fenſtern der Seitenmauern angewieſen. Die Bogen, welche dieſe Kuppeln tragen, ſind faſt ſämtlich ſchon Spitzbogen, ein Beweis für die Entſtehung dieſer Kirchen erſt nach 1100.

Fig. 212.



Kirche *San Antonio* zu Padua.
Grundriſs. — $^1/_{1000}$ w. Gr.

Auch *St.-Front* zu Périgueux, welches man für eine faſt gleichzeitige Nachahmung von *San Marco* in Venedig hält — alſo um das Jahr 1000 — iſt erſt 1147 durch *Aymon*, Erzbiſchof von Bourges, geweiht, nachdem die alte Kirche 1120 durch eine Feuersbrunſt zerſtört worden war. Die Ruinen dieſer alten Kirche ſtehen noch neben dem heutigen *St.-Front*, und an *St.-Front* ſelbſt kann irgend welch beträchtlicher Feuerſchaden gar nicht entſtehen [82]).

Gewöhnlich führt innen ein Umgang unterhalb der Fenſter um die Kirche herum, geſtützt durch eine Bogenſtellung auf Säulchen. Die Pariſer Madeleinekirche aus *Napoleon*'s Zeiten iſt eine ſolche in Renaiſſance überſetzte Kirche.

119. *San Antonio* zu Padua und *San Francesco* zu Aſſiſi.

Aehnlich den Bauten dieſer Schule iſt in Italien *San Antonio* zu Padua, wenn dieſe Kirche auch dreiſchiffig iſt. Das Schiff derſelben zeigt eine Reihe von Kuppeln, wie die gleichzeitigen oder nicht lange vorher entſtandenen ſüdweſtfranzöſiſchen Kirchen. Doch dürfte ſie eher eine Nachahmung von *San Marco* zu Venedig ſein, als daſs *San Antonio*, wie alle übrigen frühgotiſchen, italieniſchen Bauten, ebenfalls franzöſiſcher Schulung entſproſſen iſt. Wir werden gleich ſehen warum.

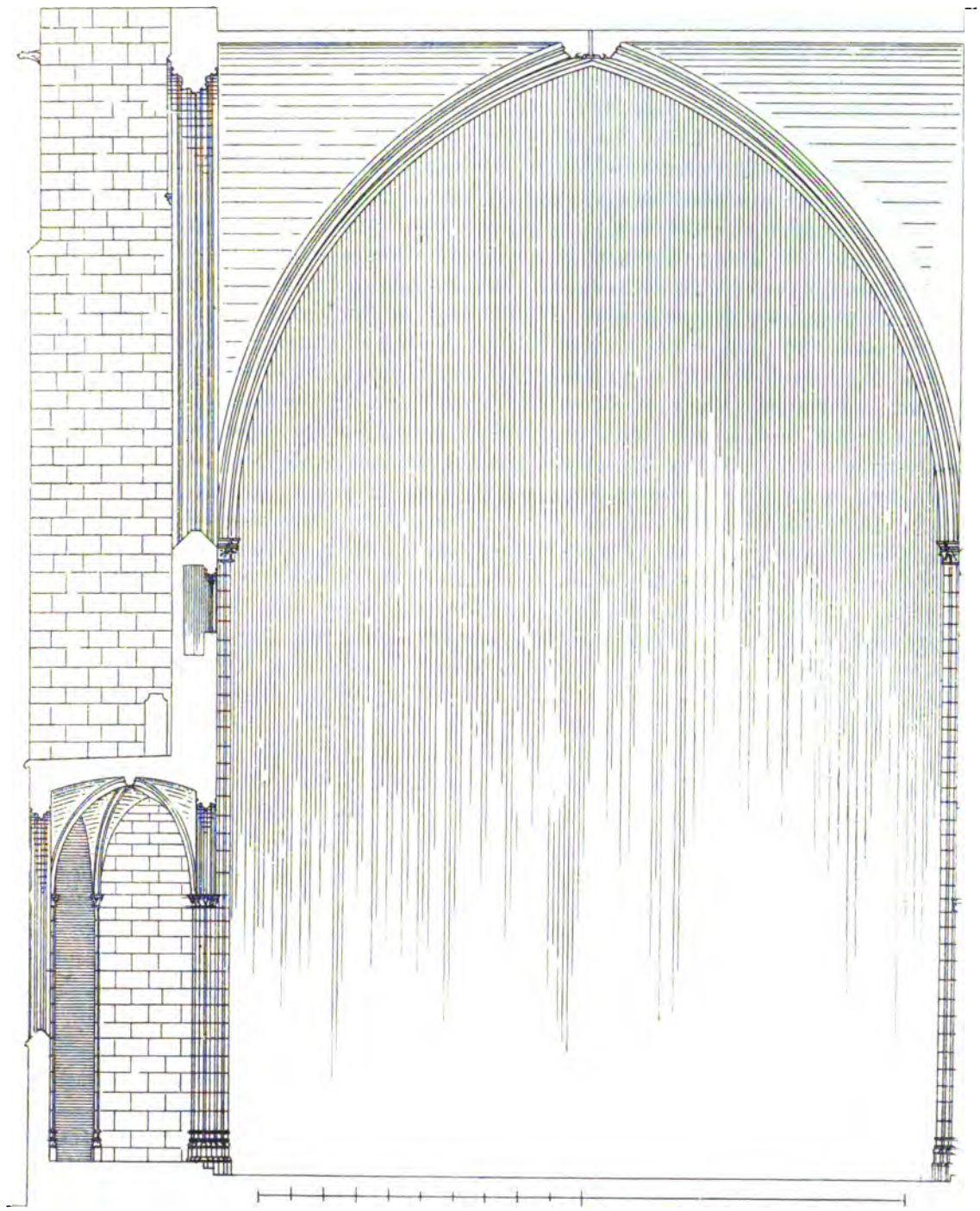
Mit der eindringenden nordfranzöſiſchen Gotik nach Südfrankreich verſchwinden die Kuppeln, und an ihre Stelle ſetzen ſich mächtige Kreuzgewölbe. Dieſe ſind

---

82) *San Marco* zu Venedig iſt 960 abgebrannt; 977 wurde der Grundſtein zum Neubau gelegt; unter *Orſeolo II.* (von 991—1009) wurde der Bau mäſsig gefördert. 1094 hat eine Einweihung ſtattgefunden.

83) Nach *Eſſenwein*'s Aufnahme.

Fig. 213.



Kathedrale zu Gerona.

Querſchnitt[84]).

allerdings anders gewölbt als die nordfranzöſiſchen; ſie ſind die Fortſetzung der Kuppeln und zeigen daher häufig aufser den Kreuzrippen noch Scheitelrippen. Wir kommen bei den Einzelheiten der Gewölbe auf dieſe Bildungen zurück.

Solche Bauten ſind z. B. die Kathedrale von Angers und *Notre-Dame de la Coulture* in Le Mans. Ein Pflänzling dieſer fortgeſchritteneren Schule in Italien iſt die Schweſterkirche von *San Antonio* zu Padua, nämlich *San Francesco* zu Aſſiſi (Fig. 207 bis 209[81]). Dieſe Kirche, nach dem Tode des heiligen *Franz* 1228 begonnen, ähnelt den ſüdweſtfranzöſiſchen Kirchen ſo auffallend, dafs ihr Baumeiſter *Jacopo Tedesco* wohl dorther ſeine Kunſt erlernt haben mufs.

Wenn man nun ſieht, wie dieſer *Jacopo Tedesco* um 1228 den ſüdfranzöſiſchen Stil gelernt hat und handhabt, ſo wird es recht unwahrſcheinlich, dafs in Padua zu derſelben Zeit noch ein Baumeiſter gelebt haben könne, welcher einen ſüdfranzöſiſchen Stil zeichnet, der völlig unberührt von der Gotik zu ſein ſcheint, der ſelbſt um 1150 nicht mehr in Südfrankreich beſtanden hat. Denn alle gotiſchen Einzelheiten, die *San Antonio* aufweiſt, ſind erſt nachträglich eingebracht. Im Jahre 1231 nämlich ſtarb zu Padua der heilige *Antonius*, ein Franziskaner. Seine Mitbürger beſchloſſen ſofort, über ſeinem Grabe eine neue groſse Kirche zu errichten. 1263 war die Kirche ſo weit, dafs die Leiche des Heiligen in ihr beigeſetzt wurde. 1307 war der Bau in der Hauptſache fertig.

Der Querſchnitt dieſer Kirche (Fig. 210 bis 212[83]) iſt der einer dreiſchiffigen gewölbten Baſilika, nur dafs an Stelle der mittleren Kreuzgewölbe Hängekuppeln angeordnet ſind. Die Seitenſchiffe ſind dagegen mit Kreuzgewölben auf Rippen überdeckt. Die Stärke der Schiffspfeiler geſtattete es, wie in den einſchiffigen ſüdfranzöſiſchen Kirchen, unter den Hochſchiffsfenſtern einen Laufgang vorzulegen. An derſelben Stelle führt an den nordfranzöſiſchen Bauten das Triforium um das Schiff herum.

Die ganze Art des Baues zeigt aber, dafs zuerſt nur eine einſchiffige rundbogige Kirche vorhanden geweſen iſt und dafs erſt nachträglich die ſpitzbogigen kreuzgewölbten Seitenſchiffe angeſetzt worden ſind; vielleicht als die zahlreich beſuchte Wallfahrtskirche zu klein wurde oder die Kuppelkirche ohne Strebepfeiler Riſſe bekam. Auch der Längenſchnitt zeigt deutlich die zwieſpaltige Formengebung; denn die unteren Spitzbogen ſind erſt als Durchbrechungen für die Dreiſchiffigkeit nötig geworden. Die rundbogigen Oberfenſter widerſprechen in ihrer Formengebung völlig denjenigen der Seitenſchiffe und dieſen unteren Arkaden, wenn auch in Frankreich bei den Arkaden häufig der Spitzbogen zuerſt auftaucht. Dies findet daſelbſt aber 100 Jahre früher ſtatt. Dagegen ähnelt der Bau, wie ſchon geſagt, *San Marco* zu Venedig.

Der Baumeiſter der einſchiffigen Kirche müſste ein ſehr alter Herr geweſen ſein, als er den Auftrag erhielt, dafs er noch in den altertümlichen Formen der italieniſchen Kunſt baute. Ebenſo iſt dieſer Bau erſichtlich ſehr ſchnell gefördert worden, da er bis oben hinauf dieſelbe Hand zeigt. Die Gotiſierung des Ganzen iſt erſt nach der Mitte des XIII. Jahrhunderts erfolgt, alſo wahrſcheinlich nach 1263. Wenn *Vaſari* berichtet, dafs der Plan von *Niccolo Piſano* ſtamme, ſo könnte ſich deſſen Thätigkeit auf die gotiſche Umwandelung beziehen.

120. Nach innen gezogene Strebepfeiler.

Mitunter ſind auch die Strebepfeiler nach innen gezogen, ſo dafs längs des Schiffes groſse Niſchen entſtehen, welche ſich dann paſſend für Nebenaltäre, Beicht-

[81]) Aus: Dehio & v. Bezold, a. a. O.

ſtühle und ähnliches als Kapellen eignen. Doch hat erſt die ſüdfranzöſiſche Schule dieſe Gelegenheit ausgenutzt. Die ſüdfranzöſiſchen und ſpaniſchen Kirchen, welche ſchon mit den richtigen, gotiſchen Strebepfeilern arbeiten, ziehen dieſe ſyſtematiſch nach innen und ſchaffen ſo zu beiden Seiten des Schiffes höchſt praktiſch zu verwertende Kapellen.

Beſonders die Barockzeit hat ſpäter dieſe Bildungen zur Grundlage für ihre Entwürfe genommen und damit ihre groſsen Erfolge für den Gebrauch in künſtleriſcher wie in praktiſcher Beziehung erzielt. Warum ſollte ſich die neuzeitliche Gotik dieſe ureigenſte Erfindung der Gotik allein entgehen laſſen?

Jene Gegenden beſitzen die kühnſten Gewölbeſpannungen der ganzen mittelalterlichen Zeit. So hat, wie ſchon angeführt, die Kathedrale zu Gerona (nach 1410; Fig. 213[84]) faſt 22 m Schiffsſpannung bei 12 m Jochbreite. Hier iſt ein einzelnes Gewölbe beinahe ſo groſs, wie eine halbe Pfarrkirche mit ihrer geſamten kleinlichen Innen- und Auſsenkünſtelei. In Südfrankreich iſt das alte Schiff der Kathedrale von Toulouſe wohl noch etwas weiter geſpannt (nämlich 22,50 m). Die Kathedrale von Albi (begonnen um 1282) iſt bei ihrer Länge von 90,00 m die vollſtändigſte und gröſste Anlage dieſer Art. Dieſe Rieſenkirchen fuſsen auf romaniſchen einſchiffigen Kirchen, deren Schiffe mit Tonnengewölben überſpannt waren. Solch einſchiffige Kirchen mit Tonnengewölben ſind die Kirchen zu Saintes-Maries, Cavaillon, Orange, Montmajour, Béziers, Lairac und Saumur.

Die nachfolgenden Kirchen mit Kreuzgewölben ziehen ebenfalls die Strebepfeiler der Chöre nach innen. Dieſem Vorgehen begegnen wir auch in Deutſchland. *Peter Parler* ſchlieſst die reichen Kapellenkränze ſeiner Kirchen zu Kolin und Kuttenberg unten mit einer einheitlichen Wand. Die Wirkung iſt für die Entfernung und für die allgemeine Geſtaltung eine ungleich ſchönere und vornehmere als die vielen unruhigen Kapellen der nordfranzöſiſchen Kathedralen.

h) Kirchendächer.

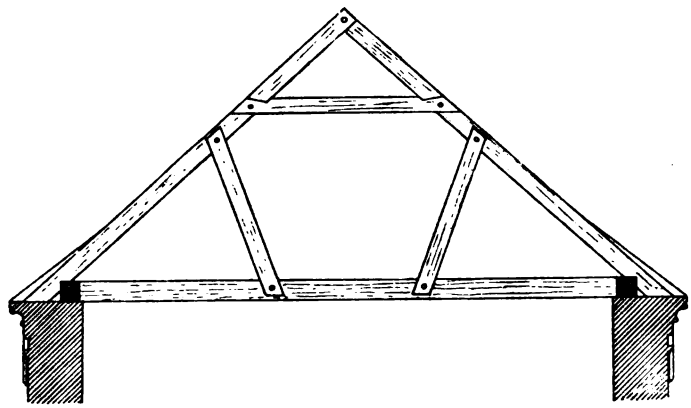
121. Dachform und Dachdeckung.

Wenn wir ſo das Längsſchiff der Kirchen in allen ſeinen Teilen unterſucht haben, ſo verbleibt noch die Geſtaltung und die Bauweiſe der Dächer zu betrachten. Zu romaniſcher Zeit war, wie ſchon angeführt, die Dachneigung eine ziemlich flache, jedenfalls faſt immer geringer als 45 Grad. Kann man diejenigen Dächer, welche ſich dem rechten Winkel nähern, noch mit Ziegeln oder Schiefer eindecken, ſo verlangen Dächer unter 30 Grad, wie ſie häufig auf den romaniſchen Chören vorkommen, eine andere Eindeckung. Letztere waren daher mit Blei, Zinn oder Kupfer eingedeckt.

Mit dem Eintritt der Gotik werden die Dächer immer ſteiler. Auch hierin erweiſen ſich die mittelalterlichen Baumeiſter dieſer gotiſchen Bauweiſe wiederum als denkende, folgerichtig vorgehende Künſtler. Der nie verſagende Quell der Zweckmäſsigkeit förderte auch hier neue Formen zu Tage. Metalldächer, welche eine flache Neigung geſtatten, ſind koſtſpielig. Der ſich überall bietende Backſtein und der Schiefer ſind dagegen ein verhältnismäſsig ſehr billiges Dachdeckungsmaterial bei groſser Dauerhaftigkeit und Feuerſicherheit. Dies ſind wahrhaft monumentale Bauſtoffe, welche, wenn gepflegt, den Jahrhunderten trotzen. Aber ſie decken nur dann dicht ein, wenn ſie wenigſtens unter 45 Grad geneigt ſind. Je ſteiler das Dach, deſto dichter decken Schiefer und Backſtein ein. Welches künſtleriſche Vorgehen iſt nun

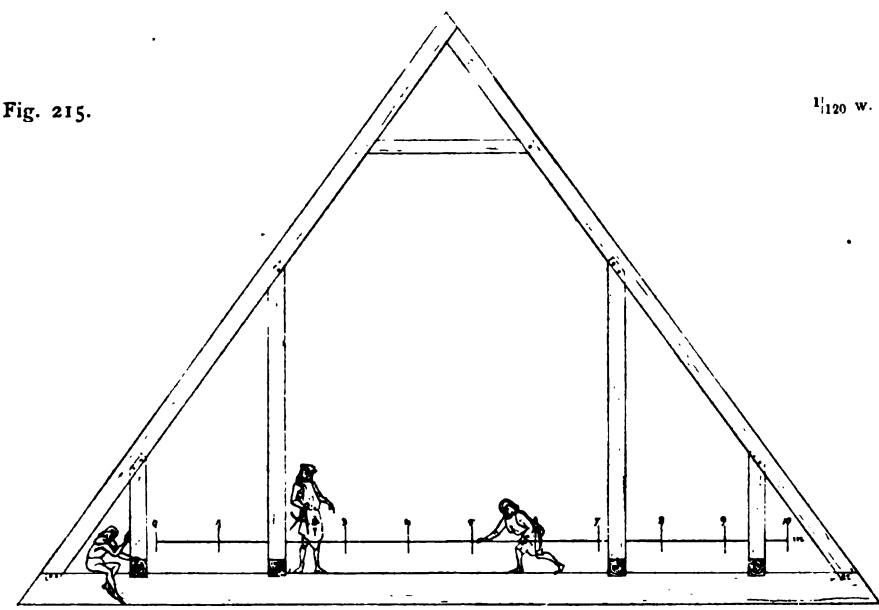
das richtige? Entweder zu ſagen: ich habe das Dach nötig; das Dachdeckungsmaterial, welches ſich überall zu mäſsigem Preiſe darbietet, erfüllt ſeinen Zweck am beſten, je ſteiler es liegt; folglich zeige ich das Dach; ich mache es zu einem Teile der künſtleriſchen Erſcheinung meines Bauwerkes, und zwar, da es für das Bauwerk von gröſster Wichtigkeit iſt, zu einem Hauptteil der künſtleriſchen Erſcheinung und

Fig. 214. $^1/_{120}$ w. Gr.



Dachſtuhl der Kirche zu Maulbronn [85]).

Fig. 215. $^1/_{120}$ w. Gr.



Dachſtuhl des Münſters zu Konſtanz [86]).

nehme die erforderliche, gröſsere Steile freimütig zum Ausgangspunkt für die Umformung der überlieferten, flachgeneigten Dächer? Oder man ſieht verzückt nach den antiken flachen Dächern, bemüht ſich die vorhandenen, zu mäſsigen Preiſen erhältlichen Dachziegel und Schiefer ſo flach einzudecken, als es nur noch irgend möglich iſt, ohne Regen und Schnee in das Haus zu laſſen. Und alles dies bloſs,

85) Nach: PAULUS, E. Die Ciſtercienſer-Abtei Maulbronn. Stuttgart 1879.

86) Nach *Schober*'s Aufnahme.

weil die Griechen unter ihrem ewig blauen Himmel ohne unſeren wochenlangen Regen und monatelangen Schnee ein ſteiles Dach nicht nötig hatten! — Und am Schluſs hat man doch nichts als unentſchiedene Umriſſe geſchaffen, die nicht antik wirken; denn ſie ſind noch nicht flach genug und tragen daher das unangenehme Ausſehen unbewältigter Notwendigkeit.

Ja, warum ſieht man ſehnſüchtig nach der Flachheit antiker Dächer und beraubt ſich damit der Schöpfungskraft neuer Formen und künſtleriſcher Umriſſe?

Warum erkennt man nicht den groſsen Fortſchritt, den die Gotik in die Baukunſt eingeführt hat, dafs ſie diejenigen Teile, die das Bauwerk benötigt, als die Hauptbeſtandteile der künſtleriſchen Erſcheinung einfügt, ſie zeigt und aus ihrer Eigenart neue Formen ſchöpft?

122. Dachſtühle.

Wie die Dachſtühle zu romaniſcher Zeit beſchaffen waren, iſt ſchwer zu ſagen, da ſich ſolche Konſtruktionen wohl kaum erhalten haben. Die beiden Dachſtühle von Maulbronn und Konſtanz in Fig. 214[85]) u. 215[86]) dürften ihre Art und Weiſe noch am eheſten zeigen; alle Binder ſind einander gleich.

Gotiſche Dachſtühle ſind natürlich aus allen Jahrhunderten noch vorhanden, wenn auch diejenigen des XIII. Jahrhunderts ſelten ſind. Einer der älteſten iſt derjenige über dem Chor der *Notre-Dame*-Kirche zu Paris.

Dieſe mittelalterlichen Dächer zeigen in den meiſten Gegenden gegenüber unſeren neuzeitlichen einen weſentlichen Unterſchied. Heutzutage wird in gewiſſen Abſtänden (4 bis 7 m), je nachdem es die Achſen des Gebäudes erlauben, auf jedem Pfeiler ein Binder aufgeſtellt. Dieſe Binder tragen langlaufende Pfetten, auf denen ungefähr alle Meter die Sparren befeſtigt ſind. Dieſe Binder allein ſind es, welche für ſich ſelbſt ſtehen und ſämtliche dazu erforderlichen Teile in ſich vereinigen.

Das mittelalterliche Dach verläſst ſich nicht auf die Binder und Pfetten, ſondern zimmert auch jedes Sparrenpaar durch Streben und Kehlbalken aus, ſo dafs es ſich zur Not allein aufrecht halten kann. Man hat neben den Bindergeſpärren die Leergeſpärre; auſserdem wird im Bindergeſpärre der Sparren ſelbſt als tragender Teil des Geſpärres verwendet, während heutzutage auch im Binder der Sparren nur auf die Pfetten gelegt iſt und zur Konſtruktion des ganzen Binders beſondere Streben angeordnet ſind.

Die Beſprechung eines ſolchen mittelalterlichen Dachſtuhles wird dies am einfachſten darlegen. Nehmen wir den Dachſtuhl des Münſters zu Ulm (Fig. 216 u. 217[87]), welchen *Förg* von Hall 1474 ausgeführt hat. Die beiden Geſpärre ſind in ihren Oberteilen ganz gleich ausgebildet: zwei groſse Streben kreuzen die Oberteile der Sparren aus und machen dieſelben gegen die Durchbiegung ſteif. Man muſs die Sparren alle 4 bis 5 m wenigſtens einmal unterſtützen. In den Unterteilen der Geſpärre wird dieſe Ausſteifung durch zwei Pfetten hergeſtellt, über denen ein Querbalken ruht. Die tragende Konſtruktion für dieſe Pfetten beſitzen nun die Bindergeſpärre allein. Zwei liegende Stühle nebſt Querbalken und Kopfbändern bilden dieſe Unterſtützung wie die Hauptausſteifung des Daches gegen den Winddruck. Dieſe liegenden Stühle nebſt Pfetten werden zuerſt aufgeſchlagen und dienen für das Aufbringen des übrigen Daches als Gerüſt.

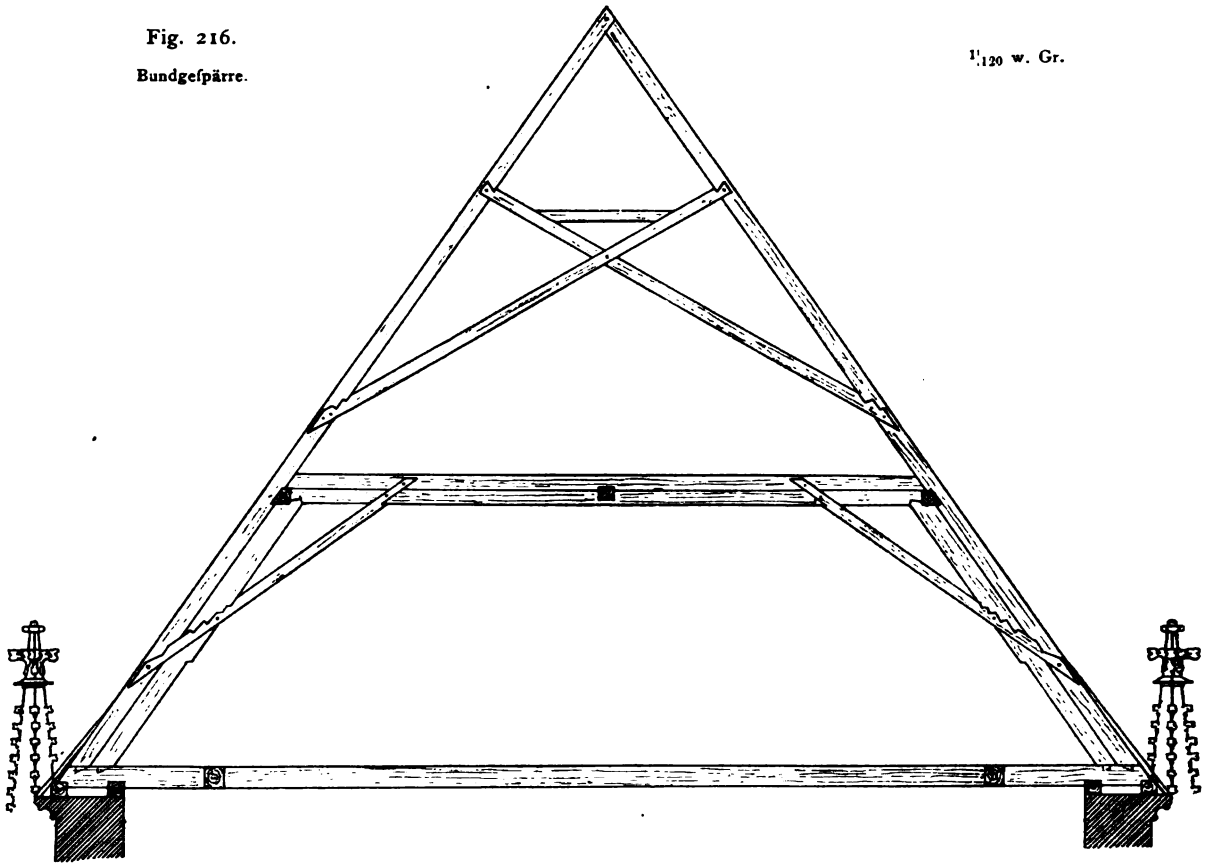
Hier ſind eigentlich Bundgeſpärre und Leergeſpärre völlig gleich, nur dafs dem erſteren noch die liegenden Stühle eingefügt ſind, welche die Pfetten tragen.

87) Nach *Haſsler*'s Aufnahme.

Fig. 216.

Bundgefpärre.

1/120 w. Gr.



Alter Dachftuhl des Münfters zu Ulm von

Ein zweiter Unterfchied zwifchen beiden Gefpärren befteht noch darin, dafs das Bundgefpärre faft immer allein am Fufs den grofsen durchbindenden Balken befitzt, welcher das feitliche Schieben des ganzen Daches hindert. Die Leergefpärre ftehen nur auf Stichbalken, welche in längslaufende Schwellen eingezapft find. Damit der Gefamtfchub der Leerfparren nicht nach aufsen drängt, find zwifchen diefe Hölzer, welche die Leerfparren aufnehmen, und die Mauerfchwellen oder zwifchen leztere allein Streben eingelegt, die fog. Schlangenhölzer.

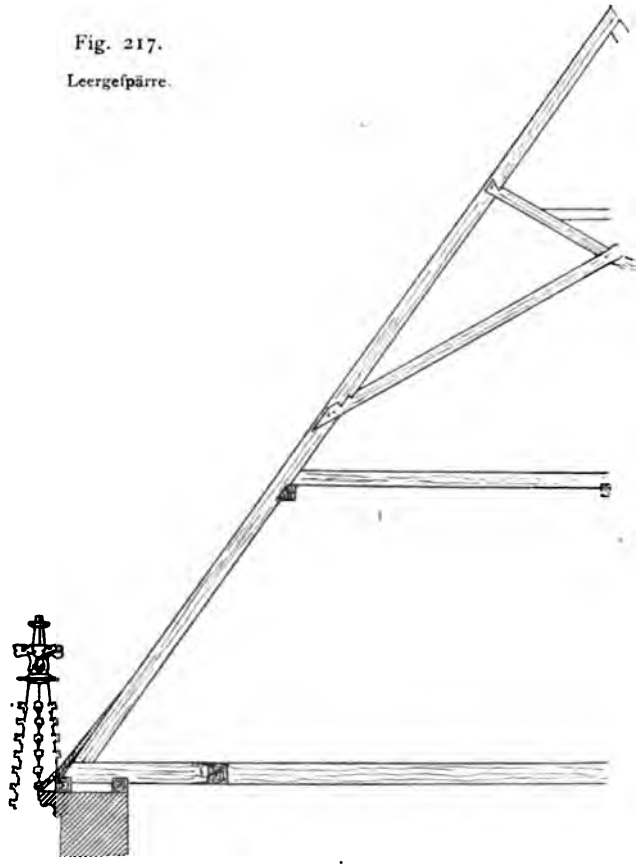
Der Chor der Frauenkirche zu Nürnberg (um 1340) befitzt Gefpärre, wie in Fig. 218[88]) dargeftellt. Das fehr hohe Dach über dem Schiff der Frauenkirche (Fig. 219 u. 220[88]), die eine Hallenkirche ift, benutzt die Innenpfeiler der Kirche. Da die Schiffsfpannungen nicht übermäfsige find, fo find aufserdem noch zwei andere Stiele auf die Querbalken geftellt. Auf diefe Weife find je drei Längspfetten unterftützt. Je eine grofse Strebe parallel fteift das Ganze aus.

Diefer Dachftuhl ift völlig wie ein heutiges Dach, nur mit Bindergefpärren, hergeftellt. Die Sparren dazwifchen find nicht als Leergefpärre konftruiert. Auch die Ausftrebung des Daches nach der Längsrichtung ift, wie gegenwärtig, mit Kopfbändern und Andreaskreuzen bewerkftelligt.

Einen ganz ähnlichen Dachbinder zeigt *St. Stephan* zu Wien (fiehe die um-

[88]) Nach *Effenwein*'s Aufnahme.

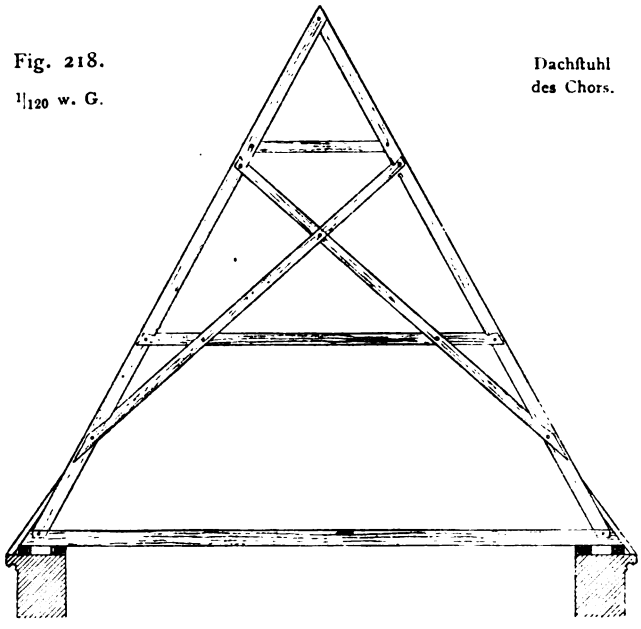
Fig. 217.
Leergefpärre.



Jörg von Hall (1474 [87]).

Fig. 218.
$^1/_{120}$ w. G.

Dachftuhl des Chors.



Von der Frauenkirche zu Nürnberg [88]).

ftehende Tafel), nur dafs das Dach viel höher und fteiler ift und das Mittelgewölbe in den Dachftuhl hineingeführt ift. Während das Dach der Nürnberger Frauenkirche den Querverband im Binder noch durch zwei Kopfbänder verftärkt, find hier an die Füfse der Stiele noch je zwei Streben angefetzt. Der untere Teil des Dachftuhles ruht nicht auf der Aufsenmauer, weil dafelbft die Giebelaufbauten das Auflager behindern, fondern auf grofsen Kragfteinen. Dies hat auch den grofsen Vorteil, dafs die Mauerlatten und Sparrenfüfse frei von der Luft umfpült werden und deshalb nicht faulen können.

Der Dachftuhl der Rheimfer Kathedrale (Fig. 221 [89]) aus dem Ende des XV. Jahrhunderts trägt fich faft 14 m frei; die Streben und die Sparren find 17 m lang. In der Hauptfache befteht diefer Binder aus einem grofsen Hängewerk, deffen unterer Balken 14,50 m lang ift. Diefe Leergefpärre find beinahe einfache Sparren, nur dafs das Fehlen der Pfetten in den Oberteilen durch kleine Kehlbalken *o* und durch Ständerchen *n* erfetzt ift. Die Unterftützung der Pfetten ift wenig gefchickt.

Das Mittelalter hat auch über Sälen wie über Kirchen ftatt der geraden Holzdecken gewölbte Holzdecken hergeftellt. In Frankreich finden fich befonders häufig Säle

[89]) Nach: Viollet-le-Duc, a. a. O.

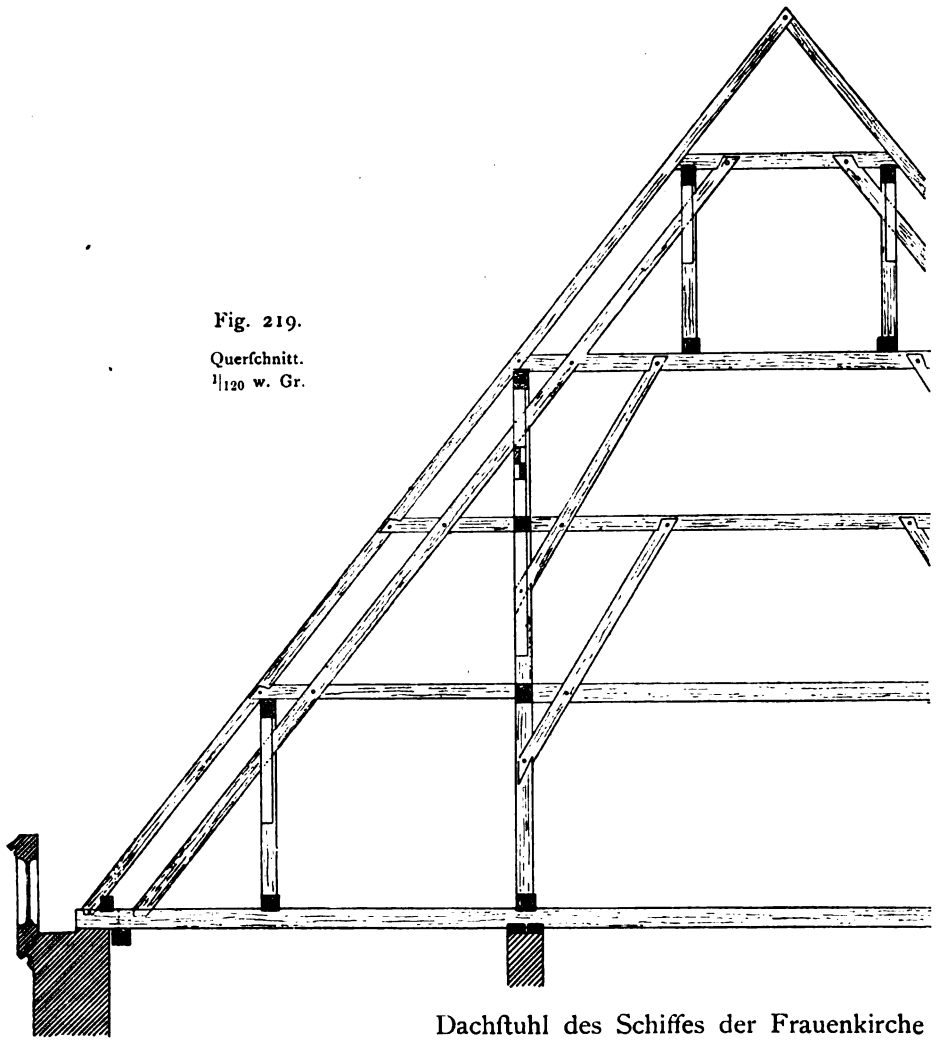


Fig. 219.

Querſchnitt.
1/120 w. Gr.

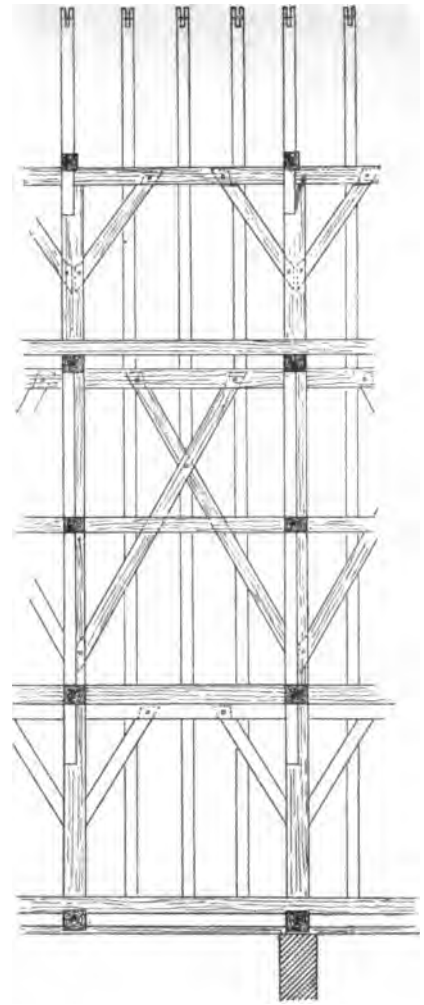


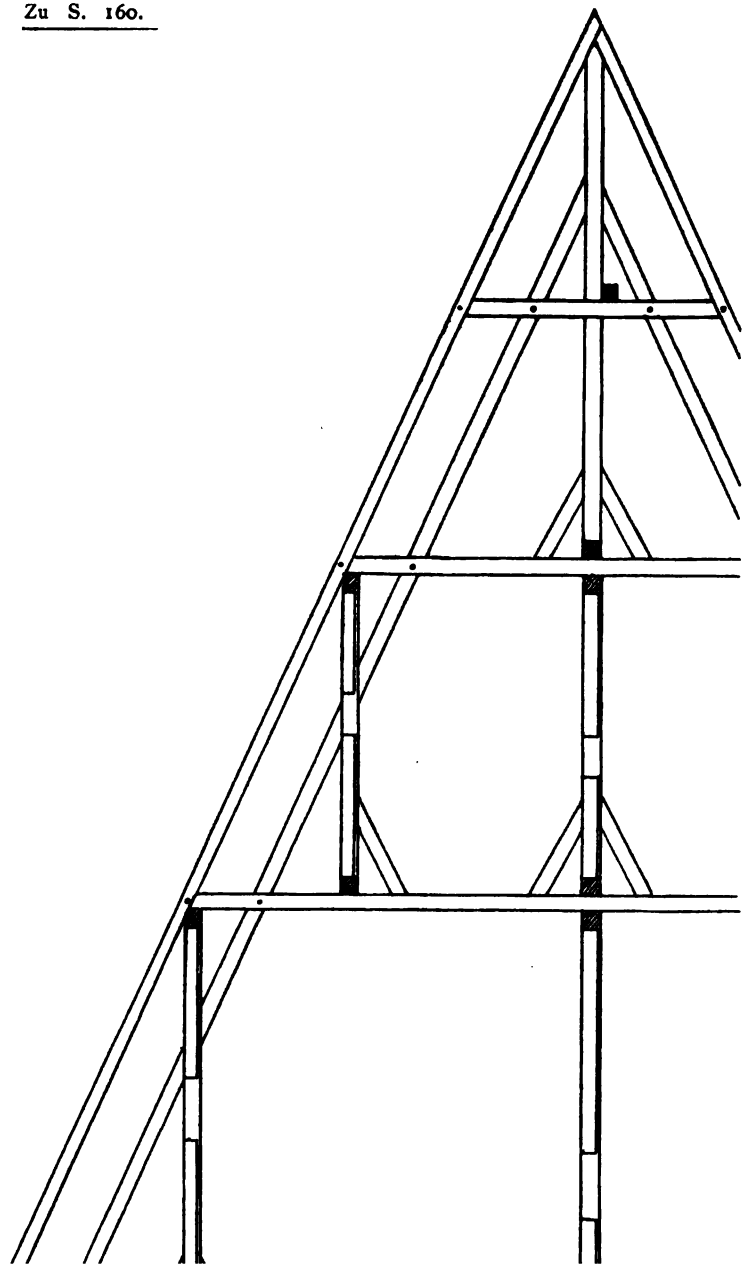
Fig. 220.

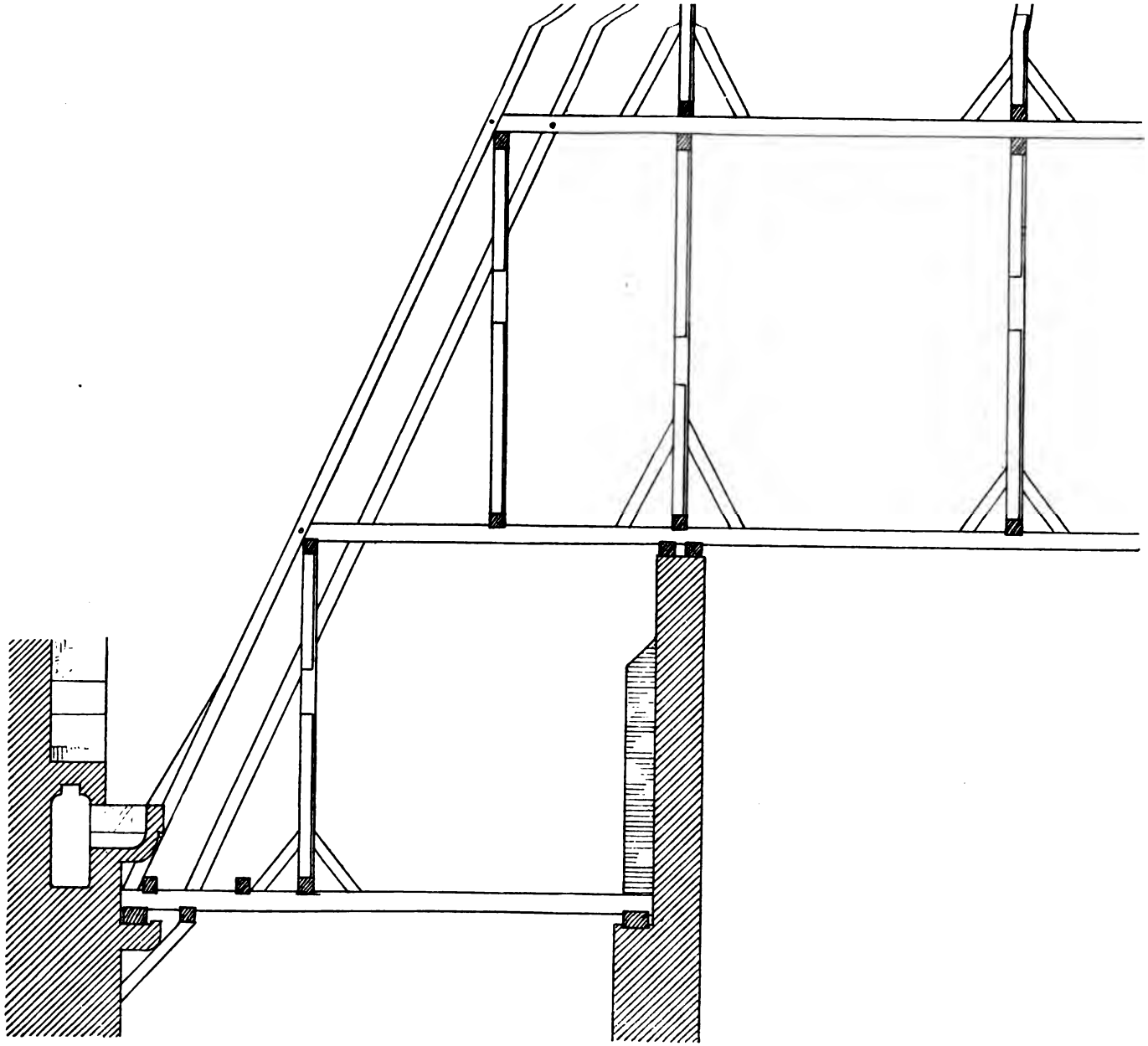
Längenſchnitt.

Dachſtuhl des Schiffes der Frauenkirche zu Nürnberg [88]).

Dachſtuhl
des St.-Stephansdomes
zu Wien.

1/120 w. Gr.





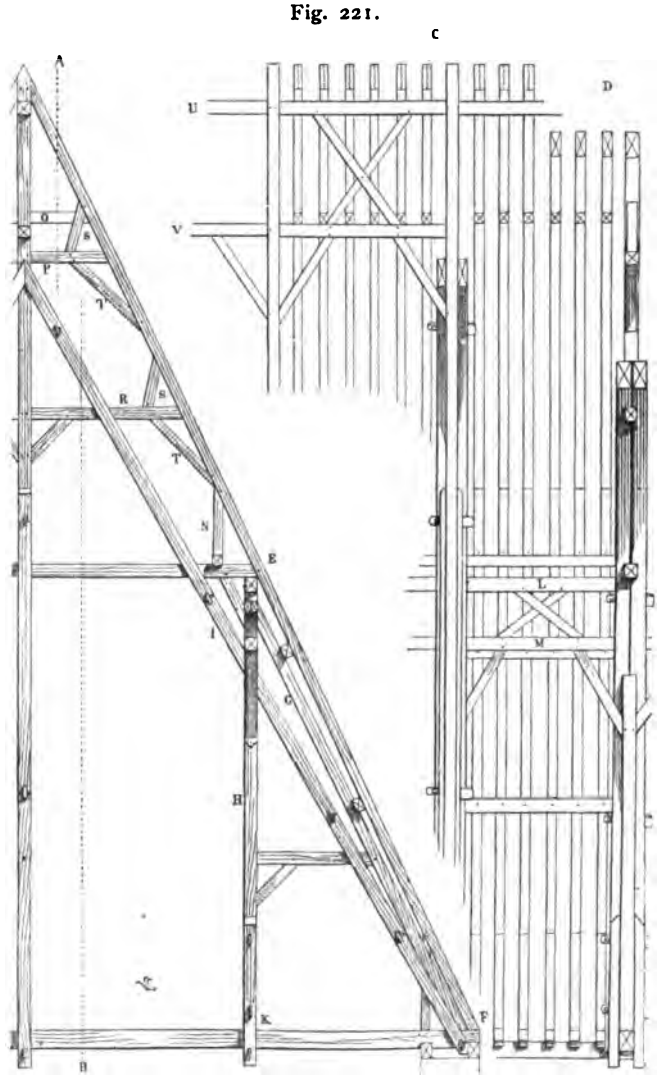
Handbuch der Architektur. II. 4, c.

Nach: Wiener Bauhütte etc.

mit ſpitzbogigen Tonnen, welche unmittelbar durch den Dachſtuhl gebildet ſind. Zumeiſt gehen dabei die Unterzüge, welche nicht vermieden ſind, frei durch den Innenraum hindurch.

In Deutſchland ſind dieſe Holztonnen ſelten. Die St. Klarakirche zu Nürnberg zeigt einen leicht konſtruierten Dachſtuhl (Fig. 222[90]) ohne Unterzüge. Allerdings

Fig. 221.



Dachſtuhl der Kathedrale zu Rheims[89]).

1/120 w. Gr.

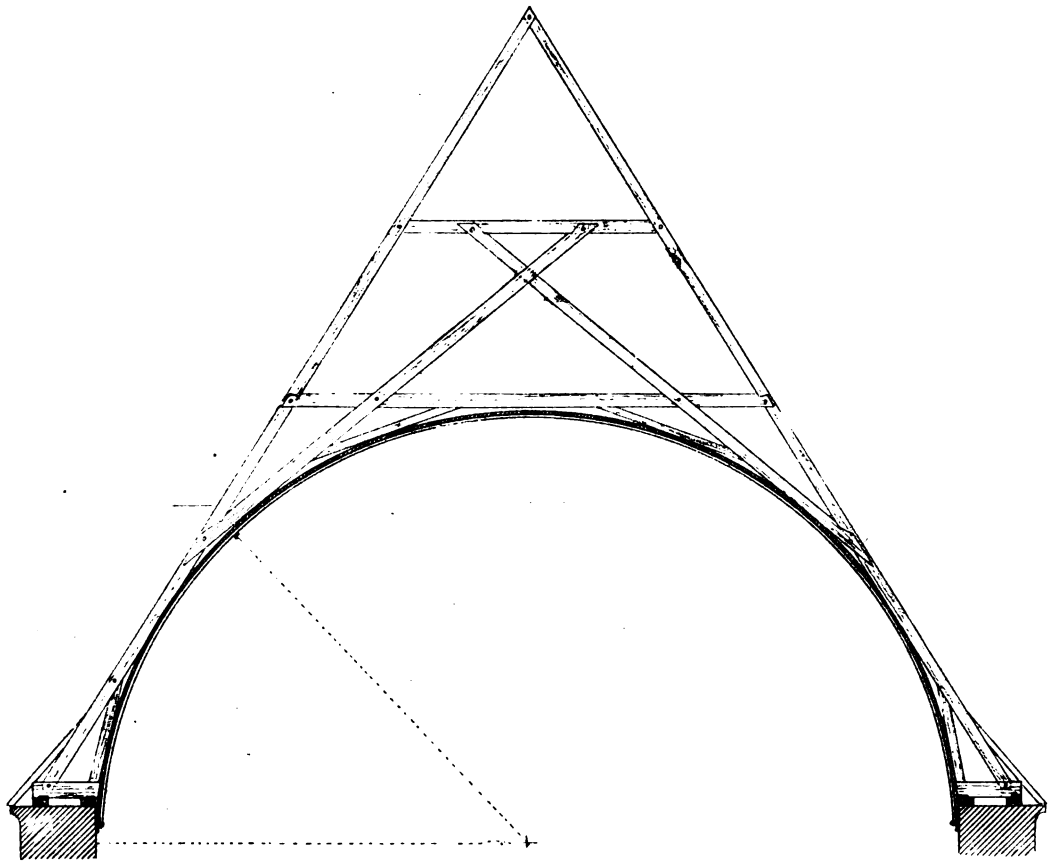
beruht hierbei alles auf der Stärke der Sparren und der Vorzüglichkeit der Verzapfungen. Aufserdem ſchiebt dieſer Binder ſtark auf die Umfaſſungsmauern.

In England haben ſich beſonders die offenen Dachſtühle eingebürgert. Das milde Klima geſtattet dieſe Bedachung. In Deutſchland würde bei ſtärkerer Kälte das Holzwerk, weil kalt, von der feuchten Atemluft beſchlagen, tropfen und verrotten.

Ein ſehr ſchönes Beiſpiel bietet die Kathedrale zu Ely vom Ende des

[90]) Nach *Effenwein*'s Aufnahme.

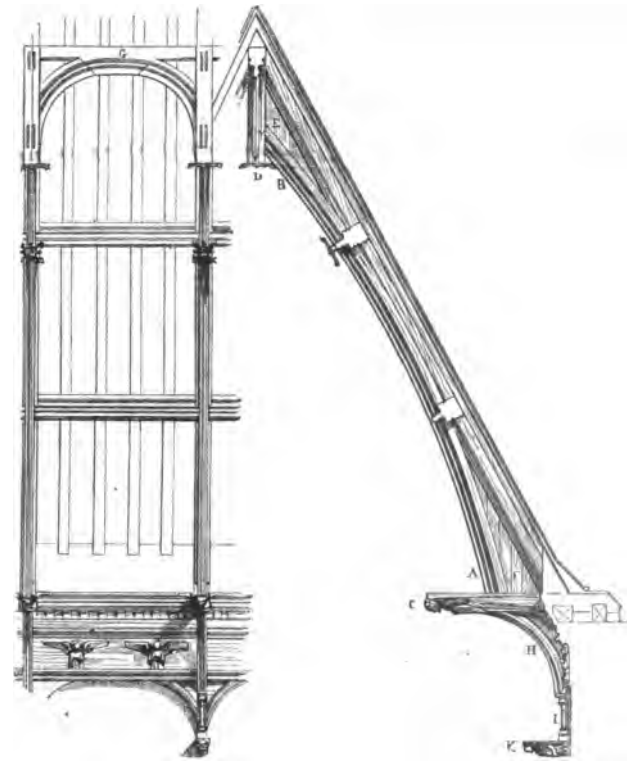
Fig. 222.



Dachſtuhl der St. Klarakirche zu Nürnberg [90]).

1/120 w. Gr.

Fig. 223.



Dachſtuhl
der Kathedrale zu Ely [91]).

1/120 w. Gr.

XIV. Jahrhunderts (Fig. 223[91]). Das grofse gebogene Holz *AB* beſteht aus einem Stück; es iſt oben in den kleinen Hängeſtiel *D* und unten in den Ueberreſt des Unterzuges *C* eingezapft. Dieſer Balken *C* wird durch die gebogene Strebe gehalten, welche auf einem Säulchen *I* aufſitzt, und dieſes wird durch den Kragſtein *K* getragen. Die verbleibenden Zwickel bei *E*, *F* und *H* ſind durch Bretter, die genutet ſind, ausgeſteift. Das Ganze ſchiebt natürlich ſtark auf die Umfaſſungsmauern.

Den grofsartigſten Dachſtuhl dieſer Art zeigt der Saal der Weſtminſter-Abtei zu London (Fig. 224 bis 227[92]). Derſelbe iſt im Lichten 21,00 m breit; die Mauern ſind 2,20 m dick bei rund 11,50 m Höhe; die Binderweite beträgt 5,75 m. In der Hauptſache beſteht der Binder aus drei rieſigen Dreiecken: demjenigen der Spitze und den zwei Dreiecken, welche auf der Mauer aufruhen. Dieſe unteren Dreiecke ſind, wie in Ely, durch eine krumme Strebe unterſtützt, welche auf einem Kragſtein aufſitzt. Das obere Dreieck wird durch die beiden rieſigen Spitzbogenſtreben unterſtützt, welche, von dieſem Kragſtein ausgehend, die unteren Dreiecke

Fig. 224.

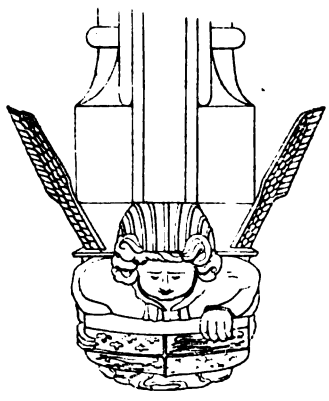
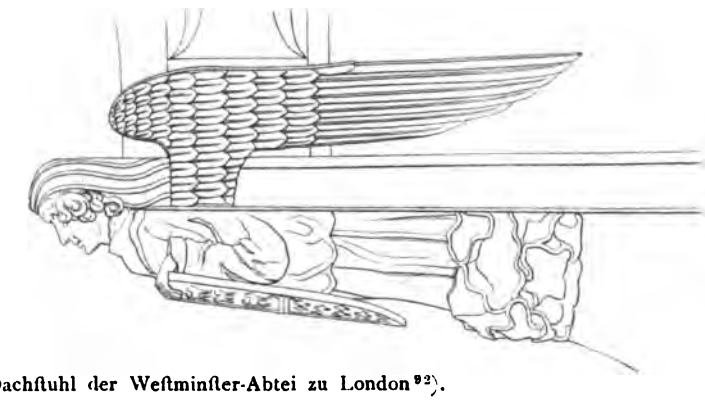


Fig. 225.



Vom Dachſtuhl der Weſtminſter-Abtei zu London[92].
(Siehe Fig. 226 u. 227.)

durchſchneiden und ausſteifen. Die Spitzbogenſtreben beſtehen zur Hauptſache aus zwei grofsen, nebeneinander liegenden Hölzern, welche 76 cm breit ſind. Alle Zwickel und Zwiſchenräume ſind durch ſtarke Stabwerke ausgeſetzt, die ihrer Tiefe nach ebenfalls noch über 30 cm ſtark ſind. Die Engel der Streben (Fig. 224 u. 225) ſind bis auf die Flügel aus einem Stück geſchnitzt.

Schliefslich finden ſich auch noch Verſuche, das Holz der Dachſtühle durch Stein zu erſetzen.

Wenn man auch im Ueberwölben der Kirchen endlich ein Mittel gefunden hatte, bei den Bränden des Daches der völligen Verheerung der Kirchen Einhalt zu thun, wie dies zumeiſt bei Holzdecken geſchehen war, ſo blieb doch immer noch das hölzerne Dach der Vernichtung durch Feuer ausgeſetzt. Die hohen, ſteilen Dachbinder lieſsen ſich allerdings kaum durch Mauerwerk erſetzen; dagegen gelingt dies eher bei flachen Dächern. So zeigt *San Francesco* zu Aſſiſi als Träger der Pfetten ein Paar gemauerte Kreuzrippen (ſiehe Fig. 208, S. 148): ein höchſt monumentales Vorgehen.

Würde dem Mittelalter das Eiſen für die Dachſtühle zur Verfügung geſtanden

[91] Nach: Viollet-le-Duc, a. a. O.
[92] Aus: Dehio & v. Bezold, a. a. O.

haben, es hätte ſich dieſes Bauſtoffes ſicher mit Begierde und ſo ausſchlieſslich wie angängig bedient. So einmütig die Deutſchen ſich ſofort daran begaben, als ſie die franzöſiſchen ſteinernen Mittelſchiffsgewölbe geſehen und gelernt hatten, ihre beſtändig verbrennenden Holzdecken durch die feuerſicheren Gewölbe zu erſetzen,

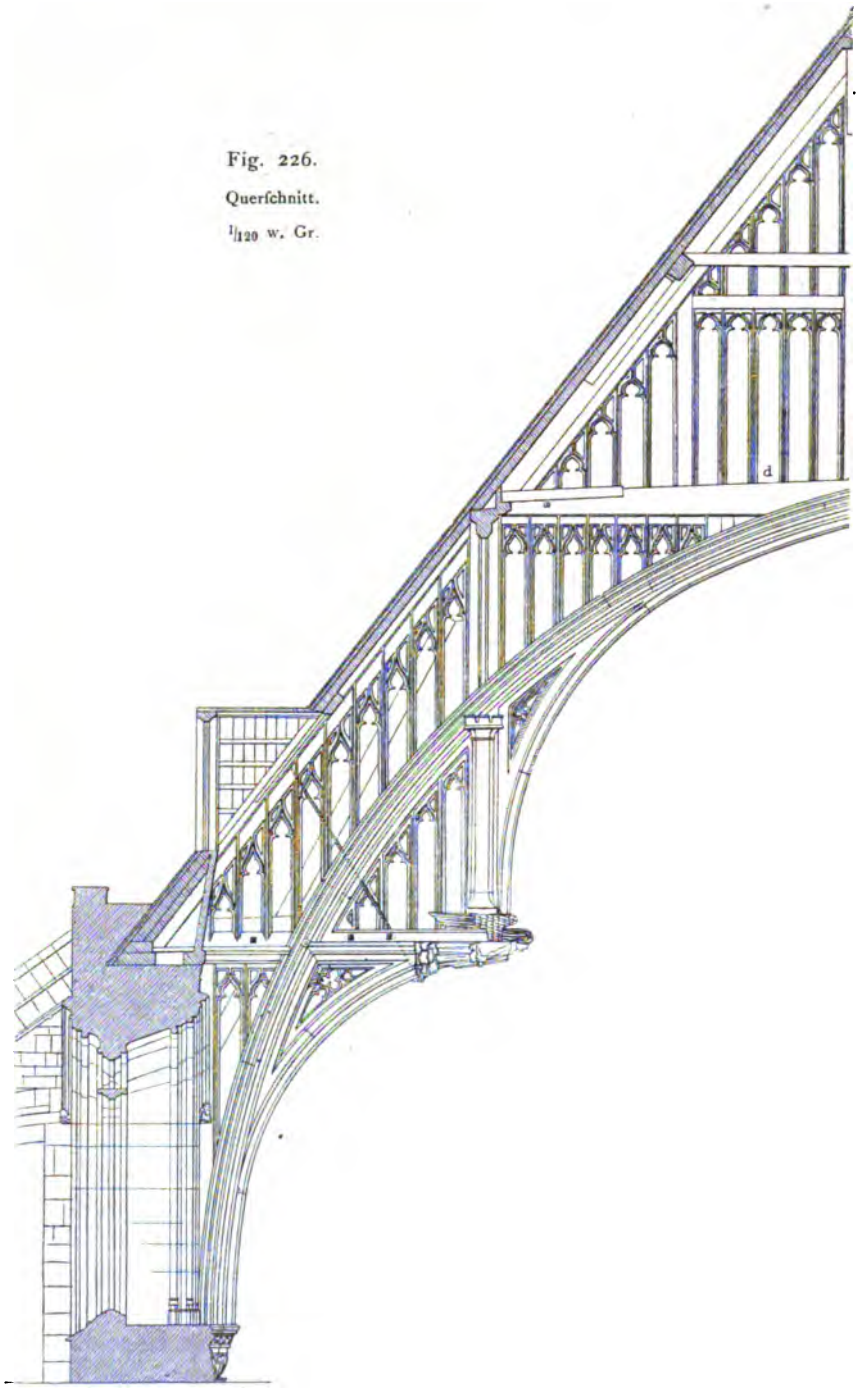
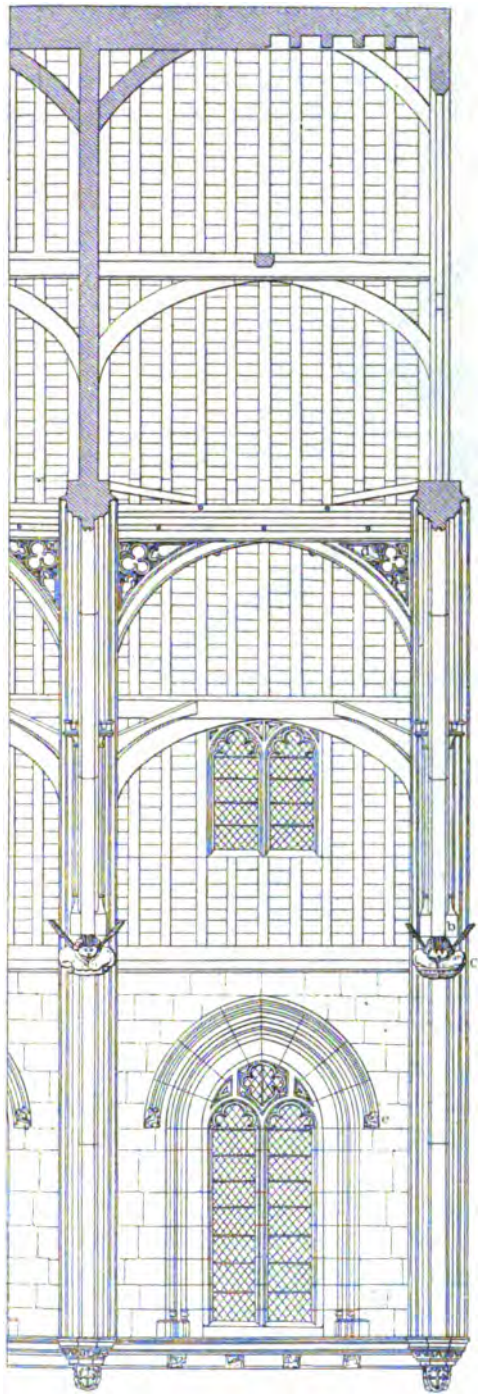


Fig. 226.
Querſchnitt.
1/120 w. Gr.

Dachſtuhl der Weſtminſter-Abtei

ebenſo ſchnell würden ſie eiſerne Dachſtühle den beſtändig gefährdeten Holzdächern vorgezogen haben. Sie würden nur vor derjenigen Verwendung des Eiſens zurückgeſchreckt ſein, die heutzutage dasſelbe zum Ruin der Baukunſt gemacht hat, daſs der Architekt irgend welchen, meiſt anderswo geſehenen Umriſs auſsen und innen zeichnet, der ſich nicht trägt, und in welchen dann vom Ingenieur mit Mühe und Not eine Eiſenkonſtruktion hineingezwungen werden muſs, welche dem Formentrug die erforderliche Standfähigkeit verleiht.

Fig. 227.



Längenſchnitt.

zu London [92]).

i) Ausbildung des Weſtendes der Kirchen; Türme.

123. Verſchiedenheit der Ausbildung.

Wir kommen nun zur Ausbildung des Weſtendes der Kirchen. Der Grundriſs dieſer Teile läſst ſich allein ohne den Aufriſs kaum behandeln. Wir faſſen daher beide zuſammen.

Man kann in der Hauptſache zweierlei Ausbildungen unterſcheiden: diejenige ohne Türme und diejenige mit einem oder mehreren Türmen.

Die Ausbildung der Weſtanſicht ohne Zuhilfenahme der Türme iſt faſt allen Stilen miſsglückt. Es giebt kaum einen unglücklicheren Umriſs für eine Vorderanſicht als den einer Baſilika. Die Seitenſchiffsdächer verderben das ganze Bild. Die altchriſtliche Kunſt hat mitunter die Seitenſchiffe um die Weſtanſicht herumgeführt und ſo den Anblick in etwas erträglicher geſtaltet. Aber meiſt ſind ihre Vorderanſichten überaus unſchön. Dieſe Art der Ausbildung hat die romaniſche Kunſt nicht verbeſſern können.

124. Kloſterkirche zu Maulbronn.

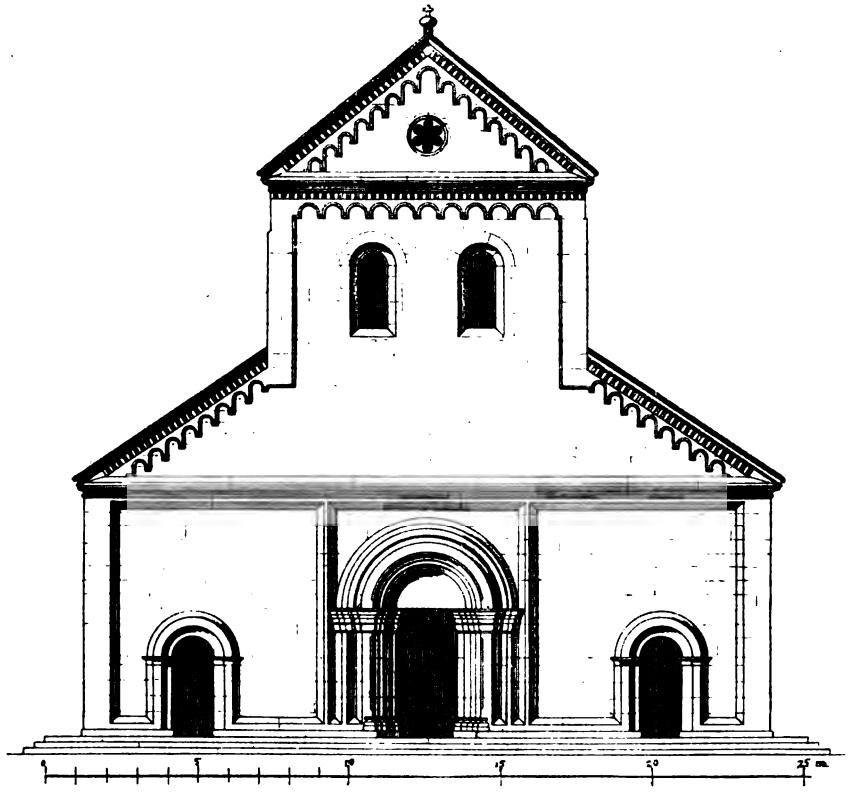
Das Ciſtercienſerkloſter Maulbronn in Württemberg (Fig. 228 bis 231 [93]) iſt 1146 an der jetzigen Stelle gegründet und ſeine Kirche 1173 geweiht worden. Sie zeigt den rein romaniſchen Stil Südweſtdeutſchlands jener Zeit; ein Beweis gegen die Anſicht,

93) Nach: PAULUS, a. a. O.

daſs der Ciſtercienſerorden einen beſonderen Stil und ſeine eigenen Baumeiſter beſeſſen habe. Zu romaniſcher Zeit ſchlieſsen ſich ſeine Kirchen faſt ausnahmslos denjenigen der Umgebung an. So im Oſten Marienthal bei Helmſtedt.

Die Kirche war ungewölbt und befaſs, gut deutſch, nur Holzdecken. Zu frühgotiſcher Zeit iſt dann der Chor überwölbt worden und erſt 1424 hat ſie im Hochſchiff ein ſchön gezeichnetes, ſpätgotiſches Gewölbe erhalten. Wie dünn die Obermauern in jener Zeit beliebt ſind, zeigt der Querſchnitt (Fig. 229). Die Kirche iſt eine kreuzförmige Pfeilerbaſilika, deren baſilikale Anlage ſchlankweg in der Weſt-

Fig. 228.

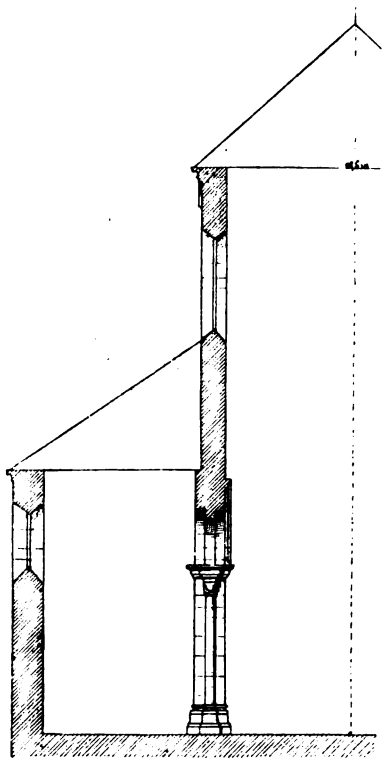


Kloſterkirche zu Maulbronn.
Weſtanſicht ohne Vorhalle[93]).

anſicht (Fig. 228) zu Tage tritt. Der Baumeiſter liebt ſehr ſtarke Simſe. Solche zeigt auch der Lettner, welcher ſich innen aus jener romaniſchen Zeit der Erbauung der ganzen Kirche erhalten hat, ebenſo der nördlich an dieſe Weſtanſicht ſtoſsende Teil der Kloſtergebäude.

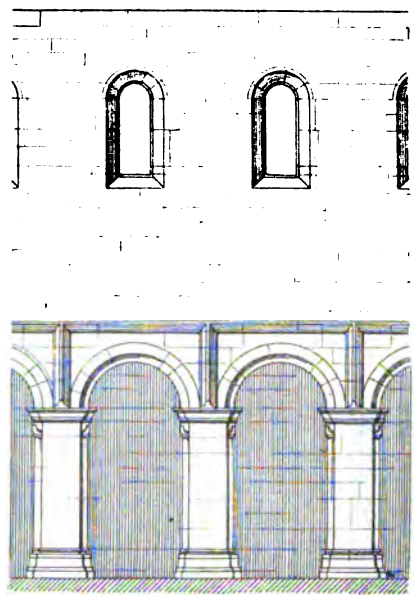
Später iſt vor dieſe Weſtanſicht eine frühgotiſche Vorhalle von der reizvollſten Einzelausbildung (um 1200—10) vorgebaut worden, nebſt dem Flügel des Kreuzganges längs der Kirche und dem Mönchsrefektorium. Dieſe Bauteile können gar nicht genug ſtudiert werden. Sie verdanken ihren Urſprung dem Baumeiſter mit den zwei Halbmonden, welcher auch die Michaelskapelle und vielleicht den Chor nebſt Kreuzarmen zu Ebrach, ferner Walkenried und den Biſchofsgang nebſt Chor und Kreuzſchiff am Dom zu Magdeburg erbaut hat. Alle dieſe Bauten zeigen die völlig gleichen Einzelheiten, wie je zwei Halbmonde auf einer gewiſſen Art von Kragſteinen.

Fig. 229.



Querſchnitt.

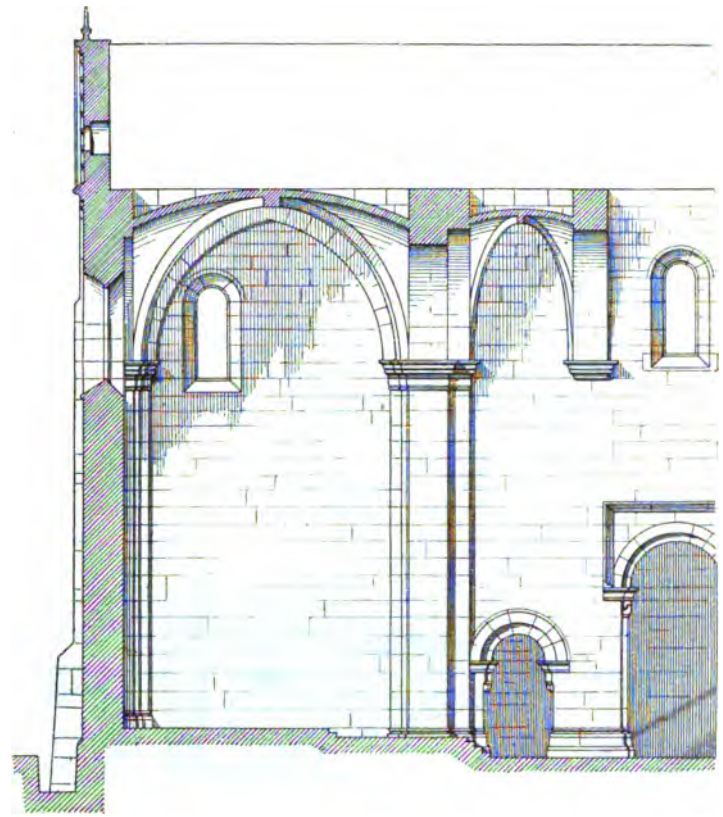
Fig. 230.



Längenſchnitt.

1/250 w. Gr.

Fig. 231.



Längenſchnitt durch den Chor.

Kloſterkirche zu Maulbronn [93]).

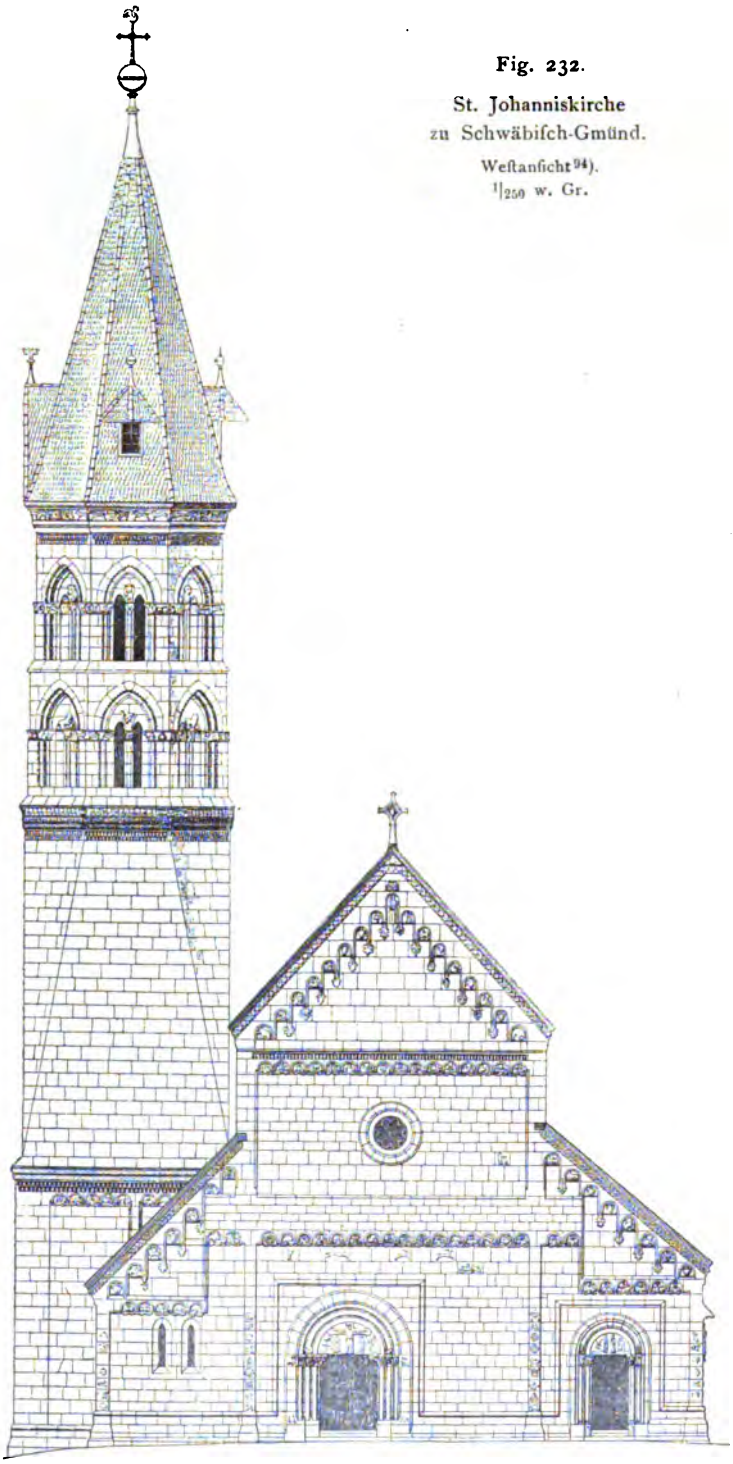


Fig. 232.

St. Johanniskirche
zu Schwäbiſch-Gmünd.

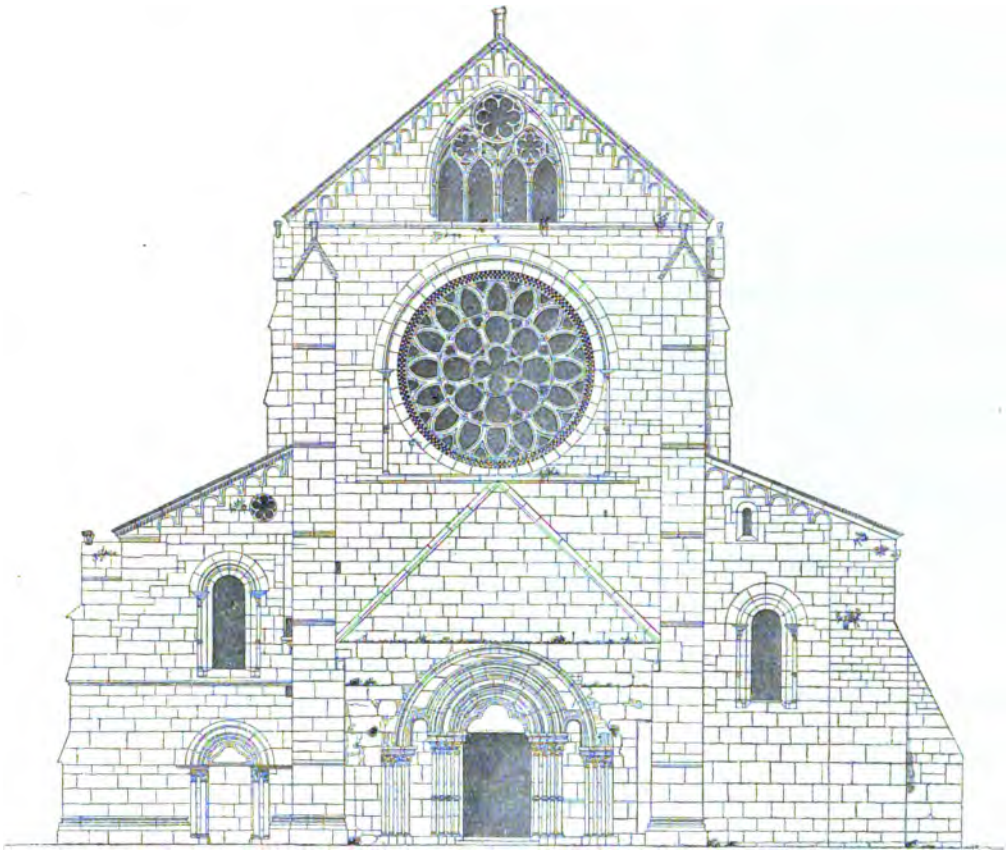
Weſtanſicht[94]).
1/250 w. Gr.

125. Andere baſilikale Anlagen.

Eine ganz ähnliche Weſtanſicht zeigt die St. Johanniskirche zu Schwäbiſch-Gmünd (Fig. 232[94]). Der Turm, welcher hier bei der Zeichnung in die Erſcheinung tritt, ſteht hinten am Chor. Er hat ſeine oberen Geſchoſſe zu frühgotiſcher Zeit,

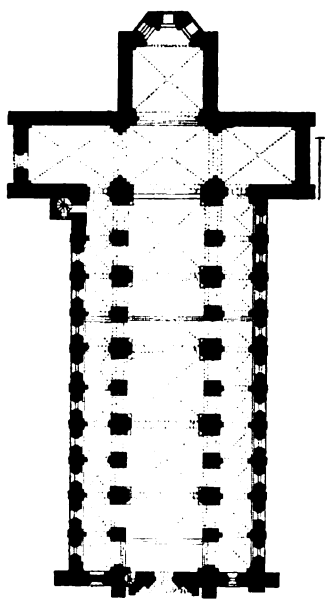
[94]) Nach: Jahreshefte des Württembergiſchen Altertum-Vereins.

Fig. 233.



Weſtanſicht. — $^1/_{250}$ w. Gr.

Fig. 234.



Grundriſs.
$^1/_{1000}$ w. Gr.

Kloſterkirche zu Otterberg [95]).

um 1220, erhalten. Die gefamte übrige Kirche entftammt derfelben Zeit wie Maulbronn (um 1180). Warum die Hauptthür fo rückfichtslos aus der Mitte gefchoben ift, läfst fich nicht enträtfeln.

Diefen beiden romanifchen Kirchen fchliefst fich die im Uebergangsftil ebenfo mächtig als prächtig ausgeführte Kirche des ehemaligen Ciftercienferklofters Otterberg in der Pfalz (Fig. 233 u. 234[95]) an. Auch fie zeigt in ihrer Weftanficht den Bafilikaquerfchnitt, und er ift ebenfowenig fchön wie derjenige ihrer romanifchen Mitfchweftern.

Nachrichten haben fich aufser dem Gründungsjahr der Niederlaffung 1145 nicht erhalten; aber der Bau felbft erzählt feine Gefchichte. Die ganze Kirche ift gewölbt, mit Kreuzgewölben auf Rippen, und ift demgemäfs von unten auf mit mächtigen Pfeilern und Mauern verfehen; doch find alle Kapitelle im Schiff fchon franzöfifche Hörnerkapitelle.

Der Chor ift der älteftе Teil. Er wird einige Jahre vor 1200 entftanden fein, das Schiff nach 1200—20, die Weftanficht mit den anfchliefsenden Jochen gegen 1240. Die Langfeiten zeigen recht deutlich den Uebergangsftil; fie haben noch reinromanifche Rundbogenfenfter nebft Rundbogenfries. Aber diefe Fenfter ftehen gekuppelt — der Gewölbe halber — und find langgeftreckter, als dies fonft romanifche Gepflogenheit ift. Das Innere dagegen ift alles echte früheftе Gotik.

Die fpätere Gotik hat an den Enden der Kreuzfchiffe eine beffere Löfung gefunden. Sie hat die Seitenfchiffsdächer nicht nach vorn zur Erfcheinung gebracht; diefelben find abgewalmt, und die Regenrinne nebft dem Gefims fchliefst die Seitenfchiffe wagrecht ab. Das bekannteftе Beifpiel find die Kreuzflügel des Cölner Domes.

126. Italienifche Weftanfichten.

Die Renaiffance hat fich fpäter, mit den riefigen Schnecken an diefen Stellen, nicht viel glücklicher abgefunden. Der Bafilikaquerfchnitt bleibt für die künftlerifche Ausbildung eine ausfichtslofe Geftalt.

Die Italiener der romanifchen Zeit haben daher häufig eine ganze Wand aufgeführt, welche den Bafilikaquerfchnitt völlig verdeckt. Aber da fie durch einen einzelnen grofsen Giebel gefchloffen wird, fo ruft fie die Vermutung hervor, als fei hinter diefer Weftanficht eine Kirche mit folch einem grofsen einheitlichen Dache vorhanden.

Diefe Art der Löfung ift daher Schein, trügerifcher Schein, und fo das Abbild jener Italiener, die fich der romanifchen Kunft wie erft recht der Gotik auf eine ausnahmsweife ungefchickte Art bedienten. Die Italiener find jedenfalls in diefen Jahrhunderten durchaus nicht jene Riefen in der Kunft, als welche fie uns in der Renaiffance gegenübertreten. Die Baukunft ift faft durchweg mittelmäfsig, ebenfo die Bildhauerkunft, und da man doch nicht annehmen kann, dafs das Volk vor 1400 durchweg Schwachköpfe hervorgebracht habe, um nach 1400 Genie neben Genie zu gebären, fo dürfte wohl die einzig richtige Erklärung die fein, dafs die Renaiffance aus ihrem eigenften Wefen entfproffen ift und allen ihren Fähigkeiten entfpricht, dafs die romanifche und gotifche Kunft dagegen nicht ihnen das Dafein verdankt und ihrem Fühlen, Denken und Empfinden ebenfowenig wie ihren Fähigkeiten angepafst war.

Diefe italienifchen Weftanfichten zeigen auch nicht einmal den Verfuch einer vernunftgemäfsen Löfung. Sie häufen kleine Säulenreihen mit Rundbogen übereinander, die, wie am Dom zu Pifa, häufig noch recht hilflos unter den Seitenfchiffsdächern allmählich verfinken. Alles ift Glanz, Schein und völliges Unvermögen,

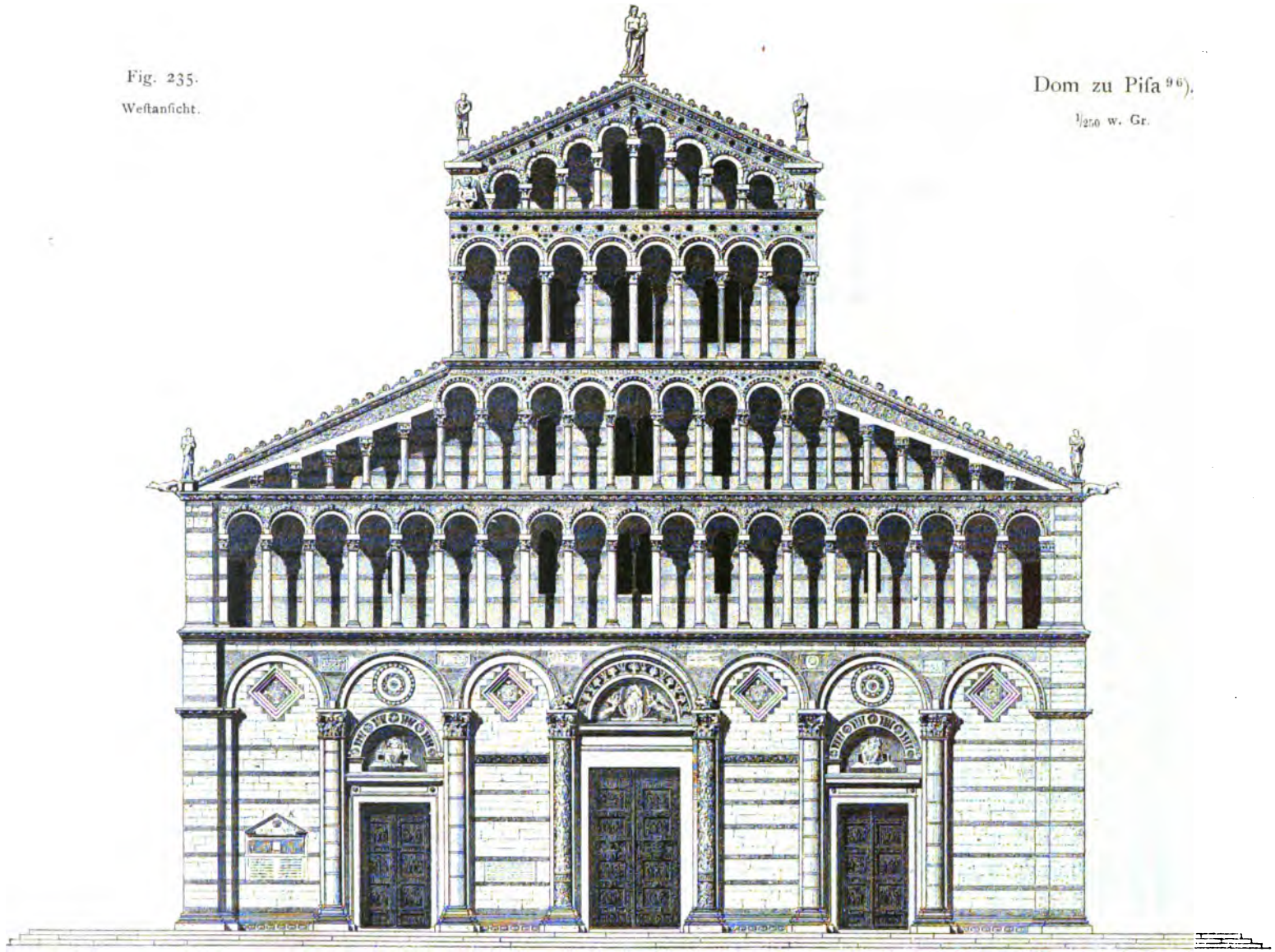
[95]) Nach: Moller, a. a. O.

Fig. 235.

Weftanficht.

Dom zu Pifa [96]).

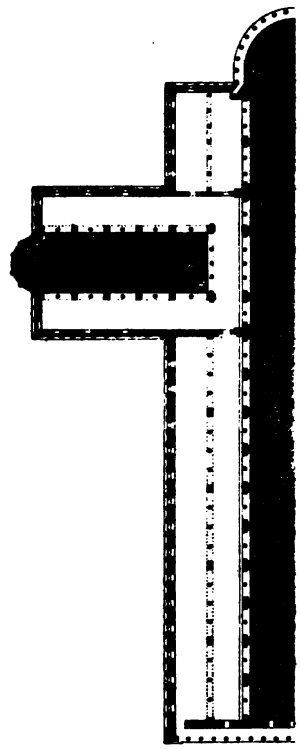
1/250 w. Gr.



dasjenige, was das Kircheninnere darbietet, aufsen zur Erfcheinung zu bringen. Echt italienifch.

Der Dom zu Pifa (Fig. 235 bis 238[96]) ift zwar laut Infchrift 1063 begonnen worden; aber wie er heute vor uns fteht, kann er erft der Mitte des darauffolgenden Jahrhunderts entftammen. Der Dom ift eine fünffchiffige Kreuzbafilika, die im Mittelfchiff mit Emporen und Holzdecken verfehen ift. Die Säulen entftammen antiken Bauten, da fie faft alle an Höhe und Durchmeffer verfchieden find. Die Säulen find durch einen Baumeifter *Busketus* herbeigefchafft und aufgerichtet worden. So meldet es eine Infchrift an der Weftanficht, wo fich auch fein Grabftein befindet. Die gefamte Architektur unterfcheidet fich nicht viel von derjenigen des fchiefen Turmes und der Taufkirche. Von den beiden letzteren find die Entftehungszeiten aber bekannt. 1153 wurde die Taufkirche und 1174 der fchiefe Turm gegründet. Es ift daher völlig ausgefchloffen, dafs der Dom 100 Jahre vorher entftanden fein kann; insbefondere auch deswegen, weil die Verzierung der Aufsenfronten mit grofsen Säulen, die durch Rundbogen verbunden find, in denen fich abwechfelnd Kreis- und hochkantftehende Viereckblenden zeigen, in ganz Italien erft dem XII. Jahrhundert angehört. So die ähnlich ausgebildeten Kathedralen von Ferrara (1135) und Modena (1184), wie die faft ganz gleich gezeichnete Kirche *San Micchele* zu Lucca.

Fig. 236.



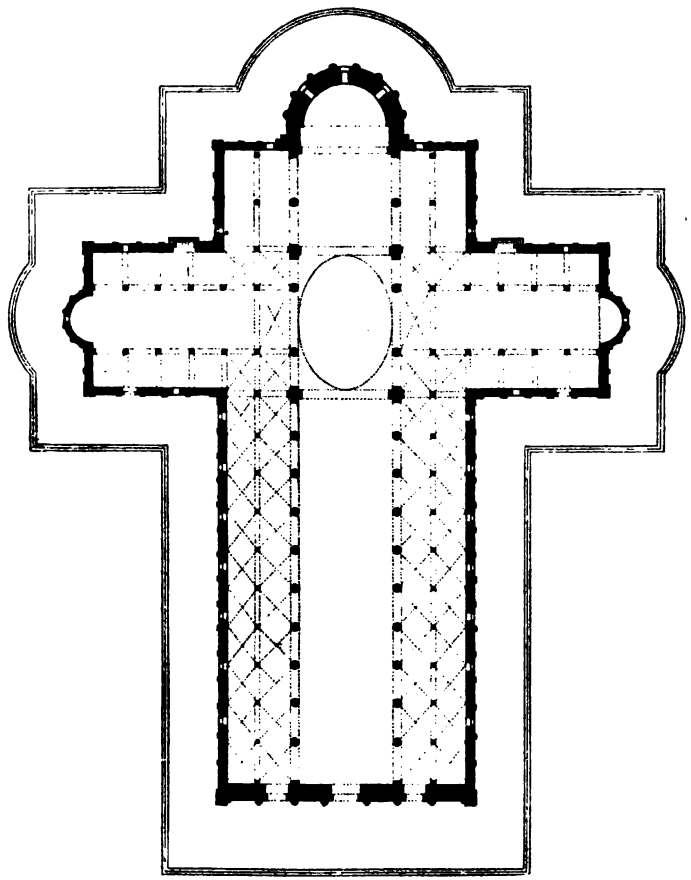
Dom zu Pifa.
Grundrifs der Emporen[96]).
1/1000 w. Gr.

San Ambrogio zu Mailand (Fig. 239 bis 243[98]) ift nach jeder Richtung von grofsem Intereffe, da über das Alter und die Herkunft diefer Kirche die verfchiedenften Anfichten herrfchen. Die einen hielten diefe Kirche für langobardifch aus der Zeit des Erzbifchofs *Angilbert*, deffen goldene Ummantelung des Hochaltars, die *Pala d'oro*, noch erhalten ift; die anderen glaubten, dafs fie einem befonderen lombardifchen Stil nach dem Jahre 1100 angehöre, welcher die Rippengewölbe erfunden und den normännifchen Bauten als Vorbild gedient habe. Beides ift irrig.

Durchwandert man das Innere, fo fieht man das Mittelfchiff mit frühfranzöfifchen Kreuzgewölben auf Rippen überdeckt, welche von unten auf vorgefehen find. Dies ftellt die ganze Kirche in ein anderes Licht. Ihre Zeitbeftimmung, wie ihre Schule wird von jeglicher Unficherheit befreit. Es ift frühfranzöfifcher Uebergangsftil in italienifcher Faffung. Ihre Entftehungszeit kann um 1150 und fpäter angenommen werden. Die Mutter der normännifchen Bauten kann fie daher nicht fein. Die romanifchen Bauten der Normandie find zumeift folche mit Holzdecken, die nachträglich mit frühgotifchen Gewölben, wie in Deutfchland, ausgeftattet worden find. So vor allem die beiden Kirchen *Wilhelm des Eroberers* und feiner Gattin *Mathilde*: *St. Stephan* und Heilige Dreieinigkeit zu Caen; diefelben find 1070 ent-

96) Nach: De Dartein, a. a. O.
97) Nach ebendaf.
98) Nach ebendaf.

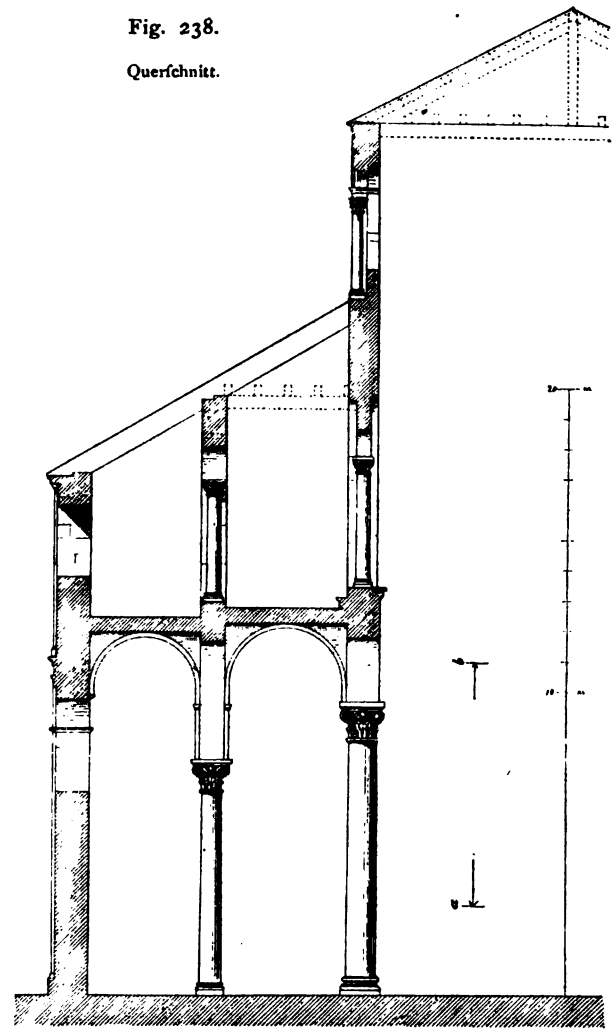
Fig. 237.



Grundriſs. — $^{1}/_{1000}$ w. Gr.

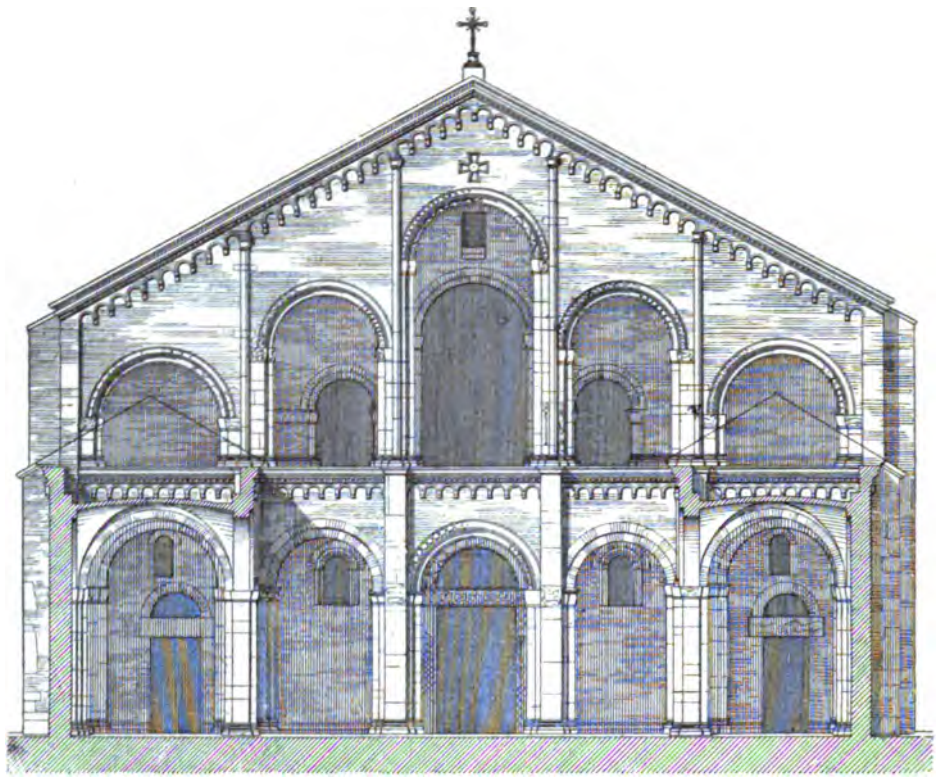
Fig. 238.

Querſchnitt.



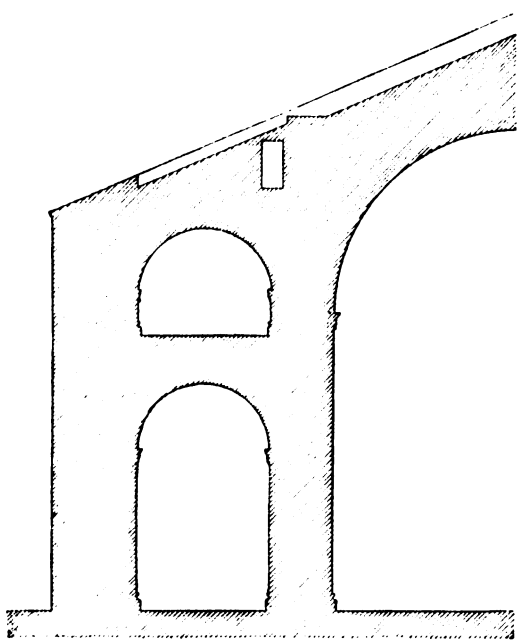
Dom zu Piſa [96]).

Fig. 239.



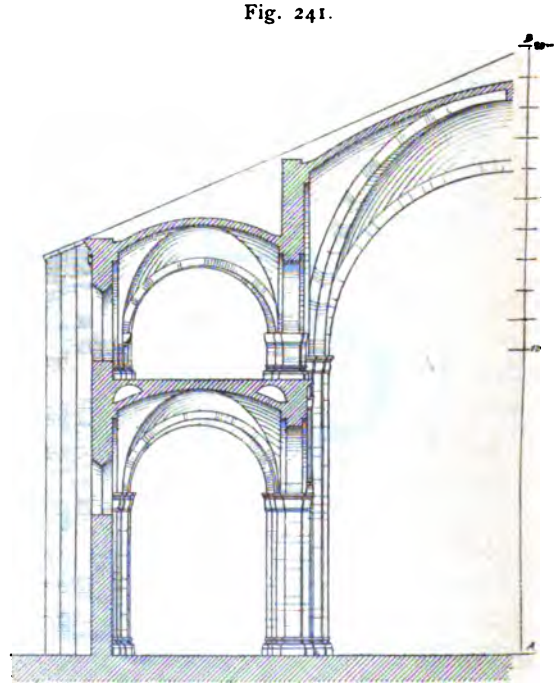
Weſtanſicht. — 1/250 w. Gr.

Fig. 240.



Querſchnitt durch die Pfeiler.

Fig. 241.



Querſchnitt durch die Fenſter.

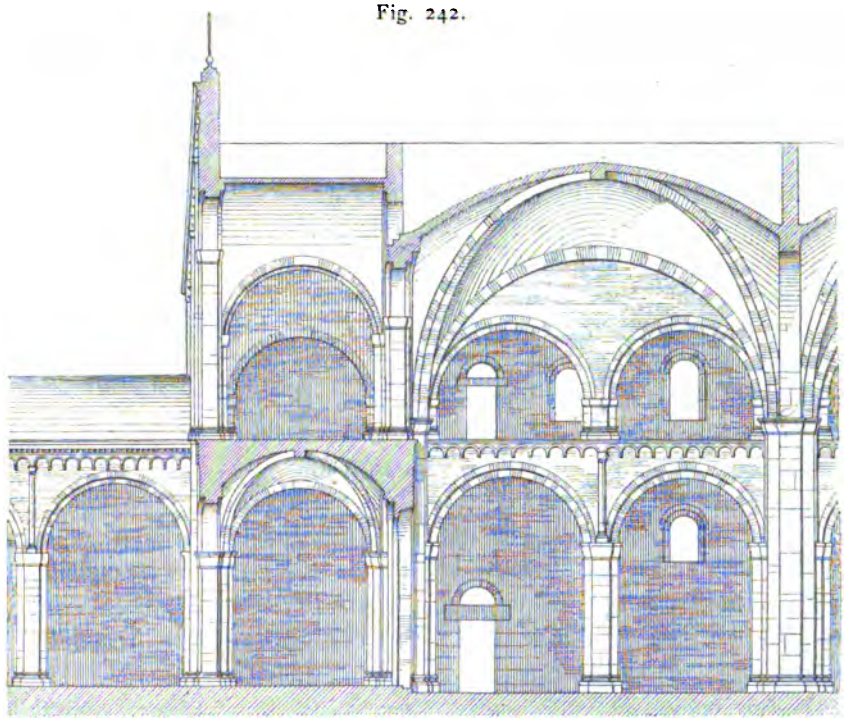
ſtanden und 100 Jahre ſpäter erſt überwölbt worden. An dieſem Bild verſchiebt ſich ſelbſt dann nicht viel, wenn die beiden urſprünglichen Kirchen inzwiſchen romaniſchen Neubauten nach 1100 gewichen ſein ſollten. Jedenfalls haben ſie erſt nachträglich ihre Gewölbe erhalten, und dieſe Gewölbe entſtammen der Zeit um 1170—1200.

Sollten ſelbſt in *San Ambrogio*, wie in ſeinem genauen Abbild *San Micchele* zu Pavia (Fig. 244 bis 247[98]), die Gewölbe ebenfalls erſt nachträglich zur Ausführung gelangt ſein, ſo haben ſie für die normänniſchen Bauten nicht als Vorbilder gedient. Die normänniſchen Bauten hatten die Erfinderin dieſer Gewölbe, die Ile de France, unmittelbar zur Nachbarin. Schwankt man hinſichtlich der Gleichzeitigkeit der Gewölbe bei *San Ambrogio*, ſo ſcheint bei *San Micchele* jeder Zweifel ausgeſchloſſen. Seine Hochſchiffsgewölbe ſind mit dem ganzen Bau gleichzeitig zur Ausführung gelangt.

In beiden Kirchen ſind die Mittelſchiffsgewölbe durch diejenigen der Seitenſchiffe ausgeſteift. In *San Ambrogio* liegen die Emporengewölbe ſo hoch, daſs die gleiche Dachneigung Mittel- und Seitenſchiffsgewölbe gerade überdeckt. Bei dieſem iſt daher die Weſtanſicht, welche einen einzigen groſsen Giebel zeigt, richtig ausgebildet. Bei *San Micchele* iſt dies ſchon nicht mehr der Fall; die Emporen ſind niedriger; die Vorderanſicht entſpricht mit ihrem einen Giebel nicht dem dahinter liegenden Dach. *San Micchele* dürfte aus dieſem Grunde jünger als *San Ambrogio* ſein.

Die Fenſter ſind, wie in allen italieniſchen Kirchen, ſo klein, daſs ſie für nordiſche Verhältniſſe völlig unzureichend wären. Während ſich in den Seitenſchiffen und Emporen ohne weiteres gröſsere Fenſter anlegen lieſsen, ſo verbietet ſich dies im Hochſchiff durch die geringe Höhe desſelben. Wegen der beſſeren Beleuchtung

Fig. 242.



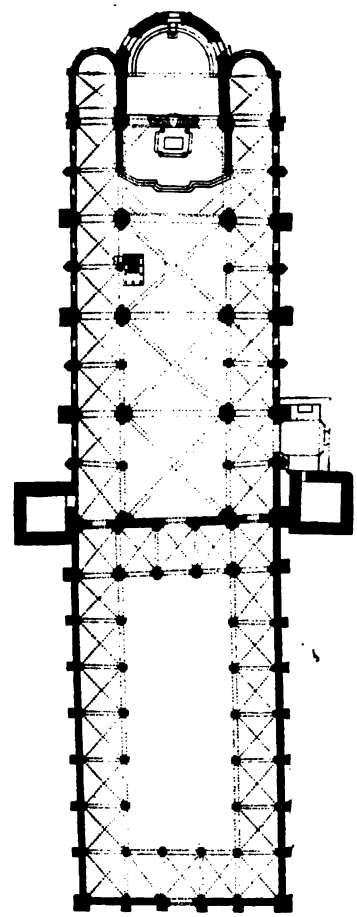
Längenſchnitt.

zu Mailand[98].

durch grofse Fenſter ſind daher in unſeren Gegenden die Mittelſchiffe der Baſiliken hoch hinaufgetrieben.

Andere Ausbildungen von Weſtanſichten ſind noch vielfach verſucht worden. Die Kloſterkirche zu Chorin (Fig. 248 bis 250), einer der ſchönſten frühgotiſchen Ziegelbauten der Mark, verdeckt die Seitenſchiffe durch eine verkleinerte Wiederholung des Hauptgiebels. Auf dieſe Weiſe iſt der ſchlimme Baſilikaquerſchnitt unſchädlich gemacht; aber dieſe Weſtanſicht iſt doch ebenfalls mehr oder minder Maske. Die Kloſteranſiedelung iſt 1273 an dieſen Ort verlegt worden; die Kirche entſtammt aus dieſer Zeit. Sie mufs beſonders in ihren Oſtteilen ſchnell hochgeführt worden ſein, da die Maſswerke noch ſchöne, frühe Gotik zeigen. Auch ſind letztere noch in der Art des Hauſteines aus grofsen Stücken geſchnitten und gebrannt, nicht aus einzelnen Ziegeln zuſammengeſetzt.

Fig. 243.



Kirche *San Ambrogio* zu Mailand.
Grundriſs[97]). — $^1/_{1000}$ w. Gr.

127. Hallenkirchen. Die Weſtanſicht einer Hallenkirche zeigt die Frauenkirche zu Nürnberg (Fig. 251[99]). Sie iſt allerdings in der kleinlichen Handwerkerkunſt jener Zeiten ausgeführt, giebt aber im grofsen Ganzen ein maleriſch wirkendes Bild.

128. Türme. Während die Italiener den Turm hilflos neben ihre Kirchen ſtellten, haben die anderen Völker denſelben mit dem Kirchengebäude, zu dem er gehört, zu einem Ganzen vereinigt und ſo den ungefügen Baſilikaquerſchnitt wohl ebenfalls verdeckt, aber keine Scheinarchitektur geſchaffen und zu keinerlei irrigen Schlüſſen Veranlaſſung gegeben.

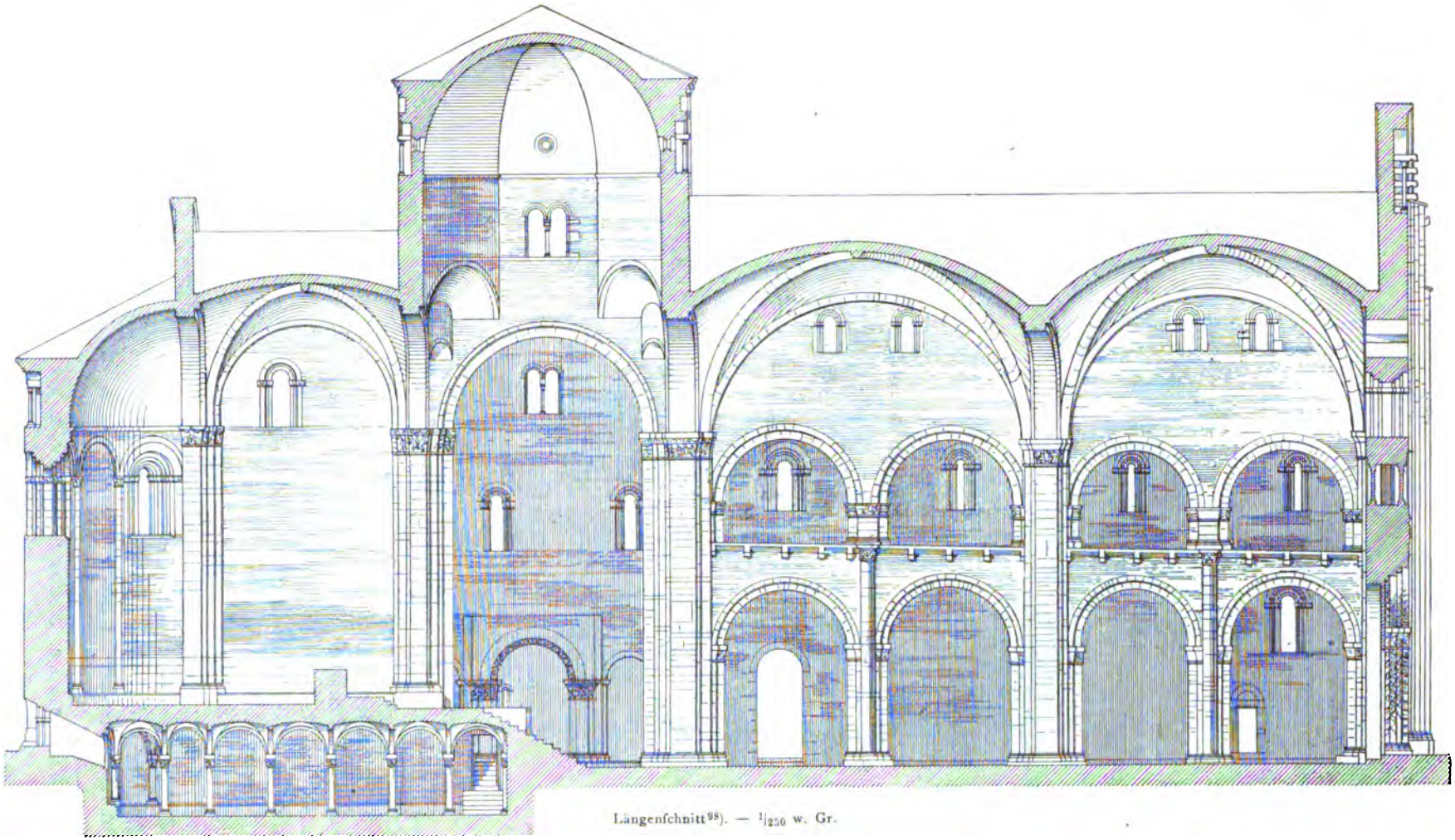
Das älteſte erhaltene Beiſpiel eines Turmes diesſeits der Alpen dürfte derjenige des Aachener Münſters ſein. Ein grofses, quadratiſches Turmhaus zur Aufnahme der Glocken in der Mitte und rechts und links zwei runde, kleine Treppentürme als Begleiter bilden denſelben.

Dieſes uralte Schema hat durch alle Jahrhunderte fortgewirkt. In Lüttich zeigt die St. Johanneskirche ein nicht viel jüngeres Beiſpiel dieſer Turmanlagen. In der Liebfrauenkirche zu Maaſtricht (Fig. 252[100]) iſt ſolch ein Turm aus frühromaniſcher Zeit noch faſt völlig erhalten. Auch die Türme von *St. Maria im Capitol* zu Cöln und von Brauweiler bei Cöln (Fig. 253[101]) beruhen auf dieſem Vorbild, wenn ihre Begleittürmchen auch viereckig und weiter nach hinten geſchoben ſind. Bei Brauweiler ſtehen ſie oben frei neben dem Hauptturm — ein grofsartiges Bild!

Die Veräſtelungen dieſes Schemas laſſen ſich weit verfolgen. Selbſt im Weſt-

99) Nach *Effenwein*'s Aufnahmen.
100) Aus: Dehio & v. Bezold, a. a. O.
101) Nach: Bock, a. a. O.

Fig. 244.

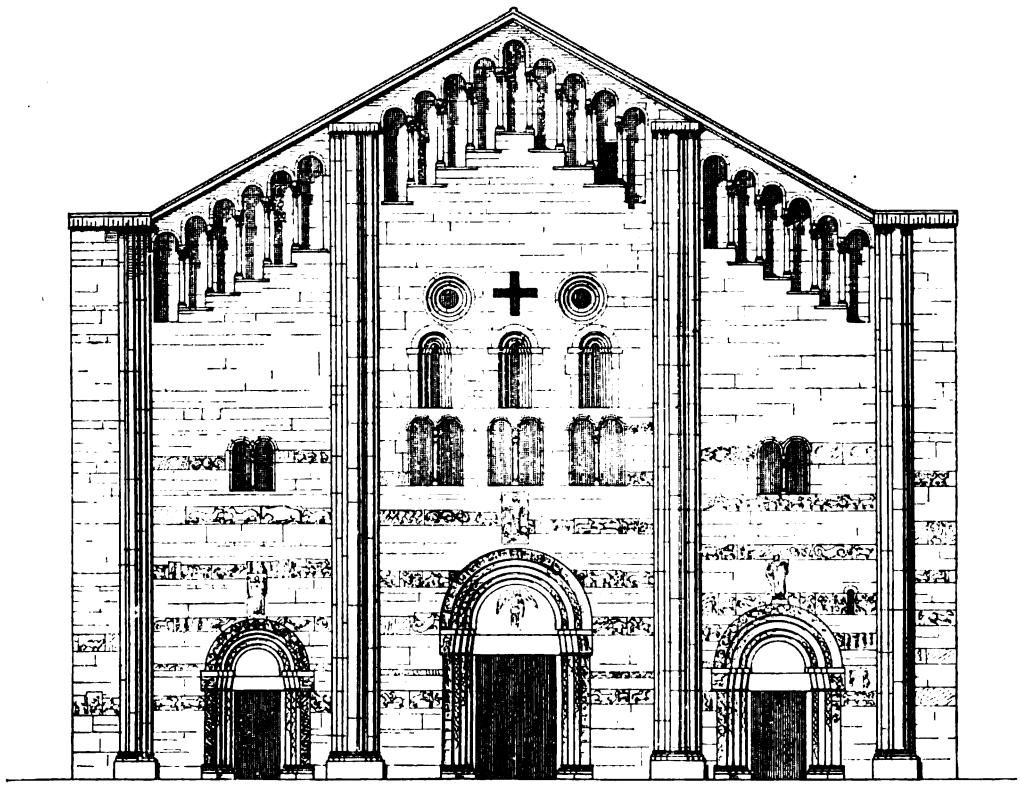


Längenfchnitt[98]). — 1/250 w. Gr.

Kirche *San Micchele* zu Pavia.

ende des Wormſer Domes (Fig. 254[102]) und im Dom zu Erfurt hat dieſe Dreiteilung des Turmes weitere Ausbildung erfahren. In Weſtfalen verkümmern die Nebentürme; der Hauptturm wächſt allein zu roher, mächtiger Gröſse aus, wie an den Domen zu Münſter, Paderborn und an *St. Patroklus* zu Soeſt.

Fig. 245.



Kirche *San Micchele* zu Pavia.

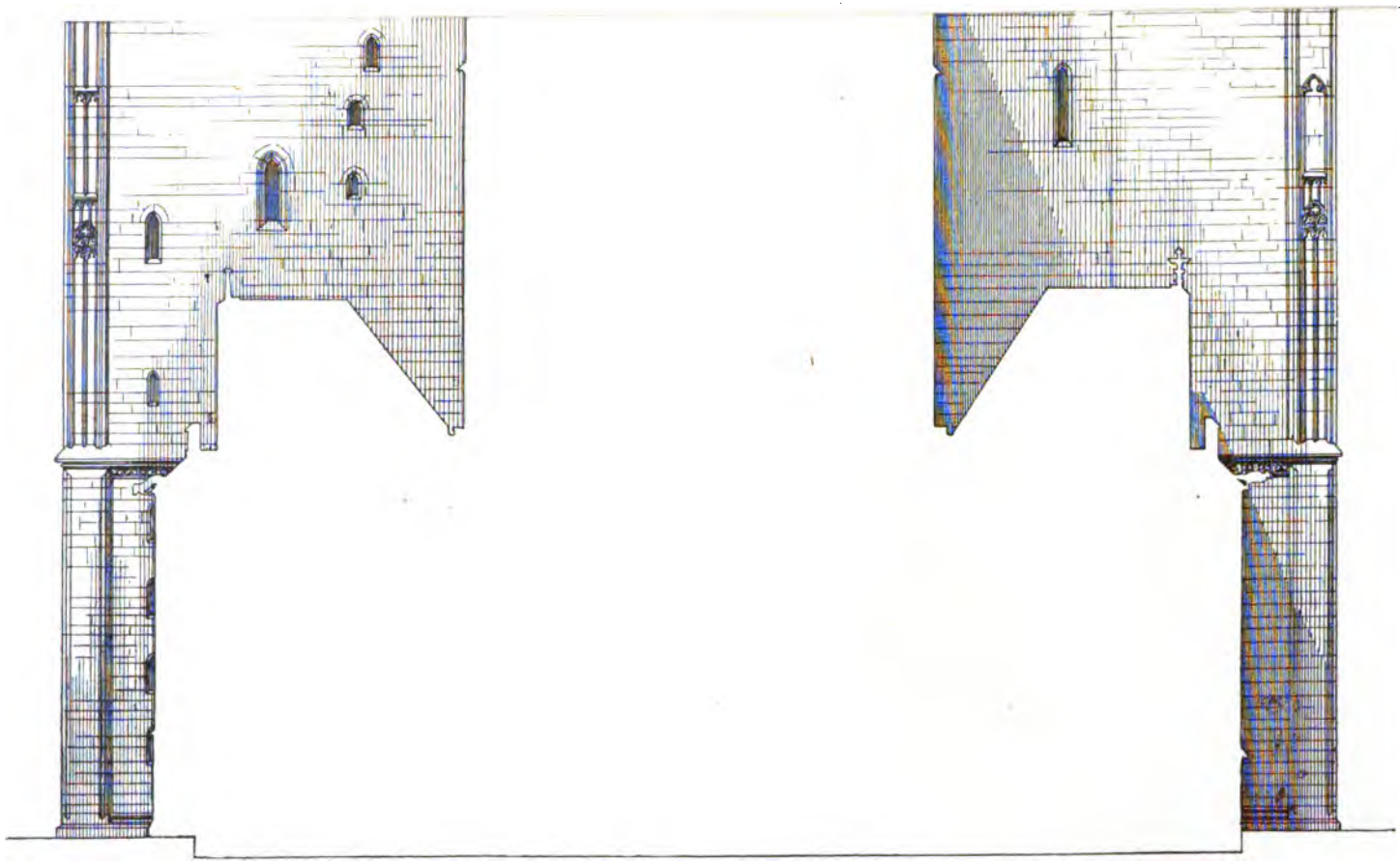
Weſtanſicht[98]). — $^1/_{250}$ w. Gr.

Auch im Oſten Deutſchlands hat ſich ein keimkräftiger Ableger dieſes Turmbildes zu Magdeburg eingepflanzt. Die Liebfrauenkirche daſelbſt zeigt das Aachener Turmbild in altertümlichſter Faſſung. Dort aber treibt es neue Formen; die Begleittürme überwuchern mit ihren Spitzen den Hauptturm; der letztere wird zum groſsen Glockenhauſe, welches beide Türme verbindet und hoch oben mit einem Sattel- oder Giebeldach geſchloſſen iſt. So ſind die Türme der Kirchen zu Gernrode, Gandersheim, Halberſtadt, Goslar und Braunſchweig ausgebildet.

In gotiſcher Zeit erhält dieſes Glockenhaus ein rieſiges Maſswerksfenſter, ſo hauptſächlich zu Braunſchweig: der Dom, die St. Egydien- und die St. Martinskirche. In Magdeburg wachſen ſich die Begleittürme noch ſtattlicher und ſelbſtändiger aus, und der ehrwürdige Dom überragt alle mit ſeinem rieſigen Turmpaar. Selbſt in Straſsburg auf *Erwin*'s Münſter ſproſst ein Schöſsling dieſer ſächſiſchen Kunſt in dem hart geſcholtenen Stockwerk über der Roſe.

---

[102]) Nach: Dohme, R. Geſchichte der deutſchen Kunſt. I.: Die Baukunſt. Berlin 1887—90.



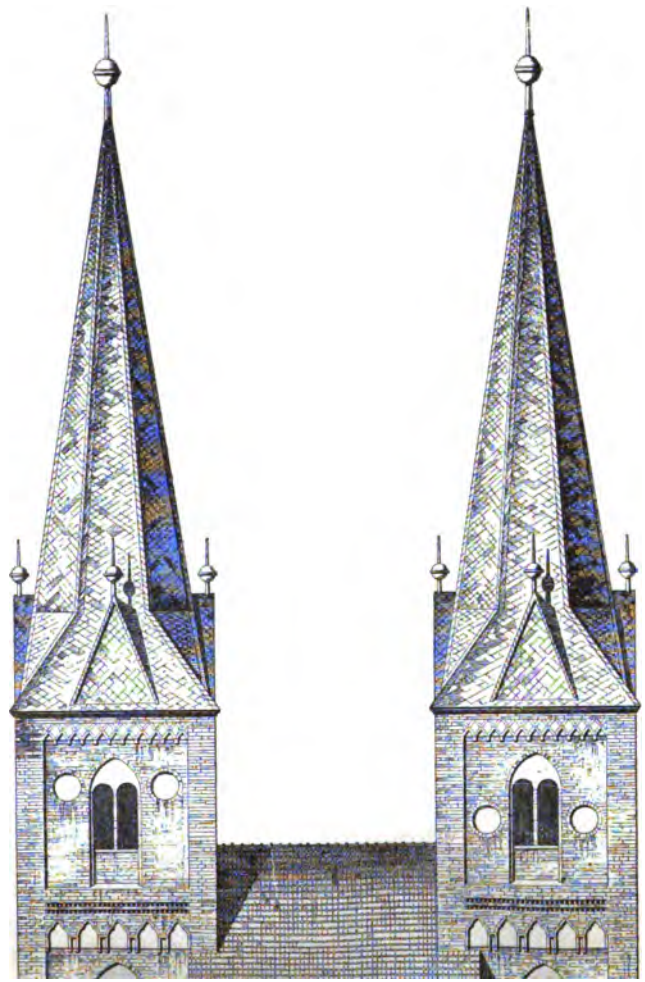
Dom zu Magdeburg.

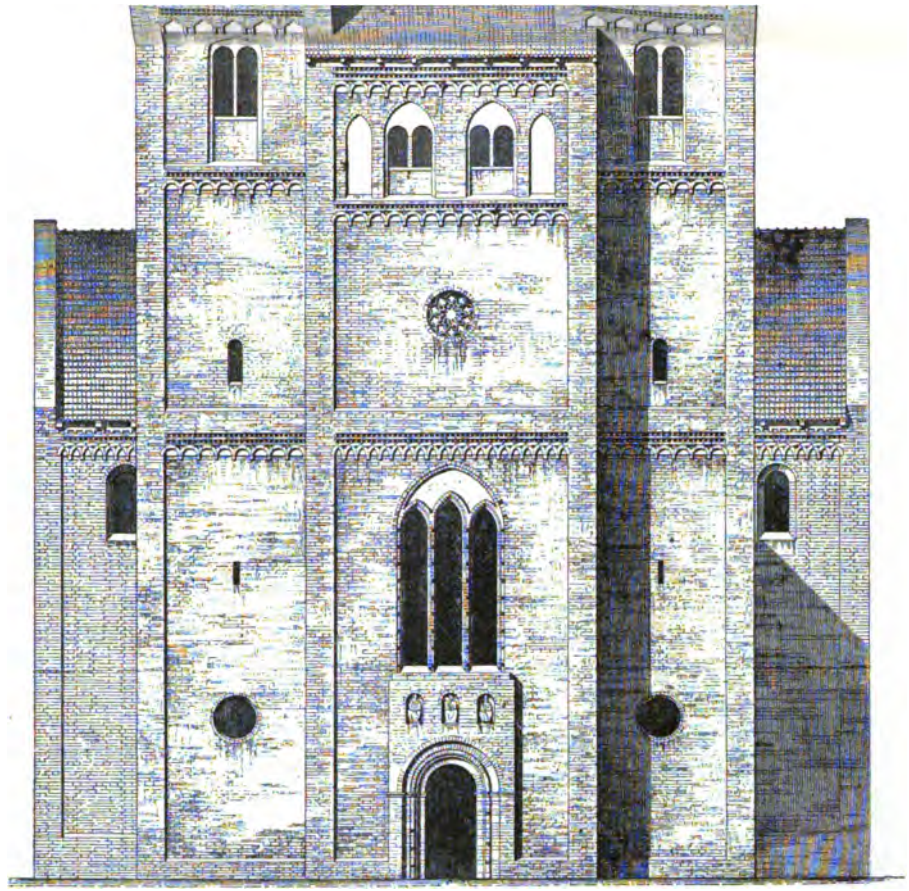
Turmanſicht vom Kirchenſchiff aus.

1/250 w. Gr.

Nach: Clemens, Mellin & Rosenthal. Der Dom zu Magdeburg. Magdeburg 1831—38.

Zu S. 179.





Kloſterkirche zu Jerichow.

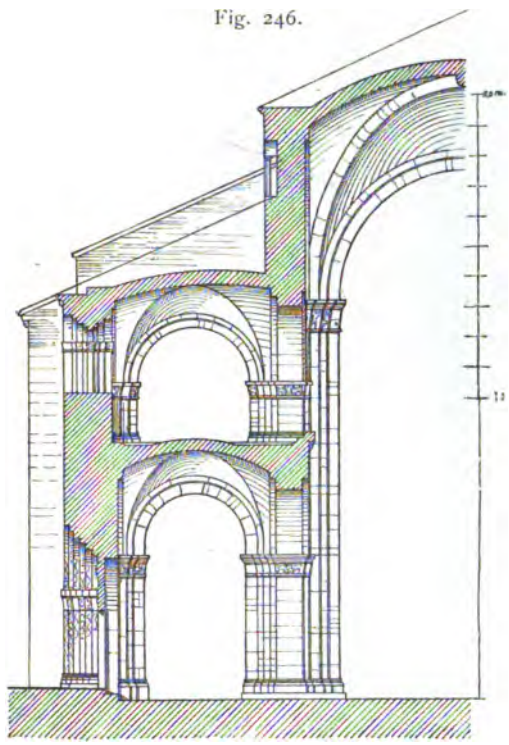
Weſtanſicht.

1/250 w. Gr.

Nach: Adler, F. Mittelalterliche Backſteinbauten des preuſsiſchen Staates. Berlin 1860–69.

Auch in der Mark wirken die ſächſiſchen Turmpaare mit dem verbindenden Glockenhauſe weiter. Der Dom zu Stendal und die Kloſterkirche zu Jerichow (ſiehe die nebenſtehende Tafel) zeigen die etwas vernüchterten Formen der Magdeburger Kunſt. Die ſo ſchlimmen Helme mit der häſslichen Schieferdeckung ſind nicht mittelalterlich. Die Jerichower Kirche war 1159 ſchon im Gebrauch, wie ſich aus einer Bulle *Adrian*'s an den Präpoſitus *Isfried* der Kirche von Jerichow ergiebt. Die Anſiedelung der Prämonſtratenſer war durch den Domprobſt *Hartwig*, den ſpäteren Erzbiſchof von Bremen, und ſeine Mutter 1144 bei der Pfarrkirche neben der Burg von Jerichow geſchehen. Nach einigen Jahren erhielten ſie jedoch auſserhalb des Ortes von zwei Brüdern, *Heinrich* und *Rudolph* von Jerichow, den Grund und Boden geſchenkt, auf welchem jetzt die Kirche ſteht. Die oberſten Stockwerke der Türme entſtammen ſpäterer Zeit. Sonſt hat ſich die alte romaniſche Kirche von rund 1150 faſt völlig erhalten und giebt ein gutes Beiſpiel der romaniſchen Ziegelkunſt um jene Zeit.

Fig. 246.



Querſchnitt. — 1/250 w. Gr.

Die Stadtpfarrkirche zu Jerichow wie die Kloſterkirche ſind die früheſten, der Zeit nach beſtimmbaren Ziegelkirchen. Die Pfarrkirche ſtand ſchon 1144 und iſt heute noch ſehr gut erhalten. Beide Kirchen haben Holzdecken.

129. Turmhäuſer.

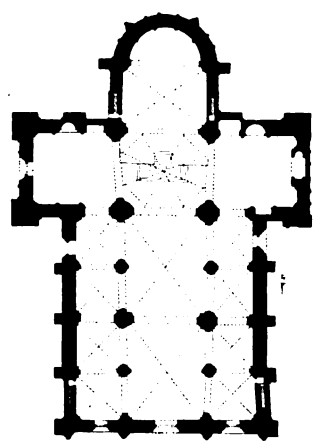
In den kleinen Dorfkirchen der Mark tritt uns ein zweites verwandtes Motiv dieſes Turmes entgegen: das Turmhaus. Quer vor das Schiff in der Breite des Mittelſchiffes legt ſich ein rechteckiger Turm, der meiſt mit einem Satteldach und zwei ſeitlichen Giebeln abgedeckt iſt.

Zu romaniſcher Zeit zeigten ſchon die bedeutenderen Domkirchen ähnliche Turmhäuſer; ſo der Dom zu Hildesheim, der Dom zu Minden, der Dom zu Havelberg (Fig. 255 [103]) u. ſ. w.

Dieſe Turmhäuſer ſind auch ſo in drei Teile geteilt, daſs der Teil vor dem Hochſchiff höher hinaufgezogen iſt.

Die quergelegten Turmhäuſer ſind nach jeder Richtung hin praktiſch.

Fig. 247.

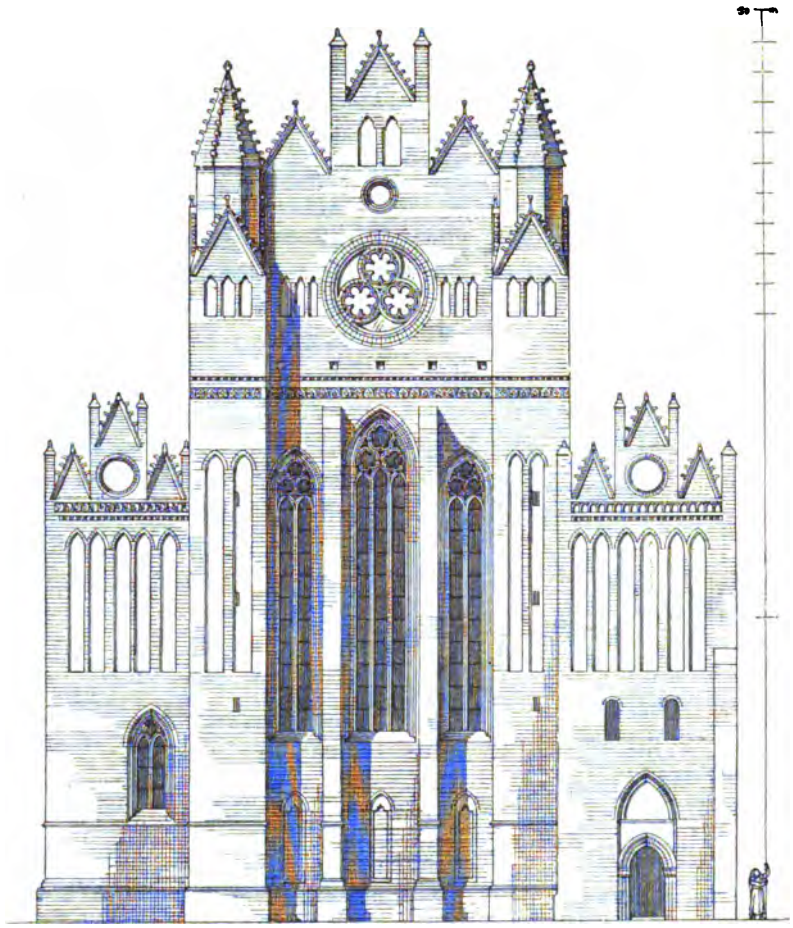


Grundriſs. — 1/1000 w. Gr.

Kirche *San Micchele* zu Pavia [98]).

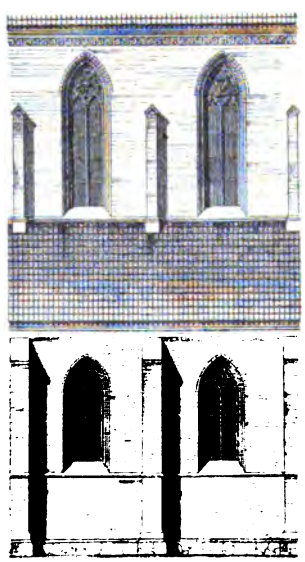
[103]) Nach: ADLER, a. a. O.

Fig. 248.



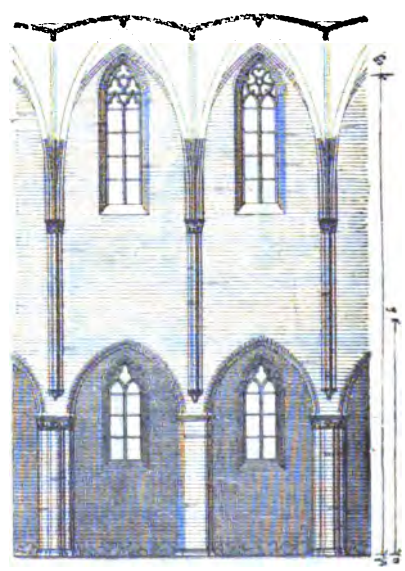
Weſtanſicht.

Fig. 249.



Längenanſicht.

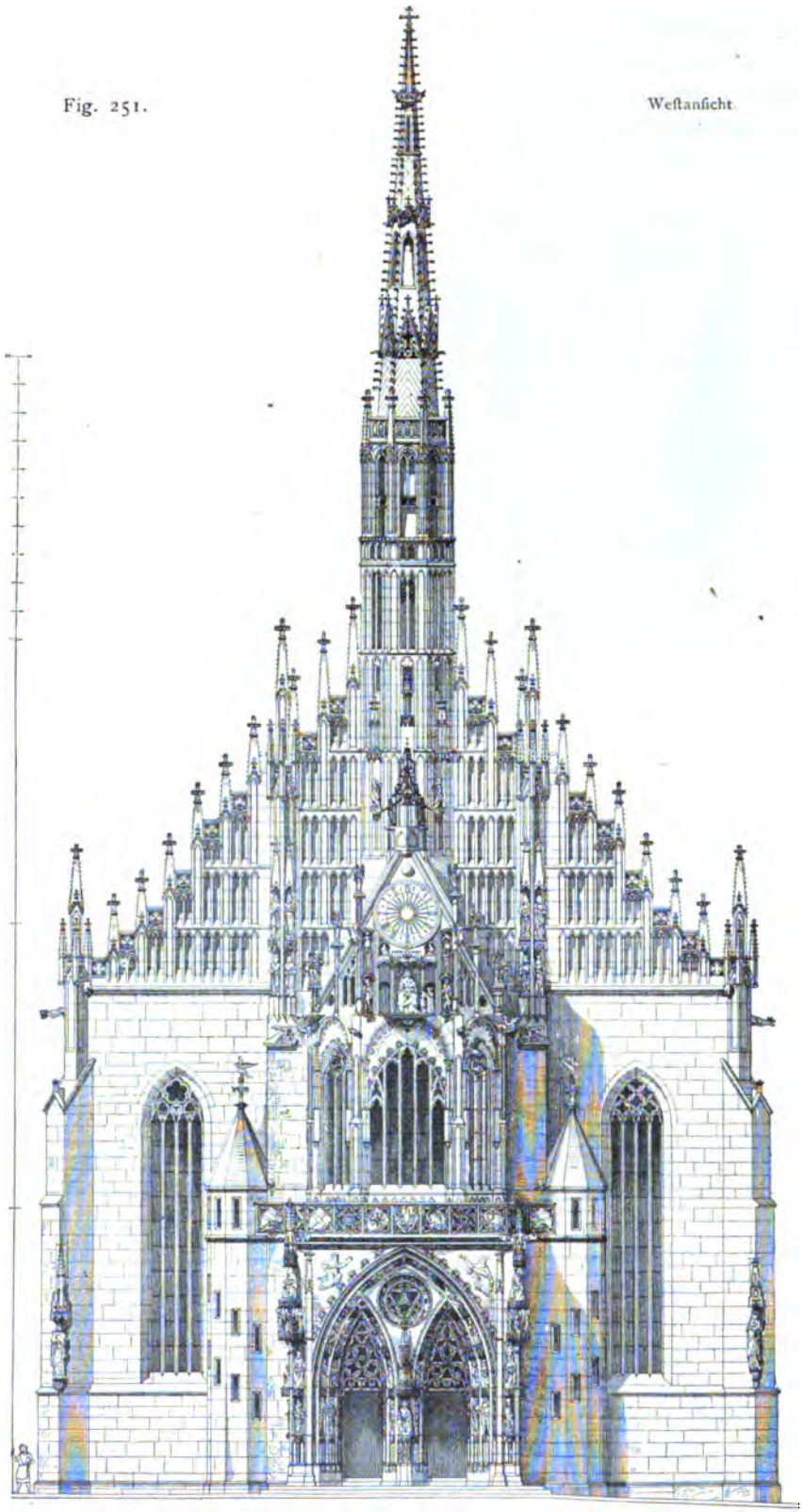
Fig. 250.



Längenſchnitt.

Klofterkirche zu Chorin.

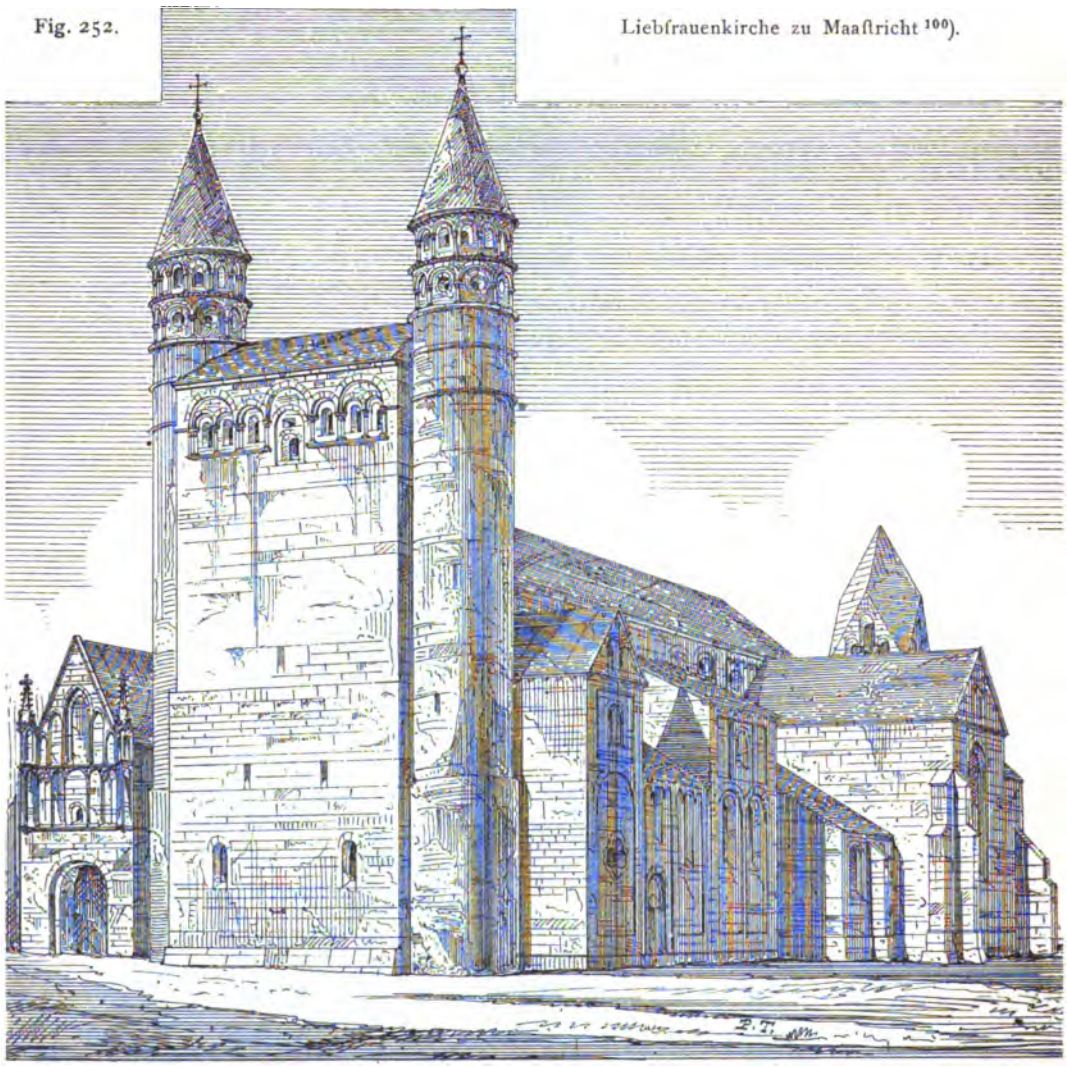
Fig. 251. Weſtanſicht.



Frauenkirche zu Nürnberg [99]).

In der Vorderanficht gewähren ſie einen mächtigen Anblick; in der Seitenanſicht iſt dafür ſtark an Material geſpart, und wenn die Glocken nach der Längsrichtung des Turmes ſchwingen, hat dieſe Sparſamkeit auch keinerlei üble Folgen. Erhält das kleine Satteldach des Turmes noch einen Dachreiter, dann iſt eine ſehr glückliche und ſehr billige Löſung gefunden, die ſelbſt auf die Entfernung noch ſtattlich wirkt.

Fig. 252. Liebfrauenkirche zu Maaſtricht [100]).



130. Türme mit Strebepfeilern.

Während zu romaniſcher Zeit der einfache viereckige Turm vor dem Weſtende der Kirche auſser in Weſtfalen nicht gerade ſehr gepflegt wurde, ſo kam er in der Gotik ſtark in Aufnahme, allerdings vorab in verſtärkter künſtleriſcher Schönheit durch die Strebepfeiler, welche ihn von unten auf gliedern. Zu frühgotiſcher Zeit ſetzen ſie ſich rechtwinkelig je zu zweien an eine Turmecke, wie dies die Türme an der Weſtanſicht der Kathedrale von Beaune (Fig. 256 [104]) zeigen. Zu hoch- und ſpätgotiſcher Zeit ſtellen ſie ſich über die Diagonale, um zu ſpätgotiſcher Zeit wieder völlig zu verſchwinden. Dafür erhalten die ſpätgotiſchen vierkantigen Türme reiche Helme.

104) Nach: *Archives de la commiſſion etc.*

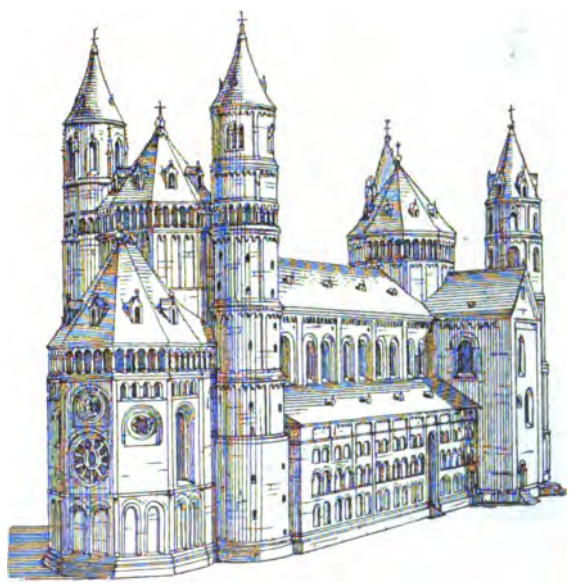
Die romaniſchen vierkantigen Türme haben am Rhein an jeder der vier Seiten einen Giebel und darüber ein niedriges Rhombendach. So der in Fig. 133 (S. 94) dargeſtellte weſtliche Vierungsturm der Abteikirche zu Laach. 131. Rhombendächer.

Fig. 253.

Kloſterkirche zu Brauweiler[101]).

Die franzöſiſch-romaniſchen Türme zeigen häufig maſſive Steinſpitzen. Die Stärke ſolcher Helme iſt verhältnismäſsig gering; ſelbſt bei hohen Helmen, wie zu Chartres, beträgt ſie unten höchſtens 40 cm und oben 20 cm. Die Abteikirche von Brantôme (Fig. 257 u. 258[105]) giebt ein Abbild jener im Anfang des XI. Jahrhunderts noch etwas wirr und willkürlich aufgebauten franzöſiſchen Türme. Später klärt ſich ihre Erſcheinung zu geordneter und überſichtlicher Regelmäſsigkeit ab. Der Turm der Kirche zu Nesle (Fig. 259[105]) iſt das richtige Beiſpiel eines franzöſiſchen Turmes aus der Uebergangszeit vor 1150, als im Inneren der Kirchen die gotiſche Umbildung ſchon fertig vor ſich gegangen war, während ſich im Aeuſseren die romaniſchen Formen erſt recken und ſtrecken, ehe ſie neues gebären. 132. Maſſive Turmhelme.

Fig. 254.



Dom zu Worms[102]).

Sind die romaniſchen Türme achteckig, dann haben ſie acht Giebelchen und einen entſprechenden Helm mit acht Seiten oder einen Faltenhelm von ſechzehn Seiten. 133. Mannigfaltigkeit der Turmhelme.

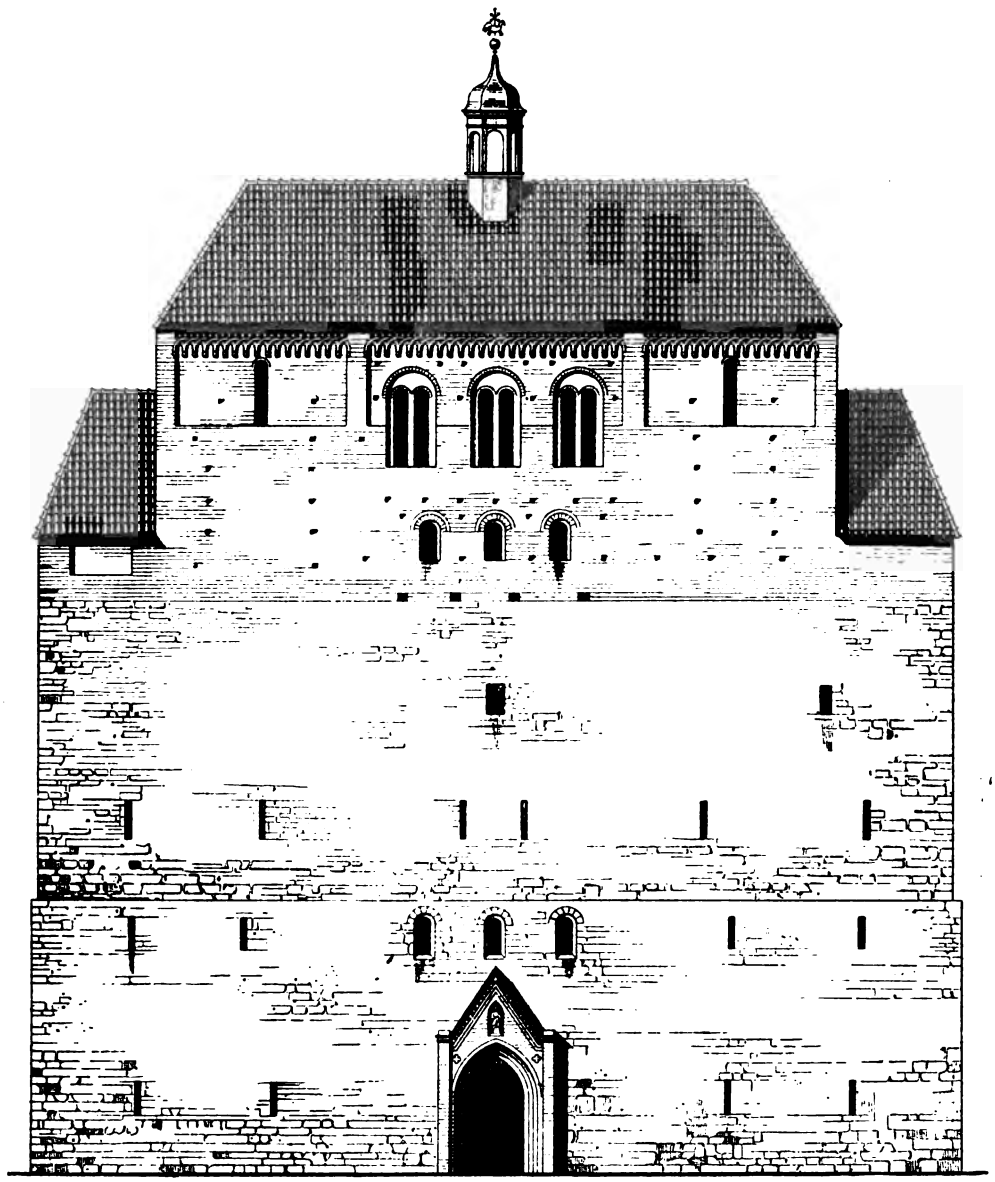
Zu gotiſcher Zeit ſtrecken ſich dieſe Helme zu groſsen Höhen. Beſonders am Strande der Oſtſee bleiben die ſtarken, vierkantigen Türme mit vier hohen Giebeln und einem mächtigen achtſeitigen Helm, welcher jedoch im Grundriſs kein regelmäſsiges Achteck aufweiſt, bevorzugt. So die Kirchen in Lübeck und Stralſund.

Den Republikanern vom Ende des XVIII. Jahrhunderts waren die Türme ein ganz beſonderer Greuel, weil ſie der »Gleichheit« in das Geſicht ſchlugen. So riſſen

[105]) Nach: Viollet-le-Duc, a. a. O.

ſie dieſelben, wo es ging, nieder. Auch den Straſsburger Turm hatten ſie ſchon dem Untergang geweiht. Da das Umreifsen aber ſeine Gefahren bot, ſo begnügten ſie ſich ſchlieſslich damit, ihm eine groſse, rot angeſtrichene Freiheitsmütze aus Blech überzuſtülpen. Fig. 260 zeigt, wie man in Arras die Reliquienkapelle

Fig. 255.

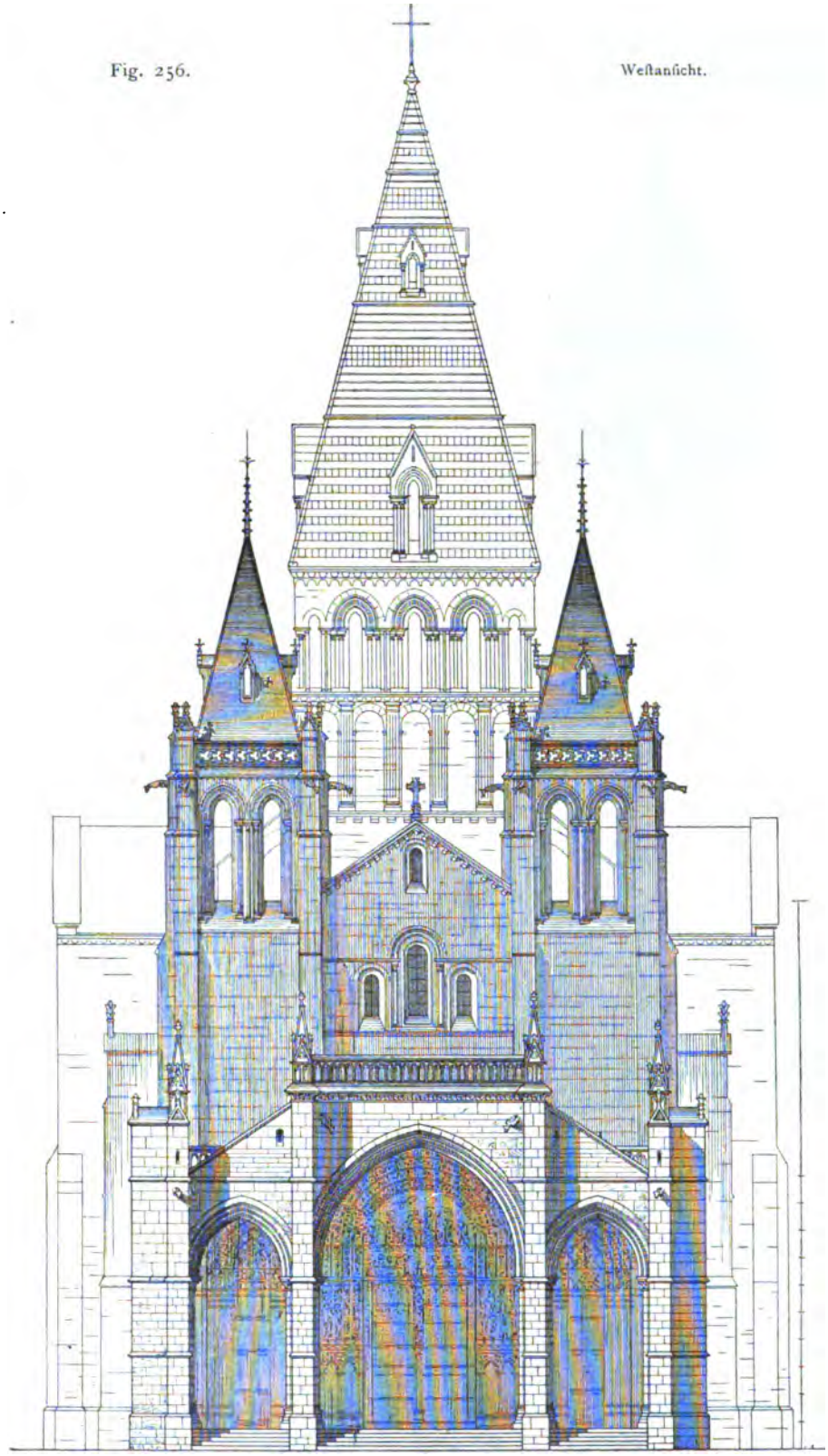


Dom zu Havelberg.

Weſtanſicht[103]). — $^{1}/_{250}$ w. Gr.

von der heiligen Kerze niederreifst. In Rheims hat bekanntlich eine der ſchönſten frühgotiſchen Kirchen der Welt, *St.-Nicaiſe*, dasſelbe Schickſal erlitten. Unter der Anführung eines rieſigen Brauers hatte ſich eine ganze Bande gebildet, welche das Kirchenzerſtören gewerbsmäſsig betrieb. Sie unterarbeiteten einen

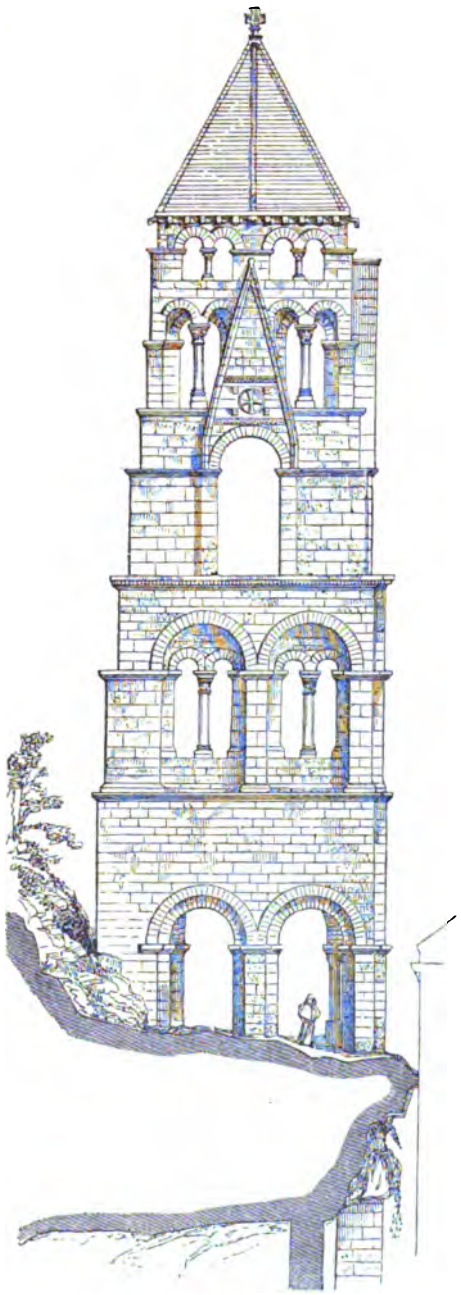
Fig. 256. Weſtanſicht.



Kathedrale zu Beaune [104]).

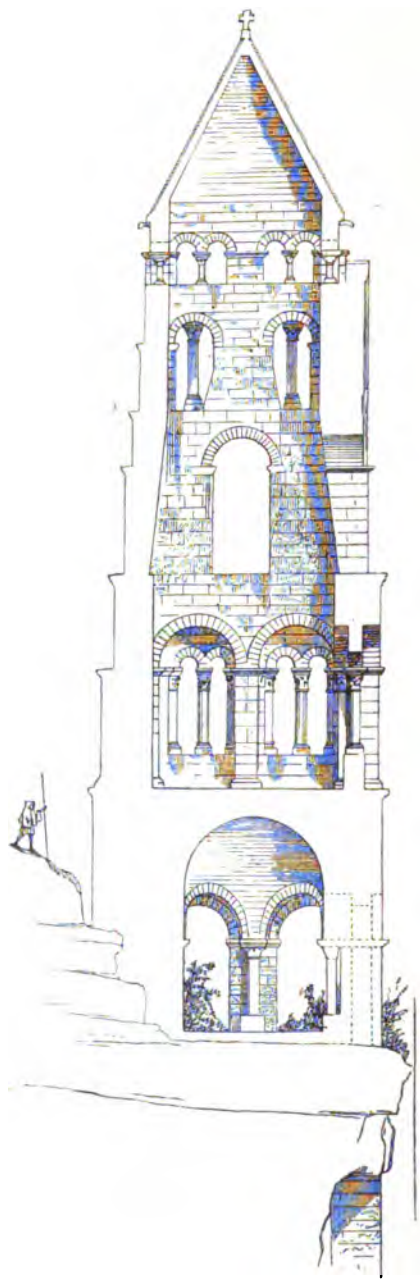
Pfeiler im Inneren, trieben Holz hinein, legten einen Scheiterhaufen ringsum und zündeten ihn an; der Pfeiler zerbarſt und das Ganze ſtürzte nach.

Fig. 257.



Anſicht.

Fig. 258.

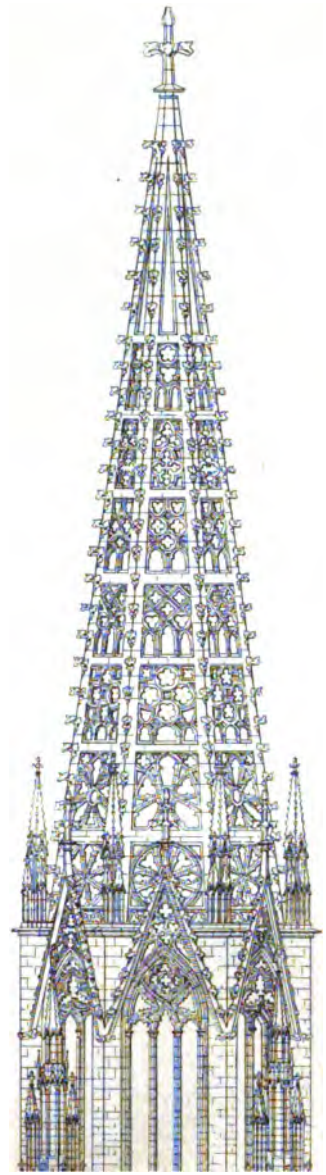


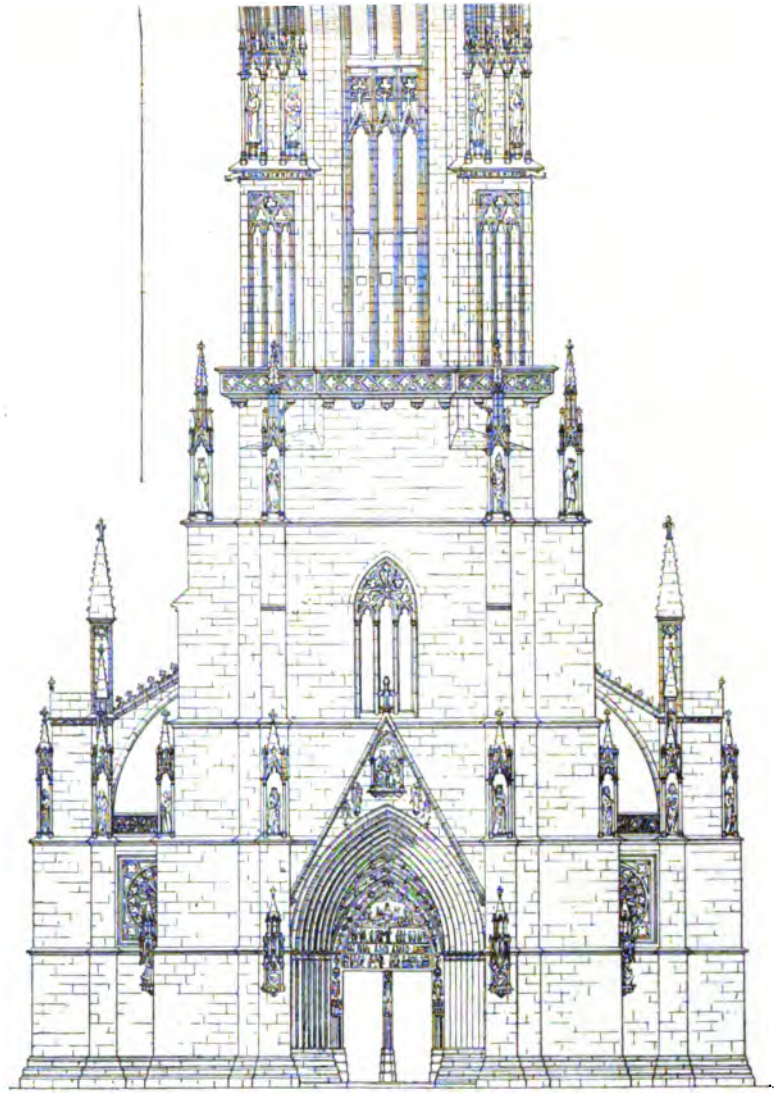
Schnitt.

Turm der Abteikirche zu Brantôme [105]).
1/250 w. Gr.

134. Endigungen der Strebepfeiler.

Die Strebepfeiler der Türme endigen oben in Fialen von den mannigfaltigſten Formen, die dem groſsen Helm als Begleithelme dienen. Sie haben ſo gefallen, daſs man ſelbſt, wenn keine Strebepfeiler den Turm verſtärken, dieſe kleinen Eck-





Münſter zu Freiburg i. B.

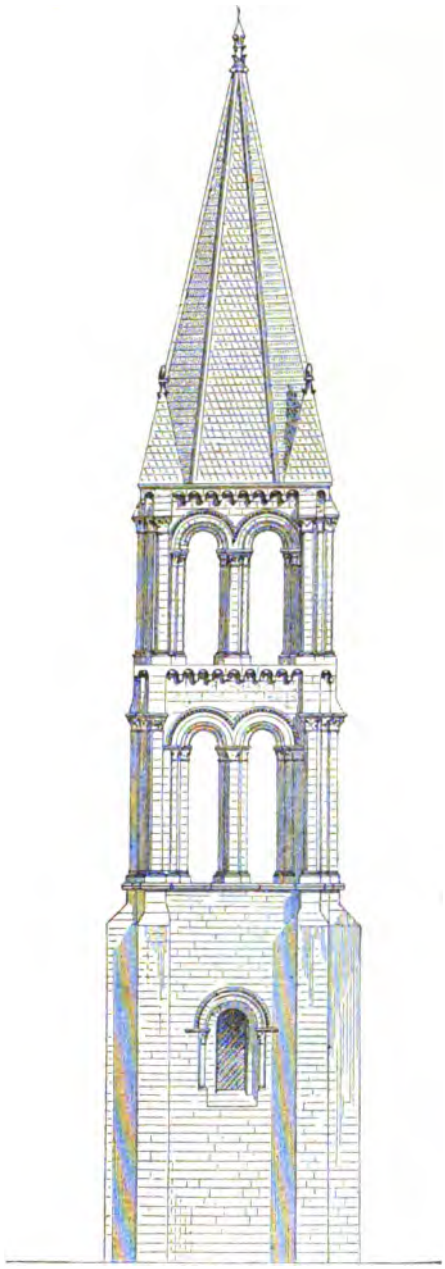
Weſtanſicht.

1/250 w. Gr.

Aus: Dehio, G. & G. v. Bezold. Die kirchliche Baukunſt des Abendlandes. Stuttgart 1884 ff.

türmchen beibehielt und ſie übereck auskragte. Zwiſchen dieſelben ſetzt ſich ein Geländer oder eine Galerie, und ſo entſtehen die hochmaleriſchen Turmſpitzen, wie ſie die Teinkirche zu Prag, St. Gangolf zu Trier und ähnliche aufweiſen.

Fig. 259.



Turm der Kirche zu Nesle[105]).
1/250 w. Gr.

135. Turm des Münſters zu Freiburg i. B.

Der ſchönſte und ſtolzeſte Einzelturm iſt wohl der Turm des Münſters zu Freiburg im Breisgau (ſiehe die nebenſtehende Tafel u. Fig. 261[106]). Der Fuſs in frühgotiſcher Anlage, viereckig mit Strebepfeilerpaaren an den Ecken, endigt in der Höhe des Kirchendaches mit einer groſsen Galerie. Ueber dieſer ſetzt ein reich durchbrochener Turmkörper an, den eine zweite Baumeiſterhand aufführt. Der Turm wird nun anſcheinend achteckig, begleitet von vier reich gezeichneten Fialen, denen ein gleichſeitiges Dreieck als Grundriſs dient. Erſt hoch oben löſen ſich die Fialen vom Hauptkörper los, und dieſer muſs ſich nun ſelbſt tragen.

Es iſt ſtaunenswert, wie jene Meiſter ihre Kunſt beherrſchten. Wer würde es heutzutage wagen, dieſe Steinmaſſen wie Spitzenwerk durchbrochen bis in die Wolken zu türmen, wenn wir in der Lage des Mittelalters wären, dem frühere Geſchlechter nichts derartiges hinterlaſſen hatten. Die genaueſte Berechnung des Gewichtes dieſer Steinmaſſen und die Kenntnis, was ſie jedem Quadratcentimeter ihres Steines an Laſt zutrauen durften, kann allein ſolche Kunſtſtücke ermöglicht haben.

Mit dem Turm zu Freiburg wetteifert derjenige des Münſters zu Ulm (ſiehe die umſtehende Tafel u. Fig. 262[107]). Allerdings iſt er unfertig auf uns gekommen und entſtammt ſpäterer Zeit; aber an Rieſenhaftigkeit und Kühnheit ſteht er dem Freiburger keineswegs nach, wenn ihm auch die formvollendete und abgerundete Geſtalt ſeines Nebenbuhlers fehlt. Jedenfalls kann kein anderes Land dieſen Türmen Gleiches an die Seite ſtellen. Höchſtens kommt der eine fertige Turm des Antwerpener Domes (Fig. 263) in Betracht, und auch dieſer ſteht auf deutſchem Boden.

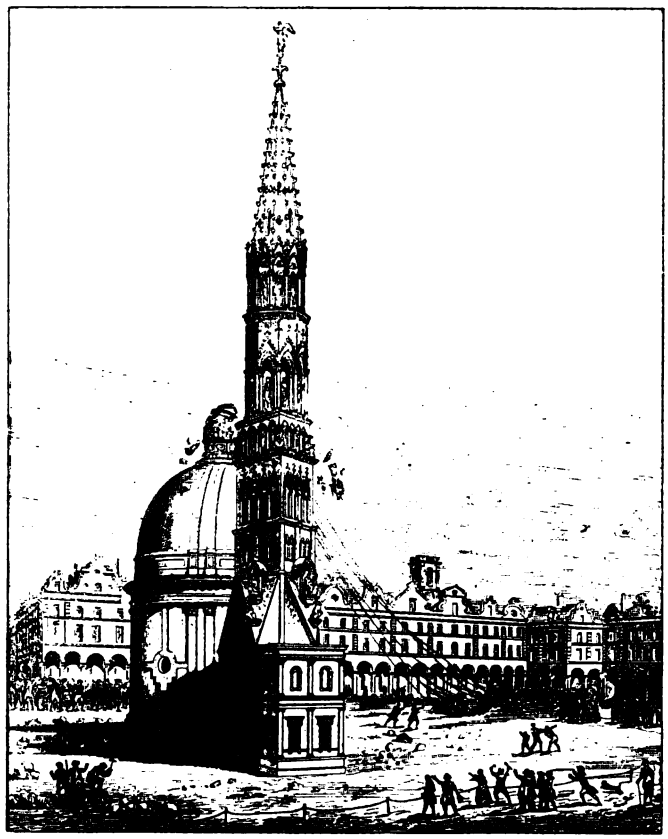
Der Grundriſs des Ulmer Münſters (Fig. 262) ſteht ganz auſserhalb jeglichen

106) Nach: Dohme, a. a. O.
107) Nach *Beyer*'s Aufnahmen.

Syſtems. Das Münſter iſt eine Pfarrkirche und als ſolche errichtet worden; aber ſie iſt zur Hauptſache ein Prunkſtück, kein Gebrauchsſtück; ſie ſoll die Macht und den Stolz der Ulmer Bürger zum Ausdruck bringen und daher alle Nachbarkirchen, auch die Biſchofskirche, überbieten. Und dies iſt ihr ja gelungen. Die Pfarrgeiſtlichkeit muſs übrigens auch ein »reguliertes« Leben, wie Stiftsherren und Domherren, geführt haben; denn der Chor iſt langgeſtreckt und mit einem reichen Chorgeſtühl, von *Jörg Syrlin* geſchnitzt, verſehen.

Dieſes Münſter iſt eine fünfſchiffige Baſilika mit einem rieſigen Weſtturme vor dem Hochſchiff und zwei kleinen Oſttürmen neben dem Chor. 1377 wurde der

Fig. 260.

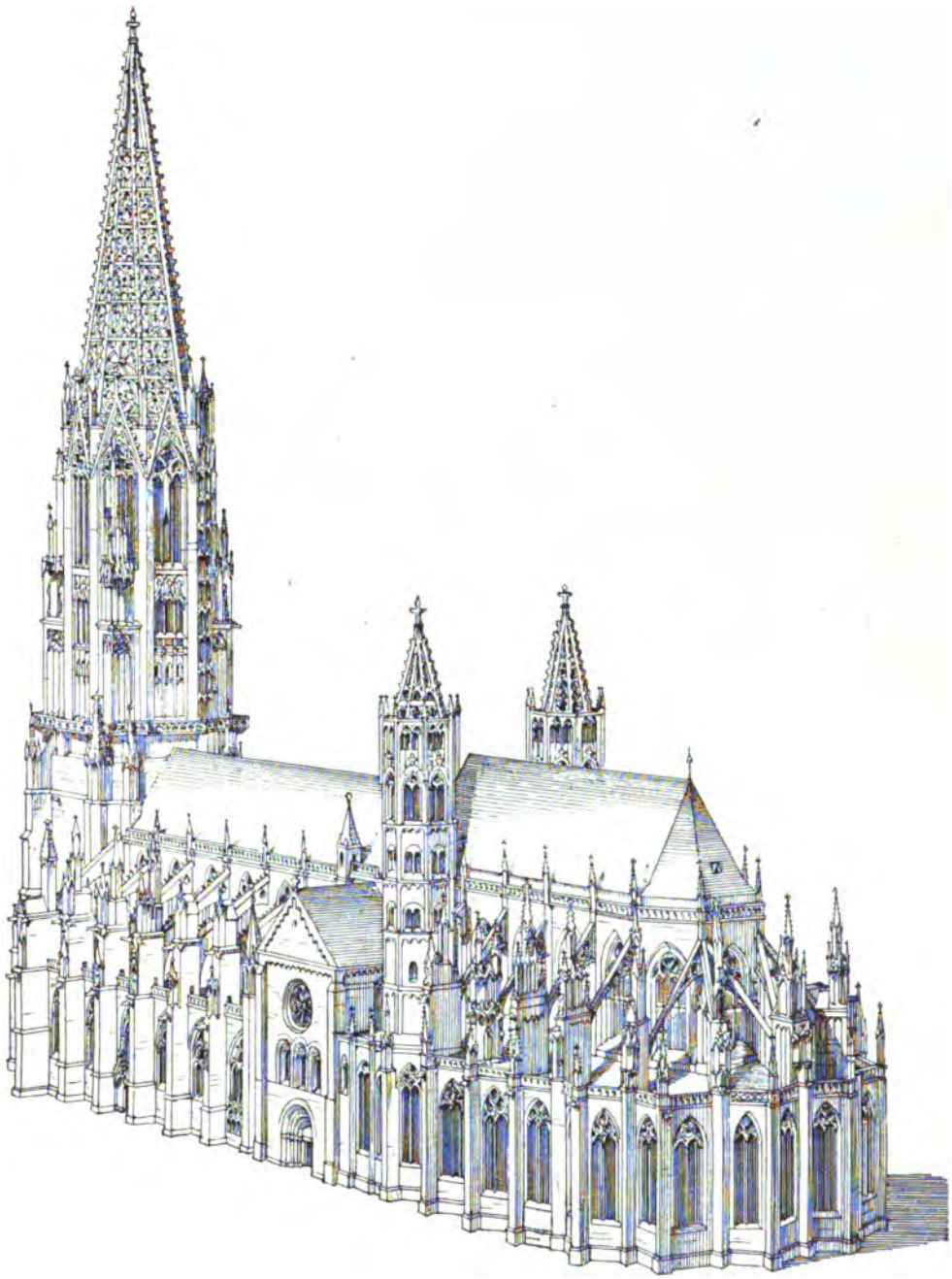


Reliquienkapelle der heiligen Kerze zu Arras.

Grundſtein mit groſser Feierlichkeit gelegt. Von 1390—1480 führte die Baumeiſterfamilie der *Enfinger* den Bau. Das Gewölbe des Mittelſchiffes wurde 1471 und dasjenige der Seitenſchiffe 1478 geſchloſſen. Von 1474 ab trat *Matthäus Böblinger* von Eſslingen auf, welcher den Turm vollenden ſollte. Da letzterer aber zu ſinken anfing, ergriff *Böblinger* die Flucht. So iſt der Turmſtumpf dann bis auf unſere Zeit liegen geblieben, welche ihn vollendet hat. Dombaumeiſter *Beyer* war der Leiter. Auch von dieſem Turm hatte ſich der alte Bauriſs erhalten, und nach dieſem iſt verfahren worden.

Der Turm zeigt ſich in ſeiner verdoppelten Architektur, da nämlich vor den

Fig. 261.



Münſter zu Freiburg i. B.[106]).

Mauern und Fenſtern eine beſondere Stab- und Maſswerkarchitektur frei aufgeführt iſt, die wie ein Spitzenſchleier das Ganze überkleidet, als ein Nachfolger der *Erwin*'ſchen Weſtanſicht des Straſsburger Münſters.

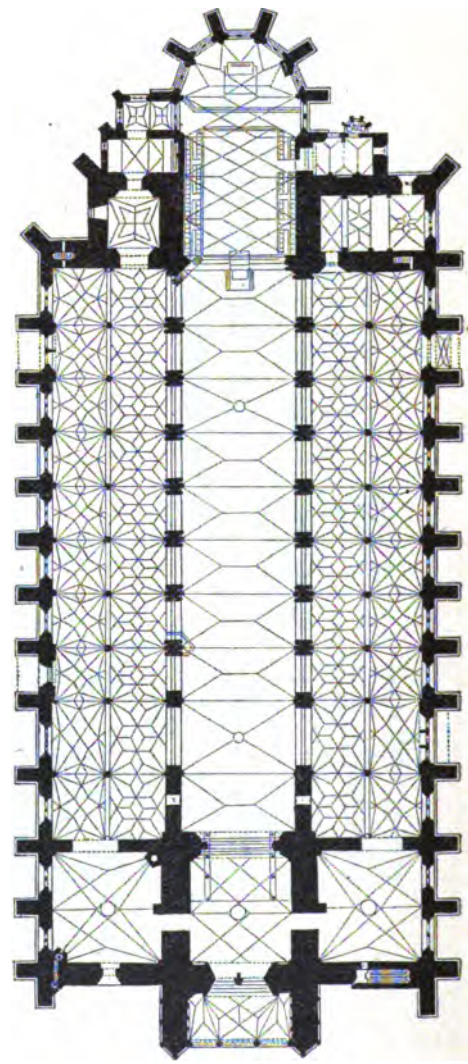
Der durchbrochene Helm der Frauenkirche zu Eſslingen (Fig. 264[108]) zeichnet ſich durch klaſſiſche Vollendung aus. Die Kirche ſelbſt wurde durch den berühmten

[105]) Nach: Heideloff, C. Die Bauhütte des Mittelalters in Deutſchland etc. Nürnberg 1844.

Ulrich von Enfingen ſeit 1406 aufgeführt; der Turmhelm ſtammt von *Hans Böblinger* (1440-82). Bemerkenswert iſt auch die etwas ſtarre Folgerichtigkeit, mit welcher die nötige Wendeltreppe als Haupterfordernis in die Vorderanſicht gelegt und einſeitig höher geführt iſt.

Wer den Rückweg aus Italien über den Brenner antritt, wird ſich des anheimelnden Eindruckes nicht erwehren können, den der Anblick des erſten hohen Kirchendaches und des erſten deutſchen Kirchturmes (zu Bozen) erweckt.

Fig. 262.



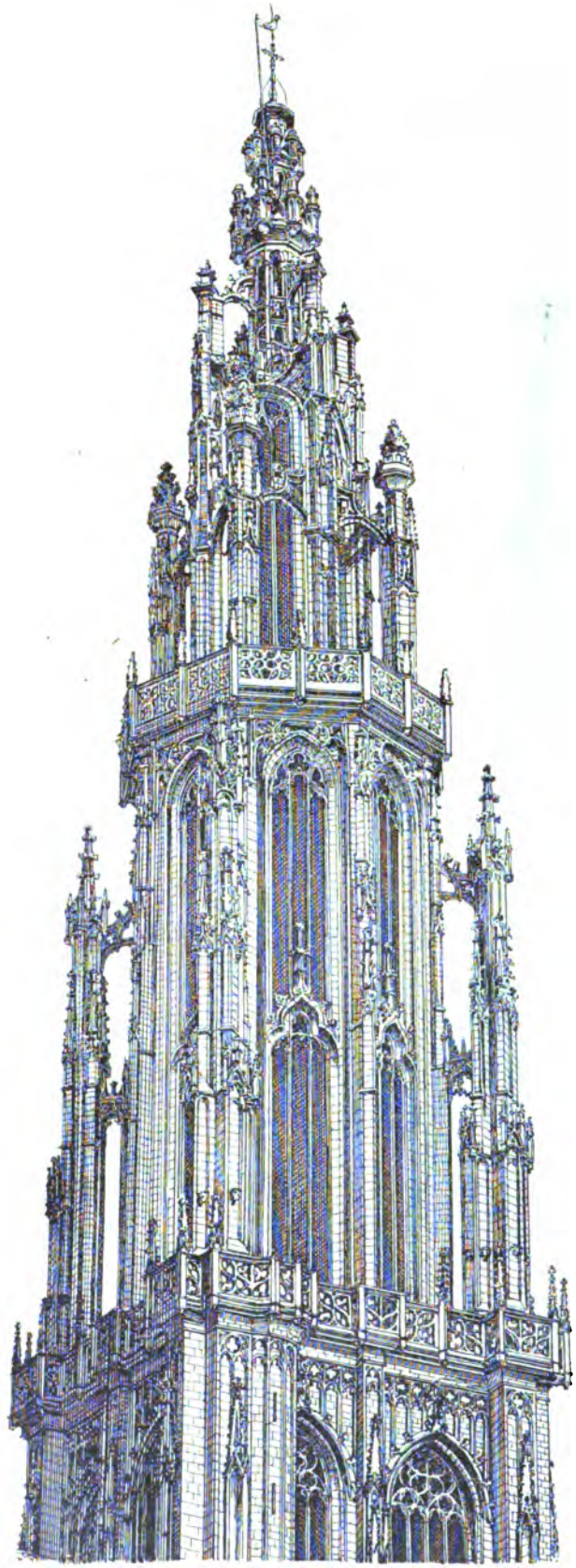
Münſter zu Ulm.
Grundriſs [107]). — 1/1000 w. Gr.

Ihren Turm und Chor verdankt die Bozener Pfarrkirche (Fig. 265 [109]) in der That deutſcher Hand, wie ja auch die Bevölkerung deutſch iſt. *Hans Lutz von Schuſſenried* hat 1501-19 dieſen Umbau vorgenommen, derſelbe Baumeiſter, der das Schiff der Stadtpfarrkirche zu Sterzing zwiſchen 1497 und 1525 errichtet hat. Der Kern der Kirche iſt eine frühgotiſche Hallenkirche, welche in ihren Einzelheiten denjenigen des Trienter Domes dergeſtalt gleicht, daſs man wohl nicht fehlgeht, wenn man auch für die Bozener Pfarrkirche *Adam von Arognio* mit ſeinen Nachkommen, welcher von 1212 ab den Trienter Dom unter dem Biſchofe *Graf von Wangen* aufgeführt hat, als den Baumeiſter annimmt. Arognio liegt in jenem Teile des Seengebietes um Como, welcher ſeit *Otto dem Groſsen* immer zum deutſchen Reiche gehört hatte, welches ſelbſt ſchon im VI. Jahrhundert dem Frankenkönig *Theodebert* unterthan war. Seine Bevölkerung hat ein Jahrtauſend lang die Nachbarländer mit Baumeiſtern, Bildhauern, Malern und Bauhandwerkern verſehen. Soweit dieſe *Comaciner*-Meiſter aus den reichsdeutſchen Teilen ſtammten, nannten ſie ſich mit Stolz *Tedeſchi*. So haben wir es bei *Jacopo Tedesco*, dem Baumeiſter von *San Francesco* zu Aſſiſi geſehen (ſiehe Art. 119, S. 154); ein ſolcher Baumeiſter war auch *Adam von Arognio*. Jene Künſtler haben zur Hauptſache der oberitalieniſchen Baukunſt zu romaniſcher, wie zu frühgotiſcher Zeit ihren Stempel aufgeprägt. Hat die Kunſt jener *Tedeſchi* keinen ſonderlich deutſchen Charakter und ſomit auch nicht das Schiff der Bozener Pfarrkirche, ſo zeigen der Chor und der Turm der letzteren rein deutſches Gepräge.

[109]) Nach: Wiener Bauhütte etc.

Fig. 263.

Turm
der Weſtanſicht.



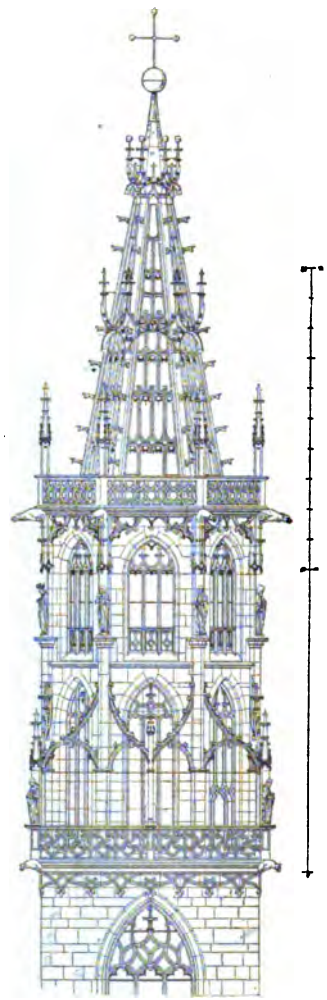
Dom zu Antwerpen.

Die Kirchhofkapelle von Avioth an der Maas (Fig. 266[110]) aus dem XV. Jahrhundert ſei hier noch angeſchloſſen, da ſie wie ein Turm ausgebildet iſt und ein reizvolles Vorbild eines ſpätgotiſchen durchbrochenen Helmes gewährt.

Fig. 264.

Turmhelm der Frauenkirche zu Eſslingen[108]).
1/250 w. Gr.

Fig. 265.



Turmhelm der Pfarrkirche zu Bozen[109]).

136. Zweitürmige Ausbildungen.

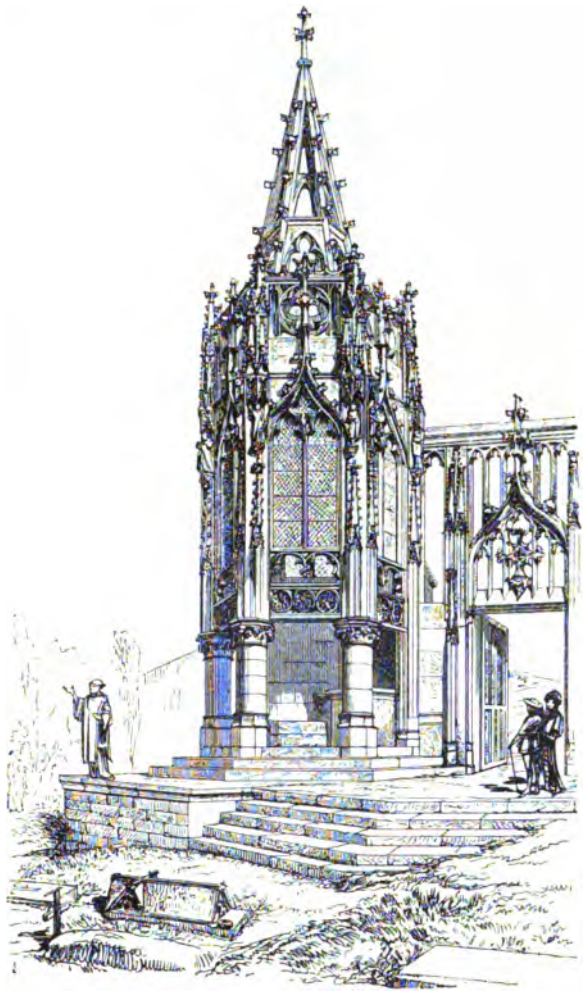
Die nordfranzöſiſche Kunſt hat mehr die Doppeltürme, welche das Mittelſchiff zwiſchen ſich hindurchgehen laſſen, bevorzugt. Dadurch kommt dieſes bei der Ausbildung der Weſtanſicht zur Geltung, und die beiden Türme verdecken nur die Seitenſchiffe. Anſcheinend hat die Normandie zuerſt unter *Wilhelm dem Eroberer*

110) Nach: Viollet-le-Duc, a. a. O.

(nach 1061) in den beiden Kirchen der *Abbaye aux dames* und *Abbaye aux hommes* dieſe Art der Weſtanſicht im groſsen verwendet.

Bei den nordfranzöſiſchen Kathedralen bildet ſich bald eine feſtſtehende Anordnung aus. Ein unteres Geſchoſs enthält drei Thore, welche in das Haupt- und die beiden Nebenſchiffe münden. Das darüberliegende Geſchoſs zeigt in der Mitte eine groſse Roſe — ein Radfenſter, welches das Mittelſchiff erleuchtet — und rechts

Fig. 266.



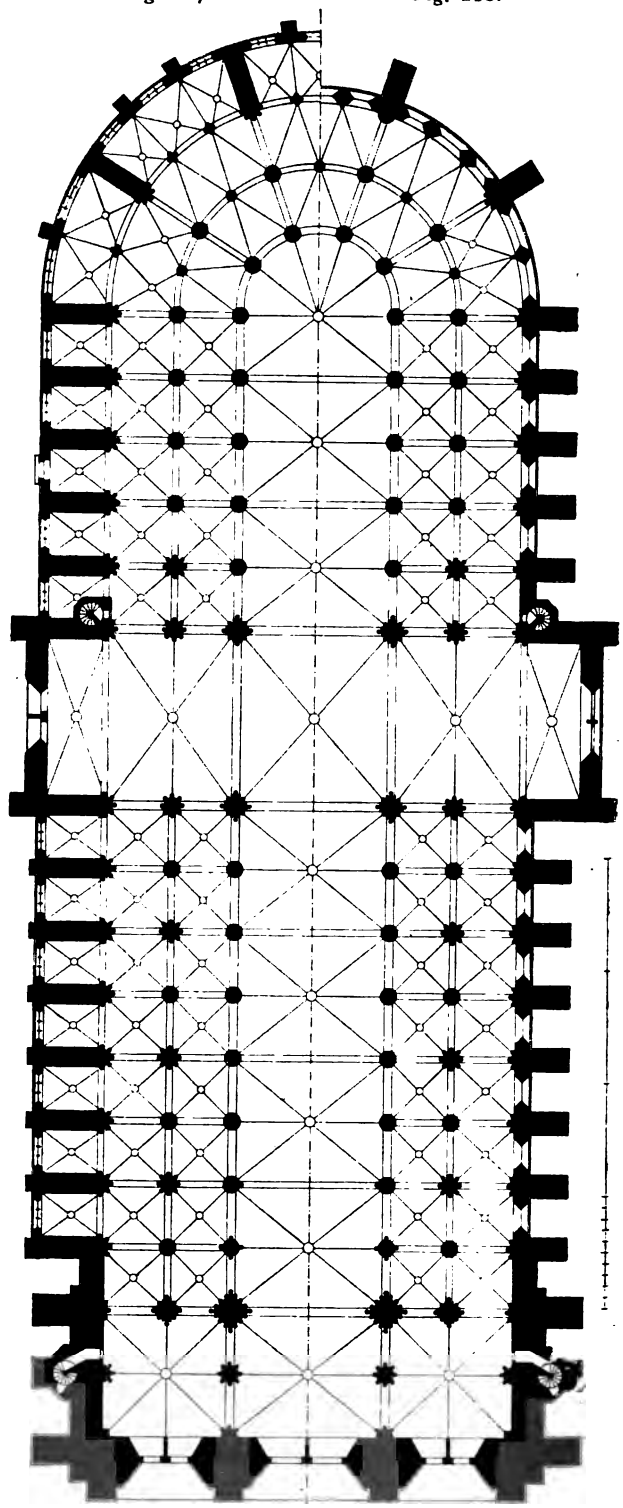
Kirchhofskapelle zu Avioth [110]).

und links ein Turmgeſchoſs, welches mit ſeinem Fenſter den Hochſchiffsfenſtern entſpricht. Zwiſchen beiden Geſchoſſen, in der Höhe der Seitenſchiffsdächer, erſtreckt ſich eine Säulchenſtellung. Im dritten Geſchoſs tritt in der Mitte der Giebel des groſsen Daches hindurch, häufig ebenfalls durch eine Säulchenſtellung halb verdeckt, rechts und links begleitet vom Glockengeſchoſs der Türme; hierüber erheben ſich dann die Helme.

Dieſe Türme ſind an den Ecken faſt ausnahmslos mit Strebepfeilerpaaren verſehen, welche in Fialen enden. Die Anfänge hierzu zeigt *St.-Denis* bei Paris.

Die erſte feſt ausgebildete Weſtanſicht hat die *Notre-Dame* zu Paris (ſiehe die nebenſtehende Tafel, ſowie Fig. 267 u. 268[111]). Ihre Entſtehungszeit, wie diejenige ihrer Weſtanſicht iſt gut verbürgt. 1160 vereinigte der Biſchof von Paris, *Moritz von Sully*, die zwei nebeneinander liegenden Kirchen *Sta. Maria* und *St. Stephan* und legte 1163 zu einem einzigen Neubau den Grundſtein. 1182 wurde der Hochaltar geweiht. Als der Biſchof 1196 ſtarb, vermachte er 5000 Pfund Silber zur Eindeckung des Chors mit Blei. Der Chor war alſo fertig und das Schiff wahrſcheinlich über Erdgleiche gediehen. 1223 war die Weſtanſicht bis zur oberen groſsen Galerie gewachſen, und 1235 war die Kathedrale ſo weit fertig, wie wir ſie heute ſehen. Sie zeigt im groſsen Ganzen die Einteilung, wie ſie faſt alle Kathedralanſichten beibehalten: drei Teilungen in lotrechtem, wie in wagrechtem Sinne; die Türme mit ihren Strebepfeilern ſtehen vor den Seitenſchiffen, hier jedesmal vor zwei Seitenſchiffen, da die *Notre-Dame* fünfſchiffig iſt. Drei rieſige Thore führen in das Innere. Das untere Geſchoſs in der Höhe der Seitenſchiffe iſt durch eine Galerie mit Standbildern abgeſchloſſen. Ob dies die Könige von Frankreich ſind oder diejenigen von Juda, die Vorfahren

Fig. 267. Fig. 268.



Grundriſs.

Jetzige Geſtalt. Urſprüngliche Geſtalt.

Notre-Dame-Kirche zu Paris[111]).

[111]) Aus: Dehio & v. Bezold, a. a. O.

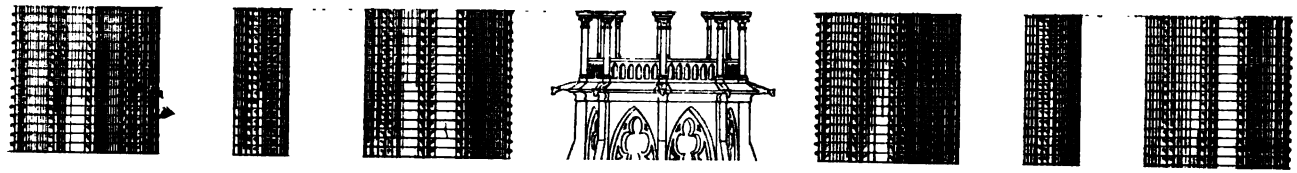
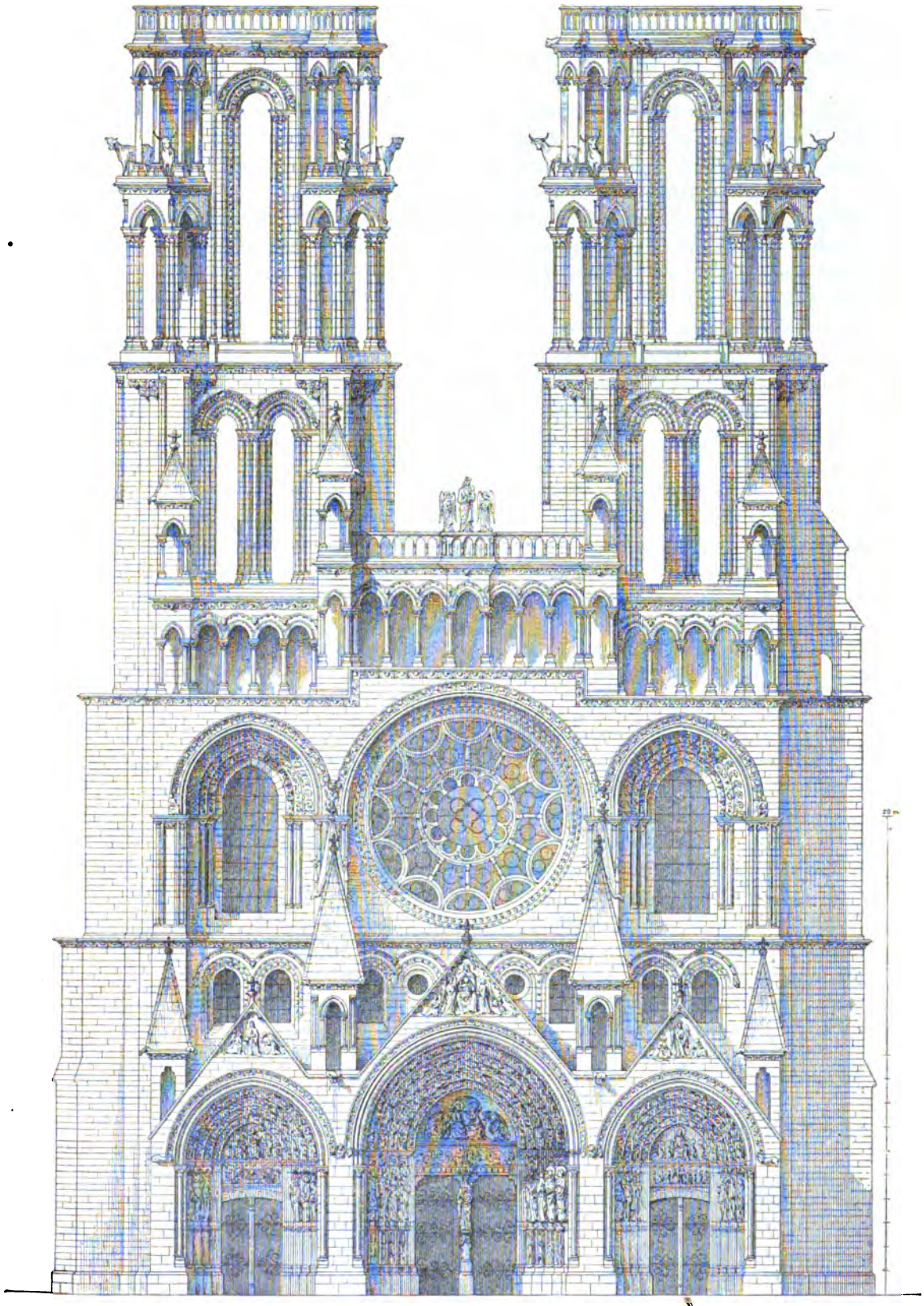


Fig. 269.



Dom zu Laon.

Weſtanſicht [112]).

Chriſti, iſt ſtrittig. Gegen die letztere Anſicht ſpricht die Zahl. In der heiligen Schrift ſind nur 15, bezw. 18 angeführt.

Das zweite Geſchoſs in der Höhe der Hochſchiffsfenſter zeigt eine kühn ausgeführte Roſe von 9,60 m Durchmeſſer im Lichten und rechts und links Bogenfenſter. Die kleine Blendroſe in ihrem zuſammenfaſſenden Spitzbogen findet ſich in Deutſchland häufig wieder, ſo am Freiburger Querſchiff.

Das dritte Geſchoſs wird in der Höhe des Hochſchiffsdaches durch eine hohe luftige Säulengalerie gebildet, die den Dachgiebel nur durchſcheinen läſst; hierüber erheben ſich dann die Glockengeſchoſſe der Türme. Ob wirklich ein weiteres Zwiſchengeſchoſs, wie *Viollet-le-Duc* es zeichnet, gedacht war, ehe die Helme aufſetzen ſollten, will ſehr fraglich erſcheinen, da die Thore ſo völlig in den Boden gedrückt erſcheinen. Die Helme haben wohl unmittelbar auf dieſem Glockengeſchoſs beginnen ſollen; doch ſind ſie nie zur Ausführung gelangt. Das Geländer des Laufganges über der hohen Säulengalerie (*Galerie des colonnettes*) iſt mit phantaſtiſchen Tieren bekrönt, welche von groſser Schaffenskraft zeugen. Im Hintergrunde zwiſchen den beiden Türmen ſieht man den hohen Dachreiter, den *Viollet-le-Duc* geſchaffen hat. Er beſteht aus Holz, das mit Metall überzogen iſt.

Die Weſtanſicht von Laon (Fig. 269[112]) iſt derjenigen zu Paris vielleicht gleichalterig, aber nicht zu jener faſt ſchematiſchen Klarheit ausgereift. Dafür packt ſie aber den Beſchauenden in weit höherem Grade als diejenige der *Notre-Dame* zu Paris. Die geometriſche Zeichnung kann das Rieſige und Maleriſche dieſer Maſſen auch nicht im entfernteſten zur Darſtellung bringen. Der Uebergang aus den mit Strebepfeilern beſetzten, viereckigen Turmunterbauten in die Achteckgeſchoſſe iſt für viele Türme vorbildlich geworden. So fuſsen, wie ſchon in Art. 15 (S. 21) angeführt, auch die Weſttürme des Domes zu Bamberg und die Weſttürme des Naumburger Domes auf ihnen.

Die oberen Bekrönungstürmchen des einen auf der nebenſtehenden Tafel gegebenen Bamberger Weſtturmes ſind Ergänzungen *Eſſenwein*'s. Dieſe Türme ſind wahrſcheinlich bei der Einweihung 1237 fertig geweſen.

Die Kathedrale von Rheims (ſiehe die zweite der nebenſtehenden Tafeln) zeigt dieſe Anordnung der Weſtanſichten in der denkbar reichſten Ausbildung — ein Märchen in Stein. Sie entſtammt der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts. Ihre Baumeiſter ſind *Johann* von Orbais, *Johann der Wolf*, *Gaucher* von Rheims und *Bernhard* von Soiſſons; denn in dem Labyrinth, das ſich früher im Fuſsboden der Kathedrale befand, waren in den vier Ecken die Bildniſſe von Baumeiſtern mit folgenden Umſchriften angebracht:

„Cette image eſt en remembrance de maître Jean d'Orbais qui fut maître de l'égliſe de céans, qui en commencea la coiffe de l'égliſe.

Jehan le Loup qui fut maître de l'égliſe de céans ſeize ans et encommença ... les portaulx dicelle.

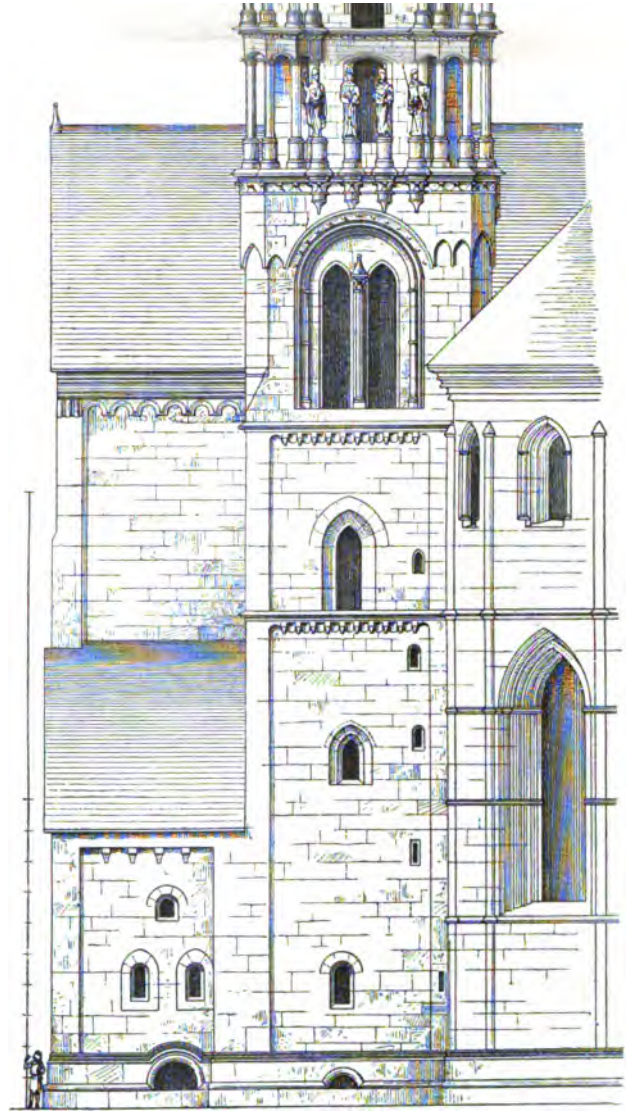
... Gaucher de Reims qui fut maître de l'égliſe de céans ſept (huict) ans et ouvra a voſures et portaulx.

Cette image eſt en remembrance de maître Bernard de Soiſſons qui fut maître de l'égliſe de céans ... fit cinq voutes et ouvra à l'o, maître de ſes ouvrages l'eſpace de trente-cinq ans“ [69]).

Doch ſelbſt die Weſtanſicht von Rheims lieſs ſich noch überbieten. Dies zeigt *Erwin*'s Straſsburger Münſter (ſiehe die Tafel bei S. 198). *Erwin* hat dem

[112]) Nach: *Bulletin archéologique* 1894, S. 3 ff.

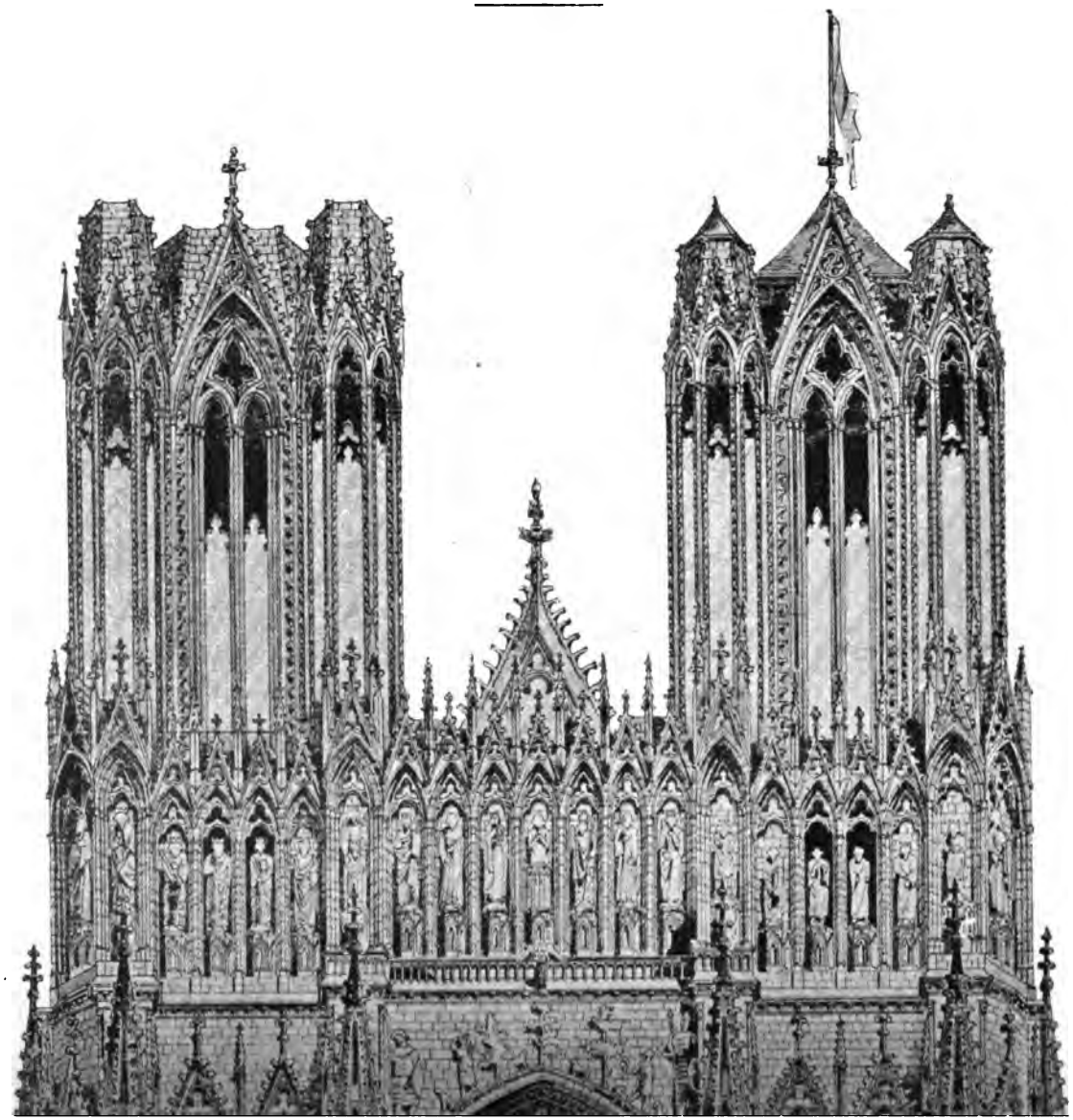
Zu S. 196.

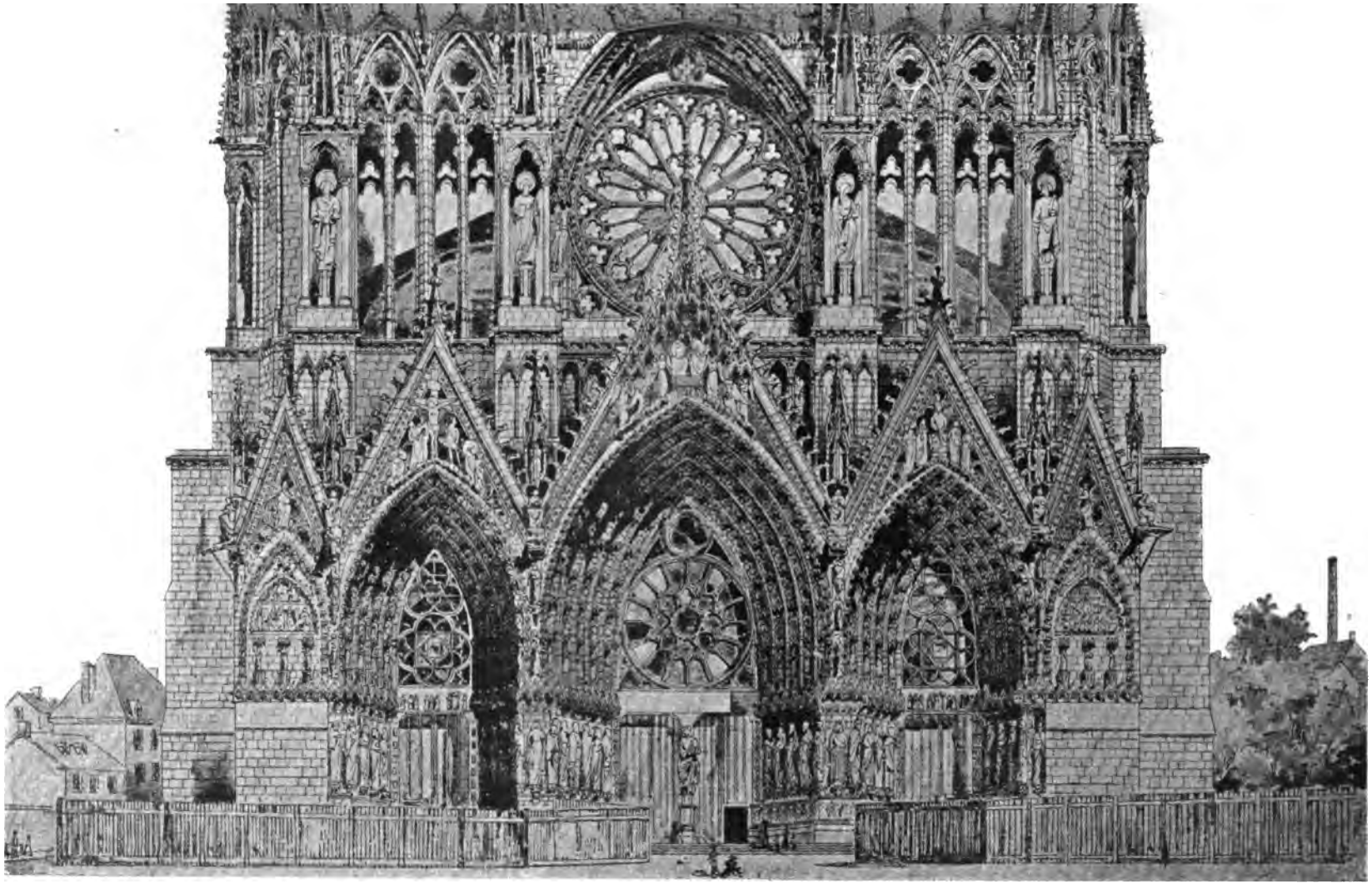


Nordweſtturm des Domes zu Bamberg.

1/250 w. Gr.

Zu S. 197.





Kathedrale zu Rheims.

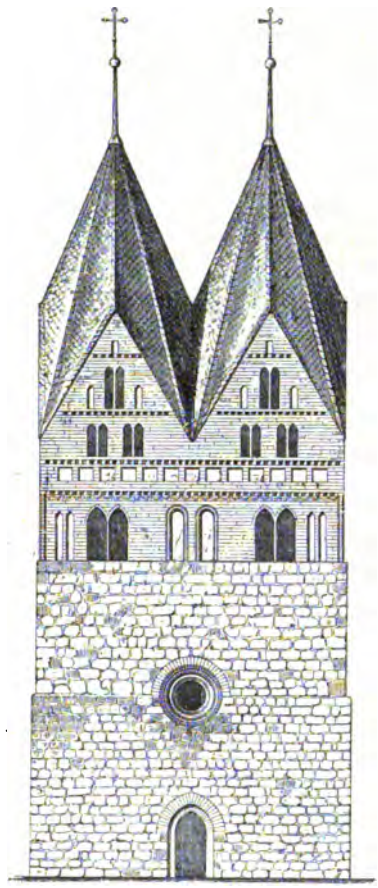
Weſtanſicht.

Nach: Transactions of the Royal Inſtitute of Britiſh architects 1887.

überaus reichen Bildwerkſchmuck zu Rheims noch einen rieſigen Spitzenſchleier von zierlichſtem Maſswerk hinzugefügt, der die geſamte Weſtanſicht überſpinnt. Zur völligen Ausführung iſt dieſer Spitzenſchleier bloſs im unterſten Geſchoſs und um die Roſe gelangt. In den Feldern zur Seite der Roſe ſind nur noch die Hauptpfoſten beibehalten worden; die zierlichen Füllungsſtäbe ſind fortgeblieben. Erſichtlich fällt zwiſchen beide Teile ein Wechſel des Baumeiſters.

An St. Urban (25. Februar?) 1277 war der Grundſtein zu dieſer Weſtanſicht gelegt worden: »*Anno domini MCCLXXVII in die beati Urbani hoc glorioſum opus inchoavit magiſter Erwinus de Steinbach*« ſtand früher an der »*Porta ſertorum*«. Am 15. Auguſt 1298 brannte das Münſter ab. *Erwin* ſtarb 1318.

Fig. 270.



Dorfkirche zu Lugau.
Weſtanſicht[113]). — $^1/_{250}$ w. Gr.

Die Weſtanſicht iſt erſichtlich dergeſtalt in Angriff genommen worden, daſs zuerſt diejenigen Teile zur Ausführung gelangten, welche die Seitenſchiffe und das Hochſchiff ſchloſſen. Dann erſt ging man daran, die Turmmauern neben der Roſe hochzuführen. Dies iſt wahrſcheinlich noch unter *Erwin* oder nach ſeinen Zeichnungen geſchehen, da die Strebepfeiler dieſelben zierlich geteilten Blenden des Untergeſchoſſes zeigen. Von da ab trat ein neuer Baumeiſter auf, der erſichtlich zu ſparen gezwungen war. Ihm gehört das freie Maſswerk vor dieſen Turmgeſchoſſen, wie vor den Reiterſtandbildern an. Damit endet der Spitzenſchleier überhaupt. Er ſollte jedoch bis in die oberſten Turmgeſchoſſe hinaufreichen und daſelbſt vielleicht in Giebeln auslaufen. Dies beweiſen hoch oben die Abſätze ſeitlich an den Turmſtrebepfeilern neben den Fialenſpitzen der zweiten Reiterſtandbilder. Dies beweiſt vor allem der Grundriſs der Türme ſelbſt.

Während derſelbe ſonſt völlig willkürlich ausſieht, gewinnt er Sinn und Verſtand, ſobald man zwiſchen den beiden vorderen Strebepfeilern den Spitzenſchleier ergänzt. Dies iſt allerdings das groſsartigſte Bild, das menſchliche Phantaſie erfaſſen kann, wenn man ſich dieſen feinen Spitzenſchleier bis oben hinauf ausgeführt denkt. Erſichtlich ſollte übrigens der vereinfachte Spitzenſchleier auch noch vor das Geſchoſs über der Roſe ausgebreitet werden, ſo daſs die trockenen Fenſter im Hintergrunde verborgen gedacht waren. Dies beweiſen die ebenfalls vorhandenen Anſätze oben zwiſchen dieſen Fenſtern.

Der Dom zu Cöln hat inſofern eine Aenderung dieſer üblichen Anordnung erfahren, als ſeine Fünfſchiffigkeit auch in der Aufsenanſicht zum Ausdruck gebracht iſt. Die Türme ſind in der Mitte durch einen Pfeiler geteilt und zeigen ſo, daſs zwei Seitenſchiffe hinter ihnen liegen.

113) Nach: Adler, a. a. O.

Diefe Teilung der Türme in der Mitte zeigt zwar fchon die Kathedrale von Chartres, ohne dafs jedoch doppelte Seitenfchiffe dahinter wären. Ebenfo find die Türme des Domes zu Limburg an der Lahn (geweiht 1235) geftaltet.

Zum Schlufs diefer zweitürmigen Ausbildungen der Weftanfichten fei noch die zufammengepreftefte und vereinfachteftе Löfung, die wohl denkbar ift, gegeben: die reizende Weftanficht der kleinen Dorfkirche zu Lugau bei Dobrilugk in der Provinz Sachfen (Fig. 270[113]). Auf granitenem Unterbau find zwei Zwillingstürme aus Ziegeln aufgeführt. Das Ganze wirkt auf das allerglücklichfte.

137. Italienifche Türme.

Die italienifchen Türme ftehen wie fchon in Art. 128 (S. 178) angeführt, meiftens ohne Zufammenhang mit dem Kirchenganzen vereinzelt da. Der bekannteftе diefer Türme ift derjenige des Florentiner Domes (um 1332—36) von *Giotto*. Wenn *Giotto* nicht ein grofser Maler wäre, diefer Turm mit feinem fehr ungünftigen und trockenen Umrifs würde ihn zu keinem grofsen Künftler machen.

Die früheren romanifchen Türme der italienifchen Kunft zeigen eine grofse Zahl von Stockwerken übereinander, die, je weiter nach oben, defto mehr Rundbogenöffnungen aufweifen. In Cöln am Chor von *St. Gereon* finden wir ähnliche Telefkoptürme; aber fie find doch erheblich künftlerifcher geftaltet als die Mehrzahl ihrer italienifchen Brüder.

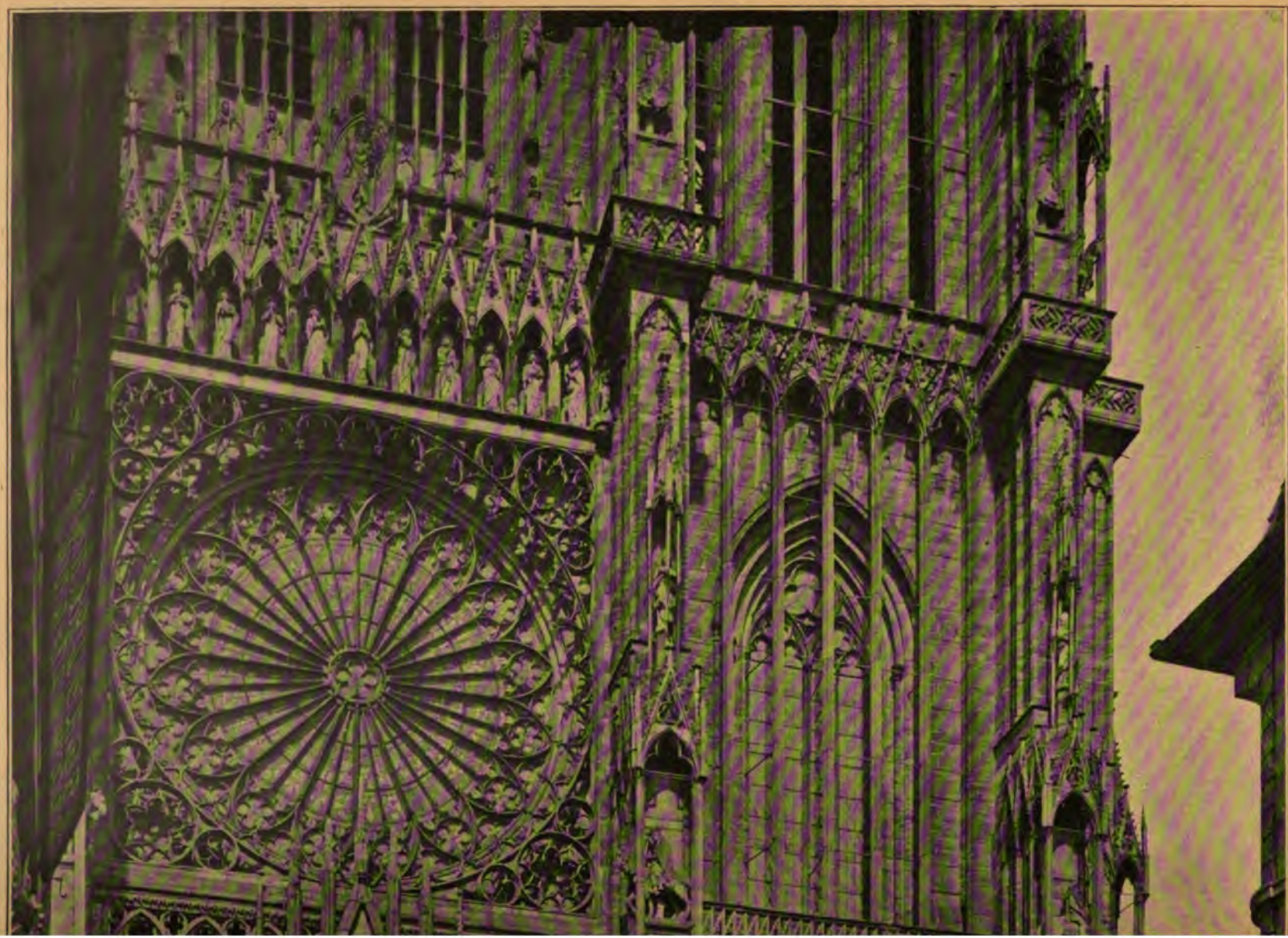
Oefters find diefe italienifchen Türme rund, befonders diejenigen der früheftromanifchen Zeit. Auch der Plan von St. Gallen (vergl. die Tafel bei S. 65) zeigt zwei runde Türme, in italienifcher Art von der Kirche abgefondert aufgeftellt.

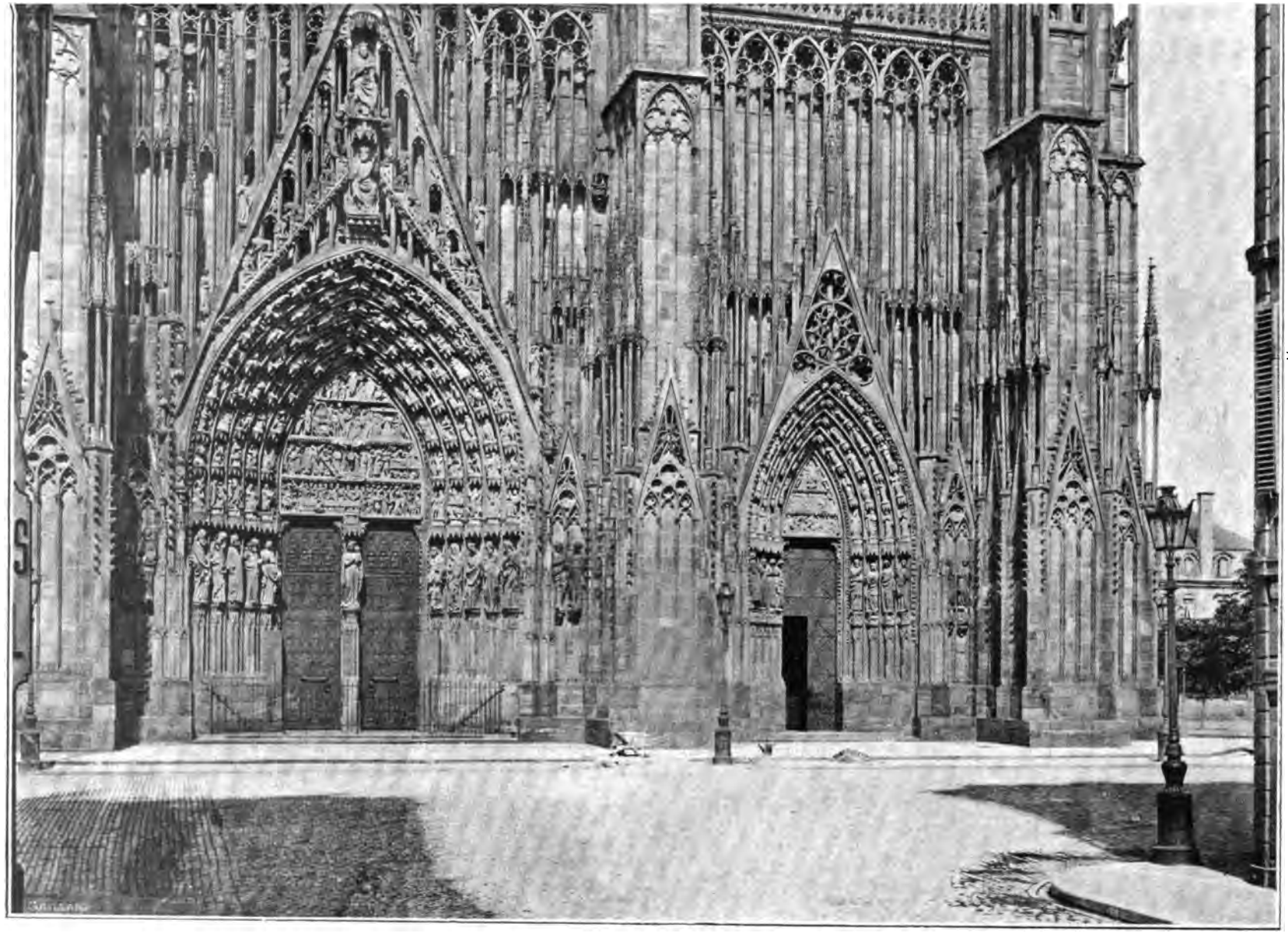
Der fchiefe Turm zu Pifa ift eines der fpäteften und reichften Beifpiele diefer Art. Seine Baumeifter find *Wilhelm* von Innsbruck und *Bonannus*. Der Grundftein wurde 1174 gelegt.

138. Form der Turmhelme.

Hier feien noch einige Bemerkungen über die Form der Helme angefchloffen. Sind in neuerer Zeit alte Türme neu eingedeckt oder mit neuen Helmen verfehen worden, dann fällt dies ficher unangenehm auf. Jedenfalls fehen fie ganz anders als die zierlichen reizvollen Schöpfungen des Mittelalters aus. Woran liegt das wohl? Zur Hauptfache an falfcher Schieferdeckung und an den unfchönen Auffchieblingen. Man ftellt die letzteren fehr übertrieben her und läfst den Helm ohne Vermittelung in diefelben hineinfchneiden. Das fpäte Mittelalter hat fich wohl folch grofser Auffchieblinge auch bedient; aber dann führt eine elegant ausgerundete Kehle in den fchlanken Turmhelm über, welche ausgefchiefert ift. Ueberhaupt findet die Ueberleitung zweier Flächen immer durch eine ausgerundete Kehle ftatt, welche ausgefchiefert ift. Man kann auch umgekehrt fagen: da alle Kehlen ausgefchiefert find, fo müffen fie alle durch Schalbretter ausgerundet fein, weil fich fonft die Kehle nicht ausfchiefern läfst und man zur Metallkehle greifen mufs. Die Metallkehlen zerfchneiden jedoch den Gefamteindruck von Helmen und Dächern völlig und fetzen die einzelnen Flächen in härtefter und unangenehmfter Weife voneinander ab. Diefe fo unangenehmen Helme verunzieren unfere Kirchen von Trier bis Stendal und weiterhin; befonders Hildesheim zeichnet fich hierin aus.

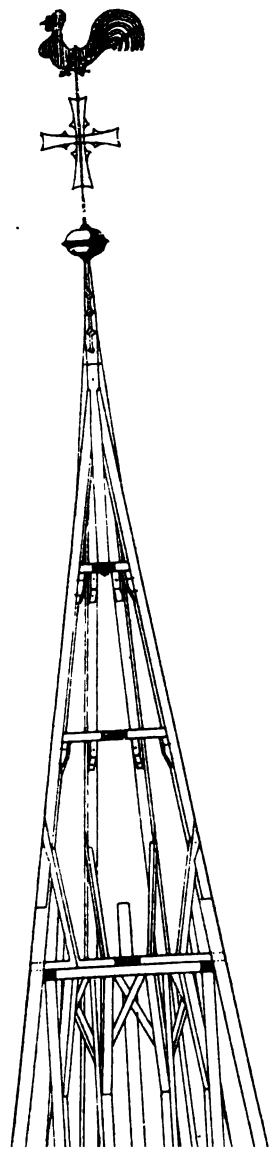
Ift der Aufrifs fchon fchlimm, fo treibt der ungeleitete oder gar mifsleitete Schieferdecker die Mifsgeftaltung in das Unerträgliche. Statt unferen fchönen deutfchen Schiefer zu verwenden, den das Vaterland an der Mofel, in der Eifel, am Rhein, in Thüringen wie im Hannoverifchen in beftер Auswahl bietet, mufs dem Auslande — England — der Schiefer entnommen und das Geld auf Nimmerwiederfehen über die Grenze gegeben werden. Nun hat der englifche Schiefer zwar

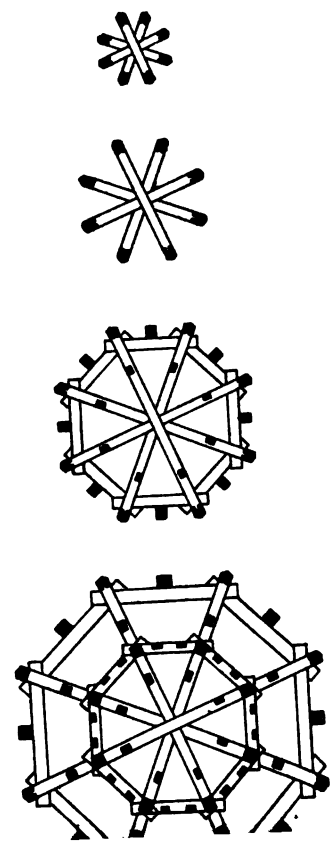


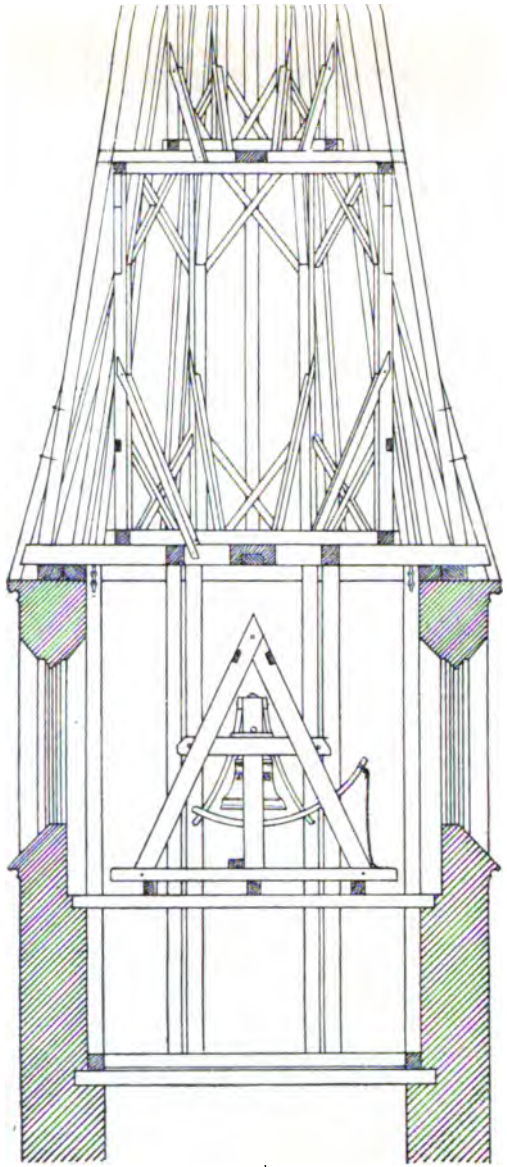


Münſter zu Straſsburg.

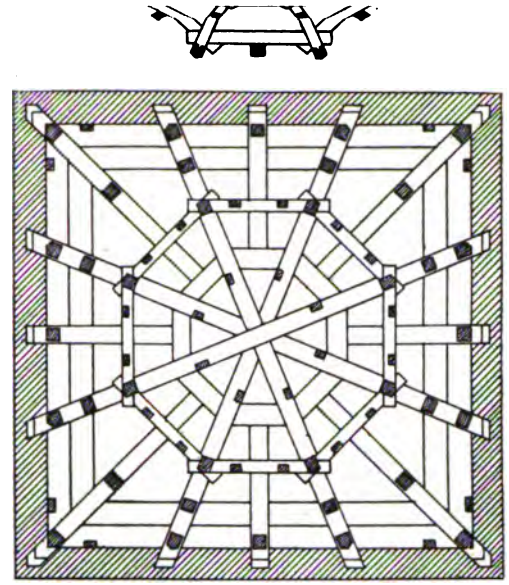
Weſtanſicht.







Querſchnitt.



Grundriſſe in der Höhe der wagrechten Balken.

1/100 n. Gr.

Turmhelm
der Kirche zu Haſelbach.

Nach: Wiener Bauhütte etc.

ſchöne groſse Platten; aber die jeden Maſsſtab totſchlagenden Gröſsenverhältniſſe dieſer Schieferplatten wirken auf Türmen, wie auf den ſteilen Kirchendächern höchſt unangenehm.

Hat man ſich zufälligerweiſe des engliſchen Schiefers enthalten, dann deckt man den deutſchen Schiefer falſch ein. Beſonders unangenehm wirkt es, daſs jede Dachfläche für ſich mit einer Schieferſchicht umrahmt wird. Man zerreiſst die Einheit des Eindruckes völlig, ohne etwa beſſere Haltbarkeit dafür einzutauſchen. Solches lebt nur in der Phantaſie der ſchlecht geſchulten Schieferdecker. Beſonders am Rhein und an der Moſel iſt es unbegreiflich, daſs an den Münſtern nicht dasjenige geleiſtet wird, was jeder Dorfdachdecker noch vor wenigen Jahrzehnten von ſelbſt in beſter Weiſe herſtellte.

139. Verankerung der Turmhelme.

Bezüglich der heute bisweilen ſtrittigen Frage, ob man die Turmhelme mit dem darunter befindlichen Mauerwerk verankern ſolle, war man ſich im Mittelalter klar. Man verankerte die hölzernen Helme durch hölzerne Stiele, die innen vor dem Turmmauerwerk ſtanden, bis weit hinunter in eine Balkenlage, welche über ſich genügend viel Mauerwerk faſste, ſo daſs der Helm nicht kippen, d. h. nicht rütteln konnte. Häufig iſt dieſem Holzgeſchoſs auch noch der Glockenſtuhl als Auflaſt eingebaut. So zeigt es der Turm von Haſelbach auf nebenſtehender Tafel. Die Herſtellung des Helmes iſt die folgende. Innen ſind zwei lotrecht ſtehende, cylinderartige Fachwerkbauten geſchaffen, die achteckig, wie der Turmhelm, ſich nicht zuſammendrücken laſſen, indem ſie oben und unten durch Andreaskreuze ausgeſteift ſind; ebenſo ſind die Eckſtiele jedesmal nach innen und unten abgeſtrebt. Gegen dieſe zwei übereinander ſtehenden feſten Gerüſte lehnen ſich die Sparren. Weiter oben, wo die Sparren allein weiter geführt ſind, ſteifen ſie ebenfalls Streben gegen das obere Ende des Achteckkörpers aus. Zuletzt ſind ſie durch eine wagrechte Riegellage, die auf Knaggen ruht, gegeneinander abgeſteift. So iſt auch für das Anbringen des Kreuzes nebſt dem Hahn am Schluſs noch ein Stück Kaiſerſtiel in eine Riegellage eingeſetzt. Einen von unten bis oben durchgehenden Kaiſerſtiel, der ſonſt ſehr gebräuchlich war, hat dieſer mittelalterliche Helm nicht.

---

7. Kapitel.

Mittelalterliche Bauzeichnungen.

140. Notwendigkeit der Zeichnungen.

Wie ſtand es im Mittelalter mit dem Anfertigen von Bauzeichnungen? Die Kunſtſchriftſteller behaupten, man hätte im frühen Mittelalter kaum gezeichnet, höchſtens im ſpäten, und jedenfalls nicht ſo viel und nicht ſo wie heutzutage. Wenn man damit nur die Unterſchiede hervorheben wollte, welche notwendigerweiſe durch die Erfindung und Verbilligung des Papieres, des Bleiſtiftes, der Zieh- und Zeichenfedern, wie der Waſſerfarben eingetreten ſind, ſo wären dieſe Schriftſteller im Recht. Dem iſt jedoch nicht ſo. Sie glauben wirklich, die Bauten ſeien ohne Zeichnung entſtanden.

Jedem Baumeiſter, der nicht die Schätzung der Wirklichkeit verloren hat, iſt es indeſſen klar, daſs alles gezeichnet werden muſste, wie heutzutage. Ob auf zu-

ſammengenähte Kuhhäute, auf Pergament, auf Holz, auf Steinplatten und ſonſtige Flächen, iſt gleichgültig; Zeichnungen muſsten hergeſtellt werden. Zum Vergnügen oder aus bloſser Beſchränktheit fertigen doch auch heutzutage die Baumeiſter die vielen Zeichnungen nicht an. Oder iſt es ein »Hüttengeheimnis« geweſen, von denen es in allen Kunſtgeſchichten ſpukt, dann müſsten ſich doch die Baumeiſter dahinter ſetzen, um dieſes »Geheimnis« wiederum aufzufinden. Welche Zeit, welche Mühe, welche Koſten würden ſie ſparen!

Doch auch hier paart ſich, wie ſo häufig, die Unkenntnis der Baukunſt mit derjenigen der mittelalterlichen Urkunden. Solche Zeichnungen haben ſich erhalten, ferner Nachrichten über Zeichnungen und endlich Abbildungen von Baumeiſtern, wie ſie zeichnen, bezw. Zeichengeräte in den Händen tragen.

141. Grundriſs von St. Gallen.

Die älteſte Zeichnung iſt der Grundriſs des Kloſters von St. Gallen, welche auf der Tafel bei S. 65 wiedergegeben iſt; derſelbe iſt auf drei zuſammengenähten Kuhhäuten von annähernd $1{,}00 \times 1{,}00$ m Seitenlänge mit einfachen roten Linien gezeichnet. Es iſt keine Bauzeichnung, ſondern eine Ueberſichtsſkizze, die ein hochſtehender Unbekannter »ſeinem Sohne *Gozbert*« ſchickt. Trotzdem iſt alles nach Maſsen richtig aufgetragen, wenn auch in der Kirche das eine oder das andere der eingeſchriebenen Maſse nicht paſst. Die Mauern ſind nur in einfachen Strichen angegeben, alſo nicht für die Ausführung berechnet. Der Abſtand der einzelnen Gebäude untereinander iſt, um Raum zu ſparen, ſehr verringert. Intereſſant iſt zu ſehen, wie an einzelnen Stellen, z. B. im Kreuzgang, zur beſſeren Verdeutlichung die Anſicht umgeklappt daneben gezeichnet iſt.

Uebrigens ſind alle Deutungen der Häuſergrundriſſe auf dem St. Gallener Plan irrig, welche den Innenraum derſelben als Hof oder Atrium betrachten, von dem aus die Zimmer zugänglich wären. Alle daran geknüpften Betrachtungen, daſs dieſer Grundriſs aus dem Süden oder gar aus dem Orient ſtamme oder daſs die damalige Kultur »noch« nicht mehr Schutz gegen die Unbilden der Witterung bot oder verlangte, entſtammen jenen völlig unbelegten Anſichten über die Jahrhunderte nach der Völkerwanderung, welche denſelben nichts als grauſe Barbarei und Unkultur zuſchreiben. Die Unkultur liegt nur in der Unkenntnis der Urkunden und Belege aus jenen Zeiten. Je gröſser in der Neuzeit die Unkenntnis, deſto finſterer iſt das Mittelalter.

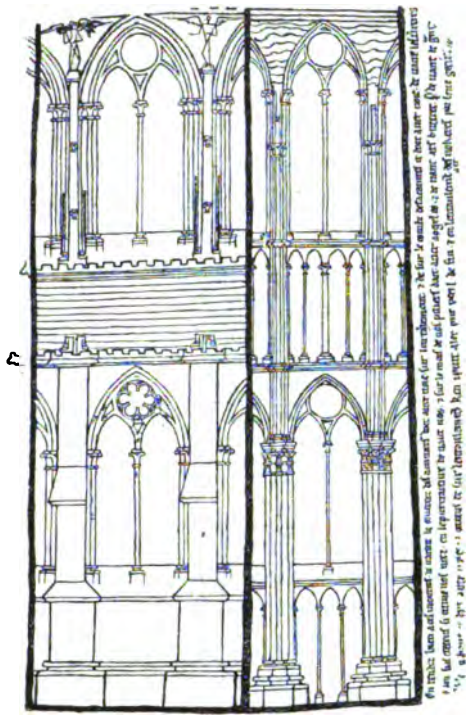
Dieſer Innenraum, von welchem aus ſämtliche Zimmer und Räume zugänglich ſind, iſt die groſse behagliche Diele, die gegen auſsen durch einen Vorraum abgeſchloſſen und mittels eines Herdes erwärmt iſt. Dieſer Herd iſt in jede dieſer Dielen als Viereck hineingezeichnet und im Fremdenhaus ſogar mit *Locus foci* bezeichnet. Dieſen Herd war man geneigt als »kleines Häuschen im Garten« anzuſehen. Ueber dieſem Herd hing vielleicht ein groſser Rauchmantel; daher iſt wohl einigemal *teſtudo* eingeſchrieben.

Wie die Beleuchtung dieſes Innenraumes geſchah, iſt aus dem Plan ſelbſt nicht zu erſehen; aber ſie iſt wohl durch ſeitliches Hochlicht erfolgt, indem die Umfaſſungswände über die Seitendächer hochgeführt und mit Fenſtern verſehen worden ſind. Man ſieht ſolche Häuschen häufig in Miniaturen und Schnitzereien.

142. Miniaturen.

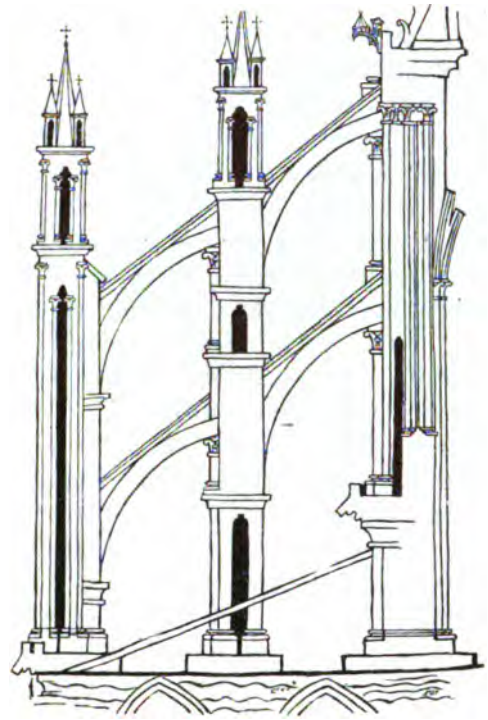
Daſs man zeichnen konnte, zeigen ja auch die zahlreichen und groſs ausgeführten Miniaturen jener Zeiten. Uebrigens haben gerade die Miniaturen zu beſonders irrigen Anſichten über das Mittelalter beigetragen. Die Herſteller dieſer

Fig. 271.



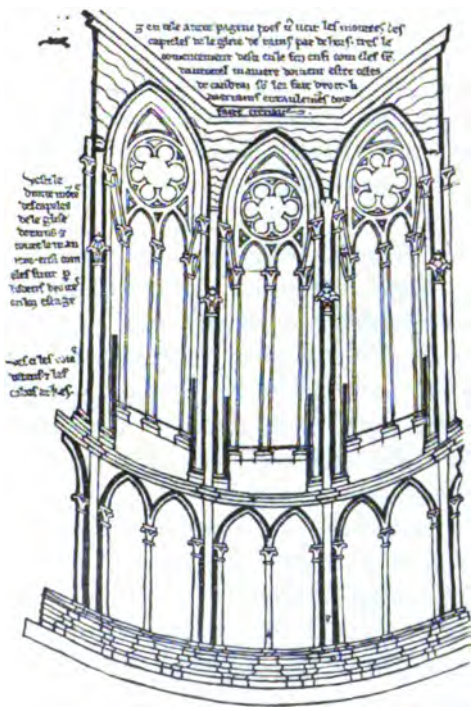
Aufsen- und Innenanſicht einer Schiffsachſe in der Kathedrale zu Rheims.

Fig. 272.



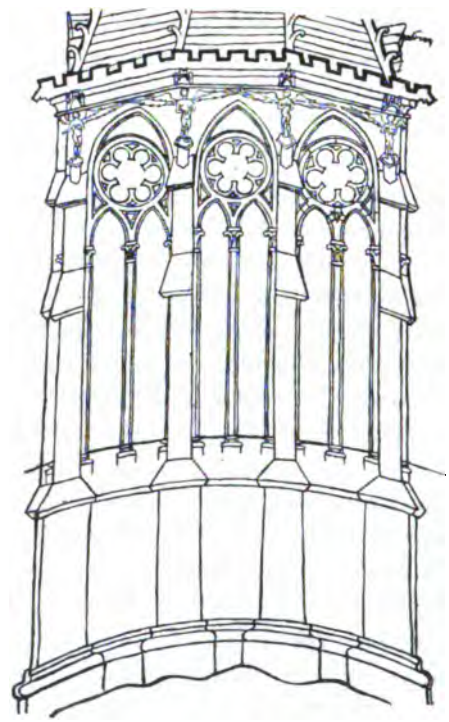
Strebewerke im Entwurf für die Kathedrale zu Rheims.

Fig. 273.



Innenanſicht

Fig. 274.



Aufsenanſicht

einer Kapelle der Kathedrale zu Rheims.

Aus dem Skizzenbuch des *Wilars von Honecort*[117]).

Miniaturen waren entweder Dilettanten oder berufsmäfsige Miniaturmaler. Dafs unter Dilettantenhänden meift alles recht verzerrt und verzeichnet wird, ift klar, und dafs die berufsmäfsigen Miniaturmaler im allgemeinen nicht die Künftler der Malerei waren, fondern handwerksmäfsig Schaffende, die, nach geiftlofen Schablonen arbeitend, jede Körperbewegung oder Seelenregung durch übertriebene, manierierte Stellungen zum Ausdruck brachten, ift ebenfalls felbftverftändlich. So ift es ja auch heutzutage. Man betrachte in den Kirchen die Heiligenbilder. Und fo fehen wir in den mittelalterlichen Miniaturen faft ausfchliefslich ein dilettantifch unzulängliches, handwerksmäfsig verzerrtes Bild jener Zeit.

Dafs dies der Fall ift, zeigen die Bildwerke an den Münftern des XIII. Jahrhunderts, die nichts von den Ungefchicklichkeiten und Manieren der Miniaturen bieten. Dies zeigen die Werke der Baukunft felbft, deren ftolze, ficbere und elegante Formen nichts von den unbehilflichen Häuschen der Miniaturen an fich haben. Die meiften können fich von dem Eindruck, den diefe Miniaturen auf fie ausgeübt haben, nicht frei machen. Dies bleibt ihr Mittelalter.

143. Bauzeichnungen.

Doch zu den Bauzeichnungen. Die Zeichnung des Mönches *Eadwin* von feinem Klofter Canterbury (um 1150[114]) ift zwar ebenfalls keine Bauzeichnung; fie zeigt uns aber, was man alles zeichnete, felbft die vorhandenen Waffcrleitungsröhren.

In Rheims hat fich die Anficht eines Kreuzflügels einer Kathedrale aus dem Anfang des XIII. Jahrhunderts erhalten[115]). Man hatte fie benutzt, um fpäter darauf zu fchreiben; diefer glückliche Zufall hat fie erhalten. Denn, dafs nur ganz befondere Zufälle Zeichnungen erhalten, wird jedem Baumeifter fofort klar, wenn er überlegt, was fich an feinen eigenen Bauzeichnungen erhalten hat von Bauten, die nur 10 bis 20 Jahre zurückliegen. Faft nichts. Gefchweige denn von vergangenen Gefchlechtern und befonders von folchen, die faft ein Jahrtaufend zurückliegen und die natürlich viel weniger auf Papier gezeichnet haben als wir.

144. Skizzenbuch von *Wilars von Honecort*.

Aus der Zeit um 1244 hat fich ein Skizzenbuch eines franzöfifchen Baumeifters *Wilars von Honecort*[116]) erhalten. Es läfst fich aus dem Grunde der Zeit nach ziemlich genau beftimmen, da *Wilars* die Kathedrale von Rheims fkizziert, als fie ihre Gewölbe noch nicht erhalten hat, aber fchon teilweife hochgeführt ift. Auch die Kapellen find noch nicht gewölbt.

Wilars hat alles mögliche gezeichnet. Von Bauten findet fich vor allem die Kathedrale von Rheims (Fig. 271 bis 274[117]). Unter eines der Fenftermafswerke fchreibt er: »*Vesci une des formes de Rains des espaces de le nef teles com eles sunt entre II pilers. Jeftoie mandes en le tierre de Hongrie qant Jo le portrais por co lamai Jo miex.*« (Hier ift eines der Fenfter der Schiffsjoche von Rheims, wie fie zwifchen zwei Pfeilern find. Ich wurde nach dem Ungarlande verlangt, als ich es zeichnete. Deswegen liebe ich es fehr.) *Wilars* giebt ferner einen Turm der Kathedrale von Laon, die Rofe von Laufanne, Grundriffe von Meaux und Cambray wieder. Er war erfichtlich der Baumeifter der Kathedrale von Cambray (Fig. 102, S. 68[117]). Er fchreibt: »*Et en cele autre pagene poes vus veir les montees des capieles de le glise de Rains par des hors. tres le comencement. desci en le fin com elles funt dautretel maniere doivent eftre celes de Canbrai fon lor fait droit.*« (Und auf jener anderen Seite könnt ihr die Aufsenaufriffe der Kapellen der Kirche

[114]) Siehe: *Transactions of the Royal inftitute of britifh architects* 1887.

[115]) Siehe: *Annales archéologiques* 1846.

[116]) Siehe: Willis, R. *Facfimile of the fketchbook of Wilars de Honecort.* London 1859.

[117]) Fakf.-Repr. nach dem Skizzenbuch des *Wilars von Honecort.*

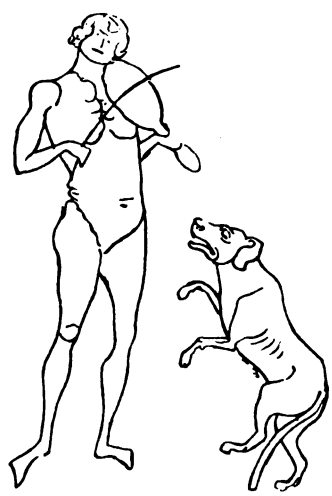
Fig. 275.

Fig. 276.

Hilfslinien zum Figurenzeichnen.

Fig. 277.

Fig. 278.



Aus dem Skizzenbuch
des *Wilars von Honecort* [117]).

von Rheims ſehen von Anfang unten bis zu Ende, ſo wie ſie ſind. Auf dieſelbe Art ſollen die von Kammrich ſein, wenn man ſie aufführt.)

Ferner zeichnete er den Grundriſs einer Ciſtercienſerkirche mit glattgeſchloſſenem Chor und bemerkte dazu: »*Vesci une glize desquarie ki fu esgardee a faire en l'ordene d'Ciſtiaux.*« (Das iſt eine viereckige Kirche, die für den Orden von Ciſteaux entworfen wurde.) (Siehe Fig. 102, S. 68.)

Dann zeichnete er einen Kathedralchor mit doppeltem Umgang (Fig. 281[117]), den er mit einem Kollegen *Peter von Corbie* entworfen hatte: »*Deſeure eſt une gliſe a double charole. K. Wilars de Honecort trova & pieres de corbie.*«

Weiter zeichnete *Wilars* Einzelheiten des Mobiliars, darunter eine ſehr reiche Stuhlwange, zwei Aktſtudien (Fig. 283 u. 284[117]), Tiere aller Art und Menſchen in allen Stellungen. Alles iſt höchſt charakteriſtiſch und geſchickt wiedergegeben. Da es mit einer Bleiſpitze leicht vorgezeichnet, mit Tinte und Feder aber fertig gemacht iſt, ſo wird jeder, der ſelbſt zeichnet, die beſonderen Schwierigkeiten eines ſolchen Skizzierens ermeſſen. Die Geſtalten haben ſehr reich gefältelte Gewänder; ſie gemahnen an die eingravierten Figuren der Schreine, ſo beſonders an denjenigen zu Mettlach. Vielleicht hat *Wilars* oft für ſolche Arbeiten gezeichnet, oder er hat die betreffenden Figuren von ſolchen Kaſten ſkizziert (Fig. 277 u. 283).

Ferner hat er ſich eine groſse Anzahl Hifskonſtruktionen vermerkt, z. B. wie man den Mittelpunkt einer Säule beſtimmt, wenn man nur die Aufsenhaut hat; wie man eine Brücke über einen Fluſs ſchlägt mit Hölzern von 20 Fuſs Länge: »*Par chu fait om on pont de ſor one aive de fus de XX pies dlonc.*« Der »groſse« *Quicherat*, wie ihn die franzöſiſchen Archäologen nennen, überſetzt dies: »*par ce fait-on un pont ſur une eau, de bois, de vingt pieds de long*[118].« (So macht man eine Brücke über ein Waſſer, von Holz, zwanzig Fuſs lang.) Natürlich knüpft er eine Betrachtung über die Barbarei des Mittelalters daran.

Wilars zeichnete ſich ferner auf, wie man die Breite eines Fluſſes beſtimmen kann, ohne ihn zu überſchreiten; wie man die Höhe eines Turmes finden kann, ohne ihn ſelbſt zu meſſen; wie man die Neigung der Seitenflächen der einzelnen Turmhelmſchichten beſtimmt u. ſ. w. Man ſieht, es ſtand den Baumeiſtern eine hochentwickelte mathematiſche Hilfswiſſenſchaft zu Gebote. Von Handwerkserziehung und Handwerksmeiſterei keine Spur — oder die Baumeiſter ſind auch heute biderbe Handwerker (Fig. 281 u. 282).

Auch Hilfslinien hat er in eine Anzahl der gezeichneten Tiere und Menſchen eingetragen (Fig. 275 u. 276[117]). *Viollet-le-Duc* hat verſucht, den Sinn derſelben zu enträtſeln[119]). Ob ſie aber dazu da ſind, das Zeichnen der Bilder zu erleichtern oder die Uebertragung in einen gröſseren Maſsſtab leichter und ſicherer zu ermöglichen, läſst ſich nicht erraten.

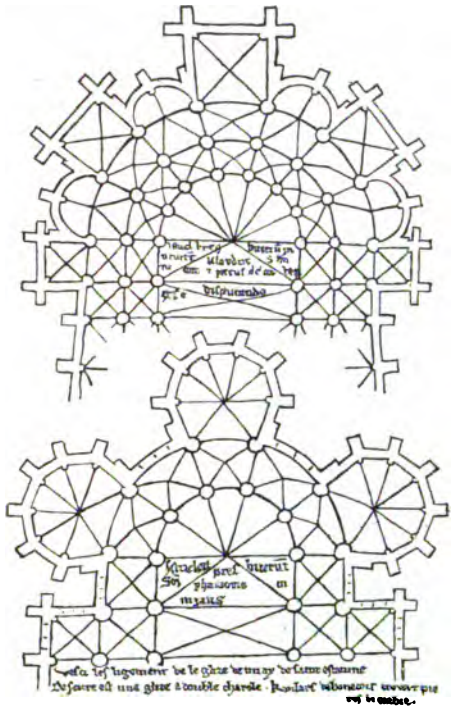
145. Dom zu Cambray und verwandte Bauten.

Der Dom von Cambray hatte übrigens zwei Reihen Fenſter übereinander, wie die Marburger Eliſabethkirche, und da die Tochter der heil. Landgräfin, *Sophie*, als Gemahlin des Herzogs *Heinrich* von Brabant in den Niederlanden lebte, ſo dürfte dieſe Gotik den Weg aus Flandern nach Marburg gefunden haben. Allerdings hat auch die Trierer Liebfrauenkirche, 1227 gegründet, ſchon dieſe Doppelreihe Fenſter, und St. Eliſabeth zu Marburg wird 1235 begonnen. Der Chor in Cambray wurde ebenfalls 1227 begonnen. Auch der König *Bela* von Ungarn war zur Zeit, als

118) Siehe: *Revue archéologique* 1849.

119) Siehe: Viollet-le-Duc, a. a. O., Bd. VII, S. 72 u. 73; Bd. VIII, S. 266 ff.

Fig. 279.



Kathedralchor, Entwurf von *Wilars* und *Peter von Corbie*, und Chor der Kirche *St.-Etienne* zu Meaux.

Fig. 280.

Blattstudien.

Fig. 281.

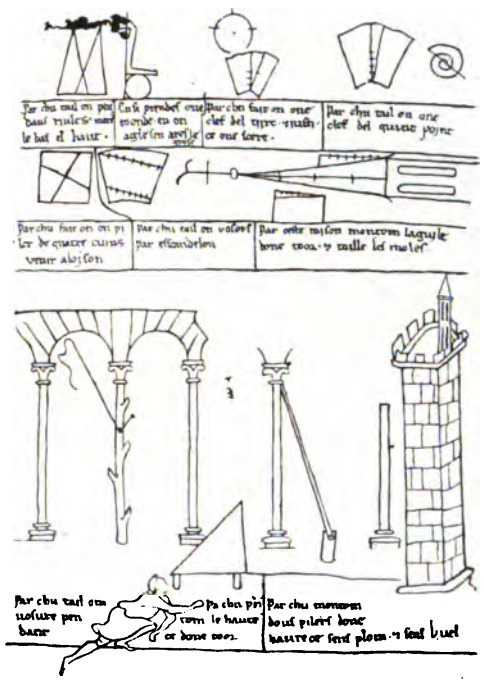
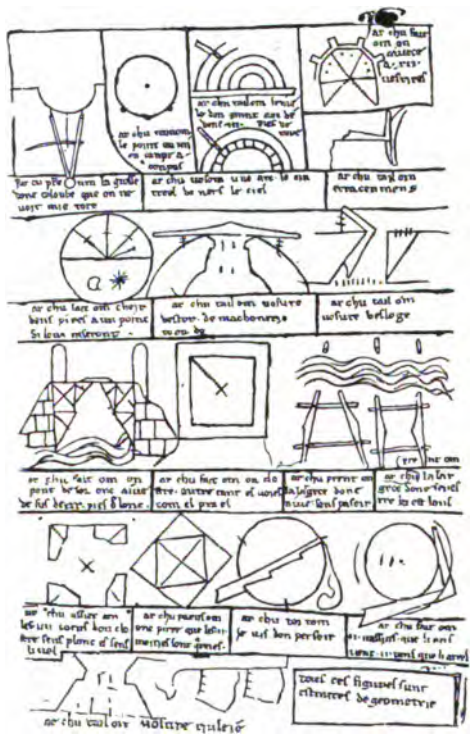


Fig. 282.



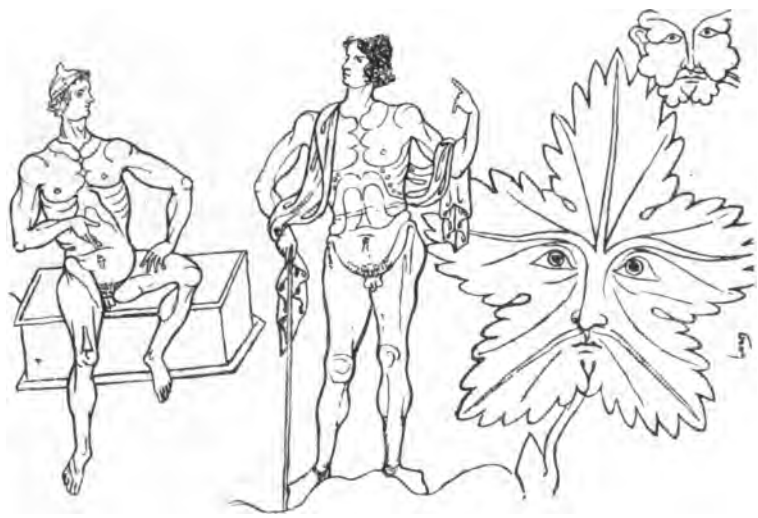
Ausztige aus der Geometrie.

Aus dem Skizzenbuch des *Wilars von Honecort*[117]).

Wilars nach Ungarn verlangt wurde, ein Bruder der heil. *Eliſabeth*. Ungarn war 1242 von den Tataren verwüſtet worden, und ſo wird *Wilars* wohl zur Ausführung von gröſseren Bauten dorthin berufen worden ſein (1244). Es finden ſich aber keine Spuren ſeiner Thätigkeit mehr in Ungarn; denn *St. Eliſabeth* zu Kaſchau, welches wohl einen Grundriſs ähnlich wie *St. Yved* zu Braiſne zeigt, iſt zu hoch-

Fig. 283.

Fig. 284.

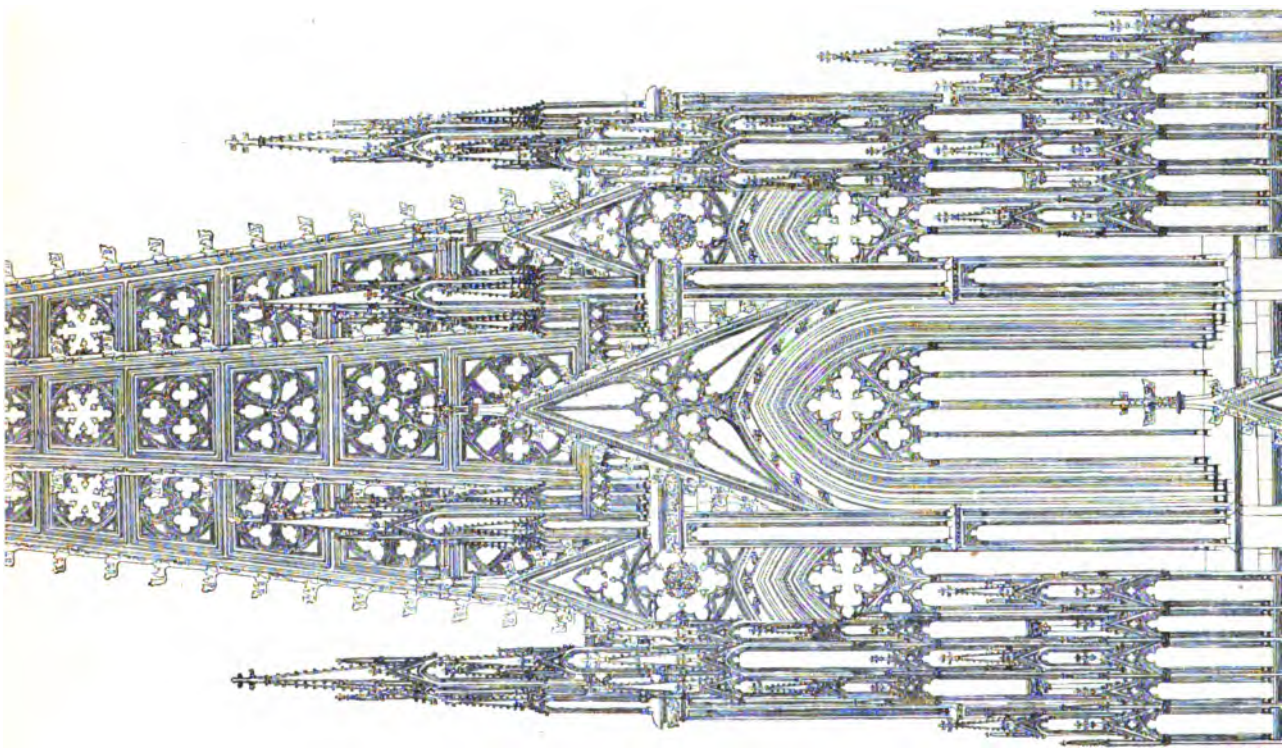


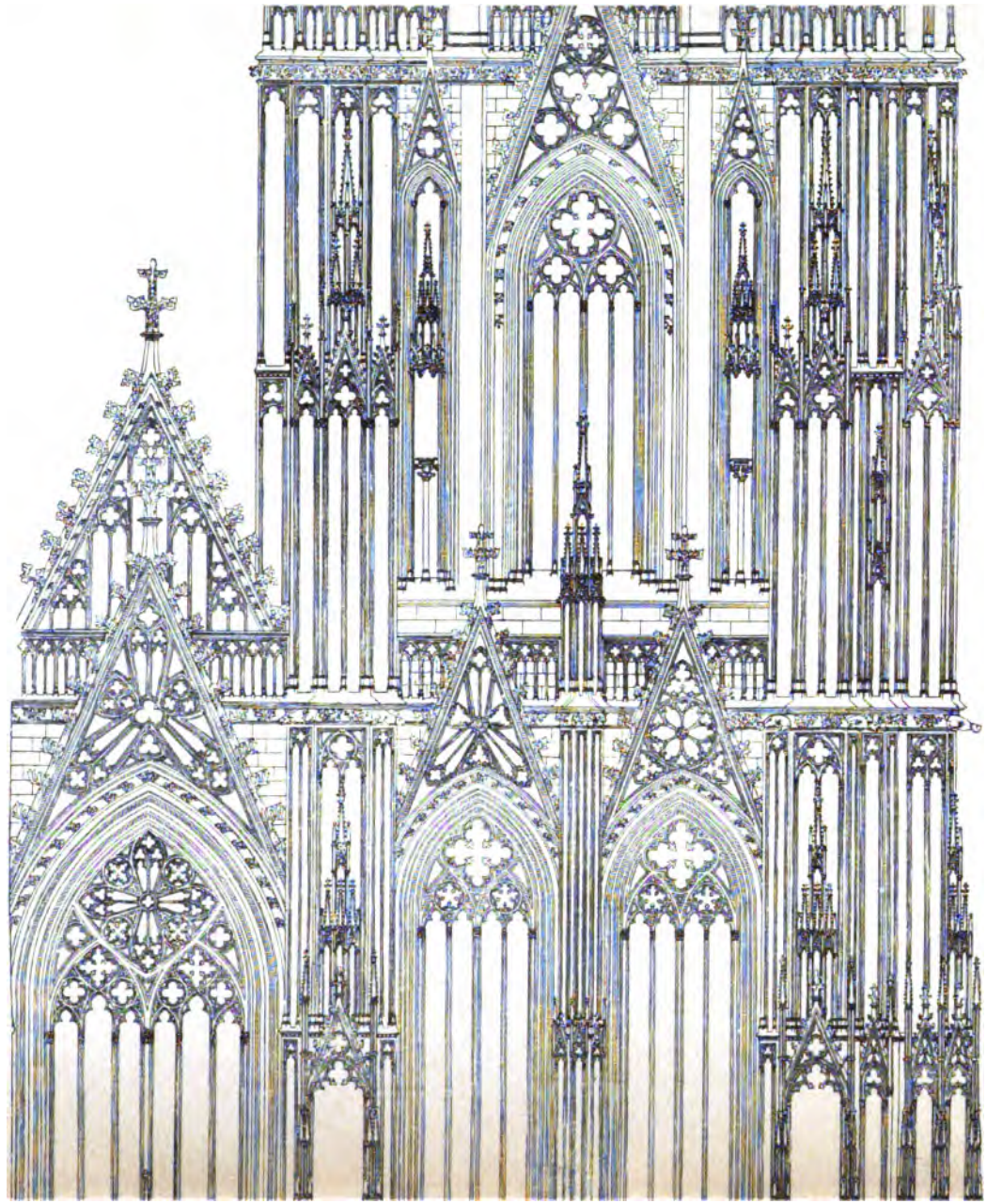
Aktſtudien.

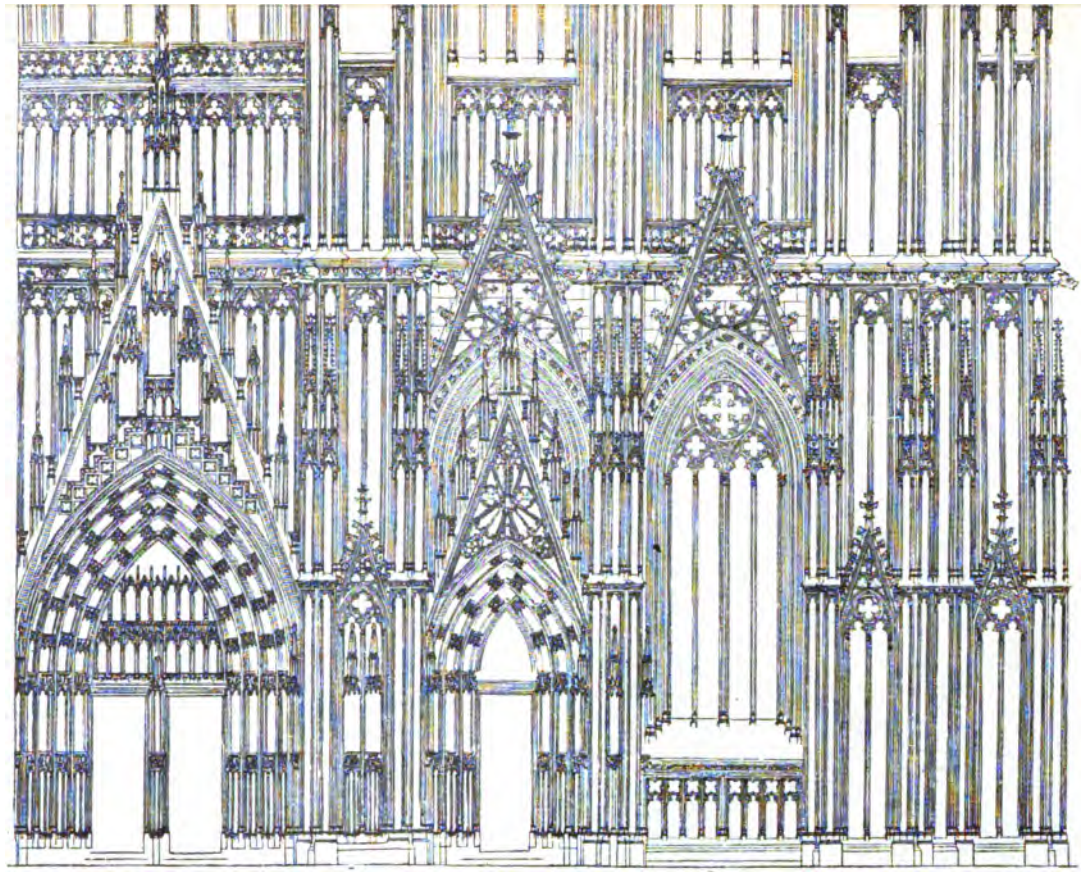
Aus dem Skizzenbuch des *Wilars von Honecort*[117]).

und ſpätgotiſcher Zeit erſt entſtanden, und die Ausgrabungen haben als urſprünglichen Bau eine einſchiffige Kirche zu Tage gefördert, ſo daſs auch nicht der Grundriſs älter wäre als die jetzige Kirche.

Auch Einzelheiten in natürlicher Gröſse haben ſich durch einen jener glücklichen Zufälle erhalten, die unter hunderttauſend vernichteten Beiſpielen ein einziges erhalten. *Wilars* hat ſolche verkleinert ebenfalls ſkizziert.







Dom zu Cöln.

Urſprüngliche Zeichnung der Weſtanſicht.

1/250 w. Gr.

Fakſ.-Repr. nach: SCHMIDT, CH. W. Fakſimilien von Regensburg etc.

Zu S. 207.

Die Seitenſchiffsgewölbe der Kathedrale von Limoges ſind mit grofsen Granitplatten wagrecht abgeglichen. Dieſe Plattenlage hat der Baumeiſter als grofsen Reifsboden für ſolche Details benutzt [120]). Wir ſehen da den Grundrifs eines Chorpfeilers, einen Strebebogen mit ſchräg anſteigender Galerie, verſchiedene Spitzbogen u. ſ. w. Aehnliche Zeichnungen finden ſich bei den Kathedralen zu Clermont und zu Narbonne. 146. Einzelheiten in wirklicher Gröfse.

In Regensburg haben ſich zwei Zeichnungen von Weſtanſichten erhalten, die jedoch mit der Ausführung wenig gemein haben. Die eine iſt nach *Adler* [121]) 1,865 m breit und 2,73 m hoch, die zweite 1,45 m breit und 4,41 m hoch. Die erſte Zeichnung zeigt eine doppeltürmige Anſicht, wie ſie zur Ausführung gelangt iſt; die andere bietet eine eintürmige Löſung, etwa wie beim Ulmer Münſter. Die doppeltürmige Anſicht zeigt zwiſchen den beiden Türmen eine grofse Roſe und dürfte aus dieſem Grunde noch in das XIII. Jahrhundert zu verweiſen ſein; genaueres läfst ſich jedoch nicht angeben. 147. Faſſadenzeichnungen.

In Strafsburg haben ſich zwölf Zeichnungen der Weſtanſicht und ihres Helmes erhalten; dieſelben ſind im Frauenhaus — dem Hauſe des Dombaumeiſters und ſeines Bauamtes — ſehr überſichtlich aufgeſtellt und gut zu ſtudieren. Noch eine hierher gehörige Zeichnung befindet ſich im Münſter zu Bern.

Alle dieſe Zeichnungen ſind reine Strichzeichnungen, ohne jegliche »Darſtellung« durch Schraffierungen oder Tuſchen. Die auf der nebenſtehenden Tafel gegebene Verkleinerung der Weſtanſicht des Cölner Domes zeigt dieſe Art der Darſtellung klar. Auch am Achteck iſt die Projektion der Giebel nicht geſchehen; dieſe übereck geſtellten Giebel ſind in die Anſicht zurückgeklappt.

Sonſt ſind auf mittelalterlichen Zeichnungen auch häufig die eingehenden Laibungen in einer Art Perſpektive hineingezeichnet. So zeigen es beſonders die erhaltenen Bauriſſe von Orvieto [122]).

Die Perſpektive ſelbſt war allerdings noch nicht zu richtigen und feſten Regeln ausgebildet. Die Römer ſcheinen nach dem Wortlaut bei *Vitruv* die Perſpektive *(ſcaenographia)* gekannt zu haben. Derſelbe ſchreibt [123]):

»*Dispoſitio autem eſt rerum apta conlocatio elegansque e compoſitionibus effectus operis cum qualitate. Species dispoſitionis, quae graece dicuntur* ἰδέαι, *ſunt hae, ichnographia orthographia ſcaenographia. Ichnographia eſt circini regulaeque modice continens uſus, e qua capiuntur formarum in ſolis arcarum deſcriptiones. Orthographia autem eſt erecta frontis imago modiceque picta rationibus operis futuri figura. Item ſcaenographia eſt frontis et laterum abſcedentium adumbratio ad circinique centrum omnium linearum reſponſus.*«

Auch in der Darſtellung der künſtleriſchen Thätigkeit des Baumeiſters war das »naive« Mittelalter unſerer Neuzeit weit überlegen. Man betrachte das von *Viollet-le-Duc* beigebrachte reizende Relief von den Chorſtühlen. Iſt da etwa der Maurer mit dem Schurzfell und der Maurerkelle als Sinnbild der Thätigkeit des Baumeiſters gebraucht oder der Steinmetzklöppel oder gar die rohe Fauſt mit dem Hammer bewehrt, wie ſie den Triumph der Technik auf der Berliner Ausſtellung vom Jahre 1896 zum Ausdruck bringen ſollte?

---

120) Siehe: *Annales archéologiques* 1847.

121) Siehe: Deutſche Bauz. 1875, S. 182. — Leider ſind dieſe Zeichnungen unſichtbar. Es lohnte ſich, dieſelben wie zu Cöln hinter Glas und Rahmen aufzuſtellen und den Beſuchern zugänglich zu machen. Dies würde auch ſicher zu ihrer Erhaltung das Förderlichſte ſein.

122) Siehe: FUMI, L. *Il Duomo di Orvieto e i ſuoi reſtauri.* Rom 1891.

123) In: *Vitruvii »De architectura« libri decem. Iterum edidit Valentinus Roſe.* Leipzig 1899. Lib. I, 2. S. 10.

148. Abbildungen von Baumeiſtern.

Die Baumeiſter ſind auch faſt immer mit dem Zirkel und der Reiſsſchiene abgebildet. So der Baumeiſter *Hugo Libergier* der hochberühmten Kirche *St.-Nicaiſe* zu Rheims, welche die Republikaner am Ausgange des XVIII. Jahrhunderts »im Namen der Bildung und Aufklärung« abgeriſſen haben. Der Leichenſtein dieſes Baumeiſters ſteht heute im Nordkreuz des Domes zu Rheims aufgerichtet; ſeine Umſchrift lautet:

»CJ GJT MAJSTRE HVES· LIBERGIERS QVJ COMENSA CESTE EGLISE AN LAN DE LINCARNATJON MCCXX·IX· LE MARDJ DE PAQVES & TRESPASSA LAN DE LINCARNATJON MCCLXIII LE SEMEDJ APRES PAQVES POVR DEV· PIEZ POR LVJ·«

Ebenſo iſt der Baumeiſter vom Geſtühl zu Poitiers, den *Viollet-le-Duc* ſeinen »*Entretiens ſur l'architecture*« vorſetzt, mit einem Zirkel abgebildet, wie er an einem Zeichentiſch ſitzend mit demſelben abgreift. Auch die im Labyrinth der Rheimſer Kathedrale abgebildeten Baumeiſter waren ähnlich dargeſtellt. *Jean le Loup* hielt eine Reiſsſchiene in der Hand, *Jean d'Orbais* einen Zirkel. *Bernhard* von Soiſſons ſchien mit dem Zirkel einen Kreis zu ſchlagen[124]). *Maiſtres Humbret* am Thor der Kirche zu Kolmar hat Reiſsbrett und Reiſsſchiene auf den Knieen. Auch die beiden Baumeiſter aus der Kirche von Semur und aus einem Manuſkript, welche *Viollet* in ſeinem »*Dictionnaire de l'architecture françaiſe*«[125]) abbildet, tragen Zirkel und Schiene.

149. Modelle.

Die Baumeiſter haben nicht bloſs Zeichnungen angefertigt, ſondern auch Modelle, und zwar in Wachs, Gips, Holz, kleinen Ziegelſteinen u. ſ. w.; dies beweiſen beſonders die Nachrichten über italieniſche Bauten.

Wie zu allen Zeiten des Mittelalters ſolche Modelle angefertigt wurden, zeigt folgende Nachricht aus der Zeit *Karl des Kahlen:* »Das Werk wurde Künſtlern, die in ſolchen Dingen höchſt erfahren waren, übertragen. Durch ihren Fleiſs, der zur günſtigen Lage des Ortes hinzukam, wurde das Modell des beabſichtigten Baues hergeſtellt. Und gleichſam wie durch ein Vorſpiel wurde die Maſſe der zukünftigen Gröſse in wenigem Wachs in ſolcher Schönheit und Zartheit dargeſtellt, daſs ſie würdig des Königs der Engel und Menſchen wie auch der Majeſtät des Ortes war[126])."

150. Hilfslinien.

Haben ſich die mittelalterlichen Baumeiſter beſonderer Hilfslinien beim Entwerfen ihrer Gebäude bedient? — Sicherlich.

Hierfür ſpricht zweierlei. Erſtlich, daſs ſich dieſe Hilfslinien noch heutzutage aus den vorhandenen Bauten ergeben und ſich in dieſelben hineinzeichnen laſſen; fürs zweite, daſs ſich mittelalterliche Belegſtellen und Zeichnungen darüber erhalten haben.

Dies ſind allerdings keine Zauberlinien und keine geheimnisvollen Dreiecke oder goldene Verhältniszahlen, ſondern ganz einfache und ſelbſtverſtändliche Hilfslinien. Was auf aller Augen von ſelbſt und gleichmäſsig wirken ſoll, kann nur ein ganz einfaches Verfahren ſein, das den Bauten eine ſolche von ſelbſt wirkende Beſchaffenheit verleiht. Wenn ſich eine Schar Tauben in der Luft tummelt, dann ſieht man eine Anzahl Punkte durch die Luft ſchwirren in völligſter Unordnung. Sieht man aber eine Schar wilder Gänſe einhergezogen kommen, dann wird ſich jeder von ſelbſt bewuſst, daſs ſie in geordneten, keilförmigen Reihen fliegen. Jedes Kind ſieht den Unterſchied zwiſchen einem ungeordneten Volkshaufen und einer in Reih und Glied aufgeſtellten Kompagnie Soldaten. Einem jeden wird es auffallen, wenn der

124) Siehe: *Bulletin archéologique* 1894, S. 20.

125) In: Band 1, S. 115.

126) Nach: *Monumenta Germaniae hiſtorica. Scriptores.* Bd. XIII, S. 402: *Heirici Miracula ſancti Germani Autiſſiodorum epiſcopi.* Kap. 5.

eine Soldat länger, der andere kürzer, ohne Ordnung, in der Reihe ſtände oder der eine etwas vorginge, der andere etwas zurückbliebe. So verhält es ſich natürlich auch mit den Punkten auf einer Aufsenanſicht oder in einem Innenraum.

Jede Fenſter- oder Thürecke bildet für das Auge einen feſten Punkt, ebenſo jedes Kapitell, jede Baſis oder ein ſonſtiger ausgezeichneter Punkt. Nun ſind ſolche Punkte zwar zumeiſt ſchon nach wagrechten und lotrechten Linien geordnet. Aber dies genügt nicht, da das Auge nicht zuerſt alle Fenſter in einem Geſchoſs betrachtet oder alle übereinander befindlichen Säulchen für ſich überfliegt. Für das Auge ſind durch die Art der Bauformen ganz beſtimmte Wege vorgezeichnet. Der Eindruck, ob ein Fenſter hoch oder niedrig ausſieht, ſetzt ſich aus Höhe und Breite zuſammen, d. h. die Richtung der Diagonale der Fenſteröffnung, der Fenſterumrahmung oder einer Fläche meldet dem Auge die Geſamtverhältniſſe des Fenſters, eines Turmes, einer Faſſade oder einer durch Geſimſe abgeteilten Baufläche. Zu dieſen ſich ganz von ſelbſt aufdrängenden Schrägen — den Diagonalen der Oeffnungen oder Flächen — treten am Bau die ſchrägen Sehnen der Bogen. Die Verbindungslinien der Scheitel mit den Fuſspunkten der Bogen fallen ebenfalls ganz von ſelbſt als Richtungslinien in die Augen.

Wenn nun z. B. die Diagonalen der Fenſteröffnungen übereinander liegender Geſchoſſe nicht parallel ſind, ſo muſs dies ſchon unangenehm auffallen. Wenn es dagegen gelingt, ſolche Hauptrichtungsſchrägen untereinander parallel herzuſtellen und die Hauptpunkte ſo anzuordnen, daſs, wenn das Auge die Fenſterdiagonalen nach oben und unten in die Nachbarjoche verlängert, es auf andere ſich bemerkbar machende Punkte trifft, dann wird ſich dem Auge eine wohlthuende Ruhe darbieten; es hat nicht blitzartige Zickzacklinien zu durchlaufen.

Mit dem Längenſchnitt wird natürlich gerade ſo wie mit einer Faſſade verfahren, da er im ganzen eine ſolche darſtellt. Betrachten wir den Längenſchnitt des Cölner Domes auf nebenſtehender Tafel. Man ſieht vor allem das obere helle Fenſter als eine Fläche und unten die dunkle Arkadenöffnung ebenſo als eine Fläche. Beide Flächen haben ein unteres Rechteck und einen Bogen darüber, zwei Formen, die ganz entſchiedene Richtungslinien beſitzen. Das Rechteck bringt ſeine Diagonale, der Spitzbogen ſeine Sehne vom Kämpfer bis zum Scheitel unabweisbar zur Geltung. Wenn man alſo die Diagonale von der Baſis zum Kapitell im inneren Lichten beider Oeffnungen — der Arkaden und der Oberfenſter — zieht, dann müſſen dieſe untereinander parallel und ebenſo den Sehnen der Spitzbogen parallel ſein, ſoll das Auge nicht im Zickzack geleitet werden. So iſt thatſächlich der Cölner Längenſchnitt gezeichnet. 151. Dom zu Cöln.

Es iſt nun der Stärke der Pfeiler und der Höhe der Baſen und Kapitelle in ebenſo ſelbſtverſtändlicher, wie raffiniert wirkender Weiſe Rechnung getragen. Baſen, Kapitelle und Rippen ſind keine Punkte, ſondern haben Stärken, ebenſo die Pfeiler. Hat man alſo die Diagonale im inneren Lichten, zwiſchen Baſis und Kapitell, als Richtungslinie angenommen, ſo kann die Spitzbogenſehne der Nachbararkade nicht auf derſelben Schräge liegen, ſondern muſs um die Pfeilerſtärke verſchoben werden. Dieſer Teil entſpricht dann der Höhe der Baſis. Auf dieſer ſo verſchobenen Parallele liegt zugleich die Diagonale des nächſten Oberfenſters.

Dieſe Sehne giebt ferner im Triforium die Diagonale einer der vier kleinen Bogenſtellungen her, während die erſte die Höhe des Triforiums beſtimmt. Denn die Diagonale des halben Triforiums drängt ſich dem Auge auf, nicht diejenige des

ganzen, da das halbe Triforium durch das durchſchieſsende Mittelſäulchen feſt umrahmt iſt. Dieſe Diagonale des halben Triforiums legt die Kapitelle des oberen Gewölbes gleichfalls feſt u. ſ. w. Auch die Standbilder mit ihren Kragſteinen und Baldachinen ſind genau durch dieſe Hauptdiagonalen begrenzt und beſtimmt. Man iſt bei dergleichen Zieraten immer im Zweifel: warum ſind ſie nicht in die Wagrechten eingeordnet, ſondern weshalb ſtehen ſie mitten inne? Dies alles kann nicht Zufall ſein. Jedenfalls wäre es ein ſehr vernünftiger und vorzüglich wirkender Zufall.

Betrachten wir nun das Aeuſsere des Cölner Domes, und zwar dieſelben Längsachſen (ſiehe wieder die umſtehende Tafel). Unten wirkt das Fenſter mit denſelben Richtungslinien ſeines Rechteckes und ſeiner Spitzbogen wie innen, und ſo ſind die wagrechten Geſimſe auf den Anſichten der Strebepfeiler ebenfalls durch dieſe Richtungsſchrägen beſtimmt. Auch die Hauptpunkte der Fialen auf dieſen Strebepfeilern ſind durch dieſelben Richtungslinien feſtgelegt. Wenn daher die Wimperge nicht in dieſe Richtungslinien paſſen, ſo liegt der Gedanke nahe, daſs ſie nicht aus dem urſprünglichen Entwurf ſtammen, ſondern erſt den Wimpergen der Weſtanſicht nachgebildet ſind. Dieſe Weſtanſicht iſt aber bedeutend ſpäter gezeichnet; ſie ſtammt vielleicht von 1300 und zeigt andere, ſteilere Richtungslinien als das Schiff.

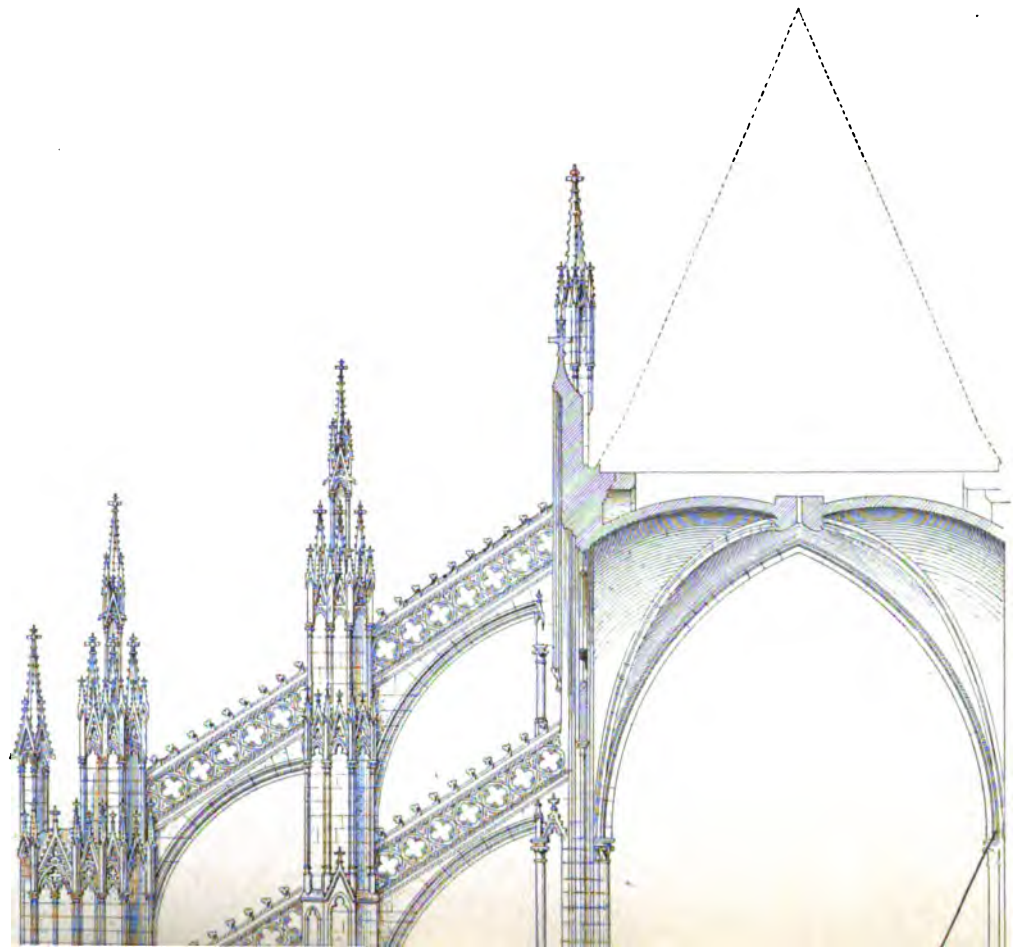
Wenn man auf dieſelbe Weiſe mit dem Querſchnitt eines Kirchenraumes verfährt, dann tritt zu den bisher geſchilderten Vorteilen auch noch der, daſs nicht bloſs die Punkte eines Querſchnittes auf ſolchen ſchrägen Linien liegen, ſondern daſs die entſprechenden Punkte ſämtlicher Querſchnitte in einer und derſelben ſchrägen Ebene liegen (ſiehe die nebenſtehende Tafel). Man kann die gleichen Schrägen der hintereinander liegenden Querſchnitte jedesmal in eine Ebene legen, d. h. alle ſonſt im Raum wirr umherſchwirrenden Punkte — und deren ſind in einem Kathedralinneren Legion — reihen ſich für das Auge, es mag ſich befinden, wo es ſei, immer von ſelbſt in Ebenen ein.

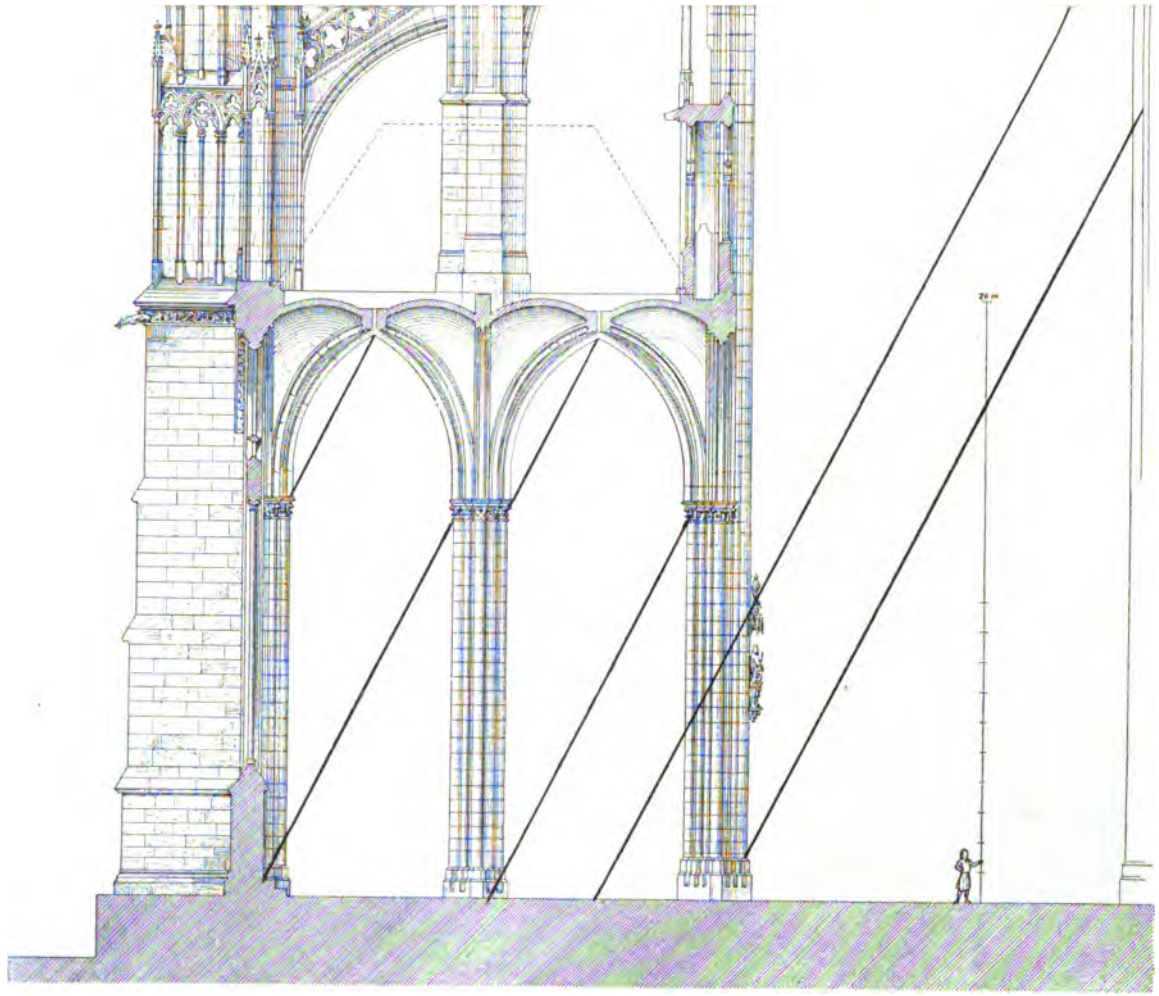
152. Marienkirche zu Magdeburg.

Zum Schluſs ſei noch ein ganz merkwürdiges Beiſpiel, das von überraſchender Beweiskraft iſt, angeführt: die Marienkirche zu Magdeburg (Fig. 285 bis 288). Dieſelbe war eine romaniſche Kirche mit Holzdecken. Sie iſt im Querſchnitt wie im Längenſchnitt mit Hilfe der Schrägen unter 45 Grad gezeichnet, welche die Richtungslinien ihrer Rundbogen ſind. Um 1200 iſt ſie mit frühgotiſchen Gewölben und Säulenbündeln, welche dieſe tragen, ausgeſtattet worden. Dieſe nachträglich eingebrachte Architektur hält ſich in gar keinem Zuſammenhange mit den Höhen der romaniſchen Kirche, ſo daſs man nicht begreift, warum der frühgotiſche Baumeiſter gerade dahin und dorthin ſeine Kapitelle und Spitzbogen geſetzt hat und nicht in die Höhe der romaniſchen. Zeichnet man ſich aber in den Querſchnitt die Richtungslinie ſeiner Spitzbogen, ſo ſieht man, daſs die Höhe der gotiſchen oberen Kapitelle genau durch dieſe Richtungslinie gefunden worden iſt, und daſs auch im Längsſchnitt dieſelbe Schräge, von den Baſen nach aufwärts gezogen, die unteren gotiſchen Kapitelle ergiebt. Halsſtarriger kann man doch kaum an den Richtungslinien hängen, und ſchlagender dürfte ſich kaum ein Beweis für die hier angegebene Löſung erbringen laſſen!

Uebrigens muſs man ſich bei dieſen Unterſuchungen vor Augen halten, daſs Baufehler vorhanden ſind. Bekanntlich wird kein Fenſter, auch im ſauberſten Werkſteinbau, dem anderen gleich. Der Schreiner muſs ſich jede Fenſteröffnung im Sandſteinlichten beſonders aufmeſſen; ſonſt paſſen ſeine Holzfenſter nicht hinein.

Zu S. 210.





Vom Dom zu Cöln.

Querſchnitt.

1/250 w. Gr.

Solche Unregelmäfsigkeiten ſieht das Auge nicht. Die Aufnahmen alter Gebäude leiden aber unter viel gröfseren Fehlern und Irrtümern. Man nimmt daher am beſten die Zuflucht zu Photographien. Die genaueſten Zeichnungen bleiben immer noch diejenigen von *Viollet-le-Duc*, wenn ſich auch nach dem Tode des Löwen die franzöſiſchen Kunſtſchriftſteller an das Fehlerſuchen begeben haben. Man übertreibt nicht, wenn man behauptet, daſs ſeit *Viollet-le-Duc* die Erkenntnis der Baugeſchichte des franzöſiſchen Mittelalters nicht vorgeſchritten iſt. Die Kunſtſchriftſteller haben ſich nur damit beſchäftigt, in den rieſigen Werken *Viollet*'s Fehler zu ſuchen; erhebliche haben ſie nicht gefunden.

153. Abhandlungen über die Hilfsdreiecke.

Am unglücklichſten iſt in dieſer Beziehung das unten genannte franzöſiſche Werk [127]). In Deutſchland iſt ähnliches zu finden, ſo z. B. in der unten angezogenen Schrift [128]).

In der Vorrede der letzteren heifst es: »Zweitens gab mir *Viollet-le-Duc* zu denken. In der neunten Abhandlung ſeiner ‚*Entretiens ſur l'architecture*' und noch einmal im Artikel ‚*Proportion*' des *Dictionnaire* verſucht er ein ähnliches Verfahren, wie das von *Ceſariano* angegebene (den er aber nicht nennt, obſchon ihm *Boiſſerée*'s Buch bekannt war), für einige Werke der franzöſiſchen Gotik nachzuweiſen. Es iſt etwas mühſam, aus den mit gewohnter Leichtblütigkeit und gewohntem Mangel an Kritik und Konſequenz hervorgeſprudelten Kombinationen das Stichhaltige herauszufinden. Was von vornherein gegen ſie ſtark einnehmen muſs, iſt, daſs das Verfahren nicht einheitlich iſt, ſondern daſs die Anwendung von drei verſchiedenen Dreiecksarten nebeneinander behauptet wird: des gleichſeitigen, des gleichſchenkelig rechtwinkeligen und des ſog. ägyptiſchen; zu geſchweigen anderer Willkür im einzelnen. Das ſchlimmſte iſt aber, daſs die beigegebenen Riſſe zwar immer mit dem eingezeichneten Schema, ſelten mit den durch die Originalaufnahmen verbürgten Maſsen übereinſtimmen, d. h. *Viollet-le-Duc* hat für erlaubt gehalten (wie leider öfters!), die vorgefundenen Thatſachen nach Bedürfnis ſeiner Hypotheſe zu korrigieren.«

Dieſe ſchweren Anſchuldigungen werden ohne Beweis erhoben. Es wird dabei überſehen, daſs *Viollet* ſeinen Vorgänger *Henſzelmann* in den »*Entretiens*« (Bd. I, S. 394) nicht bloſs nennt, ſondern in ganz erſchöpfender Weiſe auf ihn hinweiſt. *Viollet* ſchreibt: »*L'obſcurité dans laquelle nous ont jettés les maximes auſſi peu raiſonnés qu'abſolues du grand ſiècle a été percée cependant de notre temps par quelques ſavants allemands, et chez nous par un très-petit nombre de chercheurs. M. Henſzelmann, dans l'ouvrage intitulé: ‚Théorie des proportions appliquées dans l'architecture' a ouvert la voie à des découvertes d'une valeur inconteſtable, et bien que nous ne puiſſions, en face des monuments, adopter toutes les parties de ſon ſyſtème, il eſt certain cependant qu'il fait chemin à ceux qui voudront pourſuivre ſes principes.*«

Aber *Viollet* hat nicht bloſs *Henſzelmann* ſo klar als ſeinen Vorgänger genannt; auch *Boiſſerée* führt er dem Leſer freimütigſt vor. *Viollet-le-Duc* ſchreibt [129]): »*M. Boiſſerée, dans ſa monographie de la cathédrale de Cologne, a parfaitement fait reſſortir l'emploi du triangle équilatéral dans la conſtruction de cet édifice. Mais le ſavant archéologue ne nous ſemble pas avoir étudié à fond nos monuments de la période antérieure. M. Félix de Verneilh a relevé quelques erreurs de M. Boiſſerée relatives à nos cathédrales, notamment en ce qui concerne les meſures de Notre-Dame d'Amiens; mais, d'autre part, M. Félix Verneilh n'attache pas à ces méthodes géométriques l'importance qu'elles méritent.*« *Viollet* hat ſich ſonach nicht mit fremden Federn geſchmückt.

Wenn auf dieſe Weiſe die lange erörterte Frage hinſichtlich der Hilfslinien beantwortet ſein dürfte, ſo verlohnt es ſich, einen Blick auf die Löſungen zu werfen, welche bisher verſucht worden waren.

Viollet-le-Duc hat, wie geſagt, in ſeinem »*Dictionnaire de l'architecture françaiſe du XI au XVIe ſiècle*« [130]) und in ſeinen »*Entretiens ſur l'architecture*« [131]) dieſer Angelegenheit einige meiſterhafte Abhandlungen gewidmet. Er glaubt, daſs man

127) Saint-Paul, A. *Viollet-le-Duc, ſes travaux d'art et ſon ſyſtème archéologique.* Paris 1881.

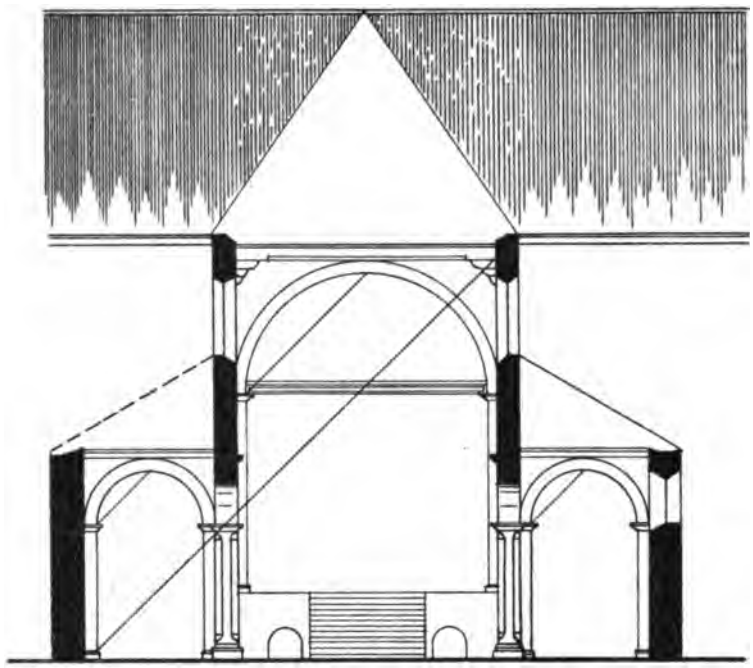
128) Dehio. Unterſuchungen über das gleichſeitige Dreieck als Norm gotiſcher Bauproportionen. Stuttgart 1894.

129) In: *Dictionnaire de l'architecture françaiſe etc.* Bd. 7. Paris 1875. S. 549.

130) Bd. 7, S. 532.

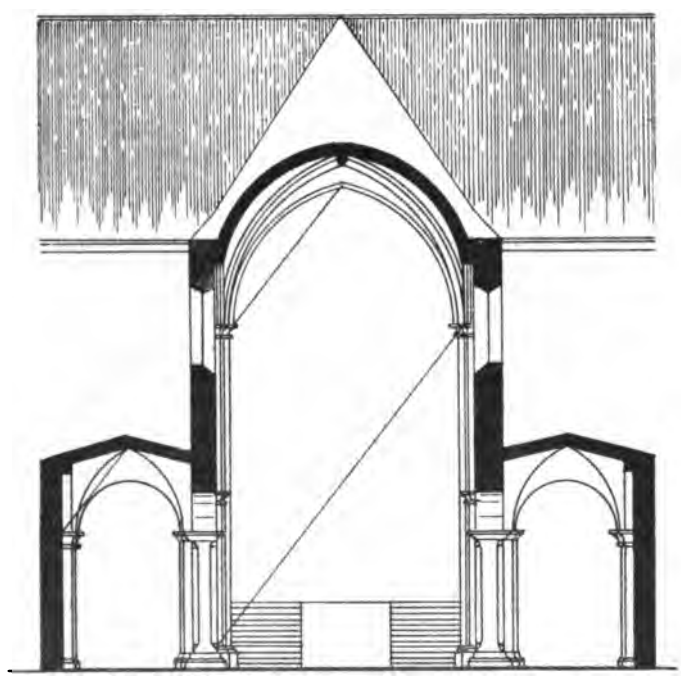
131) Bd. 1, S. 385.

Fig. 285.



Querſchnitt vor der Auswölbung.

Fig. 286.

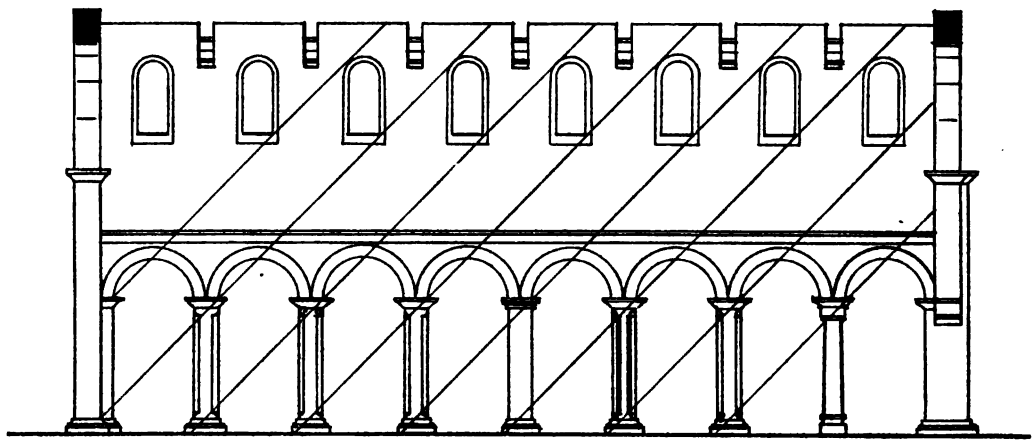


Querſchnitt nach der Auswölbung,
$^1/_{250}$ w. Gr.

Von der Marienkirche

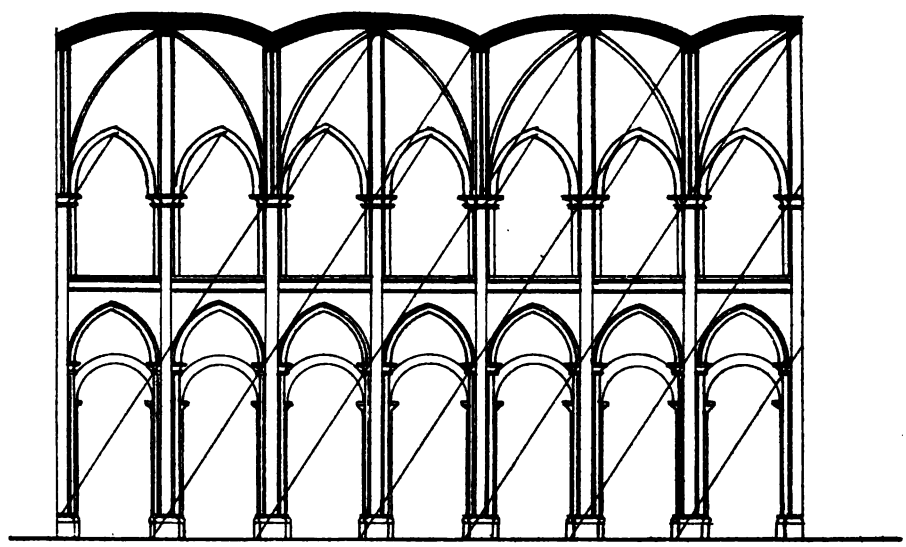
in alle Anſichten und Schnitte gewiſſe Dreiecke zeichnen könne, nämlich das rechtwinkelig-gleichſchenkelige, das ägyptiſche Dreieck (ein gleichſchenkeliges Dreieck, deſſen Grundlinie 4 Teile und die Höhe $2\frac{1}{2}$ Teile beträgt und das den Querſchnitt der ägyptiſchen Pyramiden bildet) und das gleichſeitige Dreieck. Er weiſt dies an ſo vielen Zeichnungen nach, daſs nichts weiter dagegen einzuwenden iſt als das Unverſtändliche, daſs gerade Dreiecke den Bauten Schönheit verleihen ſollen. Ein

Fig. 287.



Längenſchnitt vor der Auswölbung.

Fig. 288.



Längenſchnitt nach der Auswölbung.
$\frac{1}{250}$ w. Gr.

zu Magdeburg.

Dreieck iſt an und für ſich nichts beſonders Schönes und wirkt in andere Figuren hineingedacht überhaupt nicht. *Viollet* ſucht dies wie folgt zu erklären[132]):

„Les proportions en architecture s'établiſſent d'abord ſur les lois de la ſtabilité, et les lois de la ſtabilité dérivent de la géométrie. Un triangle eſt une figure entierement ſatisfaiſante, en ce qu'elle donne l'idée la plus exacte de la ſtabilité. Les Egyptiens, les Grecs, ſont partis de là, et plus les architectes du moyen-âge n'ont pas fait autre chose. C'eſt au moyen des triangles qu'ils ont d'abord établé leurs règles de proportions, parce qu'ainſi ces proportions étaient ſoumiſes aux lois de la ſtabilité. ..... Les triangles acceptés par les architectes du moyen-âge comme générateurs de proportions ſont: 1° le triangle iſocele rectangle: 2° le triangle que nous appelons iſocèle égyptien, c'eſt-à-dire dont la baſe ſe diviſe en quatre parties, et la verticale tirée du milieu de la baſe au ſommet en deux parties et demie: 3° le triangle équilatéral. Il eſt évident que tout édifice inſcrit dans l'un de ces trois triangles accuſera tout d'abord une ſtabilité parfaite; que toutes les fois qu'on pourra rappeler, par des points ſenſibles à l'oeil, l'inclinaiſon des lignes de ces triangles, on ſoumettra le tracé d'un édifice aux conditions apparentes de ſtabilité. Si des portions de cercle inſcrivent ces triangles, les courbes données auront également une apparence de ſtabilité.“

Vorab fragt man ſich, warum ſollen gerade dieſe drei Dreiecke nur und nicht ſämtliche gleichſchenkelige Dreiecke den Eindruck der Stabilität machen? Ja, warum ſoll nicht ein Viereck, ein Parallelogramm denſelben ſtandfähigen Eindruck hervorrufen? — Dieſe Dreiecke können der Grund für die Schönheit der Gebäude nicht ſein, ſelbſt nicht auf dem Umwege über die Standfähigkeit. Dieſe Dreiecke entſtehen durch die Richtungsſchrägen von ſelbſt; denn zu jeder Richtungsſchräge von links unten nach rechts oben gehört die entſprechende von rechts unten nach links oben und bildet mit ihr ein Dreieck. Und zumeiſt entſtehen gerade die drei Dreiecke, welche *Viollet* gefunden hatte. Der Rundbogen hat als Richtungsſchräge das ihm einbeſchriebene rechtwinkelig-gleichſchenkelige Dreieck. Die frühgotiſchen Spitzbogen haben zumeiſt ihre Mittelpunkte im Drittel der Grundlinie; daher hieſſen ſie »*Arcs en tiers point*« — Bogen im Drittelspunkt. Das in dieſe Spitzbogen eingeſchriebene Dreieck der Richtungsſchrägen iſt das ägyptiſche. Die Hochgotik liebte Spitzbogen, deren Mittelpunkte in den Fuſspunkten der Bogen liegen; in dieſem bilden die Richtungsſchrägen das gleichſeitige Dreieck.

Durch die vom Verfaſſer hier aufgeſtellte Theorie werden alle Beobachtungen *Viollet*'s erklärt und auſserdem bedeutend erweitert. Nicht, weil man gewiſſe Dreiecke hineinzeichnen kann, ſind die Bauten ſchön, ſondern weil die in das Auge fallenden Punkte derſelben auf durchgehenden oder parallelen Schrägen angeordnet ſind und ſo von ſelbſt auf jedes Auge einen wohlthuend beruhigenden Eindruck ausüben, deswegen wirken all dieſe Bauten ſo meiſterhaft. Da die Sehnen der Bogen und die Diagonalen der Oeffnungen ſchon eine ganz beſtimmte Richtung angeben, ſo ſind auf dieſen Schrägen die übrigen Punkte angeordnet oder auf Parallelen zu denſelben. Daher findet man auch nicht bloſs die Schrägen nach den von *Viollet* angegebenen Richtungen, ſondern die verſchiedenſten Neigungen, wie ſie ſich aus anderen Gründen ergeben. So zeigt das Rathaus in Freiburg im Breisgau im Erdgeſchoſs groſse Stichbogen; zieht man auch in dieſen die Sehnen vom Anfänger nach dem Bogenſcheitel, ſo weiſen ſie ſich als Richtungslinien für die ganze Anſicht aus.

Unterſucht man die Bauten anderer Stile, ſei es der romaniſchen oder der

[132]) Siehe: Viollet-le-Duc. *Dictionnaire raiſonné de l'architecture françaiſe etc.* Bd. 7, Paris 1875. S. 534 u. 535.

römiſchen Baukunſt, wie derjenigen der Renaiſſance, ſo findet man, daſs auch in alle dieſe Bauwerke dieſe Hilfslinien hineingezeichnet werden können.

Nun hatte man ja auch für die Renaiſſance ſchon herausgefunden, daſs ſich in die verſchiedenen Fenſteröffnungen oder Faſſadenabſchnitte ähnliche Dreiecke einbeſchreiben lieſsen. Aber auch hier kann man mit Recht fragen: Was hat die Aehnlichkeit von Dreiecken mit der Schönheit zu thun? Nichts! Insbeſondere wurde dieſe Anſicht dadurch unmöglich, daſs dieſe ähnlichen Dreiecke häufig durch Punkte gebildet werden, die man gar nicht zuſammen ſieht. Daſs aber die Schönheit einer Figur durch Punkte, die man nicht ſieht, hervorgerufen werden ſoll, dies iſt gerade ſo gut, als wenn man bei einem Muſikſtück eine Anzahl Töne aufsen, unhörbar, ſpielen lieſse oder überhaupt unterdrückte. Nur was man ſieht, kann auf das Auge wirken.

Aber auch dieſe »Aehnlichkeit« der Dreiecke erklärt ſich bei der hier aufgeſtellten Theorie von ſelbſt und ſelbſtverſtändlich. Da alle Richtungsſchrägen parallel ſind, ſo entſtehen auch ähnliche Dreiecke.

Wie ſo vieles hat das Mittelalter auch dieſes Verfahren wahrſcheinlich von den Römern übernommen. Die römiſche Kultur war nie ausgeſtorben, beſonders nicht im Frankenreiche. Die Deutſchen haben die unterjochten Völker weder vernichtet, noch zu Grunde gerichtet. Römiſches Leben, Können und Wiſſen blühten unter den neuen Herren und wandelten ſich nach ihren Bedürfniſſen und Anſchauungen um. Die groſse Barbarei hat nie beſtanden. *Viollet-le-Duc* hat dieſes Verfahren der Richtungslinien auch auf die Simſe angewendet, und dies ganz mit Recht. Dabei iſt er übrigens ganz von ſelbſt nicht in den Irrweg der »Dreiecke« eingebogen.

Auch die Renaiſſance zeichnet ja bekanntlich ihre Simſe an der Hand der Richtungslinien unter 45 Grad. Wer viel zu detaillieren hat, weiſs wie ſehr dieſes Verfahren die Arbeit vereinfacht und dem Arbeitenden groſse Sicherheit verleiht.

Gerade ſo iſt dies für die gotiſchen Simſe nötig. Es muſs ſchon im ganzen durchaus unſchön wirken, wenn ein Geſims ſeine Unterſicht faſt wagrecht hervorſtreckt, das andere dagegen unter 30 Grad oder 60 Grad aufgeklappt erſcheint. Ebenſo verhält es ſich mit Oberflächen. Auſserdem aber müſſen ſich die Einzelglieder einer Anſicht (der Unterſicht oder der Oberfläche) in einer Richtungsfläche entwickeln, oder es hängt alles willkürlich und unruhig durcheinander.

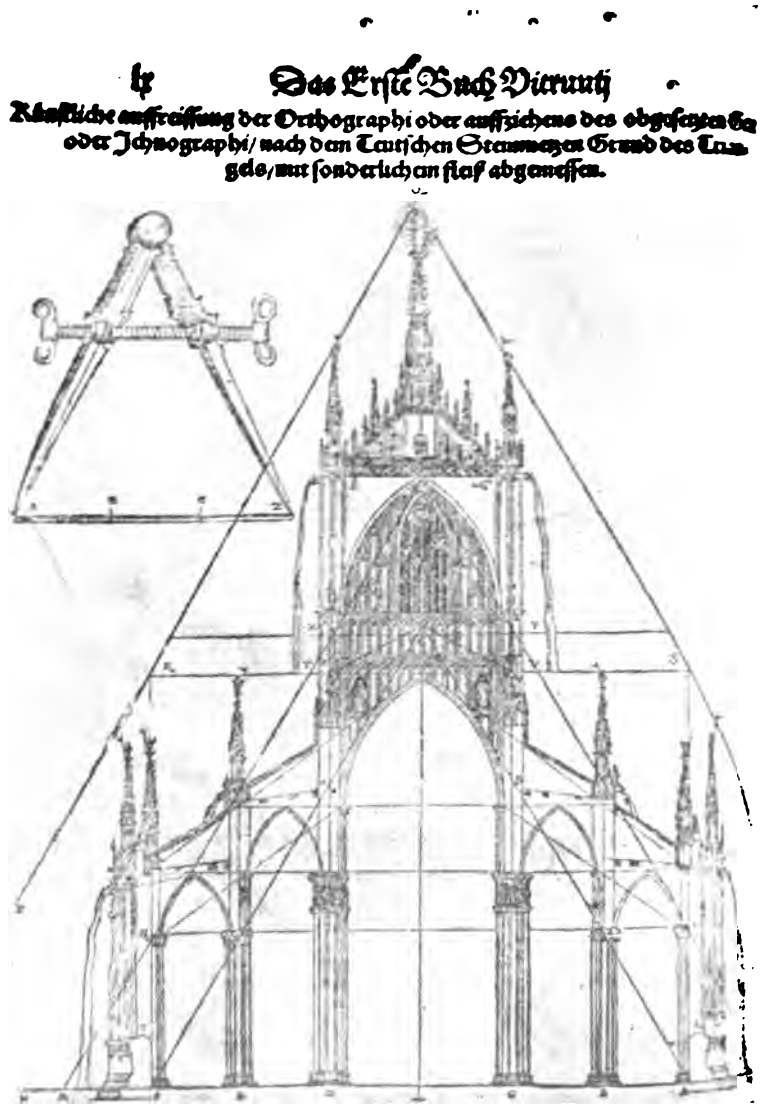
Was hat ſich nun aus dem Mittelalter an einſchlägigen Nachrichten oder Abbildungen erhalten? 154. Erhaltenes.

Da iſt zuvörderſt die Abbildung des Querſchnittes vom Mailänder Dom (Fig. 289), welche ſich in der deutſchen Ausgabe des *Vitruv* durch den Arzt und Mathematiker *Rivius* vom Jahre 1575 vorfindet[133]). Dieſe ſoll *Rivius* aus *Ceſariano*'s *Vitruv*-Ueberſetzung von 1521 entnommen haben. Dieſe Abbildung ſtimmt mit den beim Querſchnitt des Cölner Domes in Art. 151 (S. 212) entwickelten Grundſätzen überein. Die Richtungslinie der Spitzbogen dient als Erzeugende für den Querſchnitt. Die Diagonale des äuſserſten Seitenſchiffes, von der Baſis nach dem Kapitell gezogen, iſt ihr parallel (*FaG* parallel *KNT*). Zieht man weitere Parallelen, z. B. von der Baſis der Pfeiler zwiſchen dem erſten und zweiten Seitenſchiff,

133) »Vitruvius des allernamhafftigſten und hocherfarneſten römiſchen Architecti und kunſtreichen Werck oder Bawenmeiſters Marci Vitruvii Pollionis Zehen Bücher von der Architektur und künſtlichem Bauen«, 1575 zu Baſel gedruckt, aber ſchon 1548 geſchrieben.

ſo erhalt man das Kapitell der Mittelſchiffspfeiler. Zieht man von den Baſen dieſer Mittelſchiffspfeiler die Parallele, ſo erhält man die Kapitelle unter den Hochſchiffsgewölben. Die drei Kapitelle unter den Gewölben der beiden Seitenſchiffe und des Hochſchiffes liegen ihrerſeits wieder auf einer beſonderen Schräge, die

Fig. 289.



Dom zu Mailand.

Querſchnitt mit den Hilfslinien nach *Rivius* [133]).

ebenfalls eingezeichnet iſt. Dieſelbe iſt nicht mehr die Seite des gleichſeitigen Dreieckes, ſondern eines viel ſtumpferen. Ebenſo liegen die Spitzen des Vierungsturmes ungefähr in einer Schräge mit den Fialenſpitzen der Strebepfeiler.

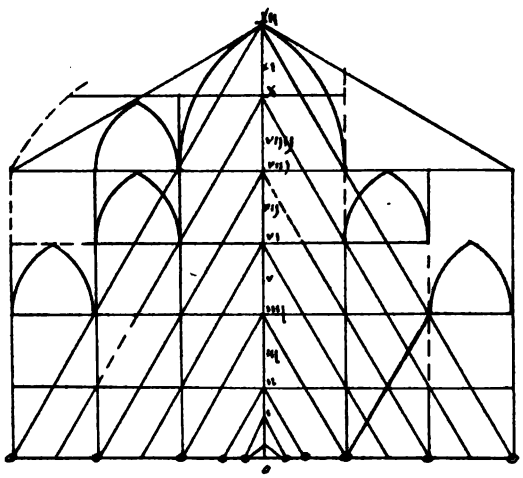
Betrachtet man dagegen die Dreiecke als Erzeugende des Querſchnittes, dann

herrſcht völlige Willkür. Gleich das unterſte Dreieck mit der Breite aller fünf Schiffe als Baſis endet bei *G* in der Luft u. ſ. w.

Eine zweite Figur, die in der Neuzeit durch den Mailänder Baumeiſter *Beltrami* aufgefunden worden iſt, betrifft denſelben Querſchnitt des Mailänder Domes.

Am 24. September 1391 beſchlieſst die *Reverenda Fabbrica del Duomo di Milano: »quod ſcribatur Gabrieli Stornalocho quod Mediolanum veniat, et ſibi provideatur de mercede et expenſis, prout ſibi viſum fuerit*[134]).« Am 13. Oktober wird folgendes vermerkt: *»Deliberaverunt quod discreto viro Gabrieli Stornalocho de Placentia experto in arte geometriae, pro quo miſſum fuit parte deputatorum dictae fabricae, juxta deliberationem in conſilio dictae fabricae factam die 24 ſeptembris p. p. et Mediolanum venit cum equis duobus cauſa discutendi cum inzigneriis dictae fabricae de dubiis altitudinis et aliorum de quibus dubium erat inter dictos inzignerios, dentur*

Fig. 290.



Dom zu Mailand.

Querſchnitt mit den Hilfslinien nach *Stornalocho*[135]).

a dicta fabrica dono pro recognitione et recumpenſatione expenſarum per eum factarum veniendo, ut predicitur, morando, inde redeundo, et laboris per eum inde paſſi florenos decem in groſſis novis.«

Von dieſen Beratungen hat ſich eine Zeichnung (Fig. 290[135]) erhalten, welche den Querſchnitt des Mailänder Domes nur nach der Richtungslinie der Spitzbogen, d. h. nach dem gleichſeitigen Dreieck geſtaltet. Erſichtlich hat man ſpäter der Koſten halber die gröſsere Höhenentwickelung aufgegeben und zur Richtungslinie des ſtumpferen Dreieckes gegriffen. *Viollet-le-Duc* iſt alſo glänzend gerechtfertigt. Man benutzte thatſächlich die verſchiedenſten Dreiecke, bezw. Richtungslinien an demſelben Bau. Man hatte ſogar vorher geſchwankt, ob man nicht noch höher gehen ſollte, als es das gleichſeitige Dreieck bedingte[136]). Am 1. Mai 1392 findet eine Beratung ſtatt; dabei kommt folgende Frage vor: *»Utrum eccleſia ipſa non computando in menſura tiburium fiendum debeat ascendere ad quadratum an ad*

[134]) Siehe: *Annali della fabbrica del duomo di Milano.* Mailand 1877. Bd. I, S. 54 u. 55.

[135]) Nach: Drach. Das Hüttengeheimniſs vom Gerechten Steinmetzen-Grund. Marburg 1897.

[136]) Siehe: *Annali della fabbrica del duomo di Milano*, Bd. I, S. 68.

triangulum? Declaraverunt quod ipſa poſſet ascendere usque ad triangulum ſive usque ad figuram triangularem et non ultra.«

(Ob die Kirche ſelbſt, ohne bei der Bemeſſung den zu errichtenden Vierungsturm zu berückſichtigen, bis zum Quadrat oder bis zum Dreiecke aufſteigen ſollte? Sie [die *Inzigenerii*] erklärten, daſs ſie ſelbſt bis zum Dreieck, bezw. bis zur dreieckigen Figur aufſteigen könne und nicht höher.)

Gegen die vom Verfaſſer hinſichtlich der Richtungslinien aufgeſtellte Anſicht könnte man einwerfen: Nun da ſind ja die Dreiecke genannt; alſo wird man doch mit Hilfe der Dreiecke verfahren haben. Daſs man nicht mit Hilfe der Dreiecke, ſondern mit Hilfe paralleler Linien die einzelnen Punkte beſtimmt hat, zeigt jedoch Fig. 290. Der Ausdruck »Dreieck« iſt erſichtlich eine abgekürzte Bezeichnung — ein *Terminus technicus*, den die Italiener ſeinem Weſen nach vielleicht gar nicht einmal verſtehen. Ihr Baukönnen iſt ja ein ſehr geringes.

155. Achsiale Grundriſſe.

Ueber das Unregelmäſsige »echt«gotiſcher Anlagen ſeien noch einige Betrachtungen angeknüpft. Man findet ſo häufig die Anſicht vertreten, daſs die mittelalterlichen Grundriſſe loſe aneinander gereihte Räume aufwieſen, gerade wie ſie das Bedürfnis erheiſchte, daſs aber eine ſog. »achsiale« Geſtaltung des Grundriſſes die Erfindung der Renaiſſance ſei, eine ihrer durchaus nicht nachzuahmenden Eigenſchaften. Nichts iſt irriger als dieſes. Das Mittelalter hat im Gegenteil den achsialen Grundriſs, wenn nicht erfunden, ſo doch von den Römern übernommen, ausgebildet und eifern feſtgehalten — aber am richtigen Ort.

Das Mittelalter unterſcheidet in der Profankunſt wie im Kirchenbau ganz folgerichtig zwiſchen monumentalen Anlagen und leichtgeſchürzten Bauten. Die monumentalen Bauten, wie die Kathedralen, Kloſterkirchen und groſsen Stadtkirchen, die Paläſte der Reichen, die Tuchhallen und Rathäuſer groſser Städte bildet das Mittelalter ſtreng achsial aus. Die Grundriſſe kleiner Stadt- und Landkirchen, diejenigen der Rathäuſer kleiner Städte, Bürger- und Landhäuſer ordnet es zu maleriſchen Anlagen, die nicht auf den ſtolzen Ton gleichmäſsiger Achſeneinteilung geſtimmt ſind. So beſitzt die gotiſche Kathedrale den achsialſten Grundriſs, den man ſich denken kann. Jene Baumeiſter haben ſo auf Achſen gehalten, daſs ſie lieber die Strebepfeiler der Türme und der Vierungen in die Fenſter ſchneiden lieſsen, als daſs ſie die gleichmäſsige Achſeneinteilung aufgaben.

Gerade ſo verhält es ſich bei den Profanbauten, wenn ſich dieſelben frei entwickeln konnten und auf einmal errichtet worden ſind. In dieſer glücklichen Lage befanden ſich allerdings nur wenige Gegenden. Es iſt ganz klar, zu groſsen Profanbauten gehören groſse volksreiche Städte, welche ſolcher Neubauten auf einmal bedürfen und hierzu Platz und Mittel beſitzen. Groſse und volksreiche Städte entſtehen nur durch ſtarke Induſtrien und durch Handel; ſonſt bleiben die Städte meiſt Neſtchen voller Kleinbürger, die wohl vermögend ſein können, denen ihr Handwerk und ihr Ackerbau reichlichen Gewinn abwerfen mag, deren Pfarrkirche reich und deren Stadtmauern feſt ſind; aber zu gröſseren Bauunternehmungen liegt keinerlei Bedürfnis vor; und läge es vor, ſo fehlten die Mittel und nicht zuletzt der Raum. In den eng ummauerten Städten gab es für weit angelegte Paläſte keinen Platz.

Nur Italien und die Niederlande haben jene volksreichen Städte aufzuweiſen, die bei der ungeheueren Blüte ihres Handels und ihrer Induſtrien all die groſsen bürgerlichen Bauten benötigten und aufführten, welche die Vorbilder für die Renaiſſancepaläſte geworden ſind. In den Niederlanden ſind es die Tuchhallen von Ypern

(frühgotiſch) und Gent, die Rathäuſer von Brüſſel, Oudenarde, Löwen und Gent, welche uns die achsialen Bauten in den gröſsten Ausdehnungen zeigen. In Italien ſind am bekannteſten die beiden Paläſte zu Orvieto: der *Palazzo del podeſtà* und der *Palazzo apoſtolico*; in Siena der *Palazzo della Signoria*; in Venedig der Dogenpalaſt u. ſ. w.

Daſs die Grundriſſe mittelalterlicher Burgen nicht Vorbilder mittelalterlicher Wohngrundriſſe ſind, wie man es ſehr häufig meinte, iſt ebenfalls klar. Vor allem müſſen ſie ſich dem Hauptzweck der Verteidigung und der Sicherheit unterordnen; auf hohem Bergesrücken, wo Geſchlecht auf Geſchlecht neue Anbauten aufgeführt hat, da entſtehen natürlich jene winkeligen Grundriſſe von ſelbſt; da liegen einige Zimmer höher als die anderen, und nur enge Wendeltreppen vermitteln den Verkehr.

156. Wechſel in den Formen.

Ebenſowenig begründet iſt eine andere Anſicht hinſichtlich der Abwechſelung im Mittelalter, daſs nämlich jedes Fenſter ein anderes Maſswerk haben müſſe, ſolle der Bau im »echt« mittelalterlichen Sinne hergeſtellt ſein. Nun haben die ſtolzen Bauten der Frühzeit nie abwechſelndes Maſswerk. Alle gleich breiten und gleich geſtalteten Fenſter haben gleiche Maſswerke. So an der Liebfrauenkirche zu Trier, am Dom zu Cöln, an der Eliſabethkirche zu Marburg und an ſämtlichen franzöſiſch-frühgotiſchen Bauten. Erſt die ſpätere Handwerkerkunſt zwängte in jedes Fenſter ein anderes, meiſt ebenſowenig ſchönes Maſswerk als das ſeiner Nachbarn ein.

8. Kapitel.

Statik der Bauwerke im Mittelalter.

157. Druckfeſtigkeit der Bauſtoffe.

Wie ſtand es mit der mittelalterlichen Statik der Bauwerke? Trotzdem dieſes Kapitel der mittelalterlichen Baukunſt auf den erſten Blick jeder Aufklärung zu ſpotten ſcheint, laſſen ſich auch hierfür Urkunden beibringen. Daſs all jene Wunderwerke nicht aus Zufall gehalten haben, daſs nicht »handwerkliche Erfahrung« dieſes ſtaunenswerte Kräfteſpiel geſchaffen haben kann, iſt jedem Architekten, der nur annähernd ähnliches zu entwerfen und vor allem auszuführen hat, klar. Aber wie waren jene mittelalterlichen Grundſätze beſchaffen?

Beſonders lehrreich hierfür ſind die Vorgänge am Mailänder Dombau. Als ſich die italieniſchen Baumeiſter ihrer Aufgabe nicht recht gewachſen zeigten, ſandte man nach Franzoſen und Deutſchen. Gegen 1398 hatte ſich die *Reverenda fabbrica* einen Pariſer, Namens *Mignot*, verſchrieben. — »*Ars ſine ſcientia nihil eſt!*« ruft er bei einer Auseinanderſetzung den italieniſchen Meiſtern zu und behauptet, ihre Strebepfeiler ſeien zu klein, da ſie das dreifache der Innenpfeiler haben müſsten. Die Italiener verteidigen ſich jedoch geſchickt. Dies wäre richtig für ſeinen Pariſer Kalkſtein, ſagen ſie; aber ihr Marmor und ihr Sarizzo hielten auf einen Arm nach jeder Seite (alſo im Würfel) ebenſoviel aus, als zwei Arme nach jeder Richtung des Pariſer Kalkſteines. Hätten ſie die Strebepfeiler ſo ſtark gemacht wie er ſie wünſche, dann wäre die Mailänder Kirche ſo finſter geworden, wie die Pariſer *Notre-Dame*.

Die mittelalterlichen Baumeiſter wuſsten alſo, welchen Druck ihre Bauſtoffe auszuhalten vermochten. Sie ermittelten ferner auch die Laſten, welche auf die einzelnen tragenden Teile entfallen: »*onus, quod eis incumbet*«.

158. Gewölbeſchub.

Zum dritten wuſsten ſie auch, daſs der Schub der Gewölbe die Strebepfeiler umzuſchieben ſucht. *Mignot* wirft ihnen vor, daſs die Chorſtrebepfeiler zu ſchwach ſeien. Sie beſchreiben nun, daſs alle Steine verklammert wären, daſs die Fundamente tüchtig ausladende Bankette hätten, daſs ſie auch vermittels der Fenſtereiſen oben eine Verankerung anbringen würden und daſs ſie Spitzbogengewölbe herſtellten, welche keinen Schub auf die Strebepfeiler ausübten.

„*Dicunt, quod archiſpiguti non dant impulzam contrafortibus.*“

(Sie ſagen, daſs Spitzbogen keinen Schub auf die Strebepfeiler ausüben.)

Mignot führt ſie daher wie folgt ab:

„*Dictus magiſter Johannes dicit, quod ars ſine ſcientia nihil eſt et quod ſive voltae ſint acutae ſive retondae non habendo fundamentum bonum nihil ſunt et nihilominus quamvis ſint acutae habent maximum onus et pondus.*“

(Der vorgenannte Meiſter *Johannes* ſagt, daſs Kunſt ohne Wiſſenſchaft nichts ſei und daſs die Gewölbe, ob ſpitz- oder rundbogig, nichts ſeien, wenn ſie kein gutes Fundament hätten. Und überdies, obgleich ſie ſpitz ſeien, haben ſie ein gröſseres Gewicht und eine gröſsere Laſt.)

159. Gewichtsberechnung der Gewölbe

Mignot weiſs alſo mit der Gewichtsberechnung der Gewölbe gut Beſcheid.

„*Magiſter Johannes Mignotius de Pariſiis dixit in conſilio praeſenti dediſſe in ſcriptis usque nunc computata caedula per eum data in conſilio praedicto omnes rationes et omnia motiva per quae vult dicere praedicta opera non habere fortitudinem et alias rationes non velle dicere.*

Capitula ultimata data per ſupraſcriptum magiſtrum Johannem de die 25 januarii.

1) Vobis egregiis dominis de conſilio fabricae eccleſiae Mediolani cum reverentia et pura veritate ſignificat magiſter Johannes Mignotius quod, ſicut alias et inter alios defectus dictae eccleſiae exhibuit in ſcriptis, iterato dicit et proponit quod omnes contrafortes circum circha dictam eccleſiam non ſunt fortes nec habiles ad ſuſtinendum onus quod eis incumbet quia debent eſſe tribus vicibus pro quolibet groſſis quantum eſt groſſus unus pilonus de intus eccleſiam.

Magiſtri reſpondent: Supra primo capitulo dicunt quod omnes contrafortes dictae eccleſiae ſunt fortes et habiles ad ſuſtinendum ſuum onus et plus multis rationibus quia unus brachius noſtri marmoris et ſarizii in quolibet latere eſt tam fortis ſicut brachia duo lapidum Franziae vel eccleſiae Franziae quam dat in exemplum ſupraſcriptis magiſtris. Qui inde dicunt quod ſi ſunt et ſunt totidem et medium quotidem ſunt piloni intus eccleſiam praedictos contrafortes eſſe fortes et eſſe ad ſuam rationem, et ſi fuiſſent majores obſcuraſſent eccleſiam praedictam obſtante, videlicet eccleſia Pariſiis, et quae habet contrafortes ad modum magiſtri Johannis et aliae rationes quia nocuiſſe poſſunt.

2) Item dicit quod quatuor turres ſunt incoeptae pro ſuſtinendo tiburium dictae eccleſiae et non adſunt piloni nec aliud fundamentum habiles pro ſuſtinendo dictas turres, imo ſi eccleſia eſſet facta in toto illico cum dictis turribus infalibiliter rueret, ſuper iis vero quod certe per paſſiones factae ſunt per aliquos ygnorantes allegantes quod voltae acutae ſunt plus fortes et cum minori onere quam voltae retondae, et plus ſuper aliis propoſitum eſt ad voluntatem quam per viam virtutis: et quod eſt deterius oppoſitum eſt quod ſcientia geometriae non debet in iis locum habere eo quia ſcientia eſt unum et ars eſt aliud. Dictus magiſter Johannes dicit quod ars ſine ſcientia nihil eſt, et quod ſive voltae ſint acutae ſive retondae non habendo fundamentum bonum nihil ſunt, et nihilominus quamvis ſint acutae habent maximum onus et pondus.

Item dicunt quod turres quos dixerunt ſibi velle facere dicunt pluribus rationibus et cauſis, videlicet, primo pro retificando praedictam eccleſiam et croxeriam quod reſpondent ad quatrangulum ſecundum ordinem geometriae: alia vero pro fortitudine et pulchritudine tiborii, videlicet quaſi per iſtum exemplum in paradixo Dominus Deus ſedet in medio troni, circha tronum ſunt quatuor evangeliſtae ſecundum Apocaliſſim, et iſtae ſunt rationes quare ſunt incoeptae. Et quamvis non ſint fundati duo piloni pro qualibet ſacraſtia incipiendo ſuper terram, eccleſia eſt tamen fortis bene iſtis rationibus, quia reprexae ſuper quibus dicti duo piloni et

praedictae reprexae ſunt de magnis lapidibus et inclavatis cum clavibus ferri ſicut dictum eſt ſupra cum aliis capitulis, et quod pondus dictis tribus turribus ponderat ubique ſuper ſuum quadrum, et erunt aedificata recte et fortiter, ſed rectum non poteſt cadere; unde dicunt quod ſunt fortes per ſe et ergo dabunt fortitudinem tiborio, quia clauſus eſt in medio illarum turrium unde dicta eccleſia bene fortis eſt“ [137]).

(Magiſter *Johannes Mignot* von Paris ſagte bei dieſer Verhandlung, er habe ſchriftlich bei der vergangenen Sitzung alle Schlüſſe und alle Gründe angegeben, wegen der er ſagen wolle, daſs der Bau keinen Stand habe, und andere Gründe wolle er nicht angeben.

Die durch den oben genannten Magiſter *Johannes* zuletzt gegebenen Sätze vom 25. Januar:

160. Ermittelung der Strebepfeilerſtärke.

1) Euch, anſehnliche Herren vom Bauausſchuſs der Mailänder Kirche, ſetzt Magiſter *Johannes Mignot* mit Ehrerbietung und der reinen Wahrheit gemäſs das auseinander, was er anderweitig und neben anderen Fehlern der beſagten Kirche ſchriftlich dargelegt hatte; er ſagt es wiederum und behauptet, daſs alle Strebepfeiler um die beſagte Kirche herum weder ſtark noch fähig ſind, die Laſt zu tragen, die auf ſie entfällt, denn ſie müſſen dreimal ſo ſtark — für jeden — ſein, als ein Pfeiler vom Inneren der Kirche ſtark iſt.

Die Meiſter antworten: Hinſichtlich des erſten Satzes ſagen ſie, daſs alle Strebepfeiler der beſagten Kirche ſtark und fähig ſind, ihre Laſt zu tragen und mehr, aus vielen Gründen. Weil ein Arm unſeres Marmors und Sarizzos nach jeder Seite ſo ſtark iſt, wie zwei Arme der Steine Franziens beziehentlich der Kirche Franziens, welche er den oben bezeichneten Meiſtern als Beiſpiel vorhält. Dieſe ſagen daher, daſs, wenn ſie ein und einhalbmal ſo ſtark ſind — und ſie ſind es — als es die Pfeiler in der Kirche ſind, dann ſeien dieſe Strebepfeiler ſtark und richtig; und wenn ſie gröſser geweſen wären, dann hätten ſie die beſagte Kirche verſinſtert, wie es augenſcheinlich die Kirche zu Paris zeige, die ſowohl Strebepfeiler nach der Art des Meiſters *Johannes* habe, wie auch andere Gründe, die geſchadet haben können.

Ebenſo ſagt er, daſs vier Türme angefangen ſind, um den Vierungsturm der beſagten Kirche zu tragen, und daſs keine Pfeiler noch ein anderes Fundament da ſei, fähig die beſagten Türme zu tragen; ja ſogar wenn die Kirche völlig fertig ſei, würde ſie ſofort mit den beſagten Türmen unfehlbar zuſammenſtürzen. Hinſichtlich deſſen aber, was ſicher aus Vorliebe geſchehen ſei, daſs einige Unwiſſende anführen, die ſpitzen Gewölbe ſeien ſtärker und von geringerer Laſt als die runden, und daſs weiter über anderes nach Willen und nicht nach Können verhandelt worden ſei, und was noch ſchlimmer ſei, daſs entgegnet worden ſei, daſs die Wiſſenſchaft der Geometrie hier keine Berechtigung habe, weil die Wiſſenſchaft eines und die Kunſt etwas anderes ſei, ſo ſagt der genannte Meiſter *Johannes*, Kunſt ohne Wiſſenſchaft iſt nichts, und daſs die Gewölbe, ob ſpitz oder rund, nichts ſeien, wenn ſie kein gutes Fundament hätten. Und überdies, obgleich ſie ſpitz ſeien, hätten ſie ein gröſseres Gewicht und eine gröſsere Laſt.

161. Schwerpunkt der Türme.

Ebenſo ſagen ſie, daſs ſie die Türme aus verſchiedenen Gründen und Urſachen machen wollen, wie ſie ſagten. Nämlich zuerſt um die vorbenannte Kirche und das Gewölbe richtig zu machen, daſs ſie dem Quadrat gemäſs der Ordnung der Geometrie entſprechen; ferner aber wegen der Stärke und Schönheit des Vierungsturmes nämlich faſt nach dem Beiſpiele, wie Gott der Herr im Paradieſe auf ſeinem Thron ſitzt. Um den Thron ſind die vier Evangeliſten gemäſs der Offenbarung; und das ſind die Gründe, weswegen ſie angefangen worden ſind. Und obgleich zwei Pfeiler bei jeder Sakriſtei nicht fundiert ſind, da ſie über der Erde anfangen, ſo iſt doch die Kirche ſtark genug aus folgenden Gründen, da nämlich Vorſprünge ſind, auf denen die beſagten zwei Pfeiler ſtehen; und die vorbeſagten Vorſprünge ſind aus groſsen Steinen und mit Eiſenankern verklammert, wie oben bei anderen Sätzen geſagt worden iſt. Und daſs die Laſt (der Schwerpunkt?) in den beſagten drei Türmen überall über ihrer Grundfläche laſte und ſie werden ſenkrecht und ſtark gebaut werden; das Senkrechte aber kann nicht fallen. Daher ſagen ſie, daſs die Türme an ſich ſtark ſind und daher dem Vierungsturm Halt geben werden, da er in der Mitte jener Türme eingeſchloſſen iſt, wodurch die beſagte Kirche ſehr ſtark iſt.)

Ebenſo haben ſich die Verhandlungen von 1417, vor dem Beginn des Schiffsneubaues der Kathedrale zu Gerona in Spanien, erhalten. Die Kirche weiſt 22 m Spannung und 12 m Gewölbejochbreite auf. Da man dem Biſchof wegen dieſes kühnen Vorhabens ſeines Baumeiſters *Guillermo Boffiy* ängſtliche Vorſtellungen gemacht hatte, insbeſondere auch, weil der Chor dreiſchiffig war, ſo berief derſelbe eine Architekten-Junta aus Städten ſüdlich und nördlich der Pyrenäen, welche ihre Gutachten

[137]) Siehe: *Annali della fabbrica del duomo di Milano*, Bd. I, S. 209.

abgaben. Letztere haben ſich erhalten[138]). Unter anderem rät der Baumeiſter von Manreſa, *Boffiy* ſolle zu den Rippen, Strebepfeilern und unteren Teilen der Mauer den ſchweren Geroneſiſchen Stein beibehalten, doch zu den Kappen anderen Stein nehmen, der leichter ſei. Auſserdem gaben die Architekten ihr Urteil ganz beſtimmt dahin ab, daſs die Strebepfeiler, ſo wie ſie vorgeſehen ſind, ſtark genug ſeien, dieſe Gewölbe zu halten. Und in der That — ſie haben gehalten.

Hätten die Baumeiſter nicht eine feſte Theorie beſeſſen, ſo hätten ſie ſolche beſtimmte Antworten nicht abgeben können. Der Baumeiſter *Boffiy* ſagt am Schluſs ſelbſt, die Strebepfeiler ſeien nicht bloſs ſtark genug, ſondern ſogar ein Drittel zu ſtark.

9. Kapitel.

Baumeiſter des Mittelalters.

162. Geiſtliche Baumeiſter.

Ueber die mittelalterlichen Baumeiſter, die Schöpfer der herrlichen Meiſterwerke, wiſſen wir anſcheinend recht Weniges, und das Wenige liegt in ſagenhafter Märchendämmerung, die alle Wirklichkeit zu Spukgeſtalten verzerrt und handelnde Menſchen mit Nebelſchleier umzieht.

Zu romaniſcher Zeit ſollen Mönche, Domherren und Biſchöfe die Baumeiſter geweſen ſein. Nur im Schatten der Kreuzgänge hätten die Künſte geblüht. Das Volk ſei zu barbariſch und ungebildet geweſen, als daſs es Künſtler hätte hervorbringen können. Ein roher, wüſter Kampf aller gegen alle habe die Künſte auſserhalb des Schutzes der Kloſtermauern nicht erblühen laſſen. Erſt mit dem XIII. Jahrhundert, mit dem Werden der Gotik, ſeien die Laienbaumeiſter aufgetreten. Ja die Gotik ſei im vollen Gegenſatz zur romaniſchen Kunſt eine Laienkunſt, die andere eine Kunſt der Mönche.

Dieſes Bild malt die Kunſtgeſchichte wie die Geſchichte, und auf dieſem Hintergrund wird die ganze Kulturgeſchichte des Mittelalters aufgetragen!

Und doch iſt dies alles irrig. Der Irrtum iſt ſo groſs, daſs man gar nicht begreift, wie die allgemeine Erziehung in der lateiniſchen Sprache eine ſolche Art der Geſchichtsſchreibung aufkommen laſſen konnte und ſich ſolches ſeit Jahrhunderten von Geſchlecht zu Geſchlecht unter den Vertretern der Geſchichtswiſſenſchaft forterben konnte. Die geſamten geiſtlichen Baumeiſter romaniſcher Zeit verdanken ihr Daſein Ueberſetzungsfehlern; nur ganz wenige derſelben werden thatſächlich als Baumeiſter oder Künſtler geprieſen, und dies iſt obendrein erſichtlich faſt ausnahmslos Schmeichelei.

Man hat bezüglich der geiſtlichen Baumeiſter noch eines nicht in Betracht gezogen. Worin haben denn unſere romaniſchen Altvorderen gewohnt? Wer hat denn den Kaiſern die Paläſte, dem Adel die Schlöſſer, den Bürgern die Häuſer und Stadtmauern erbaut? Wenn die Geiſtlichen und die Mönche zu jener Zeit die Baumeiſter waren, dann haben ſie auch dieſe Bauten errichtet — und doch alles umſonſt? Denn Lohn durften ſie wohl für ſolche Werke nicht annehmen. Glückliche Laienbauherren, die für all ihre Bauten unbezahlte Baumeiſter fanden!

Schon ſolche Erwägungen hätten es nahe legen müſſen, daſs Baumeiſter und Bau-

138) Siehe: Cean-Bermudez, J. A. *Noticias de los Arquitectos y Arquitectura de Eſpaña etc.* Madrid 1829. Bd. I, S. 261 ff.

handwerker zu jener Zeit ebenſo wie heute aufserhalb der Klöſter lebten, daſs dieſe die Uebung im Zeichnen und im Bauen für ſich hatten, um dann auch die Klöſter und Münſter errichten zu können, wenn ſich ſolche Bauten einſtellten; und daſs nicht auf ſolche verhältnismäſsig ſelten eintretenden Bauten geiſtliche Baumeiſter ohne Uebung jahrzehntelang harrten, um dann die Meiſterwerke als Erſtlingswerke aufzutürmen. Die meiſte Verwirrung hat das Wort »*Operarius*« angerichtet.

163. Bauverwalter.

Der Baumeiſter heiſst *Magiſter operis* oder *Magiſter fabricae*. Häufig wird allerdings dieſer Titel auch dem Verwaltungsbeamten, dem Bauverwalter gegeben; doch heiſst dieſer letztere zumeiſt *Operarius* oder *Maſſarius*. Die Bezeichnung *Operarius* hat man unbeſehen mit »Baumeiſter« überſetzt, und da bei den Dom- und Kloſterbauten einer der Domherren oder der Mönche der *Operarius* war, ſo ſind auf dieſe Weiſe viele der geiſtlichen Baumeiſter entſtanden. Trotz alledem beweiſen es gerade die hauptſächlichſten Urkunden, diejenigen des Dombaues zu Siena, daſs die Ciſtercienſermönche, welche als *Operarii* daſelbſt auftraten, nicht die Baumeiſter, ſondern nur Verwaltungs- und Kaſſenbeamte waren und daſs der *Caput-magiſter*, der Baumeiſter, eine ganz andere Perſon, ein Laie war.

164. Baumittel.

Um einen Neubau beginnen zu können, müſſen natürlich zuerſt die nötigen Mittel vorhanden ſein. Nun hatte jede Kirche meiſtens ein gewiſſes Vermögen, das in Liegenſchaften, als Höfen, Häuſern, Weingärten oder Wieſen und dergleichen, beſtand. Aus dieſem Vermögen wurden Mittel für den Neubau angewieſen, wie auch die laufende Unterhaltung der beſtehenden Bauten daraus beſtritten wurde. Zur Verwaltung dieſes Vermögens war bei Kathedralen und Stiftskirchen einer der Domherren beſtimmt, welcher *Operarius*, *Magiſter fabricae* (Fabrikmeiſter, Lohnmeiſter), *Notarius, Maſſarius* u. ſ. w. genannt wurde. Auſserdem hatte die Kirche Einkünfte durch milde Gaben aus den Opferſtöcken, Buſsgeldern, Vermächtniſſen und ähnlichem. Die Verwaltung dieſer letzteren lag gewöhnlich einem zweiten Domherrn ob. Von dieſen Einkünften wurde ebenfalls ein Teil dem Neubau überwieſen. Auſserdem floſſen wegen des Neubaues Ablaſsgelder, Vermächtniſſe, fromme Schenkungen und Gaben in groſsen Maſſen zuſammen. Bei umfangreicheren Bauten waren häufig zwei ſolcher Verwaltungsbeamter vorhanden, entweder beide gleich geordnet — dann beide *Operarii* genannt — oder einer dem anderen untergeordnet, als *Notarius* unter dem *Rector fabricae*.

Sind Städte oder der Fürſt oder ſonſtige Körperſchaften die Bauherren, ſo finden wir dieſelben Einrichtungen. Entweder trägt die Zunft oder die Stadt die Verwaltung zweien ihrer Mitglieder auf, dann ebenfalls *Operarii* oder *Magiſtri fabricae* genannt, oder ſie überträgt dieſelbe einem oder zwei Mönchen benachbarter Klöſter. Im Königreich Neapel wird häufig einer zum *Expenſor*, der andere zum *Receptor* ernannt. Oft wird dieſen Verwaltungsbeamten auch die Befugnis übertragen, die Baumeiſter anzuſtellen und zu entlaſſen; doch allermeiſt geſchieht dies durch den Bauherrn. Um in der Nachbarſchaft oder in einem ganzen Lande Gelder und Gaben zu ſammeln, ſtellte man *Petitores ſtructurae* an. Schenkungen von Liegenſchaften wurden dieſen oder den *Operarii* perſönlich überſchrieben.

Während alſo im allgemeinen die Verwaltung der Baugelder — wie auch heutzutage — von der Bauausführung getrennt war, ſehen wir auf S. 226 bei *St. Jakob* zu Compoſtela, daſs die Verwaltung der Baugelder auch in die Hände des Baumeiſters gelegt wurde. Dieſen Leuten brachte man alſo groſses Vertrauen entgegen; ſie waren hochangeſehene Männer, und ſo erhielt *Raymund* der Lambarde nach

Vollendung des Baues eine Kanonikatspräbende. Die Kanonici waren durchaus nicht alle Prieſter. So waren, um ein Beiſpiel anzuführen, an *St. Viktor* zu Xanten[139]) von den 48 Kanonikatspräbenden nur ſieben Prieſterpräbenden, auſser ihnen noch acht Diakonen; alle übrigen galten als Subdiakonen. Und eine dieſer Kanonikatspräbenden hieſs *Praebenda lapicidae*. In Cöln finden wir den Baumeiſter von *St. Kunibert* — *Vogelo* — ebenfalls als Subdiakon bezeichnet.

Eine völlige Geſchichte der mittelalterlichen Baumeiſter kann hier nicht gegeben werden; dies wird anderweit geſchehen. Hier ſeien nur die hauptſächlichſten Urkunden beigebracht, welche über das Leben und Weſen der mittelalterlichen Baumeiſter am beſten unterrichten.

a) Romaniſche Baumeiſter.

1) Spanien.

165. *Petrus de Deo* zu Leon.

Vorab ſeien die Urkunden über die romaniſchen Baumeiſter bis rund 1200 betrachtet, die ausnahmslos nur Laien zeigen. Urkunden über Mönchs- oder ſonſtige geiſtliche Baumeiſter giebt es faſt gar nicht. Beginnen wir mit dem Weſten Europas, mit Spanien.

Ueber ſpaniſche mittelalterliche Baukunſt unterrichtet am beſten der Baumeiſter *Street* in: »*Some Account of Gothic Architecture in Spain*«[140]). Aus dieſem Werke haben die Kunſtſchriftſteller geſchöpft. Seine Urkunden entnahm *Street* der Hauptſache nach aus *Cean Bermudez*: »*Noticias de los Arquitectos y Arquitectura de España desde ſu reſtauracion por el excmo señor D. Eugenio Llaguno y Amirola, iluſtrados y acrecentados con notas, adiciones y documentos por D. Juan Auguſtin Cean-Bermudez*«[141]).

Die älteſte Inſchrift findet ſich in *San Iſidoro* zu Leon im Fuſsboden dieſer Kirche:

„*Hic requiescit Petrus de Deo, qui ſuperaedificavit eccleſiam hanc. Iſte fundavit pontem, qui dicitur de Deus Tamben. Et quia erat vir mirae abſtinentiae et multis florebat miraculis, omnes cum laudibus praedicabant. Sepultus eſt hic ab imperatore Adefonſo et Sanctia regina*[142])."

(Hier ruht *Petrus von Gott*, welcher dieſe Kirche aufführte. Er gründete die Brücke, welche ebenfalls *von Gott* genannt wird, und da er ein Mann von bewundernswerter Enthaltſamkeit war und in vielem Wunderbarem blühte, ſo prieſen ihn alle mit hohem Lob. Er wurde hier begraben von dem Kaiſer *Adefonſo* und *Sancia*, der Königin.)

Aus den beiden letzten Namen ergiebt ſich nach *Street* für ſeinen Tod die Zeit zwiſchen 1065, dem Jahre, in welchem *Adefonſo* zur Regierung kam, und 1067, dem Todesjahr der Königin *Sancia*, ſeiner Mutter. Der Schluſs der Grabſchrift zeigt die hohe Wertſchätzung, welche dem Baumeiſter *Petrus von Gott* von ſeinem Kaiſer und deſſen Mutter erwieſen wurde.

166. *Raymundo* zu Lugo.

Von der Kathedrale zu Lugo iſt der Vertrag vorhanden, welchen der Baumeiſter *Maeſtro Raymundo* aus Monforte de Lemos mit dem Biſchof und ſeinem Kapitel abſchlieſst. *Bermudez* giebt ihn nicht im urſprünglichen Wortlaut wieder und das angezogene Werk: »*Pallares Gayoſo, Hiſt. de Lugo*«, habe ich nicht auffinden können. Das eine aber geht ſicher daraus hervor, daſs auch dieſer Bau-

139) Siehe: Beissel, S. Die Baugeſchichte der Kirche des heil. Viktor zu Xanten. Freiburg 1883. S. 97 ff.

140) London 1865.

141) Madrid 1829.

142) Siehe: Cean-Bermudez, a. a. O., Teil I, S. 14.

meiſter einer romaniſchen Kathedrale kein Geiſtlicher war. Der Vertrag ſtammt vom Jahre 1129[143]); durch dieſen wird folgendes feſtgeſetzt: Maeſtro *Raymundo* bezieht ein jährliches Gehalt von 200 Sueldos. Sollte ſich der Wert des Geldes ändern, dann ſollte er 6 Mark Silber, 36 Ellen Leinen, 17 Klaftern Holz, Schuhe und Gamaſchen, ſoviel er bedurfte, erhalten und jeden Monat 2 Sueldos für Nahrung, 1 Maſs Salz und 1 Pfund Kerzen. Meiſter *Raymund* nahm dieſe Bedingungen an und verpflichtete ſich, alle Tage ſeines Lebens dem Bau vorzuſtehen, und ſollte er vor deſſen Vollendung ſterben, ſo ſollte ſein Sohn den Bau vollenden. Alſo auch dieſer romaniſche Baumeiſter war ein Laie.

167. *Petrus* zu Ibeas.

Die nächſte Inſchrift von 1132 führt *Bermudez*[144]) von *San Criſtòbal de Ibeas* an:

»*Era M. C. L. XX.*
fuit hoc opus fundatum.
Martino Abbate regente.
Petrus Christophorus
Magiſter hujus operis fuit.«

(Im Jahre 1170 der Aera wurde dieſer Bau unter dem Abte *Martin* gegründet. *Petrus Chriſtophorus* war der Meiſter dieſes Baues.)

Die Spanier zählen im Mittelalter häufig noch nach der *Aera*, d. h. vom Regierungsantritt des *Auguſtus* ab, ſo daſs jedesmal 38 Jahre abzuziehen ſind, um das Jahr unſerer Zeitrechnung zu erhalten — hier alſo 1132 nach Chr. Daſs dieſer romaniſche Baumeiſter ein Geiſtlicher geweſen wäre, iſt durch nichts angedeutet.

168. *Matthäus* zu Compoſtela.

Vom Baumeiſter der groſsartigen Kirche *Sant Jago* zu Compoſtela — *Matheus* — iſt die Beſtallung erhalten, durch welche ihn König *Ferdinand II.* im Jahre 1168 zum Baumeiſter dieſer Kirche ernannte:

In nomine Domini noſtri Jeſu Chriſti. Amen. Majeſtati regiae convenit eis melius providere, qui ſibi noscuntur fidele obſequium exhibere et illis praecipue, qui Dei ſanctuariis et locis indeſinenter obſequium probantur impendere. Ea propter ego Fernandus Dei gratia Hiſpaniarum Rex ex amore omnipotentis Dei, per quem regnant reges, et ob reverentiam ſanctiſſimi Jacobi patroni noſtri piiſſimi, pro munere dono, et concedo tibi magiſtro Matheo, qui operis praefati apoſtoli primatum obtines et magiſterium, in unoquoque anno in medietate mea de moneta ſancti Jacobi refectionem duarum marcharum ſingulis hebdomadibus, et quod defuerit in una hebdomada ſuppleatur in alia, ita quod haec refectio valeat tibi centum maravotinos per unumquemque annum. Hoc munus, hoc donum do tibi omni tempore vitae tuae ſemper habendum quatenus et operi ſancti Jacobi, et tuae inde perſonae melius ſit, et qui viderint praefato operi ſtudioſius invigilent et inſiſtant.

Si quis vero contra hoc meum ſpontaneum donativum venerit, aut illud quoque modo tentaverit infringere, iram incurrat decunti pertinentis, et iram regiam, et mille aureos parti tuae tamquam excomunicatus cogatur exolvere. Facta karta apud ſanctum Jacobum VIII kalendas marti. Era M.C.C.VI. Regnante rege Dño. Fernando Legione, Extremadura, Gallecia in Aſturiis. Ego Dñs. F. Dei gratia Hiſpaniarum Rex hoc ſcriptum quod fieri juſſi proprio robore confirmo[144]).

(Im Namen unſeres Herrn Jeſu Chriſti. Amen. Es kommt der königlichen Majeſtät zu, für diejenigen beſſer zu ſorgen, von denen ſie weiſs, daſs ſie ihr treu dienen, und beſonders für diejenigen, welche anerkanntermaſsen in den Heiligtümern und Häuſern Gottes unabläſſig thätig ſind. Deshalb gebe ich, *Ferdinand*, von Gottes Gnaden König der Spanier, aus Liebe zu dem allmächtigen Gott, durch welchen die Könige regieren, und aus Verehrung gegen den heiligſten *Jakob*, unſeren huldvollſten Schutzherrn, zum Geſchenke und bewillige dir Magiſter *Matthäus*, welcher du die Oberleitung des Baues des vor-

143) Siehe ebendaſ., S. 24 u. 252.
144) In Teil I, S. 27.

genannten Apoſtels, wie die Bauleitung haſt, in jedem Jahr auf meine Hälfte aus den Geldern des heiligen *Jakob* in jeder Woche 2 Mark Vergütung, und was in einer Woche fehlt, ſoll in der anderen ergänzt werden, ſo daſs dir dieſe Vergütung hundert Maravedi in jedem Jahr einbringe. Dieſes Gehalt, dieſes Geſchenk gebe ich dir für die ganze Zeit deines Lebens, daſs du es immer haben ſollſt, damit es ſowohl dem Bau des heiligen *Jakobus*, wie deiner Perſon deſto beſſer gehe und damit diejenigen, welche den Bau überwachen, deſto fleiſsiger beobachten und ſich um ihn kümmern.

Wenn aber jemand gegen dieſes mein freiwilliges Geſchenk anginge oder dieſes auf irgend eine Weiſe zu verletzen verſuchte, ſo möge er dem Zorn des Ewigen verfallen und dem königlichen Zorn und ſei gehalten, tauſend Goldſtücke für deinen Anteil gleichſam wie ein Exkommunizierter zu zahlen.

Dieſe Urkunde iſt gegeben bei *St. Jakob* an den 3. Kalenden des März der Aera 1206, als der König *Ferdinand* zu Leon, Eſtremadura, Gallicia in Aſturien regierte.

Ich, *Ferdinand*, von Gottes Gnaden der Spanier König, beſtätige dieſes Schriftſtück, welches ich auszufertigen befohlen habe, durch eigene Machtvollkommenheit.)

Daſs dieſer Baumeiſter *Mattheus* eine minderwerte Stellung eingenommen habe, wird angeſichts einer ſolchen Beſtallung nicht behauptet werden können. Wie beſorgt der König für das Gedeihen ſeines Baues war, indem er den Baumeiſter desſelben auf Lebenszeit ſicher ſtellte, möchte allen Zeiten als Beiſpiel vorgehalten werden können. Wir haben das gleiche ſchon in Lugo gefunden. Dieſer *Mattheus* war ferner nicht bloſs der Baumeiſter, ſondern erſichtlich auch der oberſte Verwaltungsbeamte des Baues, der *Rector fabricae*, da er nicht bloſs das *Magiſterium*, ſondern auch den *Primatus* dieſer Kirche erhielt.

Auſser dieſer ſeiner Beſtallungsurkunde iſt an der Kathedrale eine Inſchrift vorhanden, die der Baumeiſter erſichtlich ſelbſt aufgeſetzt hat. Auf der Unterſeite des Sturzes der weſtlichen Thür lieſt man:

„† *Anno : Ab Incarnatione : Dñi : M°C°LXXXVIII^vo : Era I^a CCXX^a VI^a : Die K-L. Aprilis : ſuper : liniharia : Principalium : portalium. Eccleſiae : Beati : Jacobi : ſunt collocata :*

Per : Magiſtrum : Matheum : qui : a Fundamentis : ipſorum : portalium : Ereſſit : magiſterium[145]).“

(Im Jahre der Fleiſchwerdung des Herrn 1188, der Aera 1226, am Tage der Kalenden des April, ſind die oberen Stürze [Bogenfelder?] des Hauptthores der Kirche des heiligen *Jakob* verſetzt worden durch den Magiſter *Matthäus*, der von den Grundmauern dieſes Portals ab die Leitung gehabt hat.)

Der Baumeiſter war erſichtlich auch der Schöpfer der ſo vorzüglichen Bildwerke. Daher an dieſem Ort ſein Name und die Angabe ſeiner Thätigkeit ohne Nennung eines anderen Künſtlers, der jene meiſterhaften Bildwerke geſchaffen hätte.

In beiden Urkunden findet ſich keinerlei Anhalt dafür, daſs dieſer Baumeiſter einer der gröſsten romaniſchen Kathedralen ein Geiſtlicher oder ein Steinmetz geweſen wäre. Auch hat er eine Brücke gebaut, diejenige zu Ceſures in Gallicia im Jahre 1161.

169. *Raymund* zu Urgel.

Zwiſchen dem Biſchof der Kathedrale zu Urgel und ſeinem Baumeiſter *Raymund*, dem Lambarden, iſt uns ebenfalls der Vertrag vom Jahre 1175 erhalten[146]).

„*Ego A. Dei Gratia Urgellenſis epiſcopus, cum conſilio et comuni voluntate omnium canonicorum Urgellenſis eccleſiae, commendo tibi Raymundo Lambardo opus beatae Mariae, cum omnibus rebus tam mobilibus quam immobilibus, ſcilicet, manſos, alodia, vineas, cenſus, et cum oblationibus oppreſſionum et penitentialium, et cum elemoſinis fidelium, et cum numis clericorum, et cum omnibus illis, quae hucusque vel in antea aliquo titulo videntur ſpectaſſe ſive ſpectare ad prephatum opus beatae Mariae. Et preterea damus tibi cibum canonicalem in omni vita tua, tali videlicet pacto, ut tu fideliter et ſine omni enganno claudas nobis eccleſiam totam, et leves coclearia, ſive campanilia, unum filum ſuper omnes voltas, et facias ipſum*

---

145) Siehe ebendaſ., S. 32.

146) Siehe: STREET, a. a. O., S. 450.

cugul bene et decenter cum omnibus ſibi pertinentibus. Et ego R. Lambardus convenio Domino Deo, et beatae Mariae, et domino epiſcopo, et omnibus clericis Urgellenſis eccleſiae, qui modo ibi ſunt, vel in antea erunt, quod hoc totum, ſicut ſuperius ſcriptum eſt, vitâ comite, perficiam ab hoc preſenti Paſcha, quod celebratur anno dominicae incarnationis M°.C°.LXXV°., usque ad VII annos fideliter, et ſine omni enganno. Ita quod ſingulis annis habeam et teneam ad ſervitium beatae Mariae, me quinto de Lambardis, id eſt IIII lambardos et me, et hoc in yeme et in eſtate indeſinenter. Et ſi cum iſtis potero perficere, faciam, et ſi non potero addam tot cementarios, quod ſupra dictum opus conſumetur in prephato termino. Poſt VII vero annos, cum iam dictum opus, divina miſercordiâ opitulante, complevero, habeam libere et quiete cibum meum dum vixero, et de honore operis et avere ſtem in voluntate et mandamento capituli poſtea. Preterea nos, tam epiſcopus, quam canonici, omnino prohibemus tibi Raymundo Lambardo, quod per te, vel per ſubmiſſam perſonam, non alienes vel obliges aliqua occaſione quicquam de honore operis, quae modo habet, vel in antea habebit. De tuo itaque honore, quem nomine tuo adquiſiſti, et de avere, fac in vita et in morte quod tibi placuerit poſt illud ſeptennium. Si forte, quod abſit, tanta eſterilitas terrae incubuerit, quod te nimium videamus gravari, liceat nobis prephato termino addere ſecundum arbitrium noſtrum, ne notam periurii incurras. Sed aliquis vel aliqui noſtrum praedictam relaxationem ſacramenti facere tibi non poſſit, niſi in pleno capitulo, comuni deliberatione et conſenſu omnium. Et quicquid melioraveris in honore operis, remaneat ad ipſum opus. Si vero pro melioracione honoris operis oporteret te aliquid impignorare vel comutare, non poſſis hoc facere ſine conſilio et conveniencia capituli. Iuro ego R. Lambardus, quod hoc totum, ſicut ſuperius eſt ſcriptum perficiam et fidelitatem et indempnitatem canonicae beatae Mariae Urgellenſis eccleſiae pro poſſe meo, per Deum, et haec ſancta evangelia = Sig†num R. Lambardi, qui hoc iuro, claudo et confirmo = Sig†num domni Arnalli Urgellenſis epiſcopi, etc. etc.

(Ich, A., durch Gottes Gnade Biſchof von Urgel, auf den Ratſchlag und mit dem gemeinſamen Willen aller Domherren der Kirche von Urgel, übergebe dir, *Raymund* dem Lambarden, den Bau der heiligen Maria mit allen beweglichen und unbeweglichen Sachen, als da ſind Landhäuſer, Beſitzungen, Weinberge, Steuern und mit allen Darbringungen wegen Schädigung des Nächſten und der Büſsenden und mit den Almoſen der Gläubigen, mit den Geldern der Geiſtlichen, wie auch mit allen jenen, welche bisher oder fürderhin auf irgend welchen Rechtsanſpruch hin beſtimmt waren oder beſtimmt ſind für den vorbenannten Bau der heiligen Maria. Und ferner geben wir dir für dein ganzes Leben lang den Unterhalt der Domherren, und zwar unter der Bedingung, daſs du getreu und ohne jeden Betrug ſchlieſseſt und uns fertig ſtellſt die geſamte Kirche und aufführeſt die Türme, bezw. Glockentürme, einen Faden über alle Gewölbe hoch, und daſs du auch die *cugul*[?] gut macheſt und geziemend mit allem ihrem Zubehör. Und ich, *R. Lambardus*, verſpreche Gott dem Herrn und der heiligen Maria und dem Herrn Biſchof und allen Geiſtlichen der Kirche zu Urgel, welche irgendwie dabei ſind, daſs ich dies alles, wie es vorher geſchrieben ſteht, das Leben vorausgeſetzt, vollenden werde von dieſem Oſterfeſte ab, wie es im Jahre der Fleiſchwerdung des Herrn 1175 gefeiert wird, getreu innerhalb 7 Jahren und ohne jeden Betrug; ebenſo, daſs ich in jedem Jahre habe und halte für den Dienſt der heiligen Maria mich als fünften von den Lambarden, das ſind vier Lambarden und mich, und dies ohne Unterbrechung im Winter und im Sommer. Und wenn ich mit jenem fertig werden kann, möge ich es thun, und kann ich nicht fertig werden, ſo muſs ich ſo viel *Cementarii* hinzunehmen, daſs der oben benannte Bau zur vorbezeichneten Friſt fertig werde. Nach 7 Jahren aber, wenn ich den ſchon benannten Bau durch die Hilfe der göttlichen Barmherzigkeit fertiggeſtellt habe, bekomme ich, ſolange ich lebe, meinen freien und ruhigen Unterhalt; und für die Einkünfte und das Vermögen des Baues habe ich gemäſs dem Willen und dem Auftrag des Kapitels auch ferner zu ſorgen. Weiterhin verbieten wir, ſowohl der Biſchof wie die Kanonici, dir *Raymund*, dem Lambarden, durchaus, daſs du durch dich oder durch eine untergebene Perſon veräuſserſt oder verpfändeſt bei irgend einer Gelegenheit etwas von dem Vermögen des Baues, was er irgendwie hat oder irgendwie haben wird. Mit deinen Einkünften, die du unter deinem Namen erworben haſt, und mit deiner Habe mache im Leben und im Tode, was dir nach jenen 7 Jahren beliebt. Wenn vielleicht, was fern ſei, ſo groſse Unfruchtbarkeit der Erde eintrete, daſs wir dich zu ſehr belaſtet ſähen, ſo ſtehe es uns frei, der vorbezeichneten Friſt nach unſerem Ermeſſen hinzuzuſetzen, damit du nicht den Vorwurf der Meineidigkeit dir zuzieheſt. Aber weder einer, noch einige von uns können dir dieſe angeführte Erleichterung des Eides zu Teil werden laſſen, auſser im vollen Kapitel nach gemeinſamer Beratung und mit Zuſtimmung aller. Und was

du verbeſſerſt an den Einkünften des Baues, bleibe für dieſen Bau. Wenn es aber zur Verbeſſerung der Einkünfte des Baues nötig wäre, daſs du irgend etwas verpfändeſt oder vertauſcheſt, ſo kannſt du dieſes nicht thun ohne den Rat und die Zuſtimmung des Kapitels. Ich, *R. Lambardus*, ſchwöre, daſs ich dies alles, wie es zuvor geſchrieben ſteht, ausführen werde, und ſchwöre Pflichttreue und Bewahrung der Stiftskirche der heiligen Maria zu Urgel vor Schaden nach meinem Können, durch Gott und die heiligen Evangelien. † Zeichen *R. Lambardus*, der ich dieſes beſchwöre, beſchlieſse und verſichere. † Zeichen des Herrn *Arnallus*, Biſchofs von Urgel u. ſ. w.)

Dieſe Urkunde legt die Stellung der mittelalterlichen Baumeiſter deutlich und beſtimmt dar.

Was bedeutet nun *Lambarde* und *Caementarius*? Da dieſe beiden Bezeichnungen häufig falſch aufgefaſst worden ſind, z. B. von *Street* ſelbſt als Steinmetzen und Maurer, ſo wollen wir zuerſt den Begriff von *Caementarius* vorweg feſtſtellen. Wir finden ihn in der Normandie, Nordfrankreich, Sicilien, Deutſchland und England. Dort bedeutet er, wie wir ſehen werden, Baumeiſter. So darf man vermuten, daſs auch hier Baumeiſter darunter verſtanden ſind.

Die vier Lambarden hier als Steinmetzen auffaſſen zu wollen, verbietet ſich ſchon allein aus der folgenden Ueberlegung. Mit vier Steinmetzen kann man ſelbſt in ſieben Jahren nicht die Werkſteine auch nur für eine mittelgroſse Kirche herſtellen und verſetzen, geſchweige denn für eine Kathedrale. Zu was ſollte man aber auch, wenn dieſe »vier Steinmetzen« nicht zureichten, »Maurer« annehmen, die ja gar keine Steinmetzarbeit herſtellen konnten? Und ſollten umgekehrt die vier Steinmetzen auch die Maurerarbeit für gewöhnlich ausführen, ſolange die vier Lambarden »zureichten«? Warum ſollte ferner der Baumeiſter bloſs Steinmetzen und Maurer ſtellen, da doch auch Erdarbeiter, Zimmerleute, Dachdecker, Handlanger, Schloſſer, Glaſer und Schreiner erforderlich waren?! Warum ſind dieſe gar nicht erwähnt? — Wer aber verfertigte dann die Baupläne, die Zeichnungen in wirklicher Gröſse, die Schablonen? wer leitete den Bau? ja, wer verwaltete denn die Einkünfte und Ausgaben? Zur Verwaltung allein bedarf man anderswo eines oder zweier Männer, und auch heutzutage koſtet dies viele Zeit. Wir finden im Mittelalter ebenfalls Rechnungen, Quittungen und Buchführung, aber auch Bauzeichnungen, Schablonen, alles faſt genau ſo wie heutzutage. Es kann alſo gar keinem Zweifel unterliegen, daſs unter *Lambarden* Baumeiſter, und zwar aus der Lombardei, verſtanden ſind und unter *Caementarii* einheimiſche Baumeiſter. *Lambarden* und *Caementarii* müſſen etwas Gleichartiges ſein; ſonſt könnten ſie im Notfall nicht einander erſetzen. *Raymund* hatte ſelbſtverſtändlich auf ſeiner Bauſtube mindeſtens einen Bauführer als Gehilfen nötig und einen auf dem Bau. Hierzu trat im Mittelalter der *Aparejador (Appareilleur)*, derjenige, welcher alle Werkzeichnungen für den Steinmetzen in wirklicher Gröſse, einſchlieſslich der Herſtellung der Schablonen, beſorgte. Heutzutage ſtellt dieſe Arbeiten der bei gröſseren Steinmetzmeiſtern üblicherweiſe beſchäftigte Architekt auf dem Steinmetzwerkplatze her. Da aber im Mittelalter faſt ohne Ausnahme die Steinmetzarbeiten groſser Bauten »in Regie«, d. h. unmittelbar unter dem Baumeiſter, ohne Handwerksmeiſter als Unternehmer, ausgeführt wurden, ſo muſsten dieſe Schablonen *(Formae)* in der Bauſtube hergeſtellt[147]) und die Steinmetzen von

---

[147]) Die Belege hierfür finden ſich auſser a. O. in den Prager Dombaurechnungen. (Siehe: Neuwirth, J. Die Wochenrechnungen und der Betrieb des Prager Dombaues in den Jahren 1372—1378. Prag 1890. S. 426 ff.) — So erhält der Dombaumeiſter *Peter Parler* vom 3. bis 9. Oktober 1372: 3 Groſchen »*pro claviculis parvis magiſtro ad afferes formarum*« — ferner:

vom 4. bis 11. April 1372 »*pro claviculis parvis magiſtro ad formas IIII gr. ſol.*«

vom 10. bis 17. Okt. 1372 »*pro claviculis ad formas magiſtro II gr. ſol.*«

vom 17. bis 24. Okt. 1372 »*pro claviculis CCCCtis magiſtro ad formas VIII gr.*«

der Bauleitung ſelbſt beaufſichtigt werden. So erklärt ſich die Beſtimmung ganz natürlich, daſs, wenn *Raymund* mit ſeinen vier mitgebrachten Gehilfen nicht ausreiche, er einheimiſche Baumeiſter, bezw. Bauführer annehmen müſſe. Es wäre auch eine teuer erkaufte Kanonikatspräbende geweſen, ſelbſt wenn *Raymund* nur die Maurer- und Steinmetzarbeit zu bezahlen gehabt hätte. Denn, nehmen wir an, die Kathedrale hätte nur eine Million Mark gekoſtet — ein geringer Betrag für eine ſolche — ſo hätten die Maurer- und Steinmetzarbeiten ohne die Materialien mindeſtens 300000 Mark erfordert. War *Raymund* im Beſitz eines Vermögens von 300000 Mark, dann brauchte er ſich dafür nicht den Unterhalt eines Kanonikus einzutauſchen. Vor der rauhen Wirklichkeit zerſtieben auch die ſchönſten Steinmetzmärchen!

Warum beſchafft ſich aber der Biſchof von Urgel Baumeiſter aus der Lombardei? Die Lombarden haben im frühen Mittelalter als beſonders vorzügliche Baumeiſter gegolten. Damit kommen wir zu den romaniſchen Baumeiſtern Italiens.

2) Italien.

Zuvörderſt zeigt uns das Geſetzbuch des Langobardenkönigs *Rotharis*, geſtorben 652, daſs bei den Bauten ſchon damals eine »Unfallgeſetzgebung« beſtand und daſs es damals üblich war, ſich »*Comaciner*-Meiſter« für die Errichtung oder Erneuerung von Bauten anzunehmen. So leſen wir im Abſatz 144 folgendes: 170. *Comaciner*-Baumeiſter.

144. De magiſtros comacinos. Si magiſter comacinus cum collegantes ſuos cuiuscumque domum ad reſtaurandam vel fabricandam ſuper ſe placito finito de mercedes ſuſciperet, et contigerit aliquem per ipſam domum aut materium elapſum aut lapidem mori, non requiratur a domino, cuius domus fuerit, niſi magiſter comacinus cum conſortibus ſuis ipſum homicidium aut damnum componat; qui poſtquam in fabula firma de mercedis pro ſuo ſuscipit non inmerito damnum ſuſtinet.

145. De rogatos aut conductos magiſtros. Si quis magiſtros comacinos unum aut plures rogaverit aut conduxerit ad opera dictandum aut ſolatium diurnum preſtandum inter ſervûs ſuos, domum aut caſa ſibi facienda et contegerit per ipſam caſam aliquem ex ipſos comacinos mori, non requiratur ab ipſo cuius caſa eſt. Nam ſi cadens arbor aut lapis ex ipſa fabriga occiderit aliquem extraneum aut quodlebit damnum fecerit, non repotetur culpa magiſtris, ſed ille qui conduxit ipſe damnum ſuſteneat[148]).

(144. Ueber die *Comaciner*-Meiſter. Wenn der *Comaciner*-Meiſter mit ſeinen Genoſſen das Haus jemandes zur Wiederherſtellung oder zum Neubau nach geſchloſſenem Uebereinkommen über die Bezahlung übernimmt und es geſchähe, daſs jemand durch dieſes Haus oder einen heruntergefallenen Balken oder Stein ſtürbe, ſo ſoll es nicht von dem Bauherrn, deſſen es ſei, gefordert werden, wenn der *Comaciner*-Meiſter mit ſeinen Genoſſen die Tötung oder den Schaden nicht erſetzt; der auf Grund eines Lohnvertrages [den Bau] zu ſeinem Nutzen übernommen hat, trägt nicht unverdient den Schaden.

145. Ueber die herbeigerufenen oder herbeigeführten Meiſter. Wenn jemand *Comaciner*-Meiſter — einen oder mehrere — herbeiruft oder herbeiführt zum Entwerfen oder zur täglichen Hilfe unter ſeinen Hörigen, und es geſchähe, daſs durch dasſelbe Gebäude einer aus dieſen *Comacinern* ſtürbe, ſo wird nicht

---

vom 17. bis 24. Okt. 1372 »*pro plechonibus ſex ſexagenis XXIIII gr. quamlibet ſexagenam pro quator gr. computanto magiſtro ad formas ſol.*«

Ebenſo geht dies aus den Baurechnungen von Xanten (ſiehe: Beissel, a. a. O., S. 139, Anmerk. 1) hervor:

1397 »*pro uno cultello magiſtro Gerardo ad ſcindendas formas ligneas XI den.*«

1398 »*de lignis ad formas in Lutza* (Hütte) *ſcindendas.*«

1399 »*pro ſcindendis aſſeribus pro formis pilernorum faciendis.*«

1437 »*pro quibusdam aſſeribus, de quibus magiſter Gisbertus fecit formas ad ſculpendum lapides XVII kr. Item pro tribus aſſeribus, de quibus magiſter Gisbertus fecit formas ad ſtreefpylre VIII kr.*«

148) Siehe: *Monumenta Germaniae hiſtorica. Legum t. IV.* Hannover 1868. S. 33.

derjenige in Anspruch genommen, welchem das Gebäude gehört; denn, wenn der von diesem Bau fallende Balken oder Stein jemanden Fremden tötete oder irgend welchen Schaden thäte, so soll die Schuld nicht den Meistern auferlegt werden, sondern jener, welcher sie herbeirief, hat selbst den Schaden zu tragen.

Diese *Comaciner*-Meister traten also als Baumeister wie als Bauunternehmer auf, genau wie unsere heutigen Baumeister. Die Barbarei muss also durchaus nicht so gross und die Langobarden müssen durchaus nicht die schrecklichen Barbaren gewesen sein, wie sie geschildert werden. Allerdings bemühen sich heutzutage Italiener, diese »Lambarden« als eingeborene Römer, bezw. Italiker hinzustellen; dies ist jedoch irrig.

Die Gegenden um den Comersee lieferten seit dem VI. Jahrhundert für Oberitalien die Baumeister wie die Werkleute. Diese Bauleute und Baumeister zogen auch weit hinaus bis nach Deutschland und Spanien. Sie hiessen *Comacini*. Da diese Gegenden schon im VI. Jahrhundert dem Frankenkönig *Theoderich* unterthänig waren und nur vorübergehend den Langobarden unter *Alboin* anheimfielen, da sie ferner seit *Otto dem Grossen* immer zum deutschen Reich gehört haben — so nannten sich diese *Comacini* mit Vorliebe *Tedeschi*. Die Comacinernamen, die man in den Jahrhunderten vor dem Jahre 1000 auffinden kann, sind auch sämtlich deutsch: *Wuolvin*, *Rodpert*, *Guoto* u. s. w. Man kann behaupten und beweisen, dass auch nach dem Jahre 1000 diese *Tedeschi* die Hauptzüge der oberitalienischen Baukunst geschaffen haben; so zahlreich begegnet man ihnen. Nur ist dies in Deutschland bisher übersehen worden.

Solch ein *Comaciner* von den Seen war sicherlich *Jacopo Tedesco*, nach *Vasari* der Baumeister von *San Francesco* zu Assisi. Wir Deutsche haben es wahrlich nicht nötig, unseren Reichsdeutschen zu verleugnen, besonders wenn dies nur auf Grund einer irrigen Voraussetzung geschehen kann, wie solches *Thode* thut[149]).

Aus dem Abschnitt 145 geht auch hervor, wie die Lambarden arbeiteten, wenn sie nicht als Unternehmer auftraten. Man gab ihnen seine Hörigen als Bauarbeiter bei. Diese Hörigen betrieben die verschiedenen Handwerke; so gab es unter ihnen Zimmerleute, Maurer u. s. w. Zwischen diesen arbeiteten die *Comaciner*, d. h. natürlich, sie leiteten sie, legten den Bau an, gaben ihnen die nötigen Zeichnungen und beaufsichtigten, bezw., wenn nötig, lernten die »*Servus*« an. Hatten sie den Bau als Unternehmer übernommen, so müssen sie sich solche Hilfskräfte selbst besorgt haben.

Näheren Aufschluss geben weitere gesetzliche Bestimmungen, die sich aus der jüngeren Langobardenzeit, aus der Zeit des Königs *Liutprand* († 744), hinsichtlich der Bezahlung von *Comacinern* erhalten haben:

„*Item memoratorio de mercedes Comacinorum*[150]).

(I. De sala.)

CLVII. Si sala fecerit, reputet tegulas in solido uno numero sexcenti; si in solario, tegulas quadringenti in solidum unum vestitum: quia quindecim tegulas viginti pedes lebant.

(II. De muro.)

CLVIII. Si vero murum fecerit, qui usque ad pedem unum sit grossus, dupplicentur mercedes, et usque ad quinque pedes subquinetur; et de ipso muro vadat per solidum unum pedes ducenti viginti quinque: si vero macinam mutaverit, det pedes centum octoginta in solidum

---

149) Siehe: THODE, H. Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien. Berlin 1855.

150) Nach: NEIGEBAUR. *Edicta regum Langobardorum.* München 1855. S. 113.

unum, usque ad pedes quinque ſurſum, in longitudinem vero ter quinos per tremiſſe. Similiter et ſi murum dealbaverit, ſexcenti pedes vadat per ſolidum unum. Et ſi cum axes clauſerit et opera gallica fecerit, mille quingenti pedes in ſolido veſtito vadant.

Et ſi arcum volſerit, pedes duodecim vadat in ſolido uno.

Si vero materias capelaverit majores minores, capita viginti per tremiſſe; armaturas vero et brachiolas quinque ponantur pro uno materio.

(III. De annonam Comacinorum.)

CLIX. Tollat magiſtri annonam per tremiſſe uno ſegale modia tria, lardo libras decem, vino urna una, legumen ſextaria quattuor, ſale ſextario uno, et in mercedes ſuas repotet.

(IV. De opera.)

CLX. Similiter romanenſe ſi fecerit, ſic repotet ſicut gallica opera, mille quingentos pedes in ſolidos uno.

Et ſcias quia ubi una tegula ponitur, quindecim ſcindolas lebant; quia centum quinquaginta tegulas duo milia quingentas ſcindolas lebant. Et ſi maſſa funderit ſexenti pedes per ſolido uno.

(V. De caminata.)

CLXI. Si magiſtros caminatam fecerit, tollat per una tremiſſe uno. Et ſi abietarii cancellas fecerit, per ſolidos uno vadat pedes duodecim. Si vero peuma fecerit, quantos pedes habent tantas ſiliquas lebant. Et ſi carolas fecerit cum giſſo, det per tremiſſe carolas quattuor: et annonas ei non repotetur.

(VI. De marmorarios.)

CLXII. Si quis axes marmorareas fecerit, det per ſolidos uno pedes XV. Et ſi columnas fecerit de pedes quaternos aut quinos, det per tremiſſe columnas tres: annonas ei non repotetur.

(VII. De furnum.)

CLXIII. Si vero furno in piſile cum caccabos fecerit et poſtes tres aut quattuor habuerit, et cum pineam ſuam levaverit caccabos ducenti quinquaginta, ita ut pinea ipſa habeat caccabos viginti quinque, exinde tollat tremiſſe uno; e ſi quingentos caccabos habuerit, habeat duos tremiſſes; et ſi mille fuerint caccabi, tollat excinde mercedes tremiſſes quattuor.

(VIII. De puteum.)

CLXIV. Si quis puteum fecerit ad pedes centum, tollat excinde ſolidos XX; annonas ei non repotetur. Puteus autem de pedes XXXV ſolidos quattuor; puteus vero de pedes viginti ſex ſolidos tres; puteus autem de pedes duodecim, ſolidum unum: annonas ei non repotetur.

Explicit a Domno Liutprando Rege.“

1. Von der Sala-Arbeit.

157. Wenn er Sala-Arbeit machen ſoll, ſo rechne er für einen Solidus[151]) an Ziegeln der Zahl nach 600. Wenn im Söller, ſo 400 für einen vertraglichen Solidus, wobei 15 Ziegel 20 Fuſs bedecken.

2. Von dem Mauerwerk.

158. Wenn er aber Mauerwerk machen ſoll, welches bis einen Fuſs ſtark ſei, ſo ſoll der Lohn verdoppelt und bis zu 5 Fuſs verfünffacht werden.

Und von dieſem Mauerwerk gehen auf einen Solidus 225 Fuſs.

Wenn er aber Gerüſt vorhalten ſoll, ſo gebe er 180 Fuſs für einen Solidus, und zwar bis 5 Fuſs hoch; der Länge aber 15 Fuſs für einen Tremiſſis.

In ähnlicher Weiſe auch, wenn er die Mauer putzt, gehen 600 Fuſs auf einen Solidus.

Und wenn er mit Bohlen [Pfoſten] ſchlieſsen ſoll, gehen 1500 Fuſs auf einen vertraglichen Solidus.

151) Die Solidi ſind von *Konſtantin dem Groſsen* 330 nach Chr. eingeführt worden. Sie waren aus 23karätigem Gold und gingen 72 auf ein Pfund römiſch. — Semiſſes, Tremiſſes, Quadrantes und Siliquae waren $^1/_2$, $^1/_3$, $^1/_4$ u. $^1/_{20}$ Solidus. (Nach: Mittheilungen der K. K. Central-Commiſſion etc. 1871, S. 67.)

Und wenn er Bogen wölbt, ſo gehen 12 Fuſs auf einen Solidus.

Wenn er aber Balken zurecht ſchlagen ſoll, groſse oder kleine, ſo 20 Enden für einen Tremiſſis. Zangen aber und Kopfbänder werden fünf für einen Balken verlegt.

3. Ueber den Unterhalt der *Comaciner*.

159. Der Meiſter ſoll als Unterhalt annehmen für einen Tremiſſis 3 Maler Roggen, 10 Pfund Speck, 1 Urne Wein, 4 Sextarien Gemüſe, 1 Sextarius Salz und ſoll ſie auf ſeinen Lohn anrechnen.

4. Vom Dachwerk.

160. In ähnlicher Weiſe, wenn er römiſches Werk machen ſoll, ſo berechne er es wie galliſches Werk, 1500 Fuſs für einen Solidus.

Und wiſſe, wo ein Ziegel hingelegt wird, gehen 15 Schindeln hin, weil 150 Ziegel 2500 Schindeln erſetzen. Und wenn er Maſſa herſtellt, 600 Fuſs für einen Solidus.

5. Ueber den Kamin.

161. Wenn der Meiſter einen Kamin machen ſoll, ſo nehme er für einen ſolchen einen Tremiſſis. Und wenn er fichtene Schranken machen ſoll, ſo gehen 12 Fuſs auf einen Solidus. Wenn er aber *Peuma*[152]) machen ſoll, ſo gehen ſo viel Siliquen darauf, als ſie Fuſs hat. Und wenn er Karolen mit Gips machen ſoll, ſo gebe er für einen Tremiſſis 4 Karolen. Und der Unterhalt wird ihm nicht angerechnet.

6. Ueber die Marmorarbeiter.

162. Wenn jemand Marmortafeln machen ſoll, gebe er für einen Solidus 15 Fuſs. Und wenn er Säulen machen ſoll von 4 oder 5 Fuſs, ſo gebe er für einen Tremiſſis drei Säulen. Der Unterhalt wird ihm nicht angerechnet.

7. Ueber den Ofen.

163. Wenn er aber einen Ofen im Piſile mit Kacheln machen ſoll, und er 3 oder 4 Pfoſten haben und mit der Pinea 250 Kacheln enthalten ſoll, ſo zwar, daſs die Pinea ſelbſt 25 Kacheln haben ſoll, ſo erhalte er 2 Tremiſſis, und wenn es 1000 Kacheln ſein ſollen, nehme er als Lohn 4 Tremiſſis.

8. Ueber den Brunnen.

164. Wenn einer einen Brunnen machen ſoll bis 100 Fuſs, nehme er dafür 20 Solidi. Der Unterhalt wird ihm nicht angerechnet. Der Brunnen aber von 33 Fuſs 4 Solidi, der Brunnen aber bis 26 Fuſs 3 Solidi, der Brunnen aber von 12 Fuſs 1 Solidus; Unterhalt wird ihm nicht angerechnet.)

Der Beweis für die Richtigkeit dieſer Ueberſetzung würde hier zu weit führen. Er wird anderswo gegeben werden.

Ob dieſe *Comaciner*-Meiſter in die Nachbarländer zogen, um Arbeit zu ſuchen, könnte nach dieſen beiden Beſtimmungen zweifelhaft erſcheinen. Aus ſpäterer Zeit iſt uns jedoch ein Brief zweier Geiſtlicher an den Erzbiſchof von Mailand erhalten, welcher hierüber nähere Aufklärung giebt, wie dieſe *Lambarden* auch nach Deutſchland zogen, um dort Bauten auszuführen. *Ceſare Cantù* hat denſelben aufgefunden und *v. Pflugk-Harttung* ihn veröffentlicht[153]). Aus dem Briefe ſelbſt würde weder hervorgehen, aus welchem Lande und Orte er ſtammte, noch welchen Jahren er angehörte, wenn ſich nicht eine Reihe anderer Briefe derſelben Geiſtlichen und Antworten eines Domherrn *Martin* in Mailand an letztere in einer Abſchrift des XIV. Jahrhunderts erhalten hätten, in denen dieſer den beiden Namen die Bezeichnung zugefügt wäre: *presbyteri Ratisponenſes.* Der erſtere der beiden Geiſtlichen, *Gebhard*, iſt der Stifter des Kloſters St. Mang *(S. Magnus)* zu Stadtamhof gegenüber Regensburg[154]). Vielleicht handelt der Brief vom Bau dieſes Kloſters; er lautet wie folgt:

„O(berto), ſublimi eccleſie Mediolanenſis ſpeculatori P(aulus) et G(ebhardus) humiles contemplatores et amatores honoris ejus, zelo dei contra malignos et periuros vehementer ex-

152) *Pleuma id eſt palu de lugo* erklären es die *Gloſſae Cavenſes* (Pertz. *Legum t. IV*). (*Pleuma* oder *peuma* iſt ein Auftritt von Holz [?].)

153) *Iter Italicum* I, 477 ff.

154) Siehe Ratzinger's einſchlägige Aufſätze in: Hiſtoriſch-Politiſche Blätter, Bd. 110, S. 97 u. 187.

citati. Preſentium latorem, boni moris moralisque ſcientie ſpectabilem cultorem, tue pietati, preſul honoratiſſime, tuorumque civium commendamus honorificentie quatinus ſcuto bone voluntatis veſtre circumdatus nullam violentiam patiatur ab irreverentibus et inprovitis mendatiorum commentatoribus, veſaniſſimis periuriorum prefumtoribus. Teſtamur enim deum, non eſſe in conscientia noſtra, quod aliquam adversus eum habeant cauſam, preter ſolam invidiam, cui ſuperaddentes avaritiam, mentiuntur, nos adhuc ſibi debere talenti ſummam deo conscio nunquam promiſſam, forſitan, ut, dum nos mendaciis eorum non conſenſerimus, huic optimo viro peſſimam domi componant calumpniam. Quid enim ego Gebeardus, qui patrator operis eſſe videor, adeo mihi displicentibus promitterem, ut eos absque magiſtro venire nudis verbis contradicerem? Verumtamen impudentia eorum, me Rome poſito, venire preſumpſit, et quod tunc temporis permiſit, lapides aptare ceperunt, quibus ego ſuperveniens, nec loqui pre indignatione potui, ſed a fratribus cohibitus vix me ab eorum repulſa cohercui et lapides quidem cedere permiſi, ſed a muro faciendo penitus inhibui. Nam et priori anno me ſefellerunt adducentes mihi magiſtrum, quaſi a domino Martino miſſum. Tandem perſuaſus, in bono vincere malum, adiunxi eos diviti abbatiſſe habenti opus magnum ſed planum, ut et illis proficerem et abbatiſſam non deciperem. Verumtamen hoc torquet eos, quod noſtrum opus, non longe ab eis poſitum, ab omnibus laudatur, et aliquid erroris in illo denotatur. Poſt hec, ſicut in aliis litteris ſcripſimus, amplius me placare volentes, poſuerunt manus ſuas ſuper ſanctorum reliquias, et ſicut adhuc teſtes habeo, iuraverunt ſe nunquam vel operi noſtro vel operariis noſtris nocituros. Quod quia transgreſſi et exleges facti ſunt, magis compellendi ſunt ad veracem penitentiam, quam admittendi ad fallacem audientiam. Flagitamus autem, ut, quod de his ſcribendum eſt, Cumano ſcribas episcopo iunctisque civium tuorum legationibus hunc commendatum noſtrum apud illumque tutum facias ab omni malo. Venerabilis presbiter Artungus, quem in nova celebritate ſpecialis patroni noſtri confeſſoris Dedelrici ſuscepimus, ſimul et devotus et egrotus gratiam tue benedictionis expectat. Deus omnis gratie confirmet te in eterna beatitudine[155]).“

(An *Obert*, den erhabenen Hüter der Mailänder Kirche von *Paul* und *Gebhard*, den demütigen Betrachtern und Liebhabern ſeiner Ehre, die durch den Eifer Gottes gegen die Böſen und Meineidigen heftig aufgebracht ſind. Den Ueberbringer des Gegenwärtigen, einen Mann von guten Sitten und achtungswerten Pfleger der Wiſſenſchaft, empfehlen wir deiner Liebe, allerehrwürdigſter Biſchof, und der Achtung deiner Bürger ... daſs er, gedeckt mit dem Schilde eures guten Willens, keine Gewaltthätigkeit erleiden möge von den unehrerbietigen und unbedachtſamen Anmaſsungen meineidiger Menſchen. Wir nehmen nämlich Gott zum Zeugen, daſs wir uns nicht bewuſst ſind, daſs ſie irgend welche Urſache gegen ihn haben, auſser den alleinigen Neid, dem ſie den Geiz hinzufügen und lügen, daſs wir ihnen noch den Betrag eines Talents ſchuldeten, den wir ihnen, Gott weiſs es, nie verſprochen haben, vielleicht um, wenn wir ihren Lügen nicht Glauben ſchenken möchten, gegen dieſen wackeren Mann zu Hauſe die ſchlimmſten Verleumdungen zu erdichten. Was hätte ich, *Gebhard* nämlich, der ich für den Urheber des Baues betrachtet werde, dieſen Leuten, die mir ſo ſehr miſsfallen, verſprechen ſollen, da ich ihrer Behauptung ſofort mit nackten Worten widerſprochen habe, daſs ſie vom Meiſter kämen? Gleichwohl haben ſie ſich in ihrer Unverſchämtheit angemaſst, da ich in Rom war, hierher zu kommen, und ſoweit es damals die Zeit erlaubte, haben ſie angefangen, die Steine herzurichten. Als ich ſie dabei traf, habe ich vor Entrüſtung nicht einmal ſprechen können; aber gehindert von den Brüdern habe ich mich kaum bezwungen, ſie nicht abzuweiſen, und habe ich ihnen zwar erlaubt, die Steine zu brechen; aber das Mauerwerk aufzuführen, habe ich ihnen durchaus verboten. Denn auch im vergangenen Jahre hatten ſie mich getäuſcht, indem ſie mir einen Baumeiſter mitbrachten, als wäre er von Herrn *Martin* geſchickt. Zuletzt überzeugt, im Guten das Schlechte zu überwinden, habe ich ſie einer reichen Aebtiſſin zugeführt, die einen groſsen, aber einfachen Bau hatte, um ihnen ſowohl zu nützen, wie ich die Aebtiſſin nicht betrogen habe. Trotzdem wurmt ſie es, weil unſer Bau, nicht weit ab von ihnen, von allen gelobt wird, während bei jenem Fehler getadelt werden.

Darauf, wie wir in einem Briefe geſchrieben haben, wollten ſie mich wieder gnädig ſtimmen, legten die Hände auf die Reliquien der Heiligen und beſchworen, wofür ich jetzt noch Zeugen habe, niemals wieder unſerem Bau, noch unſeren Bauleuten zu ſchaden. Weil ſie dies nun übertreten haben und dem-

155) Das Original dieſer Urkunde befindet ſich im *Archivio Capitulare di Sant' Ambrogio* zu Mailand und ſtammt aus der Zeit zwiſchen 1146 und 1150.

nach gesetzlos geworden sind, sind sie eher zu einer wahrhaften Busse zu zwingen, als zu einem trügerischen Verhör zuzulassen. Wir bitten aber dringend, dass du über das, was über sie zu schreiben ist, dem Bischof von Como schreibst und in Verbindung mit einer Abordnung deiner Bürger diesen unseren Schützling vor jeder Gewaltthat sicherst. Der ehrwürdige Priester *Hartung*, den wir an dem neulich gefeierten Feste unseres besonderen Schutzheiligen, des Bekenners *Dedelrich*, aufgenommen haben, erwartet so ergeben wie krank die Gnade deines Segens. Der Gott aller Gnaden stärke dich zu ewiger Seligkeit.)

Wir sehen aus dem Wortlaut, dass das Erscheinen der lombardischen Bauleute diesseits der Alpen nichts Ungewöhnliches war und dass diese hier aus der Diöcese Como stammten. Dieser Brief dürfte jeden Zweifel über den Namen *Comaciner* beheben. Es waren thatsächlich Leute aus Como, welche als Bauleute in die Welt zogen, wie wir sie schon 500 Jahre vorher im Gesetzbuch des Königs *Liutprand* beschrieben gefunden haben. Dieser Brief zeigt aber auch, dass die *Comaciner* sowohl Baumeister, als Bauhandwerker in sich schlossen und dass sowohl einzelne Baumeister, wie der hier empfohlene, als auch einzelne Gesellschaften von Bauhandwerkern in die Fremde gingen.

Uebrigens scheint der Briefschreiber den Leuten das »Zubereiten der Steine« nicht bezahlt zu haben; denn er erwähnt nichts davon. Und so wird die Forderung der Leute durchaus nicht so ungerechtfertigt gewesen sein. Auch heutzutage glaubt der Bauherr nichts schuldig zu sein, solange er nicht das Gebäude selbst dastehen sieht.

Ob die *Lapides* Ziegelsteine oder Hausteine sind, dürfte nicht sicher zu entscheiden sein; da *lapides caedere* sowohl Steine brechen, wie Steine schneiden bedeuten kann. Im ersteren Falle würde es sich um Werksteine handeln, im letzteren Falle vielleicht um Ziegel, die nach italienischer Weise anscheinend mit dem Messer aus flachen Lehmkuchen herausgeschnitten wurden. Man findet jedoch in Regensburg an den alten Bauten nirgendwo Ziegelsteine.

Wenn auch die Art der Steine aus diesem Brief nicht erhellt wird, so haben wir doch gesehen, dass die *Comaciner* den Ziegelbau und die Ziegelbereitung kannten, so dass eine solche *Comaciner*-Truppe oder solche *Comaciner*-Baumeister den Ziegelbau jederzeit wieder nach Bayern einführen konnten, sollte er dort je erloschen gewesen sein.

Das Vorhandensein dieser *Comaciner*-Baumeister erweist auch, dass die Baukunst weder vor dem Jahre 1000, noch nach demselben vorzugsweise oder gar ausschliesslich in den Händen der Geistlichen gelegen hat.

Wenn aber in den alten Kulturländern die Baukunst nicht in den Händen der Geistlichen und der Mönche, sondern in denjenigen der Laien lag, so ist auch kein Grund, ja nicht einmal die Möglichkeit abzusehen dafür, dass in den jeweiligen Missions- oder Kolonisationsländern, Westfalen, Sachsen, Thüringen, Altmark, Brandenburg u. s. w., die Baukunst durch die Geistlichkeit geübt worden wäre. Sie wird sich ebenso, wie sie Kolonisten nachgezogen hat, auch Baumeister aus der Heimat haben nachkommen lassen.

Dass sich unter den Laienbrüdern hin und wieder ein Baumeister befunden haben wird — Bauhandwerker natürlich häufig — ist selbstverständlich und ändert an der Sachlage nichts, dass, da solche Laienbrüder eben vorher Laien gewesen waren, die Baukunst wie das Kunst- und Baugewerbe in den Händen der Laien lag und somit die Kultur jener Zeiten eine völlig andere war, als man solches bisher angenommen hat.

Wir wissen aber obendrein aus den Urkunden, dass in den Klöstern gerade

die Kunſthandwerker und Handwerker Laien waren, nicht einmal Laienbrüder. Trotz alledem zählten ſie zur *Familia eccleſiae*. So ſteht in den »*Statuta antiqua Abb. S. Petri Corbeienſis*«[156]):

„*De laicis. Ad ſecundam cameram quattuordecim; ex his aurifices duo, carpentarii quatuor, medici duo. Iſti ſunt infra monaſterium.*“

(Von den Laien. Zur zweiten Kammer vierzehn; unter dieſen zwei Goldſchmiede, ein Pergamentarbeiter, drei Köhler [?], vier Zimmerleute, zwei Aerzte. Dieſe ſind unterhalb des Kloſters.)

Auch aus Zwiefalten wird das Gleiche berichtet[157]):

„*In ius noſtrum coemerint... ruriculae... vinitores... panifici, ſutores, fabri... ac mercatores, artiumque diverſarum vel operum executores.*“

(In unſeren Rechtsſchutz begaben ſich Ackerer, Winzer, Bäcker, Schneider, Schmiede und Kaufleute, ſowie die Betreiber der verſchiedenſten Künſte und Handwerke.)

Uebrigens ergiebt ſich aus dieſen, wie aus weiteren Urkunden, daſs die Handwerke zu aller Zeit, die hier behandelt wird, gerade ſo getrennt beſtanden wie heutzutage; insbeſondere herrſchte auch im Baufach völlige Einzelausbildung ſämtlicher Gewerbe und Kleinkünſte, wie der hohen Kunſt. Eher gab es mehr Sonderfächer als heutzutage. Die gegenteilige Anſicht iſt völlig unbegründet und dadurch entſtanden, daſs man ſämtliche lateiniſchen Bezeichnungen der Bauleute, ob *Carpentarius* oder *Magiſter fabrilis* oder *Caſarius* oder *Operarius* oder *Murarius* oder *Lapicida* oder *Caementarius* mit »Baumeiſter« überſetzt hat.

171. *Lanfrank* zu Modena.

Zu Modena ſollte der Dom erneuert werden. Bei *Muratori*[158]) findet ſich in der *Translatio St. Geminiani* folgende Nachricht darüber:

„*Anno itaque MXCIX ab incolis praefatae urbis quaeſitum eſt, ubi tanti operis deſignator, ubi talis ſtructurae aedificator inveniri poſſit; et tandem Dei gratia inventus eſt vir quidam nomine Lanfranchus, mirabilis aedificator cujus conſilio inchoatum eſt a populo Mutinenſi ejus Baſilicae fundamentum.*“

(Im Jahre 1099 daher wurde von den Einwohnern vorbeſagter Stadt geſucht, wo der Zeichner eines ſo groſsen Baues, wo der Ausführende eines ſolchen Bauwerkes gefunden werden könne. Und endlich iſt durch Gottes Gnade ein Mann, mit dem Namen *Lanfranchus*, ein wunderbarer Baumeiſter gefunden worden, auf deſſen Rat vom Modeneſer Volke der Grundſtein zu ſeiner Baſilika gelegt worden iſt.)

Man war ſich alſo um 1099 in Modena ſehr wohl bewuſst, daſs nicht jeder beliebige Laie oder Mönch einen Dom errichten könne, daſs man auch nicht jedweden Baubefliſſenen ein ſolches Kunſtwerk übertragen dürfe, ſondern pflichtgemäſs Umſchau nach den beſten Kräften halten müſſe; ja man weiſs ſogar, daſs dieſer Dom erſt gezeichnet werden muſs, ehe er gebaut werden kann.

Zu Modena betrachtete man es als eine Gnade Gottes, endlich einen tüchtigen, einer ſolchen Aufgabe gewachſenen Baumeiſter gefunden zu haben. Heutzutage iſt er in den Kreiſen der Liebhaber der mittelalterlichen Kunſt eine läſtige Notwendigkeit, der gegen das Einſtürzen des Baues, für den Aerger mit den Unternehmern, für die Einhaltung des Anſchlages gut und leider nötig iſt. Für die Kunſt iſt er überflüſſig; die beſorgt der gelehrte Kunſtkenner mit Hilfe der alles beſſer wiſſenden Kunſthandwerker. Und dieſen iſt »unter dem Krummſtab gut leben«. Alle dieſe für die Kunſt ſo ſchlimmen Misſtände hat die irrige Anſicht groſs gezogen, daſs im Mittelalter Geiſtliche und Steinmetzen die Kunſtwerke geſchaffen hätten; ihr verdanken wir die Miſsgeburten der neuen Gebäude, wie die ſo traurigen Wiederherſtellungen alter. Man kann im Intereſſe der Kunſt und der Kunſtwerke gar nicht nachdrücklich genug gegen dieſe Irrtümer vorgehen.

Auch der Baumeiſter dieſer romaniſchen Kathedrale zu Modena war kein Geiſtlicher. Am Chor hat ſich auſsen folgende Inſchrift über ihn erhalten[159]):

156) In: D'Achéry. *Spicil.* IV, 1. Paris 1723.

157) Siehe: *Ortliebi de fundatione monaſterii Zwifaltenſis libri II* in: *Monumenta Germaniae hiſtorica, Scriptores X.* Hannover 1852. S. 77.

158) Siehe: Muratori. *Rerum italicarum*; *Scriptores*. Mailand 1725. Bd. VI, S. 90.

159) Siehe: Zimmermann, M. G. Oberitaliſche Plaſtik im frühen und hohen Mittelalter. Leipzig 1897. S. 37 u. 36.

[illegible]

[illegible] ist eine [illegible] Ferner [illegible] Jahre nach [illegible]

[illegible] uns eine Inschrift links über dem [illegible]

[illegible]

[illegible] an den [illegible] zur Zeit [illegible] der Fleischwerdung [illegible] wird [illegible] Baumeister möge [illegible]

Der Baumeister von *Sta Maria Maggiore* in Bergamo ist durch eine Inschrift [illegible] dem Namen nach bekannt.

[illegible] *III* [illegible] per *Magistrum Fredum* [illegible]

Die [illegible] Kirche wurde im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1137 unter dem Papst [illegible] durch den Magister *Fredum* gegründet.)

Die Inschrift an *San Zeno* zu Verona lautet wie folgt:

A. [illegible] INCARNACIONIS. M. C. LXXVIII. INDICIONE XI. TemPoRIBUS [illegible] ALEXANDRI PaPae. III. ATQue.

Dom. I FRIDERICI IMPeRatoriS ET DomINI OmnEBONI VERONensis EPiscopI. [illegible] GIRARDUS. Dei GRAtia VENERABILIS ABBas MONAS. TERII SanCtI ZE[illegible] INTer ALIA PLURIMA QUE CONTULIT MONASTERIO BENEFICIA EIUSDEm.

ECCLesiE CAmPANILE DECENTEr EXORNARI ET BALCONES NOVOS SUPer BALCONES VETERES ELEVARI DEINce CAPITELLUM MIRABILITER ConSTRUCTUm UT [illegible] MANIFESTE APPA[illegible]

FECIT CUM SUIS FRatriBus [illegible] COADIUVANTIBUS SALOMONE ATQUE [illegible] OPERIS.

[illegible] RELIGIOSIS VIRIS. QUOD OPUS A MAGISTRO MARTINO FACTUM [illegible]

ET [illegible] AmPLIUS ConSTITIT LIBRIS. EOQue ANNO PAX INTer ECCLesiAm ET IMPeRatoriM Est REFORMATA. A. RESTAURA

TIONE VERO IPSIUS CAmPANILis. ConFLUXERAnt ANnI. LVIII. A. RENOVATIONE AUTem ET ECCLesiE AUGMenTATIONE. XL.

(Im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1178 in der 11. Indiction zur Zeit des Herrn *Alexander III.* und des Herrn Kaisers *Friedrich* und des Herrn *Omnebonus*, Bischofs von Verona, liefs Herr *Girard*, durch Gottes Gnade der ehrwürdige Abt des Klosters *San Zenone*, unter anderen vielen Wohlthaten, welche er dem Kloster erwies, mit feinen Brüdern den Turm diefer Kirche fchön verzieren und neue Stockwerke auf den alten aufführen, ferner den Helm wunderbar herftellen, fo wie es allen nun vor Augen ift, mit der Hilfe von *Salomo* und *Reinold*, den *Maffarii* diefes Baues, und anderen frommen Männern. Diefer Bau ift vom Magifter *Martin* aufgeführt worden, und er hat 500 und mehr Pfund gekoftet. In demfelben

[illegible]) MERZARIO, *I maestri Comacini Storia artiftica di mille duecento anni (600—1800)*. Mailand 1893. I, S. 267.

Jahre iſt der Friede zwiſchen der Kirche und dem Kaiſer wieder hergeſtellt worden. Von der Wiederherſtellung dieſes Turmes aber waren verfloſſen 58 Jahre, von der Erneuerung und Vergröſserung der Kirche aber 40 Jahre.)

Die oberen Stockwerke des Turmes ſtammen alſo von 1120, das Schiff von 1138.

Dieſe Inſchrift iſt nach jeder Richtung lehrreich. Sie giebt genau alle am Bau Beteiligten ihrem Stande und ihrer Bauverrichtung nach wieder. Der Abt iſt aufgeklärt und enthaltſam genug, nicht zu ſchreiben, daſs er die Kirche erbaute, ſondern daſs er ſie erbauen lieſs, und zwar nicht bloſs er allein, ſondern er zuſammen mit ſeinen Brüdern. Gewöhnlich ſind ſolche Bauherren, wie geſagt, ſo von ihrer alleinigen Thätigkeit überzeugt, daſs die Formel einfach lautet: Der Abt baute ... Ferner läſst er die Kirche unter Beihilfe der beiden *Maſſarii Salomon* und *Raynold* erbauen. Dieſes ſind die beiden Bauverwalter.

Das Wort »*Maſſarii*« kehrt häufig als Bezeichnung für die Verwalter der Güter und Einkünfte von Kloſtergemeinſchaften wieder. Es bedeutet dasſelbe, was anderwärts *Operarius* beſagt, wohl nur mit dem Unterſchied, daſs die letztere Bezeichnung mehr die Verwaltung der Baugelder hervorhebt. Es wird aber grade ſo falſch verſtanden und überſetzt wie *Operarius*.

Auch andere fromme Männer — wahrſcheinlich der umwohnenden Gemeinde — haben ihre Dienſte nicht vorenthalten. Der Baumeiſter dagegen iſt Magiſter *Martin*; er hat dieſen Bau, der 500 Pfund und mehr gekoſtet hat, aufgeführt. — Der thatſächliche Hergang iſt alſo richtig dargeſtellt, ohne den einen, den Bauherrn, deſſen Arbeit meiſtens gering iſt, lobpreiſend zu erheben und den wirklichen Arbeiter, den Künſtler, in unehrenhafter Weiſe zu verſchweigen. Ob Magiſter *Martin* den Bau nicht bloſs als Architekt geleitet, ſondern denſelben auch als Unternehmer ausgeführt hat, bleibt offen. Jedenfalls war auch der Baumeiſter dieſer hervorragenden romaniſchen Kirche kein Geiſtlicher.

174. *Briolotus* zu Verona.

Zum Schluſs iſt noch eine recht überſchwengliche Inſchrift im Inneren der Kirche an der Südwand vorhanden, welche *Briolotus* preiſt, den Baumeiſter, der die groſse Roſe in der Vorderfront geſchaffen hat.

QVISQue BRIOLOTUm LAUDET QUIA DONA MERETUR |
SUBLIMIS HABET ARTIFICEm COMENDAT OPUS TAm RITE POLITUM |
SUmmum NOTAT EssE PERITUm. HIC FORTUNE FECIT ROTAM SuPer Ecclesiam |
CUIus PRECOR TENE NOTAM ET VERONE PRIMITus BALNEUM LAPIDEUM IPSE DESIGNAUIT UNDE TURBA FORTITER |
POSSIDEAT PRECIBus IUSTORUM REGNA BEATA. IN QUIBUS Vita PARATA ISTE VEneRENDUS HOmo NIMIUM QUEM FAMA DECORAT QUIA LUCIS IN aEDE LABORAT.

(Jeder lobe *Briolotus*, weil er Belohnung verdient. Der Himmel hat den Künſtler; ſein Werk, das ſo richtig gearbeitet iſt, empfiehlt den Künſtler; es zeigt ihn als höchſt erfahrenen. Hier machte er das Glücksrad oben an der Kirche, das du, ich bitte dich, beachten mögeſt. Auch zeichnete er ſelbſt zuerſt in Verona das ſteinere Bad, aus dem heraus eine ganze Schar ſo kühn, kraft der Bitten der Gerechten, hingelangen möge zum Reiche der Seligkeit, in dem das Leben bereitet iſt. Fürwahr: ein verehrungswerter Menſch, den überſchwenglich die Nachwelt feiert; denn ſeine Arbeit iſt im Tempel des Lichtes.)

Um das Rad ſelbſt ſteht folgender Vers:

„*En ego Fortuna moderor mortalibus una*
Elevo depono bona cunctis vel mala dono.“
(Ich das Glück, zügele die Sterblichen alle zuſammen;
Ich erhebe und ſtürze, gebe allen das Gute oder das Böſe.)

Die Anerkennung, welche der Baumeister für seine wirklich schön entworfene und vorzüglich ausgeführte Halle erhalten hat, läßt nichts zu wünschen übrig. Sie zeugt in vielen Beziehungen für diese Lehre sprechen. Auch er führt keinen geistlichen Titel.

3. Deutschland.

Zu Aachen.

Gleich der älteste und ehrwürdigste Bau Deutschlands, das Münster *Karl des Großen* zu Aachen, hat einen Laien zum Baumeister: *Odo* von Metz. In einer Handschrift der Kaiserlichen Bibliothek zu Wien aus dem X. Jahrhundert findet sich folgende:

„*Infra capellam scripsimus: Ingenium Odonis Metensis civis hanc Karolus Caesar magnus insigni opere fecit. Odo magister exstitit. Metensi fuit in urbe patratus*[161]."

„Unter der Kapelle sind geschrieben: Diese dem Münster hervorragende Halle errichtete der große Kaiser Karl. Der berühmte Meister Odo führte sie aus; in der Stadt Metz erzogen, ruht er daselbst."

Zu Utrecht.

Ein friesischer Baumeister *Pibo* »*Latomus peritissimus*« ermordete 1099 den Erzbischof *Konrad* von Utrecht, welcher ihn betrogen hatte.

„*... Conradus Trajectensis episcopus ... a quodam Frisio crudeliter interfectus est. Cujus interfectionis ista fuit occasio. Cum idem episcopus in quadam parte civitatis paludinosa monasterium canonicorum aedificare incepisset et propter humidum locum graves sumptus impendere oportuisset, adfuit inter alios Frisius quidam latomus peritissimus, nomine Pibo, qui sub interpositione capitis se quadam arte occulta ad celebrandum episcopi conjugium posse in eodem loco promisit. Sed cum immoderatam super his pecuniam, episcopus suggerente praeposito largiri muneribus suum ipsius Piboni circumvenit et arcanum hujus artis discens ab eo mox inchoatam ecclesiam sine ulteriori magisterio perfecit. Quamobrem idem Frisius magnam adversus episcopum invidiam concipiens, occidere eum cogitavit quod et crudelissime perfecit*[162])."

„*Konrad*, Bischof von Utrecht, wird von einem Friesen getötet. Die Ursache seiner Ermordung war folgende: Als dieser Bischof in einem sumpfigen Teile der Stadt ein Kloster zu erbauen befohlen hatte und wegen des sumpfigen Bodens den Grund nicht legen konnte, war unter anderen ein sehr erfahrener friesischer Baumeister mit Namen *Pibo* dabei, welcher unter Verpfändung seines Kopfes die Kirche durch irgend eine geheime Kunst nach dem Wunsche des Bischofs an diesem Ort zu bauen versprach. Aber da er überdies ungemessenes Geld verlangte, so umgarnte der Bischof unter Verheimlichung seiner Absicht den Sohn jenes *Pibo* mittels reicher Geschenke und erfuhr von ihm das Geheimnis jener Kunst. Bald vollendete er die angefangene Kirche ohne weitere Bauleitung. Deswegen erfaßte den Friesen großer Zorn gegen den Bischof, und er trachtete danach ihn zu töten, was er auch auf das grausamste ausführte."

177. *Richolf* z. Bamberg.

Der Baumeister eines Klosters des heil. *Otto*, Bischofs von Bamberg und Apostels der Pommern, war ein Laie. Im Nekrologium des Klosters auf dem St. Michaelsberge zu Bamberg findet sich folgende Eintragung um 1121:

„*3 N. Mart.*
Richolfus laicus.
Hic est qui edificavit monasterium nostrum sub domno Ottone episcopo[163])."

(Dritte Nonen des März.
Richolf Laie.
Dieser ist es, welcher unsere Kirche erbaute unter dem Herrn *Otto*, dem Bischof.)

178. *Enzelin* zu Wurzburg

Ueber einen hervorragenden Würzburger Baumeister um 1133 hat sich folgende Urkunde erhalten:

[161]) Siehe: JAFFÉ, P. *Monumenta Carolina*. Berlin 1867. S. 536.
[162]) Siehe: *Chronicon insigne Monasterij Hirsaugiensis, Ordinis S. Benedicti, per Joannem Trithemium*. Basel 1559. S. 121.
[163]) Siehe: JAFFÉ, P. *Monumenta Bambergensia*. Berlin 1869. S. 563.

„In nomine Sanctae et Individuae Trinitatis. Ego Embricho quocunque ipſius Nutu Eccleſiae Wirceburgenſis Epiſcopus, omnibus credentibus in Chriſtum tam futuris, quam praeſentibus et ſpecialiter Cariſſimis Filiis noſtris Wirceburgenſium Clero et Populo aeternam precordialiter ſalutem opto. Cum Majoris Eccleſiae noſtrae tectum propter annoſam vetuſtatem jam penitus dilapſum eſſet, et jam caſum Ruinamque minitaretur, ſollicite cogitavimus, quomodo et hoc malum declinare, et totum monaſterium in melius reformare poſſemus, et quia bonis ſemper ſtudiis Deus preſto eſt acclamantibus omnibus civibus noſtris aſſignatus eſt nobis vir bonus, qui et praeclari operis pontem nobis fecit, Enzelinus Laycus, cui Nos in reparanda et ornanda Eccleſia noſtra curam et Magiſterium dedimus, pulchro ſatis et felici ordine, ut qui Pontem et viam ad Monaſterium fecerat, ipſe quoque per inſtauratum Monaſterium ad Regale confcenderet, hoc eſt ad celeſte Palatium; ſi quis igitur cum Propheta decorem Domus Dei diligat, ut Prophetae mercedem accipiat, minutum quod a vidua oblatum et a Domino, laudatum eſt, prudenter attendat, et ita quisque de ſua Facultate libenter ad hoc opus offerat, ut in Domo Dei decoram manſionem pro ſua oblatione recipiat. Ut autem praedictus vir Bonus Enzelinus libentius hujus operis curam gereret, capellam, quam ipſe in ſuburbio noſtro Bleichaha conſtruxerat, liberam noſtra auctoritate fecimus et a Parochia, ad quam pertinebat, ita conſilio Fratrum abſolvimus, ut populus, qui circa eandem Eccleſiam habitat, proprium inibi Sacerdotem, et tam Baptismum, quam Sepulturam in perpetuam habeat; ſed et ipſe Sacerdos nummos, qui miſſales vocantur, ita annuatim colligat, ut duplam eorum partem Fratribus Majoris Eccleſiae in cena Domini offerat, et tertiam partem ſibi ipſe retineat, nullum Reſpectum ad quemcunque habeat, niſi ut a Decano Majoris Eccleſiae primitus inveſtiatur, et de manu Epiſcopi Donum altaris accipiat et cum caeteris presbyteris Archidiacono noſtrae civitatis obediat. Omnem igitur vicum, qui inter Flumen Moganum et illam ſtratam interjacet, quae a muro civitatis ducit ad Molendinum Abbatis de S. Stephano, illum inquam vicum omnesque ejus habitatores in poſterum eidem Eccleſiae adterminavimus, nihilominus Praefecti Enzelini petitionibus annuentes, ut nullus in eadem Eccleſia Sacerdos ſit, niſi ille, qui Populo ejusdem Eccleſiae per ſe ipſum praeeſſe velit, nullusque alius niſi de cognatione Enzelini presbiter in perpetuum ibi conſtituatur, niſi forte qui ſit in illa cognatione inveniri non poſſit, et quod hoc omne ſalubri conſilio et ex caritate fecimus, praeſentem cartam ita ſigillo noſtro et Banno firmavimus, ut illum caritatis aeternitas nesciat, qui eam violare aut temere immutare praeſumat. Hujus rei Teſtes ſunt: Otto Praepoſitus. Babo Decanus. Hertuvicus. Gebehardus. Sigefridus. Bruno. Cunardus. Buchardus. Berngerus. Wicgnandus. Emicho. Laici: Godeboldus, Comes Rupertus et Filius ejus Gerwicus. Facta autem ſunt haec Anno ab Incar. Domini MCXXXIII Indict. VII. Regnante Glorioſo Romanorum Rege Lothario hujus nominis II. anno regni ejus IX[164]*).“*

(Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreieinigkeit. Ich, *Embricho*, unter aller Zuſtimmung Biſchof dieſer Würzburger Kirche, wünſche allen Gläubigen in Chriſto, den zukünftigen wie den gegenwärtigen und beſonders unſeren geliebteſten Söhnen, der Geiſtlichkeit und dem Volke der Würzburger, von Herzen ewiges Heil. Da das Dach unſeres Domes wegen der Schäden des Alters faſt völlig verfallen war und einzuſtürzen und zuſammenzubrechen drohte, ſo haben wir eingehend nachgedacht, wie wir auch dieſes Uebel abwenden und das ganze Münſter in beſſeren Zuſtand verſetzen könnten. Und da Gott gutem Trachten immer hilft, ſo iſt uns durch den Zuruf aller unſerer Bürger ein guter Mann bezeichnet worden, welcher uns auch die Brücke in hervorragender Art gebaut hat, der Laie *Enzelin*, dem wir die Verwaltung und die Bauleitung für die Wiederherſtellung und Ausſchmückung unſerer Kirche übertragen haben in genugſam ſchöner und beſonders reicher Weiſe, ſo daſs der, welcher Brücke und Weg zur Kirche hergeſtellt hat, ſelbſt auch durch die Wiederherſtellung der Kirche zum königlichen Palaſte, d. h. zum himmliſchen Palaſte, emporſteige. Wer daher mit dem Propheten die Zierde des Hauſes Gottes liebt, möge, damit er den Lohn des Propheten empfängt, das Scherflein, welches die Witwe dargebracht hat und von Gott gelobt worden iſt, in kluger Weiſe bringen, und ſo jeder nach ſeinem Vermögen freigebig zu dieſem Bau beitragen, damit er im Hauſe Gottes geziemende Wohnung für ſein Geſchenk erhalte. Damit aber der vorbeſagte Mann, *Enzelin*, deſto lieber die Verwaltung dieſes Baues führe, ſo

164) Siehe: Archiv des hiſtoriſchen Vereins für den Unter-Mainkreis, Bd. IV, Heft 1, S. 8.

haben wir die Kapelle, welche er ſelbſt in unſerer Vorſtadt Bleichaha erbaut hatte, durch unſere Kraft frei gemacht und von der Pfarrei, zu der ſie gehörte, ſo auf den Rat der Brüder abgelöſt, daſs das Volk, welches um dieſe Kirche wohnt, daſelbſt einen eigenen Prieſter und ebenſo Taufe wie Begräbnis für immer habe; daſs aber dieſer das Geld, welches Meſsgeld genannt wird, jährlich ſo ſammelt, daſs er zwei Anteile davon den Brüdern der Domkirche am Abendmahl des Herrn bringe und den dritten Teil ſich ſelbſt behalte, ohne Rückſicht auf irgend einen, ſei es, daſs er vom Dekan der Domkirche zuerſt inveſtiert werde oder von der Hand des Biſchofs das Geſchenk des Altars erhalte oder mit den übrigen Prieſtern dem Archidiakon unſerer Stadt gehorche. Der ganze Stadtteil daher, welcher zwiſchen dem Main und jener Straſse liegt, welche von der Stadtmauer zur Mühle des Abtes von *St. Stephan* führt, dieſen Stadtteil, ſage ich, und alle ſeine Einwohner haben wir für die Zukunft dieſer Kirche umgrenzt. Nichtsdeſtoweniger ſtimmen wir den Bitten des Vorſtehers *Enzelin* zu, daſs kein Prieſter in dieſer Kirche ſei, auſser dem, von welchem er ſelbſt wolle, daſs er dem Volke vorſtehe, und daſs kein anderer als aus der Verwandtſchaft *Enzelin*'s jemals als Prieſter daſelbſt angeſtellt werde, auſser daſs in ſeiner Verwandtſchaft zufällig keiner ſei. Dies alles haben wir mit heilſamer Ueberlegung und aus Liebe gethan und daher die gegenwärtige Urkunde mit unſerem Siegel und Banne bekräftigt, daſs jenen die ewige Liebe nicht kenne, der ſie zu verletzen oder freventlich zu verändern ſich erkühne. Deſſen ſind Zeugen: *Otto*, Propſt; *Babo*, Dechant; *Hertwig*, *Gebhard*, *Siegfried*, *Bruno*, *Kunard*, *Buchard*, *Berngер*, *Wignana*, *Emich*. Laien: *Godebold*, Graf *Rupert* und ſein Sohn *Gerwig*. Geſchehen iſt dies aber im Jahre von der Fleiſchwerdung des Herrn 1133 in der ſiebenten Indiktion, unter der Regierung des ruhmreichen Königs der Römer, *Lothar*, dieſes Namens der Zweite. . . . Im neunten Jahre ſeiner Regierung.)

In welchem Anſehen der Baumeiſter *Enzelin* ſtand, daſs er ein reicher Mann war, daſs er Brücken, Straſsen und Kirchen baute, zeigt dieſe Urkunde genugſam.

179. *Wernher* zu Prag.

In Böhmen findet ſich hinſichtlich des Baumeiſters der Kirche des Damenſtiftes *St. Georg* auf dem Hradſchin zu Prag vom Jahre 1142 folgende Nachricht:

„Hac auditione per ſpiritum ſanctum commonitae clauſtrum viſitant, eccleſiam luſtrant, altaria inſpectant, et maxime reliquias ſanctae Ludmilae patronae ſuae cum lacrimis quaeritant accerſito Wernhero lapicida et caementario, ut inter ſaxa et titiones requirat, ſollicitant. Ecce volente deo Wernherus ſarcophagum incorruptum nec igne tactum reperit, ad dominas laetus rediit, et prae gaudio remunerationem poſtulans, laetitiam nunciavit . . .

Nec hoc quoque praetereundum eſt, quod mirabile et in ſeculis praedicandum furtum Wernheri declaratur, qui ablata latenter parte corporis beatae Ludmilae, athletae Chriſti, repatriat, ad conſtruendum teplum (!) deo duos conducit, qui coepto opere mortui ſunt, in ſequenti enim alii duo, in tertio ipſemet defunctus eſt. Hiis viſis filius eius iuſſu vicinorum propinquorumque Bohemiam intrat, Gervaſio, cancellario, conſanguineo ſuo, geſta replicat, per quem ammonitus ablata eccleſiae reddidit, in nomine domini noſtri Jeſu Chriſti, cui eſt honor et gloria in ſecula ſeculorum. Amen[165]).“

(Durch dieſes Gerücht vom heiligen Geiſt ermahnt, beſuchen ſie das Kloſter, durchſpähen die Kirche, beſichtigen die Altäre und ſuchen beſonders die Reliquien der heiligen *Ludmila*, ihrer Schutzheiligen. Nachdem ſie den Steinmetz und Baumeiſter *Wernher* herbeigeholt haben, bitten ſie ihn, zwiſchen den Steinen und Feuerbränden zu ſuchen. Und ſiehe da, *Wernher* findet, wie Gott wollte, den Sarg unverletzt und vom Feuer unberührt. Er kehrt froh zu den Damen zurück, und indem er vor Freude Belohnung verlangt, meldete er die frohe Angelegenheit. . . . Auch das darf nicht übergangen werden, wie wunderbar und den Jahrhunderten zu predigen der Diebſtahl *Wernher*'s an das Licht gebracht wurde. Er hatte heimlich ein Stück des Körpers der heiligen *Ludmila*, der Streiterin Chriſti, weggenommen und war nach Hauſe gezogen. Um den Tempel Gottes zu erbauen, brachte er zwei mit ſich, welche nach Beginn des Baues geſtorben ſind; im folgenden Jahr zwei weitere; im dritten ſtarb er ſelbſt. Als man das geſehen hatte, geht ſein Sohn auf das Geheiſs der Nachbarn und Verwandten nach Böhmen, erzählt das Geſchehene ſeinem Verwandten, dem Kanzler *Gervaſius*, der ihn ermahnt, und ſo giebt er das Weggenommene der Kirche zurück im Namen unſeres Herrn Jeſus Chriſtus, dem Ehre und Ruhm durch alle Jahrhunderte iſt.)

Wenn wir auch die Urkunden auf die romaniſche Zeit beſchränken müſſen, ſo

165) Siehe: *Fontes rerum Bohemicarum*. Prag 1874. II, S. 236 u. 237.

ſei hier doch ein Abſchweif auf die Ciſtercienſerbaumeiſter verſtattet, da man von dieſen auch zu gotiſcher Zeit noch behauptet, daſs ſie Mönche geweſen ſeien.

180. Baumeiſter zu Walkenried.

Ueber einen Baumeiſter des Kloſters Walkenried im Harz hat ſich folgendes erhalten:

„*Fuit aliquando in monaſterio noſtro architectus aliunde conductus. Illius uxor praegnans maritum ſequuta ante portam Elrichia vidit forte duos iuuenes temulentos digladiantes; quorum alter alteri manum amputavit. Foemina hac re viſa conſternata eſt, et in monaſterium veniens enixa eſt infantem altera manu deſtitutum*[166].“

(Es war einmal in unſerem Kloſter ein Baumeiſter von anderswo hergeholt. Seine Frau, die ſich in anderen Umſtänden befand, war dem Gatten vor die Ellrichspforte gefolgt und ſah durch Zufall zwei betrunkene junge Leute Schwertſtreiche wechſeln. Von dieſen ſchlug einer dem anderen die Hand ab. Als die Frau dies geſehen hatte, war ſie beſtürzt, kehrte in das Kloſter zurück und genas von einem Kinde, dem die Hand fehlte.)

Hier haben wir alſo im Ciſtercienſerkloſter einen verheirateten Baumeiſter. Und wenn uns ſein Name und die Jahreszahl nicht überliefert ſind, ſo fehlt in anderen Ciſtercienſerklöſtern auch ſolches nicht.

181. *Diterich* zu Arnsburg.

Zu Arnsburg in der Wetterau ſteht unter einer Urkunde vom Jahre 1215 als Zeuge:

„*Ditericus, magiſter operis*[167].“

182. *Walthelm* und *Heinrich* zu Saar.

In Saar (an der böhmiſch-mähriſchen Grenze) iſt der Sohn eines ſolchen Baumeiſters Ciſtercienſermönch geworden, nachdem er ſelbſt Baumeiſter geweſen iſt. Dieſer Mönchsbaumeiſter hat die Chronik Saars in lateiniſchen Verſen niedergeſchrieben und darin meldet er:

„*Qui wlt ſcire tamen, quis ſim vel quod mihi nomen,*
Audiat et dicam ſicut per carmina pandam:
In ſcolis dictus Heinricus eram lapicida,
Filius Eckwardi lapicide, qui tamen iſtud
Capitolum fecit, ſtruxit quoque cetera plura, . . .
Sub patre Walthelmo cum patreque matreque veni.“ (1243)[168].

(Wer aber wiſſen will, wer ich ſei oder was mein Name, höre und ich werde es ſagen, wie es durch Gedichte zu erzählen iſt. Auf den Schulen wurde ich *Heinrich der Lapicida* genannt, Sohn des *Lapicida Eckward*, welcher dieſen Chor herſtellte, auch vielerlei anderes baute.... Unter dem Vater *Walthelm* kam ich mit Vater und Mutter.)

Belege dafür, daſs Laienbaumeiſter Ciſtercienſerklöſter gebaut haben, ſind alſo vorhanden; dagegen werden wir ſehen, daſs Belege für das Gegenteil nicht vorhanden ſind, daſs die Mönchsbaumeiſter nur falſchen Ueberſetzungen ihr Leben verdanken.

183. Bauverwalter und Baumeiſter zu Siena.

In *v. Zahn*'s Jahrbüchern für Kunſtwiſſenſchaft[169]) hat *Charles Eliot Norton* die »Urkunden zur Geſchichte des Domes von Siena« herausgegeben und völlig miſsverſtanden. Um 1260 hatte zu Siena eine Verfaſſungsreviſion ſtattgefunden. Im neuen »*Statuto*« handeln folgende Stellen von den Pflichten des Podeſtà, des Oberſten der Stadtbehörden, welche dieſer zu beſchwören hatte. Darin findet ſich folgendes[170]).

„*De jure operariorum ſancte marie. Et infra unum menſem a principio mei dominatus faciam jurare operarios opere ſancte Marie, quod omnes redditus qui ad manus eorum pervenerint pro ipſo opere, vel eius occaſione, reducent in manus trium legalium hominum de*

[166]) Siehe: *Chronicon Walkenredenſe Eckſtormii.* Helmſtadt 1617. S. 109.

[167]) Baur, L. Urkundenbuch des Kloſters Arnsburg in der Wetterau. Darmſtadt 1851. S. 6.

[168]) Siehe: *Fontes rerum Bohemicarum.* Prag 1874. III. S. 548.

[169]) Jahrg. 5, S. 66 ff.

[170]) Urkunde Nr. 1 c. a. D. 1260 (um 1260) im *Reale Archivio di Stato* zu Siena, bewahrt dieſes *Statuto Seneſe* auf.

penitentia, quos dominus epiſcopus eligat, cum conſulibus utriusque mercantie, et prioribus XXIIII^or vel cum maiori parti eorum, qui teneantur eſſe cum domino epiſcopo ad ipſam electionem faciendam, de tribus in tribus menſibus, ſalvo quod poſſint inde facere conſuetas expenſas. Et illos tres cogam recipere ſuper ſe omne debitum quod pro ipſo opere debetur, ſi dominus epiſcopus voluerit opus ſancte marie et debitum ſub ſua protectione recipere, et dicti tres teneantur reddere rationem eorum in conſilio campane et populi in (de) tribus in tribus menſibus, et poteſtas teneatur facere reddi dictam rationem a dictis tribus ut dictum eſt.

De eodem

Et faciam conſilium campane comunis per totum menſem januarii de providendo ſupermittendis hominibus qui revideant rationem reddituum et expenſarum operis ſancte marie, et qualiter procedatur in dicto opere, et de habendo operario uno vel pluribus; et quicquid conſilium, vel maior pars, dixerit ita faciam et obſervabo.

De jure eorumdem

Et faciam jurare operarios ſancte marie quod quando habebunt X libras ſuper facto operis ipſas expendent in amanamento et facto operis et illud admanamentum non preſtet alicui ſine domini epiſcopi parabola et mea et ab inde ſuperius mutabitur in opere ad dictum domini epiſcopi et mei.“

Ferner: Urkunde Nr. III. 1272 *maggio 7.*[171]).

„Anno Domini Milleſimo cclxxij indictione xiiij die vij menſis maii. Appareat omnibus manifeſte quod congregato generali Conſilio Comunis Senarum in eccleſia Sancti Criſtofori, more ſolito congregatum ad ſonum campane et per bannum miſſum, dominus Orlandinus de Canoſſio, Dei et regia gratia, Poteſtas Communis Senenſis cum conſilio, conſenſu, et expreſſa parabola et auctoritate, domini Renaldi, domini Renaldini Camerarii, et Bartolomei Crescenzi domini Tomagii iudicies, Gonterii domini Palmerii, et domini Scotie de Talomeis, quatuor proviſorum Comunis dicti et conſenſu et auctoritate dicti conſilii, et eiusdem voluntate expreſſa, et ipſi iidem camerarios et quatuor Proviſores Comunis, et Conſilium predictum fecerunt conſtituerunt creaverunt et ordinaverunt Fratrem Melanum Monaſterii Sancti Galgani ordinis Ceſtelli licet abſentem factorem ordinatorem et oparium opere ſeu operis Sancte Marie Maioris Eccleſie Senenſis ad facendum (!) fieri, operari, et compleri dictam operam et omnia que fuerint opportuna dicte opere. Et fecerunt conſtituerunt et ordinaverunt ipſum Sindicum actorem, factorem, et procuratorem predicte opere, ad petendum et exigendum, recolligendum et recipiendum, nomine dicte opere et pro ea, omne et quolibet debitum legatum ſeu relictum ipſi opere et eius cauſa a quacumque perſona et loco; et ad liberandum et abſolvendum omnes et ſingulos debitores eiusdem, et ad cedendum iura et ad facendum inſtrumenta et cartas ſeu apocas de ſoluto et de ceſſionibus iurium: et ad tranſigendum, componendum finem, et refutationem facendum, et adcipiendum mutuum pro dicta opera et ad obligandum bona ipſius: et ad vendendum bona prefate opere et ad omnia et ſingula faciendum que cognoverit utilia expedire dicte opere. Et dederunt conceſſerunt et mandaverunt eidem fratri Melano Generalem et liberam adminiſtrationem in predictis et circa predicta et que verus et legictimus operarius et adminiſtrator et factor facere poteſt. Et promiſerunt quod quicquid per eum factum fuerit ratum et firmum habere et tenere et contra non venire aliqua ratione iure vel occaſione ſub obligatione bonorum dicti Comunis.

Actum Senis in Eccleſia Sancti Criſtofori coram Martino Guarrerii et Gilio coiario (Lücke) *caſtaldis Comunis Senenſis teſtibus preſentibus.*

Ego Bonaventura notarius olim Bonaguide nunc Comunis Sen. ſcriba, predictis interfui et quod ſuper legitur mandato predicte poteſtatis et Conſilii ſcripſi et publicavi.

Ego Guido Rubeus quondam Jannis iudex et notarius que ſupra continentur vidi et legi in inſtrumento autentico et illeſo per dictum Bonaventuram notarium publicato et ea ex inde ſumpſi et nichilo addito vel dempto preter ſignum ipſius notarii in hac pagina fideliter exemplavi et ſripſi et una cum Bartolomeo Herigi notario et dicto autentico diligenter legi et

[171]) Jahrbücher für Kunſtwiſſenſchaft, Jahrg. 5, S. 74 u. f.

abſcultavi et facta de predictis inſinuatione diligenti Senis in eccleſia ſancti Criſtofori in anno Domini milleſimo ducenteſimo ſeptuageſimo ſecundo . . .“

Ferner: Urkunde Nr. V. A. D. 1337 [172]).

„In nomine dei amen. Incipit prima diſtinctio conſtituti comunis ſenarum.

De protectione et defenſione maioris eccleſie beate marie virginis et epiſcopatus Senenſis et eorum bonorum et iurium, et quod in opere dicte eccleſie continuo ſit unus cuſtos, et unus operarius et unus ſcriptor et ſex conſiliarii, et de ipſorum officio.

Maiore eccleſia Epiſcopatus Senenſis vacante paſtore teneatur poteſtas Comunis Senarum ad requiſitionem capituli dicte eccleſie, defendere et conſervari facere bona dicte eccleſie et epiſcopatus. Item ad cuſtodiam operis et laborerii dicte eccleſie continue moretur unus cuſtos qui habeat ab operario dicti operis expenſas et a comuni ſenarum quolibet menſe pro ſuo ſalario ſoldos XX; ſitque continue ad dictum opus complendum unus operarius ſciens legere et ſcribere qui habeat pro ſuo ſalario quolibet menſe libras quinque denariorum. Et poſſit dare libere de vino dicti operis ſervientibus in dicto opere prout eidem videbitur pro melioramento ipſius operis. Sit etiam continue ad ipſum opus unus bonus ſcriptor qui habere debeat de bonis dicti operis pro quolibet menſe pro ſua mercede IIIJ^or^ libras denariorum et non ultra. Et ſex boni et legales viri videlicet duo de quolibet terzerio civitatis ſenarum in conſiliarios dicti operarii et operis. Quorum conſilio et proviſione omnia et ſingula facienda in dicto opere dictus operarius facere debeat. Et nullum novum opus dictus operarius vel magiſtri in dicto opere exiſtentes poſſint incipere, ordinare, facere aut fieri facere, vel aliquis eorum, ſine expreſſa licentia dictorum conſiliariorum et capud magiſtri vel duarum partium ipſorum ad minus. Et ſi dicti operarius et magiſtri vel aliquis eorum contrafaceret in aliquo intelligantur omnes expenſas et coſtum de ſuo proprio donaſſe et eo caſu dicti conſiliarii denuntient vinculo juramenti contrafacentem maiori ſyndico comunis ſenarum. Qui Syndicus cogat contrafacientem ipſas expenſas integras ſatisfacere et reſtituere dicto operi et ad obſervantiam omnium predictorum; data dictis conſiliariis bailia providenti in augmentando et fieri faciendo dictum opus et de numero magiſtrorum qui ſint in dicto et pro opere et generaliter in omnibus ſpectantibus ad dictum opus prout eis vel duabus partibus ipſorum videbitur convenire. Et neceſſitate eisdem impoſita revidendi bis in anno ad minus videlicet quibuslibet ſex menſibus rationem totius introitus et expenſarum dicti operis, ac et ſemel ad minus quolibet menſe eorum officii in ſimul conveniendi ad tractandum ea que honori et utilitati ipſius operis crediderint convenire ipſorum quolibet qui negligens vel remiſſus fuerit in faciendo predicta condempnando in XXV libris denariorum pro qualibet vice per maiorem ſyndicum ſupradictum iuxta excuſationem (ſic) ſemper ſalva. Teneantur inſuper conſiliarii antedicti qualibet ebdomada ſemel convenire ſimul cum dicto operario vinculo juramenti pro negotiis operis antedicti: Et omnis proviſio que per dictos conſiliarios vel duas partes eorum fiet de aliquo novo opere faciendo debeat regiſtrari per ſcriptorem dicti operis in libro ipſius operis ipſo operario preſente et ſecundum ſic dictam proviſionem in ipſo opere procedatur et non aliter vel alio modo ſub dicta pena; Quolibet ex dictis conſiliarii(s) vacanti a dicto officio ab exitu ſui officii ad duos annos, dictis et ſcriptore et ſex conſiliariis eligendis per dominos duodecim gubernatores comunis Senarum et Conſules mercantie, quolibet anno, de menſe julii et de menſe decembris, de ſex in ſex menſes et prout eis videbitur. Quorum operarii et ſcriptoris officium nullam habeat vacationem. Et teneantur dicti ſcriptor et operarius et eorum quilibet per ſe ordinate ſcribere in quodam libro omnes introitus et proventus ipſius operis et omnes expenſas et exitus ipſius operis et tempus ſcilicet menſem et diem et cauſas et a quibus proveniunt introitus et quibus fiunt expenſe. Et teneantur IIIJ^or^ proviſores comunis ad requiſitionem dicti operarii dare calcinam neceſſariam dicto operi. Poſſitque dictus operarius libere marmora portilia pretaria et lapidicinia fodere et fodi facere, reducere et reduci facere ad dictum opus expenſis comunis ſenarum vel per comitatinos quo ad reductionem predictam de quocumque loco vel poſſeſſione invito eo cuius eſſet locus vel poſſeſſio illa vel jus eorum, dum modo dictus operarius det ſuum et conſuetum

[172]) Siehe: v. ZAHN's Jahrbücher für Kunſtwiſſenſchaft, Jahrg. 5, S. 77 u. f.

drictum domino dicte poſſeſſionis ſeu loci vel jus habenti, pena C librarum denariorum applicanda comuni Senarum iminenti; contrafacienti vel ut dictum eſt fieri predicta non permictenti. Et nichilominus cogendo permictere fodi et reduci dicta marmora et lapides ut dictum eſt.

De electione operarii.

Per dominos duodecim et conſules mercantie civitatis Senarum eligantur tres boni viri de civitate predicta, qui tres ſic electi ſcruptinentur in generali conſilio campane Comunis Senarum. Et qui ex eis plures voces habuerit, ſit operarius dicti operis et duret predictum eius offitium per unum annum a die introitus ſui officii computandum. Qui operarius nullam licentiam poſſit concedere alicui de extrahendo, vel conſentire quod extrahatur aliquod lavorium de petra vel marmore de petraria dicti operis ullo modo. Cui operario magiſtri dicti operis, qui de cetero iverint unus vel plures pro aliquo ſalario ad aliquam diviſionem faciendam teneantur dare et dictus operarius ab eis auferre teneatur dimidiam partem pretii quod recipient pro dicta diviſione in utilitatem operis convertendam. Et teneatur Operarius antedictus ſi Capo magiſter dicti operis inprehenderit aliquod opus alicuius ſingularis perſone et non ſteterit continue ad ſervitium operis retinere pro rata de ſalario ſuo ſicut aliis magiſtris, et faciat cuſtodiri ita quod opus taglie non poſſit decipi ſcribendo quemlibet diem et punctum in quo magiſtri aut manuales vel aliquis eorum ſtabunt extra dictam operam, et excomputet pro rata temporis ſicut conſuetum eſt.“

(Ueber das Recht der *Operarii* von *St. Marien*. Und innerhalb eines Monats vom Anfang meiner Amtsführung werde ich die *Operarii* des Baues von *St. Marien* ſchwören laſſen, alle Einkünfte, die für dieſen Bau oder bei deſſen Gelegenheit ihnen zu Händen kommen, in die Hände der drei geſetzlichen Männer für die Buſse zu übergeben, welche der Herr Biſchof erwählen ſoll mit den Konſuln beider Handelskammern und den 24 Prioren oder mit ihrer Mehrzahl, welche zuſammen mit dem Herrn Biſchof verpflichtet werden ſollen, dieſe Wahl vorzunehmen von drei zu drei Monaten, ſo daſs ſie daraus die gewöhnlichen Ausgaben beſtreiten könnten. Und dieſe drei will ich zwingen, alle Schuld, die für dieſen Bau eingegangen wird, auf ſich zu nehmen, wenn der Herr Biſchof den Bau der heiligen Maria und die Schuld unter ſeinen Schutz nehmen will, und die beſagten drei ſollen gehalten ſein, Rechnung zu legen vor dem Rat der Glocke und des Volkes von drei zu drei Monaten, und der Podeſtà ſoll gehalten ſein, die beſagte Rechnung aufſtellen zu laſſen von den beſagten dreien, wie es geſagt iſt.

Von demſelben.

Und ich werde den Rat der Glocke der Gemeinde während des ganzen Monats Januar berufen, um über diejenigen Männer zu befinden, welche beauftragt werden ſollen, die Rechnung der Einkünfte und Ausgaben des Baues von *St. Marien* durchzuſehen, auch wie bei dem beſagten Bau vorgegangen werden ſoll und darüber, ob ein *Operarius* oder mehrere anzuſtellen ſind; und was der Rat oder die Mehrheit desſelben beſtimmt, das werde ich thun und beobachten.

Ueber das Recht derſelben.

Und ich werde die *Operarii* von *St. Marien* ſchwören laſſen, daſs, wenn ſie 10 Pfund haben, ſie dieſelben für Lieferungen für den Bau auszahlen, für Ausbeſſerungsarbeit und Aufführung des Baues, und dieſe Arbeit ſoll niemandem zuſtehen ohne des Herrn Biſchofs und meine Anweiſung; und erſt dann kann eine Veränderung auf dem Bau auf des Herrn Biſchofs und meine Anweiſung vorgenommen werden.

Urkunde Nr. 3 vom 7. Mai 1272.

Im Jahr des Herrn 1272 in der vierzehnten Indiktion am ſiebenten Tage des Monats Mai.

Es ſei allen bekannt gemacht, daſs im verſammelten allgemeinen Rat der Stadt Siena in der Kirche *St. Chriſtophori* nach gewohnter Weiſe beim Zeichen der Glocke und durch geſandten Befehl der Herr *Orlandinus* von Canoſſium, durch Gottes und königliche Gnade Podeſtà der Stadt Siena, auf den Rat, die Zuſtimmung und die ausdrücklichen Worte und auf Befehl des Herrn *Renaldus*, des Kämmerers des Herrn *Renaldinus*, und des *Bartolomäus Crescentius*, des Herrn *Tomagius*, des Richters *Gonterius*, des Herrn *Palmerius* und des Herrn *Skotia* von den Talomeern, der vier Proviſoren der beſagten Stadt und unter Zuſtimmung und auf Befehl des beſagten Rates und auf deſſen ausdrücklichen Willen, und daſs dieſelben Kämmerer und vier Proviſoren der Stadt und der vorbenannte Rat den Bruder *Melanus* des Kloſters des heiligen *Galganus* von dem Orden zu Ceſtellum, obgleich abweſend, zum Faktor, Ordinator und *Operarius* der »Kirchenfabrik« (*opera*), wie des Gebäudes (*Opus*) der heiligen Maria, der Kathedrale von

Siena, machten, beſchloſſen, ſchufen und beſtimmten, damit der Bau zu ſtande käme in ſeiner Ausführung und Vollendung und in allem zu dieſem Bau Erforderlichen. Und ſie beſtimmten und erwählten ihn in aller Form zum Reviſor, Sachwalter, Verwalter und Anwalt des beſagten Baues, daſs er namens des beſagten Baues und für denſelben alle und jede Schuld, alles Vertragliche oder Hinterlaſſene, was am Bau und für dieſen noch ausſtände, von welcher Perſon und woher dies auch ſtamme, bitten und eintreiben, ſammeln und annehmen dürfe, daſs er die Schuldner desſelben insgeſamt und ſonders vollſtändig entlaſten, daſs er ferner Rechte übertragen, Verträge und Rechnungen aufſtellen oder auch Quittungen über Gezahltes und über Uebertragungen von Rechten, daſs er Vergleiche und Klagebeantwortungen machen dürfe, für den Bau Geliehenes annehmen, daſs er Güter desſelben verpfänden und Güter des beſagten Baues verkaufen dürfe, daſs er alles und jedes thun dürfe, was er als förderlich für den Bau erkannt habe.

Und ſie gaben, geſtanden zu und beauftragten dieſen Bruder *Melanus* mit der allgemeinen und freien Verwaltung in Vorbenanntem und über Vorbenanntes und mit allem, was ein wahrer und geſetzlich befugter *Operarius*, Adminiſtrator und Faktor nur thun darf. Und ſie verſprachen, alle ſeine Ausführungen als zu Fug und Recht beſtehend zu erachten und zu erhalten, und dagegen nicht anzugehen unter irgend einem Grunde, Rechte oder bei irgend einer Gelegenheit unter Verpfändung der Güter der beſagten Stadt.

Verhandelt zu Siena in der Kirche *St. Chriſtophori* vor *Martin Guarerii* und *Gilius cojarius*, den Kaſtalden der Stadt Siena, als gegenwärtigen Zeugen.

Ich, *Bonaventura*, Notar ehemals von Bonaguida, jetzt der Stadt Siena Schreiber, habe obigen Verhandlungen beigewohnt, und was oben zu leſen iſt, habe ich auf Befehl des Podeſtà und des Rates geſchrieben und veröffentlicht.

Ich, *Guido Rubeus*, ehemals Richter des Jannis und Notarius, habe das oben Enthaltene geſehen und geleſen in urſprünglicher und unverletzter Urkunde, die durch den vorbenannten *Bonaventura* veröffentlicht worden iſt, und habe dieſes aus ihr entnommen und indem ich nichts hinzugefügt oder hinweggelaſſen habe auſser der Unterſchrift dieſes Notars auf dieſer Seite, ſo habe ich getreu ausgefertigt und zuſammen mit *Bartolomeo Herigi*, Notar, fleiſsig geleſen und verglichen, nachdem aus dem Vorbeſagten eifrig Mitteilung den Senenſern in der Kirche des heiligen *Chriſtophorus* im Jahre des Herrn 1272 gemacht worden iſt.

Urkunde Nr. 5. A. D. 1337.

Im Namen Gottes. Amen. Hier fängt an die erſte Beſtimmung der Verfaſſung der Stadt Siena.

Ueber den Schutz und die Verteidigung der Kathedrale der heiligen Jungfrau Maria und des Senenſer Bistums und deſſen Güter und Rechte und darüber, daſs beim Bau der beſagten Kirche ſtändig ein Wächter und ein *Operarius* und ein Schreiber und ſechs Räte ſeien und über deren Aemter. Wenn es der Kathedrale des Senenſer Bistums an einem Hirten fehlt, ſoll der Podeſtà der Stadt Siena gehalten ſein, auf das Anſuchen des Kapitels der beſagten Kirche die Güter der beſagten Kirche und des Bistums verteidigen und bewahren zu laſſen. Ebenſo ſoll zum Bewachen des Gebäudes und des Bauplatzes der beſagten Kirche beſtändig ein Wächter ſein, welcher vom *Operarius* des beſagten Werkes die Auslagen und von der Stadt Siena in jedem Monat 20 Soldi als ſein Gehalt zu bekommen hat; auch ſoll, um das beſagte Werk zu vollenden, beſtändig ein *Operarius* da ſein, der leſen und ſchreiben kann, der in jedem Monat 5 Pfund Denare als ſein Gehalt bekommt. Und dieſer kann frei nach ſeinem Ermeſſen vom Wein des beſagten Werkes allen, die in dem Dienſt des beſagten Werkes ſtehen, ſoweit es ihm zur Verbeſſerung dieſes Werkes gut dünkt, geben. Es ſei auch beſtändig auf dieſem Werke ein guter Schreiber, der aus den Geldern des beſagten Werkes in jedem Monat 4 Pfund[173]) Denare als ſeinen Lohn haben ſoll und nicht mehr. Und ſechs tüchtige und geſetzlich befugte Männer, und zwar zwei aus jedem Drittel der Stadt Siena, als Berater des beſagten *Operarius* und des Baues. Auf deren Rat und Vorſorge muſs der beſagte *Operarius* auf dem beſagten Bau alles und jedes thun. Und kein neues Werk können der beſagte *Operarius* oder die jeweiligen Meiſter auf dem beſagten Bau anfangen, anordnen, machen oder machen laſſen oder irgend einer von ihnen, ohne die ausdrückliche Erlaubnis der beſagten Berater und des Baumeiſters oder wenigſtens zwei Dritteln derſelben. Und wenn der beſagte *Operarius* nebſt den Meiſtern[174]) oder einer derſelben in irgend etwas zuwider handelten, ſo ſollen ſie wiſſen, daſs er alle Auslagen und Koſten aus ſeiner Taſche

[173]) Der *Operarius* erhält 5 Pfund, der Schreiber 4 Pfund, ein Beweis, wie verhältnismäſsig gering der *Operarius* bezahlt wurde, ſo daſs auch ſeine Leiſtung nur eine geringe ſein konnte. Auch in Prag werden wir daſſelbe finden.

[174]) Meiſter hieſs damals in Italien jeder Handwerker; der Baumeiſter heiſst zum Unterſchied *Caputmagiſter* oder *Capomaeſtro*, wie in Unteritalien *Protomagiſter*. Was hier anbefohlen wird, finden wir in Florenz ausgeführt. Dort hat ſich das Memorierbuch des *Operarius* (dort *Proveditore* genannt) erhalten; auch dort zeigt es ſich, daſs der *Operarius* ebenſowenig oder ebenſoviel nur vom Bau verſtand, als jeder beliebige Bürger.

zu geben habe, und in dieſem Falle ſollen die beſagten Berater unter ihrem Eide den Zuwiderhandelnden dem Oberſyndikus der Stadt Siena anzeigen.

Dieſer Syndikus ſoll den Zuwiderhandelnden zwingen, dieſe Auslagen völlig dem beſagten Baue gut zu machen und zu erſetzen, wie zur Nachachtung alles Vorgenannten. Dann iſt den beſagten Beratern freie Verfügung gegeben, kraft deren ſie über die Vergrößerung und den Weiterbau des beſagten Werkes zu beſtimmen haben, ſowie hinſichtlich der Zahl der Beamten, welche auf dem beſagten Bau ſein ſollen, wie überhaupt in allem, was das Werk angeht, je nachdem es ihnen oder wenigſtens zwei Dritteln derſelben paſſend erſcheint. Und da ihnen die Pflicht auferlegt iſt, zweimal wenigſtens im Jahre, d. h. wie es ihnen in ſechs Monaten beliebt, die Rechnung des ganzen Einkommens und der Ausgaben des beſagten Baues durchzuſehen und ebenſo wenigſtens einmal in jedem Monat ihrer Amtsführung zuſammenzukommen, um über das zu verhandeln, was dem Vermögen und den Intereſſen dieſes Baues entſpricht. Der ſich nachläſſig oder träge zeigt, das Vorbeſagte zu thun, ſoll zu 25 Pfund Denare für jedesmal durch den vorbeſagten Oberſyndikus verurteilt werden, Entſchuldigung immer ausgenommen. Die beſagten Berater ſollen fernerhin unter ihrem Eide gehalten ſein, in jeder Woche einmal gemeinſam mit dem vorbeſagten *Operarius* wegen der Geſchäfte des beſagten Werkes zuſammenzukommen. Und jeder Auftrag, welcher durch die beſagten Berater oder zwei Drittel derſelben bezüglich Herſtellung irgend eines neuen Werkes gegeben wird, muſs aufgezeichnet werden durch den Schreiber dieſes Baues im Baubuche in Gegenwart des *Operarius* ſelbſt; und nach dieſem ſo beſprochenem Auftrage ſoll auf dem Bau ſelbſt vorgegangen werden und nicht anders oder auf andere Weiſe unter der beſagten Strafe. Wenn die Stelle eines der beſagten Berater noch zwei Jahre, nachdem ſeine Amtszeit abgelaufen iſt, freiſteht, ſo ſoll aus dem Schreiber und den ſechs Beratern die Wahl erfolgen durch die Herren zwölf Statthalter der Stadt Siena und durch die Konſuln der Handelskammer, in jedem Jahre vom Monat Juli und Dezember, von ſechs zu ſechs Monaten, je nachdem es ihnen gut dünkt. Des *Operarius* und des Schreibers Amt ſoll nie unbeſetzt ſein.

Auch ſind die Beſagten, der Schreiber und der *Operarius*, und jeder derſelben für ſich gehalten, in einem Buche geordnet alles, was eingeht, und alle Einkünfte und Ausgaben und Auszahlungen dieſes Baues und die Zeit, d. h. den Monat und den Tag, und wofür und von wem die Einkünfte einkommen und an wen die Ausgaben geleiſtet werden, aufzuſchreiben. Und die vier Proviſoren der Stadt ſollen gehalten ſein, auf Aufforderung des beſagten *Operarius* den nötigen Kalk für den beſagten Bau zu geben. Auch ſoll der beſagte *Operarius* frei beförderbare Marmorblöcke in Brüchen und Steinbrüchen graben und graben laſſen können, fahren und fahren laſſen auf Koſten der Stadt Siena nach dem beſagten Bau, ſogar durch Weiſer, die bezeichnen, wie weit abgefahren werden darf von irgend einem Ort oder einer Beſitzung, auch wenn der Eigentümer des Platzes, bezw. einer ſolchen Beſitzung oder wer das Recht daran hat, damit nicht einverſtanden iſt, wenn nur der beſagte *Operarius* den üblichen Zins dem Herrn der beſagten Beſitzung oder des Ortes oder dem, der das Recht daran hat, giebt; mit einer Geldſtrafe von 100 Pfund Denare, die zu vollſtrecken iſt, ſoll die Stadt Siena bedrohen den, der dieſer Beſtimmung zuwiderhandelt, oder der, wie geſagt, nicht zulaſſen will, daſs die Arbeit zu ſtande kommt. Nichtsdeſtoweniger ſoll das Zwangsverfahren Platz greifen, daſs er das Graben und Fahrenlaſſen der beſagten Marmorblöcke freigiebt.

Ueber die Wahl des *Operarius*.

Durch die zwölf Herren und die Konſuln der Mercantia der Stadt Siena ſollen drei tüchtige Männer aus vorbenannter Stadt erwählt werden, und über die drei ſo Erwählten ſoll im allgemeinen Rat der Glocke der Stadt Siena abgeſtimmt werden. Und wer von ihnen die meiſten Stimmen bekommt, ſoll der *Operarius* des beſagten Baues ſein, und ſein vorbeſagtes Amt dauert ein Jahr lang und zählt vom Tage ſeines Amtsantrittes an. Dieſer *Operarius* ſoll niemand, wer es auch ſei, die Erlaubnis geben können, von dem Steine oder dem Marmor aus den Steinbrüchen des beſagten Baues etwas herauszunehmen, noch zuſtimmen dürfen, daſs irgend eine Arbeit herausgenommen wird — auf irgend eine Weiſe.

Kommen etwa zu dieſem *Operarius* Handwerksmeiſter des beſagten Baues mit dem Anerbieten, einen Teil der Arbeit auszuführen, ſo ſollen dieſe gehalten ſein, ihm fünfzig Vomhundert von dem Lohne, den ſie für den beſagten Teil zu erhalten haben, abzugeben, und der *Operarius* iſt gehalten, dieſe Summe anzunehmen und zum Nutzen des Baues aufzuwenden. Und der beſagte *Operarius* ſoll gehalten ſein, wenn der Baumeiſter des beſagten Baues irgend einen Bau einer beſonderen Perſon unternähme und dann nicht ſtändig für den Dienſt des Baues thätig ſein könnte, demſelben von ſeinem Gehalt einen Teil einzubehalten, im Verhältnis zum Gehalte der anderen Handwerksmeiſter, und er ſoll darüber wachen laſſen, daſs er bei der Steinmetzarbeit nicht hintergangen werden kann, indem er jeden Tag oder Punkt aufſchreibt, an welchem die Meiſter oder die Handlanger oder jemand von ihnen aufserhalb des beſagten Baues ſich aufhalten, und er ſoll das ausrechnen im Verhältnis der Zeit, wie ſolches üblich iſt.)

Dafs die Ciſtercienſermönche alſo, welche die *Operarii* des Domes von Siena waren, nicht die Künſtler, ſondern die Bauverwalter waren, iſt klar.

Zuletzt iſt auch in Schweden der romaniſche Baumeiſter des Domes von Lund ein Laie. Im Nekrologium von Lund ſteht: 184. *Donatus* zu Lund.

„*VI. Kl. Nov.*

Donatus architectus, magiſter operis hujus, obiit[175]).“

Ueber den Biſchof *Benno* von Osnabrück, welcher vielleicht einer der wenigen Geiſtlichen geweſen iſt, die Baumeiſter waren, finden wir folgendes: 185. *Benno* von Osnabrück.

„*Praeterea autem architectus praecipuus, caementarii operis ſolertiſſimus erat diſpoſitor, qua etiam ex re regi ſupradicto inſeparabili fuit familiaritate ſemper addictus. Iam tum enim Saxonici belli, quod adhuc iam tanto tempore mundum demoliri ingemimus, exordia pullulare coeperunt, quod rex ille non ignorans totam Saxoniam caſtellis novis et firmis coepit munire, defectionemque perfidorum anticipare temptabat munitione terrarum, cui rei maturandae et diligenter exequendae dominum Bennonem praeeſſe conſtituit, ſciens ſe huius rei non habere fideliorem, nec ad hoc munus exequendum magis induſtrium. Poterat enim eius in hac re ſumma peritia ex Hildesheimenſi, ubi tunc praepoſitus fuit, ſtructura dignoſci, cuius ibi magiſterio a piae memoriae Hecelone, eius loci epiſcopo, tot egregia aedificia conſtat eſſe conſtructa. . . . . .*

27. Quomodo epiſcopus Benno Spirenſi eccleſiae, ne Rheni fluminis illiſione ripa laberetur, induſtrioſe providit, et quomodo abbati Siburgenſi huius monaſterii curam commiſit.

Erat igitur architectoriae artis, ut iam ſupra meminimus, valde peritus. Quod ſi quis in his noſtris aedificiis tantopere non apparere notaverit, ſciat haec per eius abſentiam maxima ex parte fuiſſe conſtructa, in quibus tanti extitit ſtudii, ut ne expulſus quidem et longinquis regionibus morans, per alios, quibus hoc iniunxerat, ab aedificando ceſſaverit. Unde regis imperio in ſpirenſem urbem adductus eccleſiam illam ampliſſime ſublimatam et prae magnitudine operis minus caute in Rheni fluminis littus extentam maximo ingenio difficilique paratu egregii operis novitate perfecit, et immenſas ſaxorum moles, ne fluminis illiſione ſubverteretur, obſtruxit[176]).“

(Auſserdem aber war er ein vorzüglicher Architekt, der ſehr geſchickt Bauwerke entwarf. (?) Deswegen war er auch dem oben genannten König *(Heinrich IV.)* in untrennbarer Freundſchaft immer zugethan. Denn ſchon damals begannen die Anfänge des ſächſiſchen Krieges zu keimen, der ſchon ſeit ſo langer Zeit bis jetzt, wie wir beklagen, die Welt verwüſtet. Da jener König das ſehr gut wuſste, begann er, ganz Sachſen mit neuen und ſtarken Burgen zu befeſtigen, und verſuchte dem Abfall der Treuloſen durch die Befeſtigung des Landes zuvorzukommen. Um dies zu beſchleunigen und fleifsig auszuführen, machte er den Herrn *Benno* zum Vorgeſetzten, da er wuſste, dafs er dazu keinen Treueren und keinen Befliſſeneren, um dieſes Amt zu verſehen, habe. Denn er konnte ſeine groſse Erfahrung in dieſen Dingen aus dem Hildesheimer Bau wiſſen, wo er damals Propſt geweſen war, und wo es bekannt iſt, dafs unter ſeiner Leitung von *Hesilo*, dem Biſchofe dieſer Stadt, frommen Angedenkens, ſo viele hervorragende Gebäude erbaut worden ſind. . . . . .

27. Wie Biſchof *Benno* für die Speierer Kirche fleifsigſt ſorgt, damit das Ufer nicht durch die Unterſpülung des Rheinſtromes abrutſche, und wie er dem Siegburger Abt die Sorge für dieſes Kloſter anvertraut. Er war alſo in der Baukunſt, wie wir ſchon oben hervorgehoben haben, ſehr erfahren. Wenn jemand meinen möchte, dafs dies aus unſeren Gebäuden hier nicht beſonders erhelle, ſo möge er wiſſen, dafs eine groſse Anzahl während ſeiner Abweſenheit erbaut worden iſt. Er war auf dieſe ſo fleifsig bedacht, dafs er als Verbannter und in fernen Gegenden weilend mit Bauen nicht aufhörte, indem er dies anderen auftrug. Daher auf des Königs Befehl in die Stadt Speier geholt, vollendete er jene ſehr hohe Kirche, die bei der Gröſse des Baues ſich zu wenig vorſichtig auf das Rheinufer erſtreckte, mit groſsem Wiſſen und unter ſchwierigen Veranſtaltungen wegen (?) der Neuheit dieſes hervorragenden Baues. Und damit ſie nicht durch des Fluſſes Unterſpülung umgeſtürzt werde, baute er ungeheuere Steinmaſſen dagegen.)

Ob dies alles von *Benno* als Baumeiſter oder nur als Bauverwalter ausgeführt

---

175) Siehe: Langebek. *Script. rer. Dan.* III. 461. Kopenhagen 1772—92.

176) *Vita Bennonis epiſcopi Osnabrugenſis c. 11.* in: *Monumenta Germaniae hiſtorica. Sc. XII.* Hannover 1856. S. 65 u. f.

worden ist, bleibt zweifelhaft, wenn man die Vereinzelung dieses geistlichen Baumeisters erwägt und die Art der Erzählung — eine höchlichst lobpreisende Lebensbeschreibung. Urkunden oder Inschriften fehlen.

186. *Bernward* von Hildesheim.

Thangmar macht in einer gleichgearteten Lebensbeschreibung seinen Schüler, den heiligen *Bernward* von Hildesheim, sogar zu einem Allerweltskünstler. Doch spricht dort die einzig erhaltene Inschrift, die unter *Bernward*'s Augen entstanden und noch erhalten ist, nur vom »giefsen lassen«:

„Bernwardus preful candelabrum hoc puerum fuum primo hujus artis flore non auro non argento, et tamen, ut cernis, conflare jubebat.“

(*Bernward*, der Bischof, liefs diesen Leuchter durch seinen Diener (?) nicht aus Gold, nicht aus Silber, aber doch, wie du siehst, giefsen während der ersten Blüte dieser Kunst.)

187. *Yso* zu Diesdorf.

Auch folgende Nachricht über den »Baumeister« der Klosterkirche zu Diesdorf (zwischen 1157 und 1161) bleibt höchst fraglich:

„Hermannus Comes Udalrici Comitis de Wertbeke filius ... et ibi Canonicos et inclufas moniales fub regula Auguftini Deo et B. Mariae fervire inftituit, quo quondam venerabilis frater Yfo, adveniens, ut aeternam fui nominis memoriam apud Deum conderet, in eodem Dei agro nocte ac die laboravit et proprio labore fideliumque oblatione adjutus hanc eccleſiam Deo cooperante confummavit[177].“

(Graf *Hermann*, Sohn des Grafen *Ulrich von Wertbeke* ... setzte auch hier Stiftsherren und eingeschlossene Nonnen nach der Regel des heil. Augustin, um Gott und der heil. Maria zu dienen, ein; wohin einst der ehrwürdige Bruder *Iso* kam, der, um sich bei Gott die ewige Erinnerung an seinen Namen zu verschaffen, in diesem Acker Gottes Tag und Nacht arbeitete, und mit eigner Arbeit wie durch die Almosen der Gläubigen unterstützt, diese Kirche unter Gottes Hilfe vollendete.)

Bei allen anderen Nachrichten über geistliche Baumeister liegt nach den vorhergegebenen Erklärungen für *Operarius* u. s. w. die irrige Uebersetzung so auf der Hand, dafs es nicht nötig ist, auf dieselben näher einzugehen.

b) Gotische Baumeister.

Steinmetzordnungen.

188. Regensburger Steinmetzordnung von 1459.

Wenn sich der geistliche Baumeister zu romanischer Zeit als ein völliger Irrtum herausgestellt hat, so ist der biedere Steinmetzmeister als Baumeister der gotischen Wunderwerke ein ebenso grofser.

Betrachten wir die bisherigen Beweismittel. Da sind zuvörderst die Steinmetzordnungen. Die älteste und eigentlich allein interessierende ist diejenige von Regensburg aus dem Jahre 1459. Die übrigen fallen meist schon in die Zeit der deutschen Renaissance. Sie bieten auch nichts als unwesentliche Erweiterungen oder Abänderungen dieser ersten Regensburger Ordnung. Dieselben sind zur Hauptsache folgende[178]: die Strafsburger Ordnung von 1459, die Torgauer von 1462, die Baseler von 1497, das sog. Bruderbuch von 1563 und die Querfurter Ordnung von 1574. Aufserdem giebt es noch verschiedene Aufzeichnungen der ursprünglichen Ordnung von 1459; so die Wiener[179], die Admonter und die Tiroler Ordnung, letztere von 1480.

Die Steinmetzordnung vom Jahre 1459 lautet wie folgt[180]:

---

177) Nach: Buchholtz. Verfuch einer Gefchichte der Churmarck Brandenburg. Berlin 1771. Bd. IV. Urkunde A. S. 6.

178) Siehe: Neuwirth, J. Die Satzungen des Regensburger Steinmetzentages nach dem Tiroler Hüttenbuche von 1460. Zeitfchr. f. Bauw. 1896, S. 175.

179) Siehe: Reichensperger, A. Vermifchte Schriften über chriftliche Kunft. Leipzig 1856. S. 159.

180) Nach: Janner, F. Die Bauhütten des deutfchen Mittelalters. Leipzig 1876. — Die Einteilung in Abfätze ift von *Janner* zur Ermöglichung einer genaueren Citation beigefügt worden. — Benutzt wurden die Ausgaben in: Kloss. Die Freimaurerei in ihrer wahren Bedeutung etc. Berlin 1855 — und: Heideloff. Die Bauhütte des Mittelalters in Deutfchland. Berlin 1855.

»Im Namen des Vaters, des Suns und des Heiligen Geiſts und der würdigen Mutter Marien und auch ir ſeligen Diener, der Heiligen Vier gekrönten zu ewiger Gedechtniſſe. angeſehen, daſs rechte Früntſchaft, Einhelligkeit und Gehörſamkeit iſt ein Fundament alles gutten; darumb und durch gemeynen nutz und freuen Willen aller Fürſten, Grofen, Herren, Stetten, Stifter und Klöſtern, die Kirchen, Cöre oder ander groſse Steynwerk und Gebäue yetzt machent oder in künftigen zitten machen möchtend: das die daſtebas verſorget und verſehen werdent, und auch umb nutz und Nothdurfft willen aller Meiſter und Geſellen des gantzen Hantwercks des Steynwercks und Steinmetzen in dütſchen Landen, und beſonder zu verſehen zwüſchent denſelben des Hantwercks künftige zweytrachten, myssehelle, Kumber, Coſten und Schaden, die den ettelicher unordentlicher Handelunge halb under ettelichen Meiſtern ſchedelich gelitten und ſchwerlich geweſen ſind wider ſoliche gutte Gewohnheit und alt herkommen, ſo ihr altforden und liebhaber des Hantwercks vor alten zitten In gutter meynunge gehenthabt und harbrocht habent, Aber darine im rechten frydelich wegen zu ſuchen und fürbaſs zu bliben; So hant Wür Meiſter und Geſellen deſſelben Hantwercks alle, die dann in Kapittels wiſe by einander geweſen ſint zu Spyr, zu Straſsburg und Regensburg im namen und anſtatt unſer und aller ander Meiſter und Geſellen unſers gantzen gemeinen Hantwercks obgemeldet, Solich alt Harkumen ernüwert und geluttert, und Uns diſer Ordenunge und Brüderſchaft gietlich und freyntlich vereynt, und die einhelleklich uffgeſetzet, auch gelobt und verſprochen für uns und alle unſere Nochkümmen getrüwelich zu halten, alſo hirnach geſchrieben ſtett:

Abſ. 1. Zum Erſten: wer es, das ettelicher Artikel in dieſer Ordnunge zu ſchwer und zu herte, oder ettelicher zu lichte und zu mylte werent; Do mögent die, die in dieſer Ordenunge ſint, mit dem merenteyl ſoliche Artikel myltern, mynern oder meren, je noch der zitt und des Lands notdurfft und nach den Laiffen. Die dan in Kapittels wiſe, ſo ein berüfunge iſt, by em anderſint noch Innhalt dis Buchs: das ſol dan aber für usgehalten werden, by der Glübde, die ein jeglicher globt hett.

Abſ. 2. Item: wer mit guttem willen in diſe Ordenunge will, nach Ordenunge alſo hie noch in diſem Buch geſchrieben ſtott; der ſoll alle Punkten und Artikel globen zu halten, der unſers Hantwercks iſt des Steinwercks. Das ſollent die Meyſter ſin die ſoliche köſtliche Bäüe und Werk könnent und machent, do ſie uff gefryget ſint, und mit keinem Handwerk dienent, ſie woltend es den gern tun. Es ſiend Meiſter oder geſellen; umb daſs ſie ſich auch haltend ſollent und mieſſen den Eren noch, und niemans von Inen verkürtzet werden, un man auch dieſelben darumb in der Ordnunge macht abzuſtraffen nach Gelegenheit einer jeglichen Handelunge.

Abſ. 3. Item: was redelicher werk und Gebeue nu zu zitten ſind, die in Tagelon ſtont, nemlich alſo: Stroſsburg, Cöln und Wien und Paſſauwe und ander Werk derglichen, und in den Hütten, ſo dazu gehörent, alſo herkommen ſint und vollbracht untzhar. In Tagelon: Dieſelben Beue und Werk, alſo vorſtott, ſol man alſo laſſen bliben in Tagelon und kein verdinget Werk daraus nit machen in geheynen wegk, umb daſs dem Werk von der gedinge wegen nit abgebrochen werde, alſo verne es an im ſtott.

Abſ. 4. Item: wer es auch: daſs ein Werkmann, der ein Redelich Werk Inne hat, von Tod abgienge; ſo mag ein jeglich Werkmann oder ein Meiſter, der ſich dan Steinwercks verſtott und dem Werk gnüg und datzu Dauwelich iſt, noch einem ſolichem Werk wohl ſton und werben, uff daſs die Herrn, die ſolich Werk und Beue Inhends hant und verwaltend, wieder verſorget werdent noch des Steinwerks Notdurfft. Desgleichen mag ein jeglicher Geſelle auch tun, der ſich umb ſolich Steinwerk verſtott.

Abſ. 5. Welichem Meiſter auch zu ſinem Werk, ein ander Werk uſſewendig gebürt zu machen, oder einem andern Meiſter, der kein ſolich vorgemeldet Werk Inne hatt, ſemlichs auch gebürt zu machen; do ſol der ſelb Meiſter ſolich Werk und Gebeüe in guten trüwen, ſo er beſte kann ünd magk, in Tagelon und in fürderung ſetzen und bringen, uff daſs dem Werk oder dem Baue nit abgebrochen würt noch Steinwerks recht und har-

kumen une alle geverde. Und wo ein Meiſter ſolichs nit fürwant gegen den Parſonen, die ſolichs tund machen, und ſich das an erbar Kundſchaft erfünde; ſo ſol der ſelb Meiſter darumb für Steinwerks fürgenommen, gebeſſert, und geſtoffet werden, noch dem uff in erkant wurt. wolltend aber die Herren ſolichs nit tun; ſo mag er das machen nach den Herrn meynungen, ſeye in gedinge oder in Täglon.

Abſ. 6. Item: Wan ein Meiſter, wer der were, der ſolich vorgemeldet Werk und Gebeue Inhends und beſeſſen hett, von Tod abget, und ein ander Meiſter, der kumet und gehauwen Steinwerks do findet, Es wer verſetzet oder unverſetzet ſteinwerk: do ſol der ſelb Meiſter ſemlich verſetzet ſteinwerk nit wider abheben, noch das gehawen unverſetzet Steinwerk nit verwerfen In geheinen wegk on ander werklitt rott und erkennen, uff das die Herren und ander erbar litte die ſolich Beue machen loſſent, nie zu unredelichem Coſten kument, und auch der Meiſter, der ſolich Werk noch Tode geloſſen hett, nit geſchmehet werde, wolltend aber die Hern ſolich Werk abheben laſſen, das mag er loſſen geſcheen, ſo verne daſs er kein geverde dar Inne ſuche.

Abſ. 7. Es ſol auch der Meiſter, oder die ſolich Werk beſtanden hent, nit fürder verdingen, den was gehauwe Steinwerk antreffen oder berieren iſt und das dazu gehört; Es ſiget Stein, Kalg oder Sand, zu brechen oder zu hauwen in gedinge oder in Tagelon, mag er wohl tun ungevehrlich.

Abſ. 8. Were es auch, das man den Murer bedürffte, Es were Stein zu hauwen oder zu muren, dazu ſie dauwelig ſind: die mag ein Meiſter wol fürdern, umb das die hern nit geſumet werdent an ihrem Werk; und die, die alſo gefürdert werdent: die ſollent unbekümbert ſin mit dieſer ordenunge; ſie wellent es den mit guttem Willen tun.

Abſ. 9. Es ſollent auch nit zwey Meiſter ein Werk oder einen Gebeue gemein mit einander haben; Es wer den, daſs es ein kleiner Gebeuwe were, der In Jorsfryſt ein ende näme ungeverlich; den mag man wol gemeyn haben mit dem, der ein mytbruder iſt.

Abſ. 10. Item: wen ein jeglich Meiſter ein Werk verdinget und eine Vyſierunge dazu git, wie das werden ſol: dem Werk ſol er nit abbrechen an der Vyſierunge, Sunder er ſol es machen, wie er die Vyſierunge den hern, Stetten oder im Lande gezeiget hett, alſo, daſs es nit geſchweche werde.

Abſ. 11. Wer der iſt, er ſige Meiſter oder Geſelle, der einem andern Meiſter, der in diſer Ordenunge der Werklitt iſt und ein Werk Inne hatt, alſo von demſelben Werk getrenget wurt, oder eime noch ſinem Werk ſtellet, heimlich oder öffentlich, on deſſelben Meiſters Wiſſen oder Willen, der doſſelb Werk alſo beſitzet, Es ſige klein oder groſs: derſelb der ſol fürgenumen werden, und ſol auch kein Meiſter oder Geſelle kein gemeinſchaft mit Im haben, und ſol auch kein Geſelle, der in der Ordenunge iſt, in ſin fürderunge nit ziehen, die wyle er daſelb Werk beſitzet, daſs er alſo unredelich zu ſeinen handen brocht hett, alſo lang, byſs daſs dem, der alſo von dem Werk getrengt wurt, ein kehrunge und ein beniegen geſchicht, und auch geſtrofft wurt in der Ordenunge von den Meiſtern, den das von der Ordenunge wegen beſohlen wurt.

Abſ. 12. Item: wer es auch, daſs ſich geheiner, wer der were, ſteinwerks us maſſen oder von uszuge ennemmen wolte, das er ſich nit verwuſte, us de grunde zu nemen, und der auch keinem Werkmann darumb gedient, noch ſich Hütte fürderung nit gebrucht hett: der ſoll ſich der Stück nüt annemen, in keinem Wegk. Wolte ſich aber einer ſoliches underziehen; ſo ſol kein Geſelle nit by Im ſtan, noch in ſin fürderung nit ziehen, umb daſs die Hern nit zu untzimlichen coſten kument durch einen ſolichen unwiſſenen Meiſter.

Abſ. 13. Es ſol auch kein Werkmann noch Meiſter noch Parlierer noch Geſelle, niemans, wie der genennd ſige, der nit unſers Hantwerks iſt, us keinem uszuge unterwiſen, us dem Grunde zu nemen: der ſich Steywerks ſin tage nit gebrucht hett.

Abſ. 14. Es ſol kein Werkmann noch Meiſter von keinem Geſellen kein Gelt nemen, das er ihn etwas lere oder wieſe, das Steinwerk berieren iſt. Deſſelben glichen ſol auch kein Parlierer oder Geſelle keinen umb Gelt wieſen oder leren, In maſſen vorſtott

Will aber einer dem andern ettewas underwiſſen oder leren; das mögent ſie wol tun, ein Stück umb das ander oder umb Geſellen Willen.

Abſ. 15. Item: Welicher Meiſter ein Werk oder einen Gebeue allein hett: der mag dry gediener haben, da er auch Geſellen uff gefürdere magk uff derſelben hütten, magk er das anders an ſinen öbern haben. hett er aber me Beue, den einen; ſo ſoll er den nit me den zwey diener haben uff dem vorgemeldeten Beue, alſo, daſs er über fünf Diener nit haben ſol uf allen ſeinen Beuen.

Abſ. 16. Man ſoll auch keinen Meiſter oder Werkmann nit in die Ordenunge empfangen, der alſo nit Jors zu dem heiligen Sakrament ginge, oder nit Chriſtliche Ordenunge hielte, oder das ſine verſpielte. Oder were es, das einer ungeverlich in die ordenunge empfangen wurde, der ſölichs däte, alſo vorſtott: mit dem ſol kein Meiſter kein Geſelleſchaft han, und ſoll auch kein Geſelle by ime ſton, ſo lange untz daſs er davon laſſet und von den, die in der Ordenunge ſind, geſtroffet wurt.

Abſ. 17. Es ſoll auch kein Werkmann noch Meiſter nit öffenlich über Steinwerk zu der Unee ſitzen. Wolte aber einer davon nit laſſen; ſo ſol kein Wandel Geſelle noch Steinmetze by ime in ſiner fürderunge nit ſton, noch kein Gemeinſchaft mit ime haben.

Abſ. 18. Item: welicher Meiſter auch noch nit in die Ordenunge der Werklütt iſt herfordert, züge do ein Geſelle zu einem ſolichen Meiſter: der Geſelle ſol darumb nit ſtrofwürdig ſin. desglichen, züge auch ein Geſelle zu einem Stattmeiſter oder zu einem andern Meiſter, mag er do gefürdert werden: das mag er wol tun, uff das ein jegliche Geſelle fürderung ſuchen magk; alſo, daſs der Geſelle nit deſter mynre die Ordenunge halte, alſo vor und noch geſchriben ſtett. Was Ime dann gebürt, in der Ordenunge zu geben, daſs das von Ime beſchee, wie wol er nit uff der Ordenunge Hütten ein ſtett oder by ſynem mittbruder. Wäre es aber, das einer ein Ehelich wyp näme, und nit uff einer Hütten ſtünde, und ſich in einer Statt nyderſchliege und mit einem Hantwerk dienen mieſte: der ſol alle fronfaſten vier Pfennige geben und ſol des Wuchpfennigs lydig ſin, die wyle er nit uff der Hütten einſtott.

Abſ. 19. Wer es auch, daſs ein Meiſter klaghafftig wurde von einem anderen Meiſter, alſo daſs er wider die Ordenunge der Werklütte geton hette; oder desglichen ein Meiſter gegen einen Geſellen oder ein Geſelle gegen einen anderen Geſellen: welchem Meiſter oder Geſellen das beriert, der ſol ein ſolichs bekumen uff die Meiſter, die der Ordenunge biethen zu handen habent; und wer die Meiſter ſint, uff die man ſolich Sachen bekumet, die ſollent beyde Parten verhören und Inen Tag ſetzen, wen er die ſache hören will. Und in der zit, ob der Tag berett und geſetzet wurt; ſo ſol do zwüſchent kein Geſelle keinem Meiſter, noch kein Meiſter keinen Geſellen nit ſchühen, ſunder furderunge tun untz uff die Stund, dz die ſach verhört und usgetragen wurt. Dis ſol alles beſcheen noch der Werklütt erkennen; dz ſol darnoch auch gehalten werden. alſo, wo ſich die ſach erhebt, do ſol ſie auch fürgenommen werden vor dem Meiſter nechſten, der dan das Buch der Ordenunge Innhatt, in des Gebiett es beſchicht.

Abſ. 20. Es ſol auch ein jeglicher Parlierer ſinen Meiſter in Ehren halten, ihm gewillig und gehorſam zum ſin, nach Steinwerks recht, und ihn mit gantzen Trauen meynen, als billig und harkumen iſt. Desglichen ſol ein Geſelle auch tun.

Abſ. 21. Und wan auch einem wandel Geſellen gebürt fürter zu wandeln; So ſolent ſie in ſolicher maſſen ſcheiden von Ihrem Meiſter und von den Hütten, alſo daſs ſie niemans ſchuldig blibent und gegen aller menſchlichem unklaghaft ſient, alſo billig iſt.

Abſ. 22. Item: Ein jeglich wandel Geſelle, uff welcher Hütte der gefürdet wert, ſol ſeinem Meiſter und dem Parlierer gehorſam ſin nach Steinwerks recht und harkumen, und ſol auch alle Ordenunge und Fryheit halten, die uff derſelben hütten von alter Herkumen ſint.

Abſ. 23. Und ſol auch dem Meiſter ſin Werk nit ſchelten heimlich noch offenlich in Geheinen Wegk; Es wer dan, daſs der Meiſter in diſe Ordenunge griffe und do wider döte: das mag ein jeglicher von Ime ſagen.

Abſ. 24. Es ſol auch ein jeglich Werkmann, der hütten fürderung hett, dem diſer ordenunge geſchrifft und Gewalt befohlen wurt, in jeglicher gegene alle Spenne und Sachen, die Steinwerks berieren ſint, Gewalt und mach haben, fürzunemen und Stroffen in ſiner Gebiet, und ſollent Ime des alle Meiſter, Parlierer und Diener Gehorſam ſin.

Abſ. 25. Hette auch ein Geſelle gewandelt und ſich ſteinwerks gebrucht, und iſt auch vor in diſer ordenunge: wolte der einem Werkmann dienen umb ettelich Stüke; ſo ſol ihn doch der ſelb Werkmann und Meiſter nit unter zweige Joren uff nemen ungewerlich.

Abſ. 26. Item: alle die es ſint, meiſter und Geſellen, die in diſer Ordenunge ſint, ſollent alle Puncten und Artikel, ſo vor und noch geſchrieben Stont, by Gehorſamkeit halten. ungeverlich breche do einer der Stüke eins und wurde buſswürdig; wenn denn derſelb der ordenunge gehorſam iſt, alſo, was Ime zur Beſſerunge erkant wurt, daſs er dem gnug tud: der ſol den wolle geton han und ſiner Glibde lydig ſin, umb den Artikel, darumb er gebeſſert iſt.

Abſ. 27. Item: welicher Meiſter auch der Biecher eins hinder Ime hett, der ſol by der Glübde der Ordenunge das Buch verſorgen, daſs dz weder durch ihn oder jemanns anders usgeſchriben, geben oder geliehen werde, umb daſs die Biecher by ihren crefften blibent, wie das die wercklütte beſchlieſsent. Aber wer jemans, der in der Ordenunge iſt, eins Artickels oder zweyger notdürftig ungverlich: das mag ihm ein jeglicher Meiſter wol geſchriben geben, und ſol auch der ſelb Meiſter alle jor diſe Ordenunge den Geſellen uff den Hütten loſen vorleſen.

Abſ. 28. Item: käme auch ein Klage für, die die meren Beſſerunge berürte, alſo, ob eime von Steinwerks zu verwiſen were: daſs ſol ein Meiſter in einer Gebiett nit allein fürnemen noch vertheilen, Sunder die nechſten zwen Meiſter, die auch die Geſchrifft diſer Ordenunge und den Gewalt von der Brüderſchaft hant, zu Ime berieffen, daſs Ir driege werdent, und dazu die Geſellen, die uff der Fürderung Stont, da ſich die Klage erhaben hett. Und waſs den die Dryge mit ſamt einhelleclich erkennet mit dem meren teyl uff ir eyde und noch in beſten Verſtenntniſſe: das ſol dan fürter durch die ganze Ordenunge der Werklütte gehalten werden.

Abſ. 29. Item: Wer es auch, daſs zween Meiſter oder me, die in dieſer Ordenunge ſind, Spennig oder uneins miteinander wurden, umb ſachen, die Steinwerk nit berürten; ſo ſollent ſie doch einander umb ſolche ſpenne nirgent anderſs wo fürnemen, den für Steinwerk, und die ſollent ſie auch richten und übertragen noch dem beſten noch allem Irem Vermögen, doch alſo, den Hern oder Stetten, wo ſich dan die Sache erhoben hett, Irem rechten unſchedelich der übertrag beſcheen, wy ſin ſolt.

Abſ. 30. Nu umb des Willen, daſs diſe Ordenunge der Werklütte deſto redelicher gehalten möge werden mit Gotsdienſt und mit andern notdürftigen und zymlichen Dingen; So ſol ein jeglicher Meiſter, der Hütten Fürderunge hett und ſich Steinwerks gebruchen wil und zu diſer Ordenunge gehört, zum erſten, ſo man ihn empfahet, in die Ordenunge einen Gulden geben und darnoch alle Jor vier Blappart, nemlich alle Fronfaſten einen Blappart oder einen Behemſchen, und die in die Ordenunge Büchſe antwurten, und ein Geſelle vier Blappart; desgleichen ein Diener auch, ſo er ausgedient.

Abſ. 31. Alle Meiſter und Wercklütte, die in diſer Ordenunge ſint, die dan Hütten fürderungen hant, ſol jeglicher eine Büchſe han, und ſol jeglicher Geſelle alle Wuche einen Pfenninge in die Büchſe geben, und ſol derſelb Meiſter daſſelb Geld und was Juſt gefellet, in die Büchſe getruwelich ſamlen und Jors in die Ordenunge antwurten, do dz nechſte Buch lytt, Gottesdienſt domit zu fürdern und unſer Notdurfft der Ordenunge zu verſehn.

Abſ. 32. Alle Meiſter die Büchſen hant, do nit in denſelben Hütten Bücher ſint: die ſollent alle Jor ir Geld den Meiſtern antwurten, do die Bücher liegent. Und wo auch die Bücher ſint: do ſol ein Gottesdienſt ſin. Stürbe aber ein Meiſter oder ein Geſell in den

Hütten, do keine Biecher ſint: do ſol derſelb Meiſter oder Geſellen, die uff der Hütte ſtont, dem Meiſter dos verkünden, der ein Buch hett, do auch die Ordenunge iſt. Und wenn es Ime verkindet wurt; ſo ſoll er ein Meſſe tun machen ſiner Seelen zun Troſte, der dan verſcheiden iſt, und ſollent meiſter und Geſellen dieſelbe Meſſe fromen und opfern, die uff der Hütte Stont.

Abſ. 33. Wer es auch, daſs ein Meiſter oder Geſelle in Coſten käme, oder ettewas ausgebe, das die Ordenunge berürte, und kuntlich were in welichen Wegk das were oder beſchee: Solichen Coſten ſol man einem jeglichen Meiſter oder Geſellen us der Ordenunge Büchſe wider geben, Es ſige lützel oder viel. Und wer es auch, daſs einer in kumber käme mit Gerichte oder mit andern Dingen, daſs die Ordenunge berieren iſt: da ſol je einer dem andern, es ſige Meiſter oder Geſelle Hülflich und byſtant tun, by der Glübde der Ordenunge.

Abſ. 34. Wer es auch, daſs ein Meiſter oder ein Geſelle in Krangheit fiele, oder ein Geſelle, der auch in dieſer Ordenunge were und der ſich uffrechtlich by dem Steinwerk gehalten hett und ſo lange ſich lege, und Ime an ſeiner Zerunge und notpfrunden abginge; dem ſol ein jeder Meiſter, der dan der Ordenunge Büchſe hinter Ime hett, Hülff und byſtand tun mit lyhen us der Büchſe, vermag ers anders untz daſs er us den Siechtagen wider uffkemt; ſo ſol er den globen und verſprechen, das zu geben und wider in die Büchſe zu antwurten. Stürbe aber einer in ſolichen Siechtagen, ſo ſol man ſoviel wider nemen von dem, das er noch Tode loſſet, es ſind Kleider und anders, untz daſs das wider vergolten wurt, das Ime dan geliehen iſt, ob anders ſoviel do were.

Dis iſt die Ordenunge der Parlierer und Geſellen.

Abſ. 35. Item: Es ſol kein Werkmann oder Meiſter keinen Geſellen me fürdern, der ein Frauwe mit Ime fiert zu der Unee, oder offentlich fiert ein unredlich Leben mit Frauwen, oder der Jerlich nit Bichtet und nit zu dem heiligen Sacrament ginge nach Chriſtenlicher Ordenunge, noch auch einen ſolicher, der veruchet iſt, daſs er ſin Kleider verſpylt.

Abſ. 36. Item: wo einer von Muttwillen urlop nympt uff den Haupt Hütten oder uff einer andern Hütten: derſelb Geſelle ſol darnoch in einem Jor uff derſelben Hütten umb keine Fürderunge me bitten.

Abſ. 37. Item: wer es auch, daſs ein Werkmann oder ein Meiſter ein wandeln Geſellen in ſiner Fürderunge hette und wolte dem Urlop geben; dem ſol er nit Urlop geben, den uff einen Samſtag oder uff einen Lohn obent, uff daſs er wiſſe an dem morgen zu wandeln; er verſchuldet es dan mit Urſache. deſſelben glichen ſol auch ein Geſell hinwider tun.

Abſ. 38. Item: Es ſol auch kein Geſelle niemans anders umb Fürderunge bitten, den den Meiſter um demſelben Werk, oder den Parlierer, weder heimlich noch offentlich on des Meiſters Wiſſen un Willen in der Hütten.

Ordenung der Diener.

Abſ. 39. Zum erſten: Es ſol kein Werkmann noch Meiſter keinen zu Diener uffnemen, der uneelich iſt, wiſſentlich, und ſol darumb ſin ernſtliches erfaren haben, ee er in uffnympt, und einen ſolichen Diener by ſiner Treuwen frogen, ob ſin Vatter und mutter In der Ee by einander geſeſſen ſint.

Abſ. 40. Item: Es ſol auch kein Werckmann noch Meiſter keinen ſeiner Diener, den er von ruhem uff zu diener uffgenommen hett, und der noch in ſeinen lerjoren iſt, zu Parlierer nit machen.

Abſ. 41. Es ſol auch kein Werckmann noch Meiſter keinen, den er von ruhem uff zu Diener uffgenummen hett, und der ſin Lerjor ausgedient hett, dennoch zu Parlierer nit machen, er hab den vor ein jor gewandelt.

Abſ. 42. Wer es auch, das einer vor einem Murer gedient und nun zu einem Werk-

man kumen und von Ime das leren wollte; so sol derselb Werkmann einen solichen diener auch nit unter drygen Joren zu einem diener unnemen ungeverlich.

Abs. 43. Es sol auch kein Werkmann noch Meister keinen diener von Ruhem uff zu einem diener under Fünff Joren nit unnemen ungeverlich.

Abs. 44. Geschee es aber, dass ein diener von einem Meister us einen Lerjoren ginge on redeliche Sache, und ime sin zit nit usdiente; denselben diener sol kein Meister fürdern; Es sol auch kein Geselle by Ime ston, noch Gemeinschaft mit Ime haben, in Geheimen Wegk, untz dass er seinem Meister, von den er gangen ist, sin Jor ächt usgedient und ein gantz gemelegen gewehrt und des ein Kundschaft bringet von seinem Meister, also vorbegriffen ist. Und soll sich auch kein diener von seinem Meister nit Kauffen; Es wer dan, dass einer zu der Ee griffe mit sines Meisters willen, oder hett sust redelich Ursach, die in oder den Meister dazu trengetend.

Abs. 45. Geducht aber einen diener, dass Ime sin Meister nit den vollen däte, in was stüken das were, noch dem er sich dan verdinget hette; so mag derselb Diener semlichs fürbringen und für die Wercklütte und Meister soliches bekummen, die in der gegene daselbs wohnhaftig sint, das Ime auch ein Usswisseng und wandel Geschee, noch Gelegenheit der Sachen.

Abs. 46. Item: welicher Meister ein Buch hett unter dem Gebiett von Strosburg, der sol alle Jor einen halben Gulden geben zu Wyhenachten in die Büchse von Strosburg, So lange untz dass die Schulde betzalt wurt, So man in dieselbe Büchse schuldig ist.

Abs. 47. Und welcher Meister auch ein Buch hett; ging dem sin Beüwe abe und hett kein Werck nie, do er gesellen uff gefürdern möchte: der sol sin Buch und was Geltz er hett, das in die Ordenunge gehört, gen Strosburg dem Werkmeister schicken.

Abs. 48. Es ist erkannt uff dem Tage zu Regensburg vier Wuchen nach Ostern Im Jor do man zält von Gottes Geburt: Tusend vier hundert fünfzig und Nün Jore, uff St. Marxs Tage: dass der Werkmeister Jost Dotzinger von Wurms, des Beues unser lieben Frauwen Münsters der Meren Stysst zu Strosburg und alle sine Nochkumen, desselben Wercks unser Ordenunge des Steynwercks oberster Richter sin sol. (Desselben glichen ist auch vor zu Spyr, zu Strosburg und aber zu Spyr im Jor 1464 uff dem Nünden Tage des Abrillen erkennt worden.) Item: Meister Lorenz Spenning von Wyen sol auch zu Wyen in dem Lande Oebersten Rychter sin.

Und also ein Werkmeister nuntzumal oder alle sine nochkumen zu Strosburg, Wyen und Köln: die drige sint die Oebersten Rychter und Hauptlütte der Ordenunge; die Sol man nit entsetzen one redelich Ursach.

Abs. 49. Dis ist das Gebiett, das gon Strosburg gehört: was obwendig der Musel und Frankenlant untz am Düringer Walt und Babenberg untz an des Bystum gen Eystetten, von Eystetten bis gon Ulm, von Ulm bis gon Augspurg, und von Augspurg byst an den Adelberg untz an welschlant; Mysseuer lant und Düringin und Sahsheim lant, Frankfurt und Hessen lant und auch Schwobenlant das sol gehorsam sin.

Item: Meister Lorentz Spenning, Werkmeister des Beues zu Sant Steffen zu Wyen, dem Gehört zu: Lampach, Styren, Werckhusen, Ungern aus und die Donau abhin.

Item: Meister Steffan Hurder, Buwemeister zu sant vyncencien zu Bern sol allein das Gebiet in den Eytgenossen haben.

Item: Meister Cunrad von Kölln, meister der Stysst doselbst und alle sine nochkumen glicher wise so Ime zugehören: das übrige gebiet hinabe, was do uff Stot von Fürderunge und Hütten, die in der Ordenunge sint, oder darzu kumen möchtend.

Abs. 50. Welicher Meister, Parlierer und Geselle oder diener wider Geheinen vor oder noch geschriebenen Punkten oder Artikel däte, und die samt oder einen besunder nit hielte, und des an ehrbar Kundschaft erfunde, der oder die sollent umb solichem Bruch für Steinwerk berieffet und darum zu Rede gesetzet werden. Un was Besserung oder Pene dem erkannt wurt: der sol er gehorsam sin by dem Eide und Glübde, die er getan hett

den Ordenunge. Verachtet aber einer die berieffunge on redelich Urſach und käme nit: was Ime den darumb erkannt wurt zu beſſerunge umb ſin Gehorſamkeit, wie wol er nit gegenwärtig iſt, das ſol er geben. wolt er dz nit tun; den mag man fürnemen umb ein ſolichs mit Geiſtlichen oder weltlichen rechten an den Enden, do dz gebürlich were, und do loſſen erkennen, was darumb recht ſige.

Abſ. 51. Item: wer auch in diſer Ordenunge ſin wil, der ſol globen, alle diſe Artikel, ſo vor und noch an diſem Buch geſchriben ſtönt, ſtätt und veſte zu halten, es were dan, daz unſer gnädiger Herre, der Keyſer, der König, Fürſten, Herrn oder einer yeglichen öbern do wider ſin woltend mit Gewalt oder mit Recht, das er nit in der ordenunge ſin ſolt; dz ſol eine dan genieſsen, alſo, dz kein geverde de by ſige. aber was er in der zit der ordenunge verfallen oder ſchuldig were: darumb ſol er mit den Wercklütten, ſo in der Ordenunge ſint, überkummen.

Abſ. 52. Wan nu noch Chriſtenlicher Ordenunge ein jeglich Chriſten Mönſch ſiner ſelen Heyl ſchuldig zu verſehen; ſo ſol das gar billig bedacht werden von den Meiſtern und Wercklütten, die der allmachtige Gott gnedeclich begobt hett mit Ir Kunſt und Arbeit, gotteshüſer und ander köſtlich Werck löbelich zu beuen, und davon ir Lybes narunge erlich verdienen; das auch zu Dankbarkeit ſie ir Hertz von rechter Chriſtenlicher Natur wegen billich beweget, Gottesdienſt zu meren und dodurch auch ir Selenheyl zu verdienen. Darumb, dem Allmächtigen Gott, ſiner würdigen Mutter Marien, allen lieben Heiligen und Nemlich den Heyligen vier gekrönten zu Lobe und zu Eeren, und beſunder umb Heyls willen aller Seelen der Parſonen, die in dieſer Ordenunge ſint oder Je mer dar In kumment ſol; So hent wür, die Wercklütte Steinwerck antreffen, für uns und alle unſere Nachkumen uff geſetzet und geordnet: zu haben einen Gottesdienſt alle Jor, jerlich zu den heiligen vier fronvaſten und uff der heiligen vier gekrönten Tage zu Stroſsburg in dem Münſter der hohen Styfft, in unſer lieben Frauwen Cappel mit vygilien und Seelenmeſſen, je nachdem uns man dz vollebringe mag.

Abſ. 53. Es iſt erkant uff dem Tage zu Spyr uff den Nünden Tag des Abrillen, im Jor do man zält 1464 u. ſ. w.« — Folgen alsdann die Meiſter der verſchiedenen Verſammlungen und die Einzeichnungen.

189. Auslegung der Steinmetzordnungen.

Wenn die Steinmetzordnungen bisher völlig irrig ausgelegt worden ſind, ſo liegt dies daran, daſs man mit vorgefaſsten Anſichten an dieſelben heranging, daſs man dieſe Anſichten in die Ordnungen hineinlas. Beſagten die Ordnungen etwas anderes, als es die vorgefaſsten Anſichten verlangten, dann hatten eben die Ordnungen ſich geirrt, nicht die Ausleger. Geiſtliche, Juriſten und Philologen könnte man noch mit ihrer Unkenntnis der Baukunſt entſchuldigen; aber daſs die Baumeiſter zuerſt und nachhaltigſt die landläufigen Irrtümer über die »Steinmetzen« und die »Bauhütten« hineingetragen haben, iſt unentſchuldbar, da ihnen die Kenntnis der Baukunſt und der Gewerbe dieſe Irrtümer von ſelbſt benehmen muſste.

Das einzig Richtige kann nur ſein, die Steinmetzordnungen ohne vorgefaſste Meinungen zu befragen und ſelbſt beantworten zu laſſen.

190. Erziehung der Steinmetzen.

Was ſagen die Steinmetzordnungen vorerſt über die Erziehung der Steinmetzen? Da heiſst es:

Abſ. 39. »Zum erſten: Es ſol kein Werkmann noch Meiſter keinen zu Diener uffnemen, der uneelich iſt, wiſſentlich, und ſol darumb ſin ernſtliches erfahren haben, ee er in uffnympt, und einen ſolichen Diener by ſiner Treuwen frogen, ob ſin Vatter und mutter In der Ee by einander geſeſſen ſint.«

Der »Diener«, nach unſerem heutigen Sprachgebrauch der Lehrling, kann alſo ſowohl von einem »Werkmann« wie von einem »Meiſter« aufgenommen werden. Und zwar muſs er bei beiden fünf Jahre lernen; denn Abſ. 43 beſagt folgendes:

[illegible] Linien auf zu [illegible]

Ferner darf er nicht zum Parlierer gemacht werden, ehe er nicht seine fünf Jahre ausgedient und nicht ein Jahr gewandert hat. Denn Abs. [illegible] besagt:

[illegible] Werkmann und Meister [illegible] Diener, [illegible] Parlierer [illegible]

[illegible]

[illegible] Werkmann und Meister [illegible] Parlierer [illegible]

Der Lehrgang ist also: fünf Jahre Diener, ein Jahr Wandern, dann Parlierer. Und zwar kann dieser ganze Lehrgang sowohl bei einem Werkmann wie bei einem »Meister« durchgemacht werden. Daß die Diener nach fünfjähriger Lehrzeit, »wenn sie ihre Lehrjahre ausgedient haben«, Geselle genannt werden, ist nirgends ausgesprochen gesagt, geht aber aus allen Folgenden deutlich hervor. Dagegen ergiebt sich aus keiner Vorschrift etwas, das den Gesellen oder den Parlierer zum Meister machte. Das »Meisterstück« gab es [illegible].

Gesellen, welche gewandert hatten, Parlierer und Meister waren einander gleich, wie die [illegible]. Es genügte wahrscheinlich, daß es dem Gesellen oder Parlierer irgendwie gelang, sich selbständig zu machen.

Denn Abs. 2 sagt:

»... [illegible] Meister [illegible] und [illegible] gern tun.«

Doch zurück zur Erziehung der Steinmetzgesellen. Sie konnten sich noch weiter ausbilden, wenn sie wollten. Zu diesem Zwecke gingen sie zum Werkmann, nicht zum Meister. Nur der Werkmann konnte eine weitere Erziehung geben; denn der Abs. 25 bestimmt wie folgt:

»Were auch ein Geselle gewandert und sich steinwerks gebrucht, und ist auch vor [illegible] wolte der einem Werkmann dienen umb ettelich Stüke; so sol [illegible] der selb Werkmann und Meister nit under zweige Joren ufnemen ungeverlich.«

Hier steht also »Werkmann und Meister«, weil darunter ein und dieselbe Person verstanden ist; sonst ist immer »Werkmann noch Meister« gebraucht, wenn zwei verschiedene Personen gemeint sind. Die Leute schreiben ganz richtiges Deutsch.

Daher gingen zu diesem Zweck nicht bloss die Steinmetzgesellen zum Werkmann, sondern auch die Maurer. Und so bestimmt der Abs. 42 folgendes:

»Wer es auch, das einer vor einem Murer gedient und nun zu einem Werkmann kumen und von Ime das leren wollte; so sol derselb Werkmann einen solichen diener auch nit unter dryggen Joren zu einem diener uffnemen ungeverlich.«

Und zwar geht auch der Maurer nur zum »Werkmann«, nicht zum »Meister«; nur muss er ein Jahr länger als der Steinmetz dienen.

Was der Steinmetzgeselle und der Maurer beim Werkmann dann erst lernt, zeigt die Querfurter Ordnung hundert Jahre später, zur Zeit der deutschen Renaissance, welche im Abs. 37 u. 38 bestimmt:

»So ein Gesell were, der zuvor umb das Handtwergte genugsam gedient hette, und wollte ferner einem meister umb kunst, als aufszugen, Steinwerg, Laubwerg oder Bildnüss

dienen, ſo ſol derſelbige auffs wenigſte zwey Jahre darumb lernen. Wollte einer aber nur von maſsen, gewundenen ſteigenden Schnecken, gewelben oder anders lernen, der ſoll einen vorſtendigen meiſter mit vormeldung der ſtucken, da er lernen will, ein Jahr darumb dienen.«

Das heiſst, der Steinmetzgeſelle lernte beim Werkmann die Anfangsgründe des Bauens. Dieſe kannte er alſo als Steinmetzgeſelle nicht und der Maurer auch nicht.

Daſs dieſe Geſellen, welche zu einem Werkmann gegangen waren, um ein, zwei oder drei Jahre lang »etteliche Stücke« zu lernen, trotz alledem dann nicht Werkmann waren, ſondern nur »Geſellen oder Meiſter, die ſich auf Steinwerk verſtanden«, zeigt Abſ. 12 u. 4:

»Item: wer es auch, daſs ſich geheiner, wer der were, ſteinwerks us maſsen oder von uszuge ennemmen wolte, das er ſich nit verwuſte, us de grunde zu nemen, und der auch keinem Werkmann darumb gedient, noch ſich Hütte fürderung nit gebrucht hett; der ſoll ſich der Stück nüt annemen, in keinem Wegk. Wolte ſich aber einer ſoliches underziehen; ſo ſol kein Geſelle nit by Im ſtan, noch in ſin fürderung nit ziehen, umb daſs die Hern nit zu untzimlichen coſten kument durch einen ſolichen unwiſſenen Meiſter.«

Und der Abſ. 4:

»Item: wer es auch: daſs ein Werkmann, der ein Redelich Werk Inne hat, von Tod abgienge; ſo mag ein jeglich Werkmann oder ein Meiſter, der ſich dan Steinwerks verſtott, und dem Werk gnüg und datzu Dauwelich iſt, noch einem ſolichen Werk wohl ſton und werben, uff daſs die Herrn, die ſolich Werk und Beue Inhends hant und verwaltend, wieder verſorget werdent noch des Steinwerks Notdurfft. Desgleichen mag ein jeglicher Geſelle auch tun, der ſich umb ſolich Steinwerk verſtott.«

Alſo neben dem Meiſter wie neben dem Geſellen, »der ſich Steinwerks verſtott« und »der ſich umb ſolichs Steinwerk verſtott«, giebt es den Werkmann.

Das Wort »Werk« heiſst hier erſichtlich, was wir heutzutage »Bau« nennen, ſo daſs Steinwerk hier gleich »Steinbau« iſt. Für uns würde dies am deutlichſten mit Hochbau wiederzugeben ſein. Sonſt dürfte Steinwerk auch einfach mit Werkſtein zu überſetzen ſein; denn Abſ. 6 lautet:

»Item: Wan ein Meiſter, wer der were, der ſolich vorgemeldet Werk und Gebeue Inhends und beſeſſen hett, von Tod abget, und ein ander Meiſter, der kumet und gehauwen Steinwerks do findet, Es wer verſetzet oder unverſetzet ſteinwerk: do ſol der ſelb Meiſter ſemlich verſetzet ſteinwerk nit wider abheben noch das gehawen unverſetzet Steinwerk nit verwerfen In geheinen wegk on ander werklitt rott und erkennen, uff daſs die Herren und ander erbar litte die ſolich Beue machen loſſent, nie zu unredelichem Coſten kument, und auch der Meiſter, der ſolich Werk noch Tode geloſſen hett, nit geſchmehet werde. wolltend aber die Hern ſolich Werk abheben laſſen, das mag er loſſen geſcheen, ſo verne daſs er kein geverde dar Inne ſuche.«

Daraus aber, daſs Meiſter und Geſelle, trotzdem ſie den Hochbau verſtehen, noch weiterhin Meiſter und Geſelle heiſsen und nicht Werkmann, geht mit Deutlichkeit hervor, daſs die bisher geſchilderte Erziehung der Diener, Wandelgeſellen, Parlierer, Meiſter und des Werkmannes Schüler »umb etteliche Stücke« nicht die Erziehung des Werkmannes iſt, ſondern diejenige des Steinmetzgeſellen und Steinmetzmeiſters, ſowie derjenigen Geſellen und Meiſter, die ſich »Steinwerks verſtehen«. Werkmann und Steinmetzmeiſter ſind völlig verſchiedene Leute, die auch nicht dieſelbe Erziehung oder Vorbildung haben.

Während nun heutzutage der Maurer derjenige iſt, welcher bei weiterer Schulung die Grundlagen der Baukunſt inne hat, ſo war es im Mittelalter der Steinmetz

wie der Maurer, wenn ſie nach ihrer Ausbildung als Steinmetz oder Maurer zum Werkmann gingen. Und zwar war der Steinmetz beſſer vorgebildet; er hatte nur zwei Jahre zu lernen, während der Maurer deren drei zubringen muſste. Dies iſt ebenfalls klar; denn im Mittelalter beſtanden insbeſondere die Kirchen faſt nur aus Werkſtein. Die Aufsenhaut war Werkſtein, die Innenhaut ebenſo; die Gewölbe und Pfeiler waren es gleichfalls; höchſtens blieben das Füllwerk im Inneren der Mauern, die Pfeiler und die Grundmauern für den Maurer übrig; alles übrige war Steinmetzarbeit. Der Steinmetz hatte die einzelnen Teile ſelbſt in der Hand gehabt, ſie ausgearbeitet und verſetzt; ihm fehlte nur die Lehre, wie man ſie ſchafft. Der Maurer hatte ſich auch erſt mit ihren Formen bekannt zu machen. Daſs die Steinmetzgeſellen bloſs »etteliche Stücke« beim Werkmann noch erlernen wollen, zeigt ferner klar, daſs der Werkmann, nach heutigen Begriffen der Baumeiſter, noch viel mehr zu lehren hatte.

Wie kommt es denn nun aber, muſs man einwerfen, daſs die Steinmetzlehrlinge bei ihm das Steinmetzhandwerk erlernen können? Dann muſs er doch das Steinmetzhandwerk ſelbſt können, ſonſt kann er es doch nicht lehren?

Auch dies läſst ſich beantworten, wenn auch nicht allein aus dieſer Steinmetzordnung. Im Mittelalter vergab man bei groſsen Bauten die Steinmetzarbeiten nicht an Steinmetzmeiſter, welche dieſelben herſtellten, anlieferten und verſetzten, ſondern man fertigte ſie in eigener »Regie« an; d. h. der Baumeiſter nahm ſich Steinmetzparlierer und Steinmetzgeſellen an, kaufte die Rohſteine oder lieſs ſolche brechen und ſtellte ſo auf dem Bauplatz ſelbſt die geſamten Steinmetzarbeiten, das »Steinwerk« her.

191. Wochenrechnung vom Dombau zu Prag.

So geſchah es am Prager Dombau; von dieſem haben ſich ſogar die bezüglichen wöchentlichen Lohnzahlungen an den Parlierer, die Geſellen u. ſ. w. erhalten. Hier ſeien zwei derſelben gegeben:

fol. 29. Dominica ſecunda, qua canitur Miſericordia (1. Mai 1373).
Die ipſo dies Phillippi et Jacobi.

Magiſtro operis LVI gr. ſol.
Parlerio XX gr. ſol.
Wieczemilo VI gr. ſol.
Hutnemo IIII gr. ſol.
Item LXIIII famulis per X p. Facit LIII gr. et III p. ſol.
Item carpentario XX gr. item IIII ſociis ſuis 1/2 ſexag ſol.
Item fabro de acutione VIII gr. item de fractura magni clavi dicti gargol II 1/2 gr. ſol., item de tribus ſynon. IIII gr. ſol.

Item quatuor locatoribus XLIIII gr. ſol. Item duobus muratoribus XV gr. ſol.
Item famulis, qui plumbum diviſerunt VIII gr. ſol.

Blatt 29. Zweiter Sonntag, an dem geſungen wird Miſericordia.
Am ſelben Tag iſt der Tag des Philippus und Jakobus.
Dem Baumeiſter 56 Groſchen bezahlt.
Dem Parlierer 20 Gr. bez.
Wieczemil 6 Gr. bez.
Dem Hüttendiener 4 Gr. bez.
Ebenſo 64 Dienern je 10 Parvi (Pfennige), macht 53 Gr. und 3 Pfg. bez.
Ebenſo dem Zimmermann 20 Gr., ebenſo ſeinen vier Gehilfen 1/2 Schock[181]) bez.
Ebenſo dem Schmied für das Schärfen 8 Gr., ebenſo für den Bruch des groſsen Ankers des beſagten Waſſerſpeiers 2 1/2 Gr. bez., ebenſo für drei Schienen 4 Gr. bez.
Ebenſo 4 Verſetzern 44 Gr. bez., ebenſo 2 Maurern 15 Gr. bez.
Ebenſo den Arbeitern, welche das Blei zerteilten, 8 Gr. bez.

181) 1 Schock = 60 Prager Groſchen; 1 Prager Groſchen = 12 Pfennige oder Parvi.

In hutta lapicide:

Higl zims de III gr. habet IIII ulnas.

Item parvum rin de I gr. habet V ½ quartas. Facit XIII gr. et V p. ſol.

Wierczpurger habet duos fiol pro VIII gr., item parvum krakſtein pro VIII gr. Facit XVI gr. ſol.

Haumann habet parvum krakſtein pro VIII gr. ſol.

Alff habet krakſtein pro VIII gr. item unum glender pro XII gr. Faciunt XX gr. ſol.

Fridell habet unum glender pro X gr. ſol.

Grucz krakſtein de VI gr. habet I ulnam et II dritell. Facit X gr. (ſol.)

Andernoch habet krakſtein pro VIII gr. item habet feiler in glender pro XVII gr. Facit XXV gr. ſol.

Maysner habet krakſtein pro VIII gr. ſol.

Nicuſs habet conſimilem lapidem pro VIII gr. ſol.

Waczlaw etiam lapidem pro VIII gr. ſol.

Summa in hutta due ſexag. VI gr. et V p.

Item Welconi de Zehrovicz pro tribus magnis lapidibus XXII gr. ſol.

Item Frenczlino de duabus thabulis IIII gr. ſol.

Item pro ſecuri Wieczemilo III gr. ſol.

Item pro funiculis magiſtro Petro IIII gr. ſol.

Item pro quatuor urnis ad laborem murorum III gr. ſol.

Item pro claviculis et liſtis ad ſtelbock IIII gr. ſol.

Item ſerratoribus VI gr. ſol.

Item pro tignis et lattis LVIII gr. ſol.

Item magiſtro Kon(rado?) collectori pecunias petitionis in decanatu Zacenſi dedimus I ſexag. gr. pro expenſis, quas fecit in negotio eccleſie.

Item magiſtro Petro cum locatoribus, muratoribus et aliis laboratoribus pro bibalibus in clauſura arcus magni dedimus I ſexag. gr.

Nota cementum:

Item Mixoni dicto Hrazak pro XXXVI corbis cementi, quarum quelibet continet VIII tinas, quamlibet tinam per XIIII p. conputando, ſolvi V ½ ſexag. gr.

Item nota: pro termino ſancti Georii preſen-

In der Steinmetzhütte:

Higl hat vier Ellen vom Sims zu 3 Gr.

Ebenſo von der kleinen Rinne zu 1 Gr. hat er 5 ½ Viertel; macht 13 Gr. und 5 Pf. bez.

Wierczpurger hat 2 Fialen zu 8 Gr., ebenſo einen kleinen Kragſtein zu 8 Gr., macht 16 Gr., bez.

Haumann hat einen kleinen Kragſtein zu 8 Gr. bez.

Alff hat einen Kragſtein zu 8 Gr., ebenſo ein Geländer zu 12 Gr., machen 20 Gr., bez.

Friedell hat ein Geländer zu 10 Gr. bez.

Grucz hat von einem Kragſtein zu 6 Gr. 1 Elle und 2 Drittel, macht 10 Gr., bez.

Andernoch hat einen Kragſtein zu 8 Gr., ferner hat er einen Pfeiler im Geländer zu 17 Gr., macht 25 Gr., bez.

Maysner hat einen Kragſtein zu 8 Gr. bez.

Nicuſs hat einen ähnlichen Stein zu 8 Gr. bez.

Wenzel ebenfalls einen Stein zu 8 Gr. bez.

Summa in der Hütte 2 Schock, 6 Gr. und 5 Pf.

Ferner dem Welco von Zehrovicz für drei groſse Steine 22 Gr. bez.

Ferner dem Fränzlin für 2 Bretter 4 Gr. bez.

Ferner für das Beil dem Wieczemil 3 Gr. bez.

Ferner für Stricke dem Magiſter Peter 4 Gr. bez.

Ferner für vier Gefäſse zur Maurerarbeit 3 Gr. bez.

Ferner für Nägel und Leiſten zum Stellbock 4 Gr. bez.

Ferner den Sägeleuten 6 Gr. bez.

Ferner für Bauhölzer und Latten 58 Gr. bez.

Ferner dem Magiſter Kon, dem Sammler der Sammelgelder im Dekanat Saaz, haben wir 1 Schock Gr. für die Ausgaben gegeben, die er in Angelegenheit der Kirche gemacht hat.

Ferner dem Magiſter Peter mit den Verſetzern, Maurern und anderen Arbeitern als Trinkgeld beim Schluſs des groſsen Bogens gaben wir 1 Schock Gr.

Ferner dem Mixo, genannt Hrazak, für 36 Körbe Kalk, von denen jeder 8 Maſs enthält, jedes Maſs zu 14 Pf. gerechnet, habe ich bezahlt 5 ½ Schock Gr.

Ferner: jetzt zu Skt. Georgen dem Herrn

tis domino Beneffio arch. Zacenſi directori fabrice in ſalario ſuo annali dedimus V ſexag. gr.

Item Andree notario fabrice in ſalario ſuo pro termino preſenti dedimus IIII ſexag. gr.

Item magiſtro Petro pro veſte eſtivali in preſenti termino ſolvimus quatuor ſexag. gr.

Item magiſtro Wenceslao carpentario pro termino preſenti II ſexag. gr. fol.

Item magiſtro Wenceslao fabro pro tunica eſtivali unam ſexag. gr., ut eo diligentius intendat labori.

Summa illius ebdom. inclusis ſalario officialium et cemento XXXI ſexag. LI gr. et III p.

Anno domini M°CCC°LXXIII°.

Dominica tertia, qua canitur Jubilate (5. Mai).

Magiſtro Petro operis in ſalario ebdomadali LVI gr. fol. Parlerio XX gr. fol. Hutmenno III gr. fol.

Wlczemilo cuſtodi rerum VI gr. fol.

Famulis CCtis minus III per X p. Facit III ſexag. et XVIII gr. fol.

Carpentario magiſtro XX gr. fol. Sociis ſuis quatuor unam ſexag. fol.

Fabro de acutione XV gr.

Item de VIII ſymon. X gr. fol.

Item decem locatoribus cuilibet per XX gr. Facit III ſexag. et XX gr. fol.

Item ſex muratoribus per XV gr. Facit I½ ſexag. fol.

In hutta lapicide:

Beneſſawer habet ſex leger pro IIII gr. fol.

Aiff habet III leger pro III gr. Item ſoſſen de III gr. habet III ulnas.

Item pogſtein de XX gr. habet III quartas,

Item zims pro IV gr. Faciunt XXXI gr. et IX p. fol.

Fridel habet lapidem pro II gr. et III p. fol.

Higl pogſtein de XI gr. habet III quartas. Item quadrorum de VIII p. habet IIII½ ulnas. Item dachzims de III gr. habet V ulnas. Facit XXVI gr. et III p. fol.

Beneſch Erzpr. von Saaz, dem Bandecernenten, als ſein jährliches Gehalt 5 Schock Gr. gegeben.

Ferner Andreas dem Notar des Baues als ſein Gehalt für den jetzigen Zeitpunkt haben wir 4 Schock Gr. gegeben.

Ferner dem Magiſter Peter für den Sommeranzug zum gegenwärtigen Zeitpunkt haben wir 4 Schock Gr. bez.

Ferner dem Zimmermeiſter Wenzel zum gegenwärtigen Zeitpunkt 2 Schock Gr. bez.

Ferner dem Schmiedemeiſter Wenzel zum Sommerrock 1 Schock Gr., damit er deſto deiſſiger der Arbeit vorſtehe.

Summe dieſer Woche einſchließlich des Gehaltes der Beamten und des Mörtels 31 Schock 51 Gr. und 3 Pfg.

Im Jahre des Herrn 1373.

Am dritten Sonntag, an dem Jubilate geſungen wird.

Dem Baumeiſter als ſeinen Wochengehalt 56 Gr. bez. Dem Parlierer 20 Gr. bez. Dem Hüttendiener 4 Gr. bez.

Wlczemil dem Gerätewächter 6 Gr. bez.

Den Dienern — 200 weniger 4 — jedem 10 Pfg. macht 3 Schock und 18 Gr. bez.

Dem Zimmermeiſter 20 Gr. bez. Seinen 4 Gehilfen 1 Schock bez.

Dem Schärfſchmied 15 Gr.

Ferner für 8 Schienen 10 Gr. bez.

Ferner 10 Verſetzern jedem 20 Gr., macht 3 Schock und 20 Gr. bez.

Ferner 6 Maurern jedem 15 Gr., macht 1½ Schock bez.

In der Steinmetzhütte:

Beneſſawer hat 6 Leger (Binder?) zu 4 Gr. bez.

Aiff hat 4 Leger zu 3 Gr., ferner 3 Ellen von den Pfoſten zu 3 Gr.

Ferner von den Bogenſteinen zu 20 Gr. hat er ¾.

Ferner Sims zu 4 Gr., macht 31 Gr. und 9 Pfg. bez.

Fridel hat 1 Stein zu 2 Gr. und 3 Pfg. bez.

Higl hat vom Bogenſtein zu 11 Gr. ¾; ferner von den Quadern zu 8 Pfg. hat er 4½ Elle; ferner vom Dachſims zu 3 Gr. hat er 5 Ellen, macht 26 Gr. und 3 Pfg. bez.

Haumann foſten de 3 gr. habet II ulnas et quartam, item duos krakſtein per VIII gr. Facit XXII gr. et IX p. ſol.

Haumann hat vom Pfoſten zu 3 Gr. 2 1/4 Elle; ferner 2 Kragſteine jeden zu 8 Gr., macht 22 Gr. und 9 Pfg. bez.

Grucz krakſtein de VIII gr. habet pro XXIIII gr. ſol.

Grucz hat von den Kragſteinen zu 8 Gr. für 24 Gr. bez.

Summa in hutta CXI gr.

Summe in der Hütte 111 Gr.

Item Welconi de Zehrovicz pro duobus lapidibus XIII gr. ſol.

Ferner dem Welco von Zehrovicz für 2 Steine 13 Gr. bez.

Item ſerratoribus lignorum pro aſſeribus XXXV gr. et IIII p. ſol.

Ferner den Holzſägern für die Schablonen 35 Gr. und 4 Pfg. bez.

Item pro claviculis IX gr. ſol.

Ferner für Stifte 9 Gr. bez.

Item Welislao vectori de XXXVI corbis cementi, per XX p. vecturam conputando. Facit unam ſexag. ſol.

Ferner dem Welislaus für 36 Körbe Kalk, die Fuhre zu 20 Pfg. macht 1 Schock bez.

Item de vectura magni funis in ſecundam machinam IIII gr. ſol.

Ferner für die Anfuhr des groſsen Seiles für die zweite Winde 4 Gr. bez.

Item pro carbonibus currum XX gr. ſol.

Ferner für Kohlen 1 Wagen zu 20 Gr. bez.

Item pro tinis, capiſteriis et urnis ad laborem IX gr. ſol.

Ferner für Maſse und Arbeitsgefäſse 9 Gr. bez.

Item pro vaſe dicto kalkfas III gr. ſol.

Ferner für ein Gefäſs genannt Kalkfaſs 3 Gr. bez.

Item pro LII lattis XVII gr. et IIII p. ſol.

Ferner für 52 Latten 17 Gr. und 4 Pfg. bez.

Item pro XXXIII tignis XLI gr. et III p. ſol.

Ferner für 33 Balken 41 Gr. und 3 Pfg. bez.

Item Martino, qui funes facit, pro ſecundo magno fune ad ſecundam machinam modo dedimus 1 1/2 ſexag. gr.

Ferner dem Martin, welcher die Seile macht, für das zweite groſse Seil zur zweiten Winde 1 1/2 Schock Gr. gegeben.

Summa huius ebdomade XVIII ſexag. XI gr. et X p.[182]).

Summe dieſer Woche 18 Schock 11 Gr. und 10 Pfg.

So geſchah es am Regensburger Dom, am Cölner Dom, an der Xantener Stiftskirche u. ſ. w. Ueberall, wo ſich Rechnungen oder Nachrichten über den Baubetrieb erhalten haben, zeigt es ſich, daſs das »Steinwerk« im Selbſtbetrieb hergeſtellt wurde.

192. Stadtmeiſter.

Daneben gab es aber natürlich in jeder Stadt Steinmetzmeiſter, welche die Bedürfniſſe des Bürgers befriedigten, die ihm die Fenſter- und Thürumrahmungen, die »Wendelſteine«, die Grabkreuze lieferten. Dies ſind die Stadtmeiſter. Dieſe gehörten der »Ordenunge« nicht an und wurden auch nicht aufgefordert, in dieſe »Ordnungn« einzutreten. Daher beſagt der Abſ. 18 folgendes:

»Item: welicher Meiſter auch noch nit in die Ordenunge der Werklütt iſt herfordert, züge do ein Geſelle zu einem ſolichen Meiſter: der Geſelle ſol darumb nit ſtrofwürdig ſin. desglichen, züge auch ein Geſelle zu einem Stattmeiſter oder zu einem andern Meiſter, mag er do gefürdert werden: das mag er wol tun, uff das ein jegliche Geſelle fürderung ſuchen magk; alſo, daſs der Geſelle nit deſter mynre die Ordenunge halte, alſo vor und noch geſchriben ſtett. Was Ime dann gebürt, in der Ordenunge zu geben, daſs das von Ime beſchee, wie wol er nit uff der Ordenunge Hütten ein ſtett oder by ſynem mittbruder. Wäre es aber, das einer ein Ehelich wyp näme, und nit uff einer Hütten ſtünde, und ſich in einer Statt nyderſchliege und mit einem Hantwerk dienen mieſte: der ſol alle fronfaſten vier Pfennige geben und ſol des Wuchpfennigs lydig ſin, die wyle er nit uff der Hütten einſtott.«

182) Nach: Neuwirth, J. Die Wochenrechnungen und der Betrieb des Prager Dombaues in den Jahren 1372—1378. Prag 1890. S. 95 ff.

Nun ist es ganz klar, dafs die einzelnen Stadtmeister nicht so viele Gesellen erziehen konnten, als die grofsen Bauten überall erforderten und jahrhundertelang beschäftigten. Die Steinmetzhütten der grofsen Bauten mufsten also selbst darauf bedacht sein, sich gehörigen Nachwuchs heranzuziehen, d. h. selbst »Diener« anzunehmen. Dies geschah, und da jede Hütte einen »Parlierer« besafs, erzog dieser die Diener in allem Handwerklichen. Dafs übrigens der Werkmann selbst den Steinmetzmeifsel zu führen verstand, wenn auch nicht als Steinmetzgesell, werden wir bei der Erziehung des Werkmannes darlegen.

193. Steinmetzen.

Nun bleibt noch der Haupteinwurf zu erledigen, den man erheben mufs: Wenn es wirklich Steinmetzmeister wie heutzutage und Baumeister wie heutzutage gegeben hat, woher kommt es denn, dafs sich die Baumeister Steinmetzmeister nennen? Auch dies ist einer jener »hineingelesenen« Irrtümer. Sie nennen sich nicht Steinmetzmeister, sondern Meister oder Magister Gerhard, Steinmetz. Also doch wenigstens Steinmetz! — Jawohl! Aber dafs das Wort Steinmetz nicht den Steinmetzhandwerker bezeichnet, zeigt schon die »Ordenunge« selbst. Im Anfang derselben heifst es gleich wie folgt:

»das die Bauherrn destebas versorget und versehen werdent, und auch umb nutz und Nothdurfft willen aller Meister und Gesellen des ganzen Handtwercks des Steinwercks und Steinmetzen in dütschen Landen . . .«

Kann man einen schärferen Unterschied zwischen den Meistern und Gesellen des Handwerkes und den »Steinmetzen« sich denken, als dafs diese »Steinmetzen« nicht zum »Handtwerck« gerechnet werden?!

Auch das zweite Mal, wo in der »Ordenung« das Wort »Steinmetz« gebraucht wird (es kommt dergestalt überhaupt nur diese zwei Mal vor), im Abs. 17, steht es im Gegensatz zum Steinmetzgesellen, hier zum »Wandelgesellen«. Dieser Abs. 17 lautet:

Art. 17. Es soll auch kein Werkmann noch Meister nit öffenlich über Steinwerck zu der Unee sitzen. Wolte aber einer davon nit lassen; so sol kein Wandel Geselle noch Steinmetze by ime in siner förderunge nit ston, noch kein Gemeinschaft mit ime haben.

Was bedeutet dann aber dieses geheimnisvolle Wort »Steinmetz«? Das Wort »Steinmetz« hat in unserem heutigen Sprachgebrauch einen entsprechenden Genossen im Worte »Maler«. Auch mit diesem Worte bezeichnet die deutsche Sprache den Künstler wie den Handwerker, und sie ist ganz machtlos diesem Worte gegenüber, um den Künstler vom Handwerker zu unterscheiden. Dagegen weifs jeder sofort, dafs wenn vom Malermeister, vom Malergesellen und vom Malerlehrling die Rede ist, dafs damit der Handwerker gemeint ist. Den Künstlermalern ist diese gemeinsame Bezeichnung auch so peinlich, dafs sie sich auf die verschiedenste Weise aus der Verlegenheit zu ziehen suchen. Am besten gelingt es mit »Landschaftsmaler, Porträtmaler, Geschichtsmaler u. s. w.«, am bedenklichsten mit »Kunstmaler«. Diese beiden Arten von Malern haben ebenfalls keinerlei Schulung gemeinsam, nur dafs sie beide mit dem Pinsel umzugehen verstehen und Farben verwenden.

Gerade so verhält es sich mit dem mittelalterlichen Worte »Steinmetz«. Der Künstler wie der Handwerker heifsen Steinmetz; aber nur der Handwerker heifst Steinmetzmeister, Steinmetzgesell, Steinmetzlehrling, der Künstler immer nur Steinmetz schlankweg. Dies schreibt sich von der mittelalterlichen Erziehung des Baumeisters her, die eine viel richtigere war als diejenige des heutigen Baumeisters.

Die Baukunſt iſt eine Kunſt im Raume, eine plaſtiſche, nicht eine auf der Fläche wie die Malerei. Es iſt daher unbezweifelt das einzig Richtige, jedenfalls beſſer, die Phantaſie und die Darſtellungsgabe des Baumeiſters im Raume zu ſchulen als auf der Fläche, auf dem Papier. Das Modell übertrifft die ſchönſt getuſchte oder ſchraffierte Zeichnung. Hierzu tritt, daſs das plaſtiſche Ornament und die Figur am Bauwerk eine ganz andere Rolle ſpielen als das gemalte Ornament. Das letztere iſt leicht zu entbehren, und doch wird das gemalte Ornament heutzutage faſt ausſchlieſslich, das plaſtiſche faſt gar nicht gelehrt. Der Baumeiſter geht zum Bildhauer und beſtellt bei dieſem das Ornament. Und ſo ſieht man faſt immer, das iſt Ornament von dem und dem Bildhauer und nicht von dem und dem Baumeiſter. Iſt das nicht eine Entwürdigung des »Baukünſtlers«? Daher iſt das Ornament zumeiſt ſo gar nicht originell oder gar nicht dahin gehörig, ſo ganz aus dem Maſsſtab des übrigen Baues gefallen, ſo nichtsſagend und ſo ohne jede Weiterentwickelung. Aus der Ornamentmalerei kann kein Baumeiſter erlernen, den Entwurf und die Ausbildung plaſtiſchen Ornaments zu leiten; er kann es gar nicht einmal würdigen. Ihm ſind durch die Ornamentmalerei die Augen für das plaſtiſche Ornament nicht bloſs nicht aufgegangen, ſondern geradezu verdorben worden.

194. Ausbildung der Baumeiſter als Bildhauer.

Man wird nach den Beweiſen fragen, die für die Ausbildung der Baumeiſter in der Bildhauerkunſt vorhanden wären. Hier ſind ſie. Der Baumeiſter des Prager Domes, *Peter Parler* (1356—78), erhält folgende Grabplatte bezahlt[183]):

„*Nota: de mandato domini Imperatoris feci ſepulchrum domino Ottakaro primo regi Boemie et ſolvi magiſtro Petro XV ſexag. gr.*“

Ebenſo erhält der Baumeiſter des Regensburger Domes, *Konrad Roriczer*, folgende Bildwerke bezahlt[184]):

„*Ratio cum magiſtro Conrad Tumbmaiſter Anno Dm. etc. LIX^no^ In oct. omn. Sanctor.* hab ich gancz abgerait mit Im umb die hernach geſchrieben ſtuk Item umb ein groſs Captell dar auf die maria ſtatt dafür X β Rat. Item umb das Captel darauf Sand peter ſteht dafür I ℸ den Rat. Item umb die Maria XIIII β den. Item umb den Petrus XIIII β da. Item umb den Johannes XII β den. Item umb ein Captell mit eim Sauskopf neben dem turn LX den. Item umb VII Captell. In das Gibelgebenng und In die plinten form on dem newen turn und an das gebenng darneben an dem hohenwerk in für ains VI gr. Item umb vier hangend poſſem in der plintten form oben In der Scheuben je für ain VI gr. facit to m VIIII lib LXXVIII den. Der Summe iſt er ganncz zalt.«

So wiſſen wir von *Nicolo Piſano* (um 1270), daſs er Baumeiſter und Bildhauer war, ebenſo von *Lorenzo Maitani* (von 1310 ab) zu Orvieto, daſs es ihm erlaubt war, Lehrlinge anzunehmen:

„*Et quod poſſit etiam diſcipulos quos voluerit expenſis dicte fabrice retinere ad deſignandum, figurandum et faciendum lapides pro pariete ſupradicto*[185]).“

Und ſo ſteht es auch in der Querfurter »Ordenunge« ſelbſt im Abſ. 37:

»So ein Geſell were, der zuvor umb das Handtwergk genugſam gedient hette, und wollte ferner einem Meiſter umb kunſt, als aufszugen, Steinwerg, Laubwerg oder Bildnüſs dienen, ſo ſoll derſelbige auffs wenigſte zwey Jahre darumb lernen.«

So lautet der Titel des einen ſpaniſchen Baumeiſters, welcher der Architektenjunta zu Gerona angehörte: »*Antonius Canet, lapiscida, ſive ſculptor imaginum civitatis Barchinonae . . .*«

---

183) Siehe: Neuwirth, J. Die Wochenrechnungen und der Betrieb des Prager Dombaues in den Jahren 1372—1378. Prag 1890. S. 324.

184) Siehe: Schuegraf. Nachträge zur Geſchichte des Domes von Regensburg. 1855. S. 102 u. 103.

185) Siehe: Fumi, L. *Il duomo di Orvieto e i ſuoi reſtauri.* Rom 1891. S. 21.

Nun heifsen aber auch alle Bildhauer in Deutfchland Steinmetz. »*Baftian Ertle* Steinmetz 1610« fteht an den prächtigen Renaiffancegrabmälern im Dom zu Magdeburg, auf die jeder Bildhauer erften Ranges heutzutage ftolz fein würde. Der Künftler in Stein, ob im Steinbau oder in der Bildhauerkunft, heifst Steinmetz wie der Handwerker. Dies erklärt denn auch die Minderwertigkeit fo vieler Zeiten und Gegenden des Mittelalters in der Bildhauerkunft. Es ift völlig zweierlei, zur Schulung der Vorftellungsgabe und des Raumdenkens das Modellieren als Baumeifter zu erlernen oder diefes Modellieren dann als Bildhauer zu betreiben. Nur felten wird der Baumeifter fo begabt fein, dafs er in beiden Künften, in der Baukunft wie in der Bildhauerkunft, Vorzügliches leiftet; und noch feltener wird dem Baumeifter eines grofsen Baues fo viel Zeit übrig bleiben, auch noch die Bildwerke felbft fchaffen zu können.

Baumeifter und Bildhauer aber hatten erfichtlich im Mittelalter diefelbe Erziehung, nur dafs fie fich, wie bei uns der Architekt und der Ingenieur, erft in fpäteren Jahren vorzugsweife und ausfchliefslich der einen von beiden Künften widmeten. Diefe beffere Erziehung der Bildhauer erklärt denn auch ihre eigenartigeren Leiftungen gegenüber der Jetztzeit, insbefondere auch, dafs es ihnen gelungen ift, die Gewandung ihrer Zeit zur Darftellung zu bringen, während fpätere Jahrhunderte von der Jetztzeit glauben werden, nur das Militär fei angekleidet gewefen, alle übrigen feien nackt einhergegangen. War der Baumeifter eitel genug, feine Minderwertigkeit als Bildhauer nicht zu erkennen, und hatte er bei langfamem Baubetrieb genugfam Zeit, fo entftanden denn all die gräfslichen, aber »echten« Meerkatzen, wie fie die Nürnberger und ähnliche Kirchen verunzieren.

Aufserdem hat die Erziehung zum Bildhauer ficherlich die Handfertigkeit des Meifselns in fich gefchloffen. Und wenn auch diefe Meifselführung von der Meifselführung der Steinmetzen abweicht, fo konnte alfo auch der Baumeifter den Meifsel zur Not noch führen, wie er es in feinen Lehrjahren erlernt hatte.

Wie diefe Lehrjahre abgelaufen find, darüber hat fich fo gut wie gar nichts erhalten. Natürlich ift dies nicht aus der »Steinmetzordnung« herauszulefen, da diefe nicht für die Steinmetzkünftler, fondern nur für die Steinmetzhandwerker beftimmt war.

Warum find denn die Künftler ebenfalls in diefer »Ordnung«? — Die Baumeifter waren die Meifter der Steinmetzgefellen der Bauhütten. Wie fie auf den Bauplätzen ihre Vorgefetzten und ihre Brotgeber waren, fo hatten fie natürlich auch das allergröfste Intereffe an der Organifation der Steinmetzhandwerker und dafs fie bei und in derfelben die führende Stelle innehatten. So beftimmt denn auch der Abf. 24:

»Es fol auch ein jeglich Werkmann, der hütten fürderung hett, dem difer ordenunge gefchrifft und Gewalt befohlen wurt, in jeglicher gegene alle Spenne und Sachen, die Steinwerks berieren fint, Gewalt und mach haben, fürzunemen und Stroffen in finer Gebiet, und follent Ime des alle Meifter, Parlierer und Diener Gehorfam fin.«

195. Leitung der »Ordenung«.

Damit ift dem »Werkmann« die oberfte Gewalt in die Hand gegeben, und zwar fehr bezeichnend, nur wenn er Steinmetzarbeit hat, »der hütten fürderung hett«. Bauhütte und Steinmetzhütte find übrigens ebenfalls wohl zu unterfcheiden und werden irrigerweife immer als das gleiche betrachtet. Die Steinmetzen arbeiten in der Steinmetzhütte, *Hutta lapicidae*, Hütte fchlankweg genannt. Betrachten wir die Einzelheiten weiter.

Um die für die »Ordenung« erforderlichen Unkoſten aufzubringen, ſoll jeder Meiſter eine »Büchſe« haben. Der Abſ. 31 beſagt daher:

»Alle Meiſter und Wercklütte, die in diſer Ordenunge ſint, die dan Hütten fürderungen hant, ſol jeglicher eine Büchſe han, und ſol jeglicher Geſelle alle Wuche einen Pfenninge in die Büchſe geben, und ſol derſelb Meiſter daſſelb Geld und was Juſt gefellet, in die Büchſe getruwelich ſamlen und Jors in die Ordenunge antwurten, do dz nechſte Buch lytt, Gottesdienſt domit zu fürdern und unſer Notdurfft der Ordenunge zu verſehn.«

Auch hier haben nur die Werkleute eine Büchſe, die »den Hütten fürderungen hant«. Auch beim Eintritt in dieſe Ordnung iſt ein Betrag zu entrichten; denn Abſ. 30 beſtimmt:

»Nu umb des Willen, daſs diſe Ordenunge der Werklütte deſto redelicher gehalten möge werden mit Gotsdienſt und mit andern notdürftigen und zymlichen Dingen; So ſol ein jeglicher Meiſter, der Hütten Fürderunge hett und ſich Steinwerks gebruchen wil und zu diſer Ordenunge gehört, zum erſten, ſo man ihn empfahet in die Ordenunge einen Gulden geben und darnoch alle Jor vier Blappart, nemlich alle Fronfaſten einen Blappart oder einen Behemſchen, und die in die Ordenunge Büchſe antwurten, und ein Geſelle vier Blappart; desgleichen ein Diener auch, ſo er ausgedient.«

Dieſe Gelder flieſsen dann dorthin zuſammen, »do die Bücher liegent«; denn Abſ. 32 beſtimmt:

»Alle Meiſter die Büchſen hant, do nit in denſelben Hütten Bücher ſint: die ſollent alle Jor ir Geld den Meiſtern antwurten, do die Bücher liegent. Und wo auch die Bücher ſint: do ſol ein Gottesdienſt ſin. Stürbe aber ein Meiſter oder ein Geſell in den Hütten, do keine Biecher ſint: do ſol derſelb Meiſter oder Geſellen, die uff der Hütte ſtont, dem Meiſter dos verkünden, der ein Buch hett, do auch die Ordenunge iſt. Und wenn es Ime verkindet wurt; ſo ſoll er ein Meſſe tun machen ſiner Seelen zun Troſte, der dan verſcheiden iſt, und ſollent Meiſter und Geſellen dieſelbe Meſſe fromen und opfern, die uff der Hütte Stont.«

In die Bücher waren die Ordnung und die Namen der Verbandsmitglieder eingetragen, wie diejenigen aller ausgelernten Geſellen. Das erſtere beweiſt der Abſ. 27, der folgendes beſagt:

»Item: welicher Meiſter auch der Biecher eins hinder Ime hett, der ſol by der Glübde der Ordenunge das Buch verſorgen, daſs dz weder durch ihn oder jemanns anders usgeſchriben, geben oder geliehen werde, umb daſs die Biecher by ihren crefften blibent, wie das die wercklütte beſchlieſsent. Aber wer jemans, der in der Ordenunge iſt, eins Artickels oder zweyger notdürftig ungverlich: das mag ihm ein jeglicher Meiſter wol geſchriben geben, und ſol auch der ſelb Meiſter alle jor diſe Ordenunge den Geſellen uff den Hütten loſen vorleſen.«

Andererſeits hat ſich eines dieſer Bücher erhalten und wird jetzt in der Bibliothek zu Straſsburg aufbewahrt, in die es nach dem Abſterben des letzten Meiſters in Ermatingen im Elſaſs gekommen war. Auch in ihm findet ſich nichts, das des Geheimhaltens wert geweſen wäre. Dagegen ſind ſämtliche Namen darinnen aufgezeichnet und die Steinmetzzeichen der Inhaber. Dieſe letzteren ſind ſo flüchtig hingeworfen, daſs auch alle Behauptungen hinfällig werden, daſs ſie Teile eines ungemein verwickelten »Schlüſſels« ſeien; denn dazu fehlt die erforderliche Regelmäſsigkeit und Genauigkeit.

196. *Steinmetzzeichen.

Die Steinmetzzeichen genieſsen ein Anſehen, das völlig unverdient und faſt völlig zwecklos iſt. Was iſt nicht alles über dieſe Steinmetzzeichen geſchrieben und von ihnen erwartet worden. Insbeſondere wollte man mit ihrer Hilfe Kunſtzuſammenhänge finden. Nichts iſt irriger und unmöglicher als dieſes. Allerdings

glaubte man, dafs jeder Steinmetzgefell die Formen, die er ausführte, erfand. Dies konnte natürlich nur völligfte Unkenntnis der Bauvorgänge glauben. Dafs das Gegenteil wahr ift, beweifen auch jedem Nichtbaumeifter die Urkunden. Man lefe doch die Prager Dombaurechnungen.

Da hat *Wierczpurger* einen kleinen Kragftein zu 8 Grofchen hergeftellt, ebenfo *Haumann*, *Alff*, *Andernoch*, *Maiffner*, *Mikufs* und *Wacslaw*. Auf jedem diefer erfichtlich gleichen Kragfteine fteht aber ein anderes Steinmetzzeichen; auf dem einen dasjenige des *Wierczpurger*, auf dem zweiten jenes des *Haumann* u. f. w. Welcher von den Steinmetzen hatte nun den Kragftein erfunden? Natürlich keiner von ihnen, fondern der Baumeifter *Peter Parler*. Sie führten nur nach den ihnen gegebenen Schablonen *(Formae)* aus, was diefer erfunden hatte. Zieht der eine Gefelle von Prag nach Glatz zu einem anderen Baumeifter, dann findet man das Steinmetzzeichen des Gefellen in Prag und in Glatz auf Gefimfen und Steinen, deren Formen zwei ganz verfchiedenen Baumeifterhänden und vielleicht zwei ganz getrennten Schulen angehören.

Für die Kunft beweifen diefe Steinmetzzeichen gar nichts. Sie mufsten auf einer fichtbar bleibenden Seite angefchlagen werden, damit man immer fehen konnte, wer den Stein angefertigt hatte. Der eine arbeitet zu dick, der andere zu dünn, der dritte liederlich; der vierte hat den Stein gar verhauen. Der gefchickte und tüchtige Arbeiter aber konnte an dem kleinen Meifterwerke mit Stolz auf fein Zeichen weifen.

Im übrigen gab es fchon zur Zeit der alten Römer Steinmetzzeichen. Die Stadtmauern Roms weifen folche in riefiger Gröfse auf. Zu fpätromanifcher oder frühgotifcher Zeit find es zumeift Buchftaben oder andere »fprechende« Zeichen; mit der ausgebildeten Frühgotik treten dann die fchönen klaren Formen auf, welche man hauptfächlich als Steinmetzzeichen kennt.

197. Geheimnis in der Kunft.

Wenn es fo gelungen ift, der Steinmetzordnung ein völlig anderes Bild, als es die Kunftfchriftfteller hineingetragen haben, abzugewinnen, aber ein Bild, das dem wirklichen Leben, der Vernunft und vor allem dem Wortlaut der »Ordenung« felbft entfpricht, fo verlohnt es, die »Ordenung« auch hinfichtlich der anderen Nürnberger-Trichter-Märchen nochmals zu befragen, die fie angeblich lehren follen.

Da ift vor allem die Behauptung, dafs die »Kunft« diefer Steinmetzen ein Geheimnis war, das fie bei Strafe nicht »verraten« durften. Ja, nicht blofs ein Geheimnis, fogar ein Arkanum, ein Stein der Weifen, ein felbftthätig wirkendes Rezept, welches die einfältigen Handwerker, diefe Biedermänner von Steinmetzgefellen und Steinmetzmeiftern, befähigte, nach fünfjährigem Steinhauen die Zauberhallen der gotifchen Dome zu fchaffen. Die Zauberlampe *Aladdin*'s war in ihrem Befitz; uns armen Nachkommen blieb nicht einmal das Staunen übrig, dafs wir diefe Zauberlampe nicht wieder fanden. Wir nahmen das alles als felbftverftändlich an. Im Mittelalter war ja alles möglich. Glückfeliges Zeitalter, arme aufgeklärte Jetztzeit!

Steht in der »Ordenung« ein Satz, dafs keiner etwas von feiner Kunft verraten dürfe? — Bewahre, davon fteht nichts darin. Wohl beftimmt der Abf. 13:

»Es fol auch kein Werkmann noch Meifter noch Parlierer noch Gefelle, niemans, wie der genennd fige, der nit unfers Hantwerks ift, us keinem uszuge unterwifen, us dem Grund zu nemen: der fich Steywerks fin tage nit gebrucht hett.«

Aber wenn das Verbot, an nicht gehörig Berechtigte zu lehren, mit dem Verbot, etwas zu verraten, gleich wäre, dann müfste auch »Lehrer« mit »Verräter« zu

überſetzen ſein. Etwas »nicht lehren« iſt keineswegs etwas »nicht verraten«. Wie hätte man auch dieſes »Verraten« vorher verbieten wollen, als noch keine »Ordenung« beſtand? Giebt es doch nach dem Wortlaut der Ordnung Meiſter, die bisher weder »herfordert«, noch beigetreten waren. Denn Abſ. 18 beſagt:

»Item: welicher Meiſter auch noch nit in die Ordenunge der Werklütt iſt herfordert, züge do ein Geſelle zu einem ſolichen Meiſter . . .

Ferner Abſ. 49:

Item: Meiſter Cunrad von Kölln, meiſter der Styfft doſelbſt und alle ſine nochkumen glicher wiſe ſo Ime zugehören: das übrige gebiet hinabe, was do uff Stot von Fürderunge und Hütten, die in der Ordenunge ſint, oder darzu kumen möchtend.«

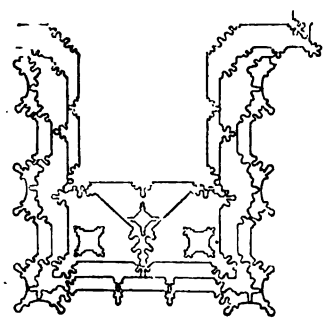
Wer hatte denn bisher dieſen Meiſtern verboten, ihre Kunſt anderen zu lehren? Und wer ſollte ſie weiterhin daran verhindern? Und nun gar diejenigen, die aus der Ordenung ausgeſchloſſen wurden, wie der Abſ. 16 beſagt:

»Man ſoll auch keinen Meiſter oder Werkmann nit in die Ordenunge empfangen, der alſo nit Jors zu dem heiligen Sakrament ginge, oder nit Chriſtliche Ordenunge hielte, oder das ſine verſpielte. Oder were es, das einer ungeverlich in die ordenunge empfangen wurde, der ſolichs däte, alſo vorſtott: mit dem ſol kein Meiſter kein Geſellefchaft han, und ſoll auch kein Geſelle by ime ſton, ſo lange untz daſs er davon laſſet und von den, die in der Ordenunge ſind, geſtroffet wurt.«

Würden dieſe nicht ſchon aus Rache alles etwa geheim zu Haltende für Geld und gute Worte preisgegeben haben? Es iſt ganz klar, die Ordnung will nur verhindern, daſs ohne die fünf Jahre Lehrzeit bei einem Meiſter oder Werkmann und ohne das Wanderjahr und ohne daſs der Geſelle praktiſch gearbeitet habe, er weiterhin zu einem Werkmann in die Lehre gehen dürfe. Es ſoll ein geregelter Lehrgang inne gehalten werden. Denn der Abſ. 44 lautet:

»Geſchee es aber, daſs ein diener von ſinem Meiſter us ſinen Lerjoren ginge on redeliche Sache, und ime ſin zit nit usdiente; denſelben diener ſol kein Meiſter fürdern; Es ſol auch kein Geſelle by Ime ſton, noch Gemeinſchaft mit Ime haben, in Geheinen Wegk, untz daſs er ſeinem Meiſter, von den er gangen iſt, ſin Jor ächt usgedient und ein gantz geniegen gewehrtt und des ein Kundſchaft bringet von ſeinem Meiſter, alſo vorbegriffen iſt. Und ſoll ſich auch kein diener von ſeinem Meiſter nit Kaufen; Es wer dan, daſs einer zu der Ee griffe mit ſines Meiſters willen, oder hett ſuſt redelich Urſach, die in oder den Meiſter dazu trengetend.«

Fig. 291.



Wie die Steinmetzgeheimniſſe geſchaffen werden, zeigt *Schultz* im unten genannten Werke[186]). Fig. 291 iſt die Wiedergabe einer mittelalterlichen Zeichnung der Grundriſſe eines Turmſtrebepfeilers des Cölner Domes in verſchiedenen Höhen. Er ſchreibt hiezu: »Noch ſchwieriger iſt es für den Nichteingeweihten, einen Grundriſs richtig zu verſtehen, da die Zeichner die Projektionen verſchiedener Etagen in- und durcheinander zu ſkizzieren pflegen. Es gehört ein geübtes Auge dazu, aus dieſen rätſelhaften Linienmaſſen das Bauwerk ſich erheben und entwickeln zu ſehen. Und das ſollte auch nach dem Willen der Meiſter ſo ſein: nur der Steinmetz ſollte dieſe Hieroglyphen zu deuten wiſſen; es wird in dem Statut von 1459 bei Verluſt des Handwerksrechtes jedem Werk-

186) Schultz, A. Einführung in das Studium der neueren Kunſtgeſchichte. Leipzig 1887.

mann, Meiſter, Polier und Geſellen verboten, einen, der nicht zum Handwerk gehört, »us keinem uszuge unterwieſen aus dem Grunde zu nehmen.«

Solche Hieroglyphen ſind *Schultz* auch die mittelalterlichen Baumeiſter geblieben, obgleich er einen Aufſatz »Deutſche Dombaumeiſter« in *Dohme's* »Kunſt und Künſtler des Mittelalters und der Neuzeit«[187]) geſchrieben hat. Er gehört ja zu den »Nichteingeweihten«, denen das Selbſtverſtändlichſte des »Handwerkes« unbekannt iſt.

Merkwürdigerweiſe hat ſich nur in Deutſchland die Steinmetzenordnung ausgebildet. Wenigſtens findet ſich in anderen Ländern keinerlei Nachricht darüber. Schon dies iſt ein vollgültiger Beweis gegen die Lehre und Fortpflanzung der mittelalterlichen Baukunſt vermittels allerhand Geheimmitteln und Geheimlehren, wie ſie in die Steinmetzordnungen hineingetragen worden waren und wie ſie in den »Steinmetzhütten« beſtanden haben ſollten.

Wer hätte denn in den anderen Ländern, und beſonders in Frankreich, den biederen Handwerksmeiſtern die Kunſt gelehrt, vermittels Geheimlehren und Zaubermitteln die Meiſterwerke der mittelalterlichen Baukunſt zu ſchaffen? Aufserdem findet ſich ja auch in Deutſchland vor dieſer Regensburger Ordnung von 1459 keinerlei Hinweis auf den Beſtand einer ſolchen Steinmetzenverbrüderung zur Zeit der romaniſchen, früh- und hochgotiſchen Kunſt.

Denn will man ſchon den Ausdruck »Gutte Gewohnheit und alt Herkommen, ſo ihr altforden und liebhaber des Hantwercks vor alten Zitten In gutter meynunge gehenthabt und harbrocht habent« für ein höheres Alter der Steinmetzordnung heranziehen, ſo iſt doch ausdrücklich nur von Gewohnheit und Herkommen und nicht von der Ordnung die Rede, und im gleichen Abſatz heiſst es weiter:

»So hant Wür Meiſter und Geſellen deſſelben Hantwercks alle, die dann in Kapittels wiſe by einander geweſen ſint zu Spyr, zu Straſsburg und Regensburg im namen und anſtatt unſer und aller ander Meiſter und Geſellen unſers gantzen gemeinen Hantwercks obgemeldet, Solich alt Harkumen ernuwert und geluttert und Uns diſer Ordenunge und Brüderſchaft gietlich und freyntlich vereynt, und die einhelleklich uffgeſetzet, auch gelobt und verſprochen für uns und alle unſere Nochkümmen getrüwelich zu halten, alſo hirnach geſchrieben ſtett.«

Ferner wird in Abſ. 18 ausdrücklich geſagt, daſs die Baumeiſter jetzt erſt aufgefordert werden, beizutreten: »Item: welicher Meiſter auch noch nit in die Ordenunge der Werklütt iſt herfordert . . .«.

Die von *Reichenſperger* mitgeteilte Trierer »Ordnung« von 1397[188]), wie die franzöſiſche des *Étienne Boileau* vom Jahre 1258[189]) ſind nichts als die üblichen Verordnungen hinſichtlich der Handwerksmeiſter, Geſellen und Lehrlinge, wie ſie überall in den Städten gebräuchlich waren, und beſchäftigen ſich nicht mit den Baumeiſtern, ſondern nur mit den Handwerkern.

Wir müſſen hier von den Steinmetzordnungen und den mittelalterlichen Baumeiſtern Abſchied nehmen. Der Raum dieſes Heftes iſt erſchöpft. Die Inſchriften

---

187) Berlin 1876.

188) Siehe: Reichensperger, A. Vermiſchte Schriften über chriſtliche Kunſt. S. 164.

189) Siehe: Depping. *Règlements ſur les arts et métiers de Paris du XIII. ſiècle.* — Der Stadtpräfekt *Boileau* hat die Satzungen ſämtlicher Pariſer Zünfte aufzeichnen laſſen.

und Urkunden über die gotiſchen Baumeiſter mögen im nächſten Hefte, welches gleichfalls dem romaniſchen und gotiſchen Kirchenbau gewidmet iſt, folgen. Dasſelbe wird die Einzelheiten, wie Baſen, Kapitelle, Fenſter, Thore, Malereien, Bildwerke und das Kirchenmobiliar enthalten.

Wenn es dem Verfaſſer gelingen ſollte, durch die Darlegung des Entwickelungsganges der mittelalterlichen Baukunſt zu zeigen, wie jene Meiſter zu ihren Neuſchöpfungen gelangt ſind, um dadurch die heutigen Baumeiſter anzuregen, die Baukunſt in gleicher Weiſe dem Bedürfnis und der Vernunft gemäſs umzumodeln, dann wäre der Zweck des vorliegenden und darauffolgenden Heftes erreicht.

Euch unſterblichen Baumeiſtern aber, euch kühnen, klaren Rieſengeiſtern mittelalterlicher Kunſt ſeien dieſe Hefte geweiht!

Alphabetisches Sachregister.

(Die beigefügten Ziffern geben die Seitenzahlen an.)

Aachen, Münſter: 49, 59, 136, 176.
Adam von Arognio, Baumeiſter: 190.
Adorf: 134.
Albero, Baumeiſter: 12.
Albi, Kathedrale: 9, 55, 155.
Altarniſche: 90.
Andernach, Pfarrkirche: 92.
Angers, Kathedrale: 154.
St.-Serges: 26.
Anglicus, Johannes, Baumeiſter: 31.
Angoulême: 152.
Anker: 73.
Antonius Canet, Baumeiſter: 263.
Antwerpen, Dom: 187.
Arendſee: 132.
Arles, *St.-Trophime*: 138.
Arnsburg: 70, 241.
Arognio, Adam von, Baumeiſter: 190.
Arras, Matthias von, Baumeiſter: 31.
Reliquienkapelle: 184.
Aſſiſi, *San Francesco*: 163.
Avioth: 192.

Bamberg, Dom: 20, 95, 196.
Baumeiſter des Mittelalters: 222.
Bauzeichnungen, mittelalterliche: 199.
Barcelona, *San Juſto*: 41.
Sta. Maria del Pi: 41.
Baſtian Ertle, Bildhauer: 264.
Beaune, Kathedrale: 106, 182.
Benediktiner: 65.
Beneſch von Laun, Baumeiſter: 26.
Benno von Osnabrück: 247.
Bergamo: 236.
Berndorf: 134.
Bernhard von Soiſſons, Baumeiſter: 196.
Bernward von Hildesheim: 248.
Beyer, Dombaumeiſter: 188.
Béziers: 155.
Böblinger, Baumeiſter: 188.
Boffiy, Guillermo, Baumeiſter: 221.
Boileau, Réglements: 268.
Bonnanus, Baumeiſter: 198.
Bonn, Taufkirche: 61.
Boppard, Pfarrkirche: 144.
Bozen, *St. Johann*: 95.
Pfarrkirche: 26, 190.
Braisne: 61, 113.
Brandenburg, *St. Katharina*: 34, 105.
Brantôme: 183.
Braunau, Spitalkirche: 44.
Braunſchweig, Dom: 52, 74, 178.
St. Egydien: 178.
St. Martin: 178.
Brauweiler: 176.
Breslau, Sandkirche: 26.
Briolotus, Baumeiſter: 237.
Brünn, Auguſtinerkirche: 45.
Brüſſel, Rathaus: 219.
Brunsbergh, Heinrich, Baumeiſter: 35.
Busketus, Baumeiſter: 172.

Caementarii: 228.
Caen, Heil. Dreieinigkeit, *Abbaye aux dames*: 55, 172, 193.
St. Stephan, Abbaye aux hommes: 55, 172, 193.
Cahors: 152.
Cambray, Dom: 204.
Canet, Antonius, Baumeiſter: 263.
Canterbury, *Eadwin*: 202.
Kathedrale: 143.
Caput magiſter: 223.
Carcaſſonne, *St.-Nazaire*: 100, 138.
St.-Vincent: 40.
Cavaillon: 155.
Châlons ſ. M.: 97.
Chartres, Kathedrale: 183, 198.
Chauvigny: 138.
Chorausbildung: 90.
Chorin: 176.
Chorſchranken: 66.
Ciſtercienſer: 68.
Clermont-Ferrand, Bauzeichnungen: 207.
Notre-Dame du Port: 138.
Cöln, *St. Apoſteln*: 12, 92, 121.
Dom: 146, 197, 207.
Gerard, Dombaumeiſter: 83.
St. Gereon: 12, 58, 59.
Groſs St. Martin: 14, 92, 121, 122.
Gürzenich: 85.

Cöln, *Johann* und *Simon* von, Baumeiſter: 45.
St. Kunibert: 12, 14, 104.
St. Maria im Kapitol: 121, 176.
St. Pantaleon: 144.
St. Severin: 95.
St. Urſula: 49.
Comaciner Meiſter: 190, 229.
Compoſtela: 225.
Conques: 138.
Conrad Roriczer, Baumeiſter: 263.
Corbie, Petrus von, Baumeiſter: 204.
Cremona, Taufkirche: 57.

Dachreiter: 126.
Dächer: 155.
St.-Denis bei Paris: 140.
De Deo, Petrus, Baumeiſter: 224.
Diener, Ordnung der: 253.
Diesdorf: 134.
Dijon, *St.-Bénigne*: 116.
Diotiſalvi, Baumeiſter: 57.
Diterich, Baumeiſter: 241.
Doberan: 89.
Dominikaner: 73.
Domkirchen: 70.
Donatus, Baumeiſter: 247.

Eadwin von Canterbury: 202.
Eger, Doppelkapelle: 122.
Ely, Kathethrale: 161.
Enſinger, Baumeiſter: 188.
Enzelin, Baumeiſter: 238.
Erfurt, Dom: 178.
St. Severikirche: 28.
Ermatingen: 265.
Ertle, Baſtian, Bildhauer: 264.
Erwin von Steinbach: 197.
Eſſen, Münſter: 26.
Eſslingen, Frauenkirche: 189.
Eu, Kathedrale: 25, 126.
Expenſores: 223.

Fabrikmeiſter: 223.
Faurndau: 90.
Ferrara, Kathedrale: 172.
Fiale: 146.
Flechtdorf: 134.
Florenz, Dom: 58, 198.
Fontfroide: 138.
Fontevrault: 152.
Formae: 228, 229, 266.
Franziskaner: 72.
Fred, Baumeiſter: 236.
Freiburg i. B., Münſter: 52, 187.
Freiburg a. U.: 122.
Freiſtadt: 138.
Fritzlar: 20.
Fünfkirchen: 90.

Gabriel Stornalocho, Ingenieur: 217.
St. Gallen, Kloſter: 65, 115, 200.
Gaming, Kartauſe: 102.
Ganghofer, Jörg, Baumeiſter: 37.
Gandersheim: 178.
Gaucher von Rheims, Baumeiſter: 196.
Geheimnis der Kunſt: 266.
Gelnhauſen, Pfarrkirche: 99.
Gent, Rathaus: 219.
Tuchhalle: 219.
Gerard, Baumeiſter des Cölner Domes: 83.
Gerard, Baumeiſter zu Xanten: 229.
St.-Germain-en-Laye: 43.
Gernrode: 178.
Gerona, Kathedrale: 9, 155, 221.
Geſellen-Ordnung: 253.
Gewölbe: 131.
Giotto, Baumeiſter: 198.
Glatz, Pfarrkirche: 31.
Gmünd, Heinrich von, Baumeiſter: 87.
Göſs: 138.
Goldenkron: 147.
Goslar: 178.
Dom: 14.
Neuwerk: 52.
Rathaus: 52.
Granada, *San Geronimo*: 45.
Grandſon: 138.
Gürzenich zu Cöln: 85.
St.-Guilhelm du Déſert: 138.
Guillermo Boffiy, Baumeiſter: 221.
Gurk, Dom: 13, 14, 32, 116, 119.

Halberſtadt: 178.
Halle: 55.
Hameln, Pfarrkirche: 26.
Hannover, Marktkirche: 97.
Hans Lutz von Schuſſenried, Baumeiſter: 190.
Havelberg, Dom: 179.
Heiligengrabe: 121.
Heiligenkreuz: 71, 101.
Heinrich Brunsbergh, Baumeiſter: 35.
Heinrich von Gmünd, Baumeiſter: 87.
Heinrich zu Saar, Baumeiſter: 241.
Herford: 28.
Hersfeld: 10, 14.
Hildesheim, *Bernward*: 248.
Dom: 179.
St. Godehard: 104, 105.
St. Michael: 119, 127.
Hohenfurt: 70.

Hüttenbuch: 265.
Hugo Libergier, Baumeiſter: 208.

Ibeas, *San Criſtòbal*: 225.
Jean: ſiehe *Johann*.
Jerichow: 114, 179.
Imbach, Johanniskapelle: 45.
Jörg von Hall: 157.
Jörg Ganghofer, Baumeiſter: 37.
Jörg Syrlin, Bildhauer: 188.
Johannes Anglicus, Baumeiſter: 31.
Johann u. *Simon von Cöln*, Baumeiſter: 45.
Johannes Mignot, Baumeiſter: 219.
Johannes von Orbais, Baumeiſter: 196.
Johann Wale, Maler: 74.
Johann der Wolf, Baumeiſter: 196.
Johannes zu Zwettl, Baumeiſter: 32.
Iſſoire, *St.-Paul*: 38.

Kaſchau, *St. Eliſabeth*: 113, 206.
Kaſſel, *St. Martin*: 26.
Kobern, St. Matthiaskapelle: 144.
Köln: ſiehe Cöln.
Königsberg, Dom: 101.
Königslutter: 99.
Kolin: 26, 87.
Konſtantinopel, *Hagia Sophia*: 49.
Konſtanz: 12, 14, 156.
Krahnenburg: 90.
Krakau, *St. Marien*: 101.
Kreuzrippen: 142.
Krypten: 114.
Kuttenberg, *St. Barbara*: 87, 99, 108.

Laach: 91, 122, 131, 183.
Lairac: 155.
Lambarden: 228.
Landshut, Heilige Geiſtkirche: 36.
St. Martin: 36.
Lanfrank, Baumeiſter: 235.
Laon, Kathedrale: 53, 196.
St. Martin: 54.
Laun, Beneſch von, Baumeiſter: 26.
Le Mans, *Notre Dame de la Coulture*: 154.
Leon, *San Iſidoro*: 224.
Lérins: 138.
Lettner: 66.
Libergier, Hugo, Baumeiſter: 208.
Lilienfeld: 71.
Limburg a. d. Haardt: 10.
a. d. Lahn: 49, 198.
Limoges, Zeichnungen: 207.
Linz a. Rhein: 22.
Lippſtadt: 26, 28.
Liſenen: 53.

Löwen, Rathaus: 219.
Lohnmeiſter: 223.
London, Weſtminſter-Abtei: 163.
Lorenzo Maitani, Baumeiſter: 263.
Lucca, *San Micchele*: 172.
Lübeck, Dom: 132, 183.
Lüttich, St. Johann: 176.
Lugau: 197.
Lugo: 224.
Lund, Donatus, Baumeiſter: 247.

Maaſtricht, Unſerer lieben Frauenkirche: 176.
Magdeburg, Dom: 106, 178.
Liebfrauen: 178, 212.
Magiſter fabricae: 223.
Magiſter operis: 223.
Mailand: *San Ambrogio*: 172.
Dom: 251.
Mainz, Dom: 17.
Maitani, Lorenzo, Baumeiſter: 263.
St. Mang: 232.
Mantes: 55.
Marburg: 23.
St. Marein: 39.
Marienthal: 166.
Martin, Baumeiſter: 236.
Maſſarii: 223, 237.
Mattheus, Baumeiſter: 225.
Matthias von Arras, Baumeiſter: 31, 85.
Maulbronn: 157, 165.
Meiſsen, Dom: 26.
Melverode: 26.
Methler: 26.
Metz, Odo von, Baumeiſter: 59, 137, 238.
St.-Michel d'Entraigues: 58.
Mignot, Johannes, Baumeiſter: 219.
Minden: 26, 179.
Miniaturen: 200.
Modena: 172, 235.
Mödling: 64.
Montereau, Peter von, Baumeiſter: 43.
Montmayour: 155.
München: 36.
Münſter, Dom: 178.

Narbonne, Zeichnungen: 207.
Naumburg: 99, 196.
Nesle: 183.
Neuberg: 101.
Neuſs: 12, 121.
Nicolo Piſano, Bildhauer: 263.
Nienburg: 26.
Notarius: 223.
Noyon: 55.
Nürnberg, Doppelkapelle: 122.

Nürnberg, Frauenkirche: 37, 158, 176.
St. Klara: 161.

Obermarsberg: 26.
Odo von Metz, Baumeiſter: 59, 137, 238.
Operarius: 223.
Oppenheim: 61, 113.
Opus francigenum: 76.
Orange: 155.
Orbais: 127, 196.
Ordenung von Trier: 268.
Orvieto: 207, 219, 263.
Osnabrück, *Benno von*: 247.
St. Johanniskirche: 26.
Oſtrichtung: 113.
Otterberg: 170.
Oudenarde: 219.

Paderborn, Dom: 26, 178.
St. Bartholomäus: 26.
Padua: 152, 154.
Palma: 9.
Pamplona: 40.
Paris, *Ste.-Chapelle du Palais*: 43.
Ste.-Chapelle St.-Germain-des-prés: 43.
Ste.-Madeleine: 152.
Notre-Dame: 121, 157, 194.
Parler: ſiehe *Peter*.
Parlierer: 253.
Pavia: 114, 119, 175.
Périgueux: 152.
Perpignan: 9.
Peter von Corbie, Baumeiſter: 204.
Peter von Montereau, Baumeiſter: 43.
Peter Parler, Baumeiſter: 31, 85, 263.
Petitores ſtructurae: 223.
Petrus de Deo, Baumeiſter: 224.
Petrus zu Ibeas, Baumeiſter: 224.
Pirna: 55.
Piſa, *Busketus*, Baumeiſter: 172.
Diotiſalvi, Baumeiſter: 57.
Dom: 170, 172.
ſchiefer Turm: 172, 198.
Taufkirche: 57, 172.
Piſano, Nicolo: 263.
Plober, Baumeiſter: 238.
Poitiers: 26, 138.
Praebenda lapicidae: 224.
Prämonſtratenſer: 72.
Prag, Altneuſchule: 25.
Dom: 31, 85, 110, 263.
Emmaus: 31.
Karlshof: 61, 99.
Teynkirche: 31, 99, 187.

Querſchiffe: 116.

Ratzeburg: 132.
Ravenna, *Galla Placidia*: 122.
San Vitale: 49.
Raymund zu Lugo, Baumeiſter: 224.
Raymund zu Urgel, Baumeiſter: 226.
Receptor: 223.
Rector fabricae: 223.
Regensburg, Dom: 31.
St. Jakob: 32.
Zeichnungen: 207.
Rheims, *Ste.-Chapelle*: 44.
Gaucher von, Baumeiſter: 196.
Kathedrale: 159, 196.
St.-Nicaiſe: 184.
St.-Remi: 49.
Zeichnung: 202.
Richolf, Baumeiſter: 238.
Ried, Benedikt, Baumeiſter: 31.
Roermond, Liebfrauenkirche: 121.
Roriczer, Konrad, Baumeiſter: 263.
Roſtock, *St. Nikolaus*: 26.
Rouen, Kathedrale: 25.
Rudengerus, Baumeiſter: 14, 123.
Rupprecht, Georg und *Fritz*, Baumeiſter: 37.

Saar, Heinrich zu, Baumeiſter: 241.
Saintes-Maries: 43, 155.
Salonichi: 49.
Salzburg, Franziskanerkirche: 110.
Saumur: 155.
St.-Savin: 138.
Schema romanum: 127.
Schieferdeckung: 198.
Schmidt, Freiherr von, Baumeiſter: 85.
Schneeberg: 55.
Schuſſenried, Hans Lutz von, Baumeiſter: 190.
Schwäbiſch-Gmünd, St. Johanniskirche: 168.
Schwarzrheindorf: 92, 122.
Schwaz: 89.
Schwerin: 89.
Sedletz, Karner: 64.
Segovia: 45.
Siena, Bauverwalter: 241.
Palazzo della Signoria: 219.
Silvacanne: 138.
Sinzig: 12, 22.
Soeſt, *St. Marien zur Höhe*: 26, 90.
St. Marien zur Wiese: 37.
St. Patroklus: 49, 178.
St. Peter: 102.
Soiſſons, Bernhard von, Baumeiſter: 196.
Solignac: 152.
Souvigny: 138.
Speier: 15, 95.
Stadtmeiſter: 261.

Statik: 219.
Steinbach, Einhards-Baſilika: 114, 118.
Erwin von, Baumeiſter: 197.
Steinfeld: 131.
Steinmetzen: 262.
Steinmetzordnung von Querfurt: 263.
Steinmetzordnung von Regensburg: 248.
Stendal, Dom: 36, 121, 179.
St. Marien: 105.
Stethaimer, Hans, Baumeiſter: 36.
Stiftskirchen: 74.
Stornalocho, Gabriel, Ingenieur: 217.
Stralſund: 183.
Straſsburg, Münſter: 16, 178, 196.
Zeichnungen: 207.

Tangermünde: 121.
Thoronet: 100.
Toledo, *San Juan de los Reyes*: 45.
Toulouſe, Dominikanerkirche: 39.
Kathedrale: 9, 155.
St.-Sernin: 85, 138.
Tournay: 49.
Tournus: 106, 116, 138.
Trebitſch: 66, 96, 116.
Trient: 190.
Trier, Dom: 18.
St. Gangolf: 187.
Liebfrauen: 61.
Troyes, *St.-Urbain*: 31.
Tulln: 64.
Turmdächer: 199.
Twiſte: 134.

Ulm, *Beyer*, Baumeiſter: 188.
Jörg von Hall: 157.
Jörg Syrlin: 188.
Münſter: 157, 187.
Ulrich von Enſingen, Baumeiſter: 190.
Urgel, Raymund zu, Baumeiſter: 226.
Utrecht, Plober zu, Baumeiſter: 238.

Vaiſon: 138.
Valladolid: 45.
Venedig, Dogenpalaſt: 219.
San Marco: 152.
Verona, *Sta. Anaſtaſia*: 73.
Briolotus, Baumeiſter: 237.
Martin, Baumeiſter: 236.
Vétheuil: 96.
Vézelay: 65.
Vignory: 106.
Vincennes, *Ste.-Chapelle*: 44.
Viollet-le-Duc, Kathedralentwurf: 124.
Vogelo, Baumeiſter: 224.

Wale, Johann, Maler: 74.
Walkenried, Baumeiſter: 241.
Welſche Hauben: 62.
Werden: 137.
Wernher zu Prag, Baumeiſter: 240.
Weſtchöre: 79.
Wetter: 26.
Wetzlar: 26.
Wien, *St. Stephan*: 31, 158.
Wilars von Honecort, Baumeiſter: 70, 201, 202.
Wilhelm von Innsbruck, Baumeiſter: 198.
Wilhelm von Modena, Bildhauer: 236.
Wilsnack: 36.
Wimpfen i. Thal: 75.
Wochenrechnungen, Prager: 258.
Wolf, Johann der, Baumeiſter: 196.
Worms: 19, 178.
Würzburg, Dom: 79.
Enzelin, Baumeiſter: 238.

Xanten, *Gerard*, Baumeiſter: 229.
Stiftskirche: 113.

Ypern, *St. Martin*: 61, 113.
Tuchhalle: 218.
Yſo zu Diesdorf: 248.

Zeichnungen zu Limoges: 207.
Narbonne: 207.
Orvieto: 207.
Rheims: 202.
Straſsburg: 207.
Zwerggalerie: 92.
Zwettl: 32, 108, 121.
Zwickau: 55.
Zwiefalten: 235.
Zwirner, Dombaumeiſter, Cöln: 85.

Verzeichnis

der bildlich dargeſtellten Bauwerke,

alphabetiſch geordnet nach den Orten, in denen ſie errichtet ſind.

(Die beigefügten Ziffern bezeichnen die Seitenzahlen.)

Albi,	Kathedrale:	Grundriſs 54, Längenanſicht, Querſchnitt und Längenſchnitt Tafel bei 55.
Andernach,	Pfarrkirche:	Oſtanſicht 96.
Angers,	Kirche *St.-Serges*:	Inneres 27.
Antwerpen,	Dom:	Weſtanſicht des Turmes 191.
Arles,	Kirche *St.-Trophîme*:	Querſchnitt 141.
Arnsburg,	Ciſtercienſerkirche:	Grundriſs und Inneres 69.
Arras,	Reliquienkapelle:	Schaubild 188.
Aſſiſi,	Kirche *San Francesco*:	Grundriſs 147, Querſchnitt 148, Längenſchnitt 149.
Avioth,	Kirchhofskapelle:	Schaubild 193.
Bamberg,	Dom:	Grundriſs 21, Querſchnitt 22, Längenſchnitt 23, öſtliche Choranſicht Tafel bei 96, Nordweſtturm Tafel bei 196.
Barcelona,	Kirche *San Juſto y Paſtor*:	Grundriſs 43.
Beaune,	Kathedrale:	Weſtanſicht 185.
	Notre-Dame-Kirche:	Choranſicht 107.
Boppard,	Pfarrkirche:	Inneres 144.
Bozen,	Johanneskirche bei:	Choranſicht und Querſchnitt 97.
	Pfarrkirche:	Turmhelm 192.
Brandenburg,	Katharinenkirche:	Grundriſs, Querſchnitt und Längenanſicht 33.
Brantôme,	Abteikirche:	Turm 186.
Braunau,	Spitalkirche:	Grundriſs und Längenſchnitt 47.
Braunſchweig,	Dom *St. Blaſius*:	Grundriſs 75.
Brauweiler,	Kloſterkirche:	Schaubild 183.
Brünn,	Auguſtinerkirche:	Grundriſs 50.
Carcaſſonne,	Kirche *St.-Nazaire*:	Querſchnitt und Chorgrundriſs 101, Querſchnitt 136.
	Kirche *St.-Vincent*:	Längenſchnitt und Grundriſs 40, Querſchnitt 41.
Chorin,	Kloſterkirche:	Weſtanſicht, Längenanſicht u. Längenſchnitt 180.
Cöln,	Dom:	Grundriſs 82, Teil des Chorgrundriſſes 145, Chorſtrebewerke Tafel bei 147. Urſprüngliche Zeichnung der Weſtanſicht Tafel bei 207, Teil des Längenſchnittes und der Längenanſicht mit Hilfslinien Tafel bei 209, Teil des Querſchnittes mit Hilfslinien Tafel bei 210.
	Kirche *Groſs St.-Martin*:	Schaubild 123.
	Kirche *St.-Gereon*:	Grundriſs 59.
Cremona,	Taufkirche:	Grundriſſe 57.
Dijon,	Kirche *St.-Benigne*:	Krypta 115.

Ely,	Kathedrale:	Dachſtuhl 162.
Eſslingen,	Frauenkirche:	Turmhelm 192.
Eu,	Kathedrale:	Querſchnitt und Längenſchnitt 25, Dachreiter 125.
Faurndau,	Kirche:	Grundriſs 90.
Freiburg i. B.,	Münſter:	Weſtanſicht Tafel bei 187, Schaubild 189.
Freiſtadt,	Kirche:	Querſchnitt 140.
Fünfkirchen,	Dom:	Choranſicht 91.
Gaming,	Karthauſe:	Choranſicht 103.
Gelnhauſen,	Pfarrkirche:	Grundriſs 100.
Gerona,	Kathedrale:	Querſchnitt 153.
Goldenkron,	Kloſterkirche:	Querſchnitt 146.
Granada,	Kirche *San Geronimo*:	Grundriſs 49.
Gurk,	Dom:	Längenſchnitt 13, Grundriſs und Grundriſs des Einganges 14, Choranſicht 92, Krypta 115, ſüdliches Querſchiff 116.
Hannover,	Marktkirche:	Chorgrundriſs 99.
Haſelbach,	Kirche:	Turmhelm Tafel bei 199.
Havelberg,	Dom:	Weſtanſicht 184.
Heiligengrabe,	Kloſterkirche:	Weſt- und Oſtgiebel der Kapelle des heiligen Grabes 120.
Heiligenkreuz,	Ciſtercienſerkirche:	Grundriſs und Längenſchnitt 70, Querſchnitt und Längenanſicht 71, Chorgrundriſs 102.
Hildesheim,	Godehardkirche:	Grundriſs 105.
	Michaelskirche:	Längenſchnitt, nördliches Querſchiff und Grundriſs 128, Innenblick im Seitenſchiff 129.
Hohenfurt,	Ciſtercienſerkirche:	Grundriſs 69.
Imbach,	Johanneskapelle an der Pfarrkirche:	Längenſchnitt 48.
Jerichow,	Kloſterkirche:	Krypta 114, Weſtanſicht Tafel bei 179.
Kaſchau,	Eliſabethenkirche:	Grundriſs 113.
Kolin,	Bartholomäuskirche:	Grundriſs 87, Choranſicht 88.
Königsberg,	Dom:	Grundriſs 102.
Königslutter,	Kloſterkirche:	Grundriſs 100.
Konſtanz,	Münſter:	Querſchnitt und Längenſchnitt 12, Dachſtuhl 156.
Krakau,	Heilig Kreuzkirche:	Grundriſs 37.
	Kirche *St. Marien*:	Grundriſs 102.
Kuttenberg,	Barbarakirche:	Grundriſſe 111.
Laach,	Kloſterkirche:	Oeſtliche Choranſicht 93, weſtliche Choranſicht 94, Grundriſs 132, Anſicht des Weſtchors, Längenſchnitt, Querſchnitt und Längenſchnitt durch den Weſtchor 133.
Landshut,	Heilige Geiſtkirche:	Grundriſs 36.
Laon,	Dom:	Querſchnitt und Längenſchnitt 52, Weſtanſicht 195.
Lilienfeld,	Kirche:	Grundriſs 72.
Limburg a. d. Haardt,	Kloſterkirche:	Querſchnitt und Längenſchnitt 11.
Limburg a. d. Lahn,	Dom:	Grundriſs 50, Querſchnitte und Längenſchnitt 51.
London,	Weſtminſter-Abtei:	Dachſtuhl 163 bis 165.
Lugau,	Dorfkirche:	Weſtanſicht 197.
Maaſtricht,	Liebfrauenkirche:	Schaubild 182.

Magdeburg,	Dom:	Querſchnitte 78 und 79, Grundriſs 80, Choranſicht 108, Chorgrundriſſe 109, Turmanſicht vom Kirchenſchiff aus Tafel bei 178.
	Marienkirche:	Querſchnitte vor und nach der Auswölbung 212, Längenſchnitt vor und nach der Auswölbung 213.
Mailand,	Dom:	Querſchnitt mit den Hilfslinien nach *Rivius* 218, Querſchnitt mit den Hilfslinien nach *Sternalocho* 219.
	Kirche *San Ambrogio:*	Weſtanſicht und Querſchnitte 174, Längenſchnitt 174, Grundriſs 175.
Mainz,	Dom:	Querſchnitt 18, Längenſchnitt 19, Grundriſs 20.
Manreſa,	Kirche:	Längenſchnitt und Querſchnitt 42, Grundriſs 43.
Marburg,	Eliſabethkirche:	Längenanſicht, Querſchnitt, Längenſchnitt und Grundriſs 24.
Maulbronn,	Kloſterkirche:	Dachſtuhl 156, Weſtanſicht ohne Vorhalle 166, Querſchnitt und Längenſchnitte 167.
Mödling,	Karner:	Grundriſs und Aufsenanſicht 62.
Monſerrat,	Kirche auf dem:	Grundriſs 43.
München,	Frauenkirche:	Querſchnitt 37.
Nesle	Kirche:	Turm 187.
Nürnberg,	Frauenkirche:	Grundriſs 37, Dachſtuhl 159 und 160, Weſtanſicht 181.
	Klarakirche:	Dachſtuhl 162.
Oppenheim,	Katharinenkirche:	Grundriſs 113.
Orbais,	Kirche:	Dachreiter 126.
Otterberg,	Kloſterkirche:	Weſtanſicht und Grundriſs 169.
Padua,	Kirche *San Antonio:*	Querſchnitt 150, Längenſchnitt 151, Grundriſs 152.
Paris,	Kirche *Notre-Dame:*	Nördliches Querſchiff Tafel bei 121, Weſtanſicht Tafel bei 194, Grundriſſe 194.
	Sainte-Chapelle im *Palais de juſtice:*	Querſchnitt und Längenanſicht 44, Längenſchnitt 45.
Pavia,	Kirche *San Micchele:*	Krypta 115, Seitenanſicht 117, Längenſchnitt 177, Weſtanſicht 178, Querſchnitt und Grundriſs 179.
Pirna,	Pfarrkirche:	Querſchnitt 53.
Piſa,	Dom:	Weſtanſicht 171, Grundriſs der Emporen 172, Grundriſs und Querſchnitt 173.
	Taufkirche:	Grundriſs und Querſchnitt 56.
Prag,	Altneuſchule:	Längenſchnitt 26.
	Dom:	Querſchnitt 84, Längenſchnitt 85, Grundriſs 86, Chorgrundriſs 112.
	Karlshofer Kirche:	Längenſchnitt 60, Grundriſs 61.
	Teinkirche:	Grundriſs 100.
Rheims,	Kathedrale:	Dachſtuhl 161, Weſtanſicht Tafel bei 197.
Roermond,	Liebfrauenkirche:	Schaubild 121.
Saintes-Maries,	Kirche:	Grundriſs 43.
Salzburg,	Franziskanerkirche:	Chorgrundriſs 110.
Schneeberg,	Pfarrkirche:	Grundriſs 53.
Schwäbiſch-Gmünd,	Johanniskirche:	Weſtanſicht 168.

Schwarzrheindorf,	Kloſterkirche:	Schaubild 123.
Schwaz,	Pfarrkirche:	Grundriſs 89.
Schwerin,	Dom:	Grundriſs 89.
Sedletz,	Karner:	Grundriſs und Weſtanſicht 63.
Segovia,	Kloſterkirche *El Parral:*	Grundriſs 49.
Silvacanne,	Kirche:	Querſchnitt 137.
Speier,	Dom:	Grundriſs 15, Querſchnitt 16, Längenſchnitt 17, Oſtanſicht Tafel bei 95.
Stendal,	Dom:	Grundriſs, Querſchnitt und Längenſchnitt 34, Choranſicht 104, nördliches Querſchiff 119.
	Marienkirche:	Choranſicht 104.
St. Gallen,	Kloſter:	Bauriſs aus dem Jahre 820 Tafel bei 65.
St.-Germain en Laye,	*Sainte-Chapelle* im Schloſs:	Längenanſicht, Querſchnitt und Längenſchnitt 46.
St.-Germer,	Kirche:	Grundriſs 45.
St. Marein,	Kirche:	Grundriſs 37.
St.-Michel d'Entraigues,	Kirche:	Grundriſs und Querſchnitt 58.
Straſsburg,	Münſter:	Weſtanſicht Tafel bei 198.
Tangermünde,	Stephanskirche:	Nördliches Querſchiff 120.
Thoronet,	Kloſterkirche:	Chorgrundriſs 100.
Toledo,	Kirche *San Juan de los Reyes:*	Grundriſs 49.
Toulouſe,	Dominikanerkirche:	Längenanſicht, Grundriſs und Längenſchnitt 38, Querſchnitt 39.
	Kirche *St.-Sernin:*	Grundriſs 83, Querſchnitt 139.
Tournus,	Kirche *St.-Philibert:*	Chorgrundriſs 106, Krypta 115, Querſchnitt 134, Längenſchnitt 135.
Trebitſch,	Benediktinerkirche:	Grundriſs 66, Längenſchnitte 67 und 68, Oſtanſicht und Grundriſs 98, Krypta 115.
Trier,	Liebfrauenkirche:	Grundriſs 59.
Troyes,	Kirche *St.-Urbain:*	Grundriſs 31.
Tulln,	Karner:	Grundriſs und Querſchnitt 62.
Ulm,	Münſter:	Alter Dachſtuhl 158 und 159, Grundriſs 190, Weſtanſicht vor der Wiederherſtellung Tafel bei 188.
Valladolid,	Kirche *San Pablo:*	Grundriſs 49.
Verona,	Kirche *Sta. Anaſtaſia:*	Grundriſs 72, Querſchnitt und Längenſchnitt 73.
Vétheuil,	Kirche:	Chor 99.
Vézelay,	Abteikirche:	Grundriſs 65.
Vignory,	Kirche:	Chorgrundriſs 105.
Wien,	Stephansdom:	Grundriſs 29, Querſchnitt 30, Dachſtuhl Tafel bei 160.
Wilsnack,	Wallfahrtskirche Heilig. Blut:	Querſchnitt und Längenſchnitt 35.
Wimpfen i. Th.,	Stiftskirche:	Grundriſs 75.
Worms,	Dom:	Grundriſs 21, Schaubild 183.
Würzburg,	Dom:	Grundriſs 77.
Zwettl,	Ciſtercienſerkirche:	Querſchnitt und Grundriſs 32, Chorgrundriſs 110, Nordſeite 118.
Zwickau,	Marienkirche:	Grundriſs 53.

FA1553.1 (2.iv.3)
Der kirchenbau.
Fine Arts Library
3 2044 034 070

JAN 28 1909
JAN 7 1911
DUE MAR -2 '35
JAN -9 6
Bryn Mawr
3/25/38
Princeton
11/30/42
APR 12 '57 H